This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Reiſebilder

aus

dem Morgenlande.

Von

Dr. Fr. Dieterici,

a. o. Profeſſor an der Univerſität zu Berlin.

Erſter Theil.

Egypten.

(Mit einer Kartenſkizze.)

Berlin, 1853.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

204 c. 68

35 .c 104

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Prinzen von Preußen

unterthänigst

gewidmet

von dem Verfasser.

Ew. Königliche Hoheit

haben mit Höchster Gnade jenen Verein der Gelehrten, der auch in weiteren Kreisen die Früchte wissenschaftlicher Forschung zu verbreiten sucht, stets beschützt. Die nachsichtsvolle Aufnahme, welche meine Vorlesungen bei Ew. Königlichen Hoheit und im wissenschaftlichen Vereine gefunden haben, hat mich ermuthigt, diese Schilderungen aus meiner Reise für weitere Kreise zu bearbeiten. Die Reihe von Nationen, welche in den Staaten des Ostens erstanden und vergangen sind, mahnen den denkenden Beobachter an die Vergänglichkeit menschlicher Kraft, doch erinnern sie zu gleicher Zeit an die gewaltige Macht der christlichen Liebe, welche trotz aller Ver-

folgung und Unterdrückung doch immer von Neuem erſteht, indem ſie das Leben und die Kraft der Völker bedingt.

Mögen Ew. Königliche Hoheit mit der Huld, die Höchſt Dieſelben mir in meinem ernſten Streben ſchon ſo oft bewieſen haben, dieſe Reiſebilder aus dem Morgenlande in Höchſt Ihren gnädigſten Schutz nehmen.

Der Verfaſſer.

Vorwort.

Der Reiſende, welcher es unternimmt, die Erſcheinungen zu ſchildern, die ihm auf langer Wanderung begegneten, muß den Leſer auf den Standpunkt zu ſtellen ſuchen, von welchem aus er das Ganze betrachtete. Die Auffaſſungen des Wanderers, ſowie die Stimmung ſeines Gemüthes ſind freilich zunächſt bedingt durch den Gang, den ſeine Entwickelung genommen hat, doch werden ſie beſonders beſtimmt durch die Lebenserfahrungen, welche er auf ſeiner Reiſe macht, und ein hervortretendes Ereigniß bedingt oft die Richtung ſeines Geiſtes.

Im Sommer des Jahres 1848, als die Seuche der Cholera eine wohlbereitete Stätte in den Ländern des Oſtens fand, weilte ich in Cairo. Die engen Straßen hallten wieder von dem Klagegeſchrei der Trauernden, und lange Reihen von Leichenzügen gingen die Straße zur Wüſte, um in dieſer weiten Grabesſchleppe die Opfer der Seuche

zu verhüllen. Dumpf tönte das Geheul der Derwiſche, die das Bekenntniß von Gott und dem Propheten vor den Bahren abſangen, und dazwiſchen erſchallte das widrige Geſchrill der gedungenen Klageweiber. Eine Gerechtigkeit durch äußeres Bekenntniß und äußeres Werk war der einzige Troſt der unglücklichen Verirrten.

In dieſer Zeit war ich elend und krank. Nach einem Anfall der Seuche ſchien ein ſchleichendes Fieber das Mark des Körpers zu verzehren. Matt und ſchlaflos lag ich auf dem Divan, während der ſtumpfe Diener, die Namen Gottes murmelnd, in der Ecke niederkauerte. In ſolchen Stunden las ich die letzten Reden Chriſti im Evangelium Johannis, und die Klänge des Troſtes erfüllten mit neuer Lebenskraft das Gemüth. Wie beſeligend iſt der Gedanke von der Vaterliebe Gottes und der Bruderliebe unter den Menſchen, jenem eitlen Formenweſen, jener lauten Klage, jener Knechtesfurcht gegenüber, die mich rings umgab!

Wie bei den Morgenſtrahlen die niederen und höheren Züge eines Gebirges je mit helleren oder dunkleren Farben aus dem Nebel hervortauchen, doch die Kuppe in reinem Glanz erſtrahlt, ſo erſcheinen vor uns die dunkleren und

helleren Ahnungen von der Gnade des Herrn die Jahrtauſende hindurch, bis durch Chriſtus im Glauben an Gottes Vaterliebe und an die Kindſchaft des Menſchen der Grund der wahren Bildung gelegt ward, welche alle Bewohner der Erde durch die Himmelskette der Bruderliebe vereinigen ſoll.

Nur wenn ein Volk von der Kraft jener Liebe durchdrungen iſt und es dieſen Kern ſowohl gegen den ſich überhebenden Verſtandeshochmuth, als auch gegen die nur auf eine Glaubensfaſſung pochende Engherzigkeit in ſeiner Reinheit und Erhabenheit zu bewahren ſucht, kann es wahrhaft gedeihen und den Zwieſpalt, den die verſchiedenen Geiſtesrichtungen in ihm hervorrufen, ausgleichen. Wo aber dieſes Streben fehlt, da brechen auseinander die Fugen der Staatengebäude, und im Parteihaß ſinken die Völker danieder; „wüßten ſie auch die Geheimniſſe alle und alle Erkenntniß, und hätten ſie allen Glauben, um Berge zu verſetzen, hätten aber keine Liebe, ſo ſind ſie Nichts“.

Dies iſt der Standpunkt, auf dem wir ſtehen, während die verſchiedenſten Geſtalten des Lebens in Egypten, der Wüſte, in den Felſenſtätten und in Paläſtina an uns vorüberziehen. Der Egypter, der Beduine, der Jude und der Chriſt werden

uns in ihrer Heimath und an den Quellpunkten ihrer geistigen Entwickelung erscheinen. Es wird unser Hauptstreben sein, alle Erscheinungen des Lebens auf ihre Quelle zurückzuführen und den Einfluß zu zeigen, den die Religion der Völker auf die Gestaltung ihres Lebens ausübte.

Auf den natürlichen Sohn Abrahams, Ismael, und auf den Sohn der Verheißung, Israel, führen die Religionen, die uns hier im Leben erscheinen, ihre Entstehung zurück. Die Entwickelungen der Jahrtausende werden ihre Spuren rings um uns einzeichnen. Der Sieg aber des geistigen Menschen über den fleischlichen ist begründet in dem Worte: „so ihr in meiner Liebe bleibet, seid ihr in Wahrheit meine Jünger".

Das vorliegende Buch enthält Eindrücke und Schilderungen, die ich meist an Ort und Stelle kurz niederschrieb. Ob sie etwas von der Frische und Lebendigkeit haben, mit der sie sich mir aufdrängten, muß dem Leser überlassen bleiben; ich wollte hier kein streng wissenschaftliches Werk geben, sondern soviel wie möglich einem Jeden die Lebenserscheinungen anderer Völker vorführen. Ich weiß wohl, daß von mancher Seite her mir das wird zum Vorwurf gemacht werden, da vielfach

der Satz gilt: es dürfe der nach Gelehrſamkeit Strebende nur für Gelehrte ſchreiben; doch trotz des mühevollen Ringens nach Erkenntniß, darf Keiner in der jetzigen Zeit ſich gegen die Welt abſchließen und da die Krone der ſemitiſchen Philologie die hebräiſche Dichtung iſt, wird man es mir nicht verargen, wenn ich an der Erhabenheit und der Wahrheit dieſer Schriften mit großer Liebe haſte. Sollten einige meiner Landsleute durch dieſes Buch in die Stätten hingeführt werden, von denen das Heil der Welt ausging, und manche ihrer Erinnerungen aus der heiligen Schrift ſich bei dieſen Schilderungen wieder beleben, ſo würde ich hierin die größeſte Belohnung meiner Mühe finden, und jene Vorwürfe gern ertragen.

Bei meinen Wanderungen durch Cairo war mir das Buch meines Freundes und wiſſenſchaftlichen Rathgebers Edw. Lane: „manners and customs of the modern Egyptians“ ein treuer Beiſtand. Dieſes gründliche und intereſſante Buch iſt durch die verdienſtvolle Ueberſetzung des Dr. Zenker dem deutſchen Publikum jetzt vorgelegt. Auf dem Nil waren mir Dr. Parthey's „Wanderungen durch das Nilthal“, Wilkinſon's modernEgypt and Thebes und Champollion's Briefe treue Begleiter und Be-

lehrer. Die großen Fortschritte, welche die egyptischen Studien besonders durch Hrn. Prof. Lepsius in neuer Zeit gemacht haben, waren zur Zeit meiner Reise noch nicht bekannt; ich mußte daher zu jenen älteren Quellen meine Zuflucht nehmen. Mancher Name wird jetzt anders gelesen, und manchem Zeitpunkte eine andere Stellung gegeben. Da aber diese Angaben noch nicht allgemein angenommen sind, wird man mir nicht verargen, wenn ich, der ich dem egyptischen Studium ferner stehe, in Einzelheiten oft die verschiedenen Meinungen von den Gelehrten anführe. So viel es anging, habe ich die neuesten Ergebnisse in Noten und unter den Berichtigungen beizubringen gesucht. Die historische Bearbeitung der Denkmäler Egyptens und Ethiopiens durch Prof. Lepsius wird wohl der gelehrten Welt einen großen Theil der Räthsel lösen, welche uns die Denkmäler Egyptens noch umhüllen, da die jüngst erschienenen Briefe dieses Gelehrten nur einzelne Punkte berühren.

Bei der Reise durch die Wüste und Palästina habe ich besonders in dem so genauen und gründlichen Werk von Robinson*) die beste Belehrung gefunden.

---

*) Palästina. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 von E. Robinson und E. Smith. Halle 1841.

Auch v. Prokeſch-Oſten's Reiſe in's heilige Land gewährt dem Reiſenden einen vortrefflichen Anhalt.

Den Beobachtungen von E. Robinſon treten jetzt T. Tobler's genaue Unterſuchungen an die Seite.

Reiſeſchilderungen für weitere Kreiſe ſind von den ſüdlichen Ländern des Orients nicht in der Vollendung gegeben, als für die nördlichen Gegenden. Fallmereyer's Fragmente aus dem Orient werden wohl durch die Verbindung der Wiſſenſchaftlichkeit mit eleganter Darſtellung ein ſteter Markſtein bleiben in dieſem Zweige der deutſchen Literatur. Die anmuthige, künſtleriſche Darſtellung Bodenſtedt's in Tauſend und ein Tag hat in unſerer Zeit mit dem ſanften Roſenhauch perſiſcher Dichtung gar Viele entzückt.

Dennoch verdienen Rüppell's treue und lebendige Reiſeberichte über Nubien und Egypten große Anerkennung. Ueber Egypten ſchrieb in geiſtreicher Weiſe der Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen, auch gab Hackländer ſeine Daguerreotypen. Schubert's Reiſe in das Morgenland hat durch ſeine liebliche, fromme Auffaſſungsweiſe Viele für das Morgenland intereſſirt, wie auch F. A. Strauß: Sinai und Golgatha ein großes Publikum ſelbſt außer Deutſchland gefunden hat. Wiewohl noch mehrere

Wandrer mit Darſtellungen von ihrer Pilgerfahrt das deutſche Publikum erfreut haben, auch das Kunſtwerk der Reiſe des Herzog Maximilian in Baiern den Kunſtliebenden vorliegt, ſo iſt doch Deutſchland im Intereſſe für die Länder der heiligen Schrift gegen England zurückgeblieben.

Auf meiner Reiſe durch die Wüſte und Paläſtina habe ich die Bibelüberſetzung von de Wette nebſt der hebräiſchen Urſchrift ſtets zur Hand gehabt.

Eine kleine Kartenſkizze, die freilich, da ſie früher zu einer Vorleſung beſtimmt war, auf Vollſtändigkeit nicht Anſpruch machen kann, wird dem Leſer doch als Wegweiſer dienen können.

Möge der gütige Leſer mich freundlich auf meinen Wanderungen begleiten, um in den bebauten und wüſten Stätten des Morgenlandes jene Spuren von der ſittlichen und geiſtigen Bildung zu verfolgen, die in dieſen Ländern ihre Stätte fand.

Berlin, im Januar 1853.

Der Verfaſſer.

Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Einleitung	1— 12
Reise durch das südliche Frankreich nach Marseille	12— 15
Seereise von Marseille über Malta nach Alexandria	15— 26
Alexandria	26— 39
Abukir	39— 41
Reise von Alexandria nach Cairo	41— 44
Cairo	44
Muski	44— 50
Die Esel	51— 52
Arabische Stadtviertel	53— 54
Besuch bei einem Scheich	54— 59
Lebensverhältnisse der Frauen der Egypter	59— 68
Basar	68— 72
Brautprozession	72— 81
Muhammed	81— 98
Mameluken. Mehemed Ali	98—124
Pilgerkarawane	125—133
Sommer in Cairo	133—134
Ibrahim Pascha. Truppen-Aushebung	134—142
Cholera in Cairo	142—152
Auszug der Pilgerkarawane	152—155
Gesetze. Gerichte	155—158
Abendunterhaltungen	158—169
Pyramiden bei Gizeh	169—178

Seite

Reiſe nach Ober-Egypten und Nubien 178
Einleitende Bemerkungen . . . . . 178—181
Das Boot und die Bootsgeſellſchaft . . . . . 181—186
Egyptens Land, Strom und Horizont . . . . 186—191
Jagd auf dem Nil . . . . . 191—195
Die Awalim . . . . . 195—200
Die Katarakten. Philae . . . . . 200—209
Nubien . . . . . 209—217
Die zweiten Katarakten . . . . . 217—218

Rückreiſe 218
Abu Simbel, Dirr, Dakke, Kalabſche . . . . 218—232
Eſſuan, Kum Ombo, Edfu . . . . . 232—240
Esneh. Sängerinnen . . . . . 240—249
Theben . . . . . 249—265
Luxor, Karnak . . . . . 265—283
Dendera, Abydos, Beni Haſſan, Sakkara . . . 283—291

Cairo 291
Abbas Paſcha . . . . . 291—294
Gartenwohnung . . . . . 294—297
Gebet des Muslim . . . . . 297—304
Orientaliſches Bad . . . . . 304—306
Schlangenbezauberer . . . . . 306—311
Arabiſche Lehrſtunde . . . . . 311—317
Moſchee . . . . . 317—326
Tanzende Derwiſche . . . . . 326—332
Die Sklaven . . . . . 332—335
Illumination in Cairo . . . . . 335—337
Schluß . . . . . 338—339

Druckverſehen.

Seite	7	Z.	11	v. u.	lies „Okaz“.
„	46	„	4	„	ſtreiche „wird“.
„	50	„	5	v. o.	lies „fataliſtiſch“.
„	89	„	8	„	„ „Ramadhan“.
„	91	„	1	„	„ „innigeres“,
„	112	„	9	v. u.	„ „Beamten“.
„	126	„	2	„	ſtreiche „den“.
„	171	„	4	„	lies „verſchieden“.
„	176	„	7	v. o.	„ „des“ für „den“.
„	198	„	5	v. u.	„ „in den Reif geſpannte“.
„	199	„	10	v. o.	„ „Tritt ein hier“.
„	207	„	9	„	„ „der Iſis“.
„	211	„	9	„	„ „friſtet der Nubier“.
„	235	„	8	v. u.	„ „der Athyr“.
„	236	„	6	v. o.	„ „Philometor“.
„	268	„	6	„	„ „von den neun aufeinander folgenden“.
„	269	„	15	„	„ „Amenophis“ für „Amemphis“.
„	273	„	4	v. u.	„ „Palmenthor“ für „Pylonenthor“.
„	276	„	10	v. o.	„ „dar“ für „da“.
„	285	„	18	„	„ „Typhonium“.
„	288	„	10	„	„ „Nefothph“ für „Nehothph“.
„	297	„	5	„	„ „hat“ für „had“.
„	301	„	5	„	„ „machten“.
„	303	„	1	„	„ „nichts vom kindlichen Vertrauen“.
„	315	„	15	„	„ „dem ſchütternden Bogen“.
„	316	„	18	„	„ „Beduinenmädchen“.
„	317	„	4	v. u.	„ „das Ende, der Gerichtstag“.
„	325	„	7	v. o.	„ „Huſein“.
„	329	„	8	v. u.	„ „der Urgrund“.
„	336	„	2	„	„ „Käfig“.

Nachtrag und Verbesserungen.

Seite 38 letzte Zeile: Ahmud es Sawari, die Säule der Pfeiler, erklären so die Führer, besser wäre Amûd es siwari, die Säule der Zinnen, gleichsam die Säule in dem Armgespange der Mauern.

" 197: Subeideh ward von der Tänzerin durch Sineh, Schmuck, erklärt. Diese Bedeutung kann eigentlich nicht gerechtfertigt werden. Jedoch kann Subdeh, ursprünglich die Crême, das Vortrefflichste, jetzt alles mögliche bedeuten und so mag der Sängerin die poetische Ausdeutung ihres Namens verziehen sein.

" 235: Die Triaden sind vom Prof. Lepsius bestritten; vgl. dessen ägyptische Götterkreise.

" 242: Safijjeh ist nach der heutigen Aussprache geschrieben, richtiger wäre Safijah.

" 260: In den vier auffliegenden Gänsen erscheinen uns die vier Todtengenien, welche S. 223 erwähnt sind.

" 278: Osireï wird jetzt als der funeräre Name des Pharao Seti I. (Sethos) angenommen.

" 288: Osortasen, 900 v. Chr., wird jetzt Sesurtesen gelesen, und ist ein Familienname von Königen der 12. Dynastie, ca. 2000 v. Chr.

Einleitung.

Es iſt das Streben der Geiſtesbildung, die Wege immer genauer zu erkennen, auf denen Gott die Menſchheit in ihrer Entwickelung geleitet hat. In dem ſo viele Jahrtauſende ſchon währenden Schauſpiel der Weltgeſchichte treten vor den Augen des Forſchers die verſchiedenſten Völker in den verſchiedenſten Charakteren und Rollen auf. Wer erkennt die Plane, welche dem Weltdrama zu Grunde liegen? Dieſe Gedanken drängen ſich dem Wanderer, der gen Oſten ſtrebt, mit Gewalt auf. Naht er ſich doch der Wiege des Menſchengeſchlechts, von deſſen Kindheit meiſt nur die Sage in dunkler Hülle Kenntniß giebt; naht er ſich doch der Heimath der älteſten Völker, deren glänzende Geſtalten aus dem Nebel der Vorzeit auf dem Hintergrunde der Geſchichte auftauchen. —

Werfen wir einen Blick auf die Länder des Oſtens! — An der Schwelle des Orients liegt Egypten, ein ſchönes, ſtets grünendes Gefilde zwiſchen den Wüſten Afrika's. Unter allen Welttheilen erſcheint Afrika am wenigſten begünſtigt, unabſehbare Wüſten bietet dieſer Welttheil und mahnt ſonſt jede Spanne Landes den denkenden und

fühlenden Menſchen zum Dank gegen Gott, ſo zwingt der Anblick dieſer Wüſten mit Entſetzen vor dem Zorn der ſonſt ſo gütigen Natur zurückzuſchaudern. Mit ſcheuem Tritt, ſcheint es, durchwanderte der Schöpfungsengel ſelbſt die weiten Oeden, die er geſchaffen und am Ende derſelben angelangt, weinte er an bisher noch unbekannter Stelle Thränen des Mitleids. Die Perlen ſeines ſeelenvollen Auges ſchufen Quellen labenden Waſſers, die ſeitdem unverkürzt hunderte von Meilen die Wellen des Seegens dem Meere zutrieben, um eine Furche ewig grünender Fluren durch die Wüſten Afrika's dahinzuziehen. Der Nil war der Vater älteſter Cultur und in einer Zeit, zu der die Geſchichte anderer Völker bei weitem nicht hinaufreicht, finden wir in Egypten ſchon einen wohlgeordneten Staat. Die Denkmäler egyptiſcher Kunſt zeigen noch heute den Glanz einer Größe, die den Jahrtauſenden trotzend, als ein unerreichtes Muſter daſtehn. Der forſchende Geiſt hat noch nicht ganz den Schleier gelüftet, welcher das Verſtändniß der geheimnißvollen, den Steinen eingegrabenen Schrift verhüllt; noch kennt man nicht genugſam die Produkte dieſer alten Geiſtesbildung, um daraus den Charakter und den Urſprung jener Bildner zu erkennen, die mit ſolcher Weisheit die Kunſt und Ordnung überwacht haben. Die geiſtreiche Anſicht von Bunſen und Lepſius, daß die alten Egypter noch vor der Trennung des ſemitiſchen und indogermaniſchen Stammes gelebt und daß ihre Sprache jene Spaltung noch nicht kenne, iſt noch nicht hinreichend erwieſen. —

Sicherer kann dagegen der Forſcher die Charaktere der Völker im vorderen Theile Aſiens unterſcheiden. Die

vergleichende Sprachwiſſenſchaft zeigt uns hier den gewaltigen Völkergürtel der Indogermanen, welcher ſich von Indien aus durch Perſien, Armenien oder durch Klein-Aſien hindurch nach Europa herüber erſtreckte und in dem claſſiſchen Griechenland das Mittelglied zwiſchen der aſiatiſchen und europäiſchen Bildung fand. Südlich von dieſem Völkergürtel finden wir in den Steppen und Wüſten Aſiens die Semiten, welche von der pfeilſchnellen Welle des Euphrat bis zum lieblichen Geſtade des Mittelmeeres, und von Klein-Aſien an ſüdlich ſich hinabziehn, bis wo die Woge die ſüdliche Sandlinie Arabiens begrenzt. —

Wie verſchieden iſt die Beſchaffenheit der beiden Landſtriche! Den Indogermanen ſind ſtromreiche fruchtbare Länder zugetheilt, den Semiten ſtromloſe Steppen oder unwirthliche Wüſten. Wie ungerecht ſcheint das Schickſal gegen die beiden Kinder, die der vordere Theil Aſiens in ſeinem Schooße barg! Den Einen, den Inder, bevorzugte das ungerechte Schickſal mit den lachenden Fluren Indiens und dem Gangesſtrom; den anderen ſtieß es ſtiefmütterlich hinaus in die öde Wüſte oder die einförmigen Steppen.

Vergleichen wir das Leben des Inders mit dem des Arabers, des mächtigſten Nachkommen Sem's! Das Leben des Inders floß ruhig dahin, in Kaſten feſt geſchloſſen, im Staate wohl geordnet, im unverkürzten Genuſſe der herrlichſten Gaben der Natur; unſtät und ohne Ruh durchwanderte dagegen der ſemitiſche Nomade die öde Heimath. Der Beſitz einer Quelle, ſeinen brennenden Durſt zu ſtillen, einige Datteln für ſeinen Hunger, einige Grashalme, das müde Vieh zu laben, ſind Güter, um die er gern ſein und ſeines Stammes Leben zum

Pfand einſetzt; unermüdet iſt ſein Kampf um dieſelben, ſelbſt wenn er die Tropfen Waſſers mit Strömen von Blut erkaufen ſollte. Die Segnungen geſetzlicher Ordnung, die Wohlthaten des Staates ſind den Nomadenſtämmen nicht vergönnt; nur die einzelnen Familien halten zuſammen und gehorchen nach freier Wahl dem ehrwürdigſten und klügſten. Kein feſtes Völkerband konnte Jahrtauſende hindurch die Wüſtenbewohner einen und die gräßliche rachevolle Blutfehde nagt vernichtend an den Lebenskeimen der Nomaden.

Die Entwickelung der Völker und die Früchte ihres geiſtigen Lebens hangen mit der Beſchaffenheit des Bodens und ihrer äußeren Exiſtenz genau zuſammen. Denn wie die Pflanzenwelt in ihren mannichfachen Formen den heimathlichen Boden und in der Pracht der Farben ihren Himmel verräth, ſo ſind auch die geiſtigen Produkte der Völker mit den Eindrücken ihrer Wohnſitze innig verwachſen. Das läßt ſich an den Dichtungen und dem Bau der Sprache bei den beiden Völkertypen, den Indogermanen und Semiten, genau durchführen.

Der durch das Schickſal ſo begünſtigte Inder hatte Zeit und Ruhe zu einem beſchaulichen Leben; er konnte ſeine Gedanken ruhig entwickeln und war ſein Gemüth erregt, ſo ſtellten ſich ſeinem Geiſte alle Folgen dieſer Erregung in klarem Lichte und beſtimmter Reihenfolge dar. Er ſchuf daher meiſtens die mehr objectiv erzählenden und darſtellenden Dichtungsarten, das Epos und das Drama. So iſt die Erzählung der ſich aufopfernden Liebe der Damajanti und die edle Haltung des Nâl, in jener uns mehr bekannten Epiſode des Mahâbhârata einem Stamme vergleich-

bar, der den einzelnen Schilderungen wie ſeinen Zweigen Kraft und Leben verleiht. Zart und lieblich, wie die ſchöne Blume des Lotos, die ſelbſt empfindlich iſt gegen den ſchwachen Strahl des Mondes, iſt der Charakter der ſinnigen indiſchen Dichtung. Ihr zur Seite wuchs ihrer würdig die liebliche Schweſter im Garten von Schiras, die Roſe der perſiſchen Dichtung. Ueber ihre Schönheit haben die Stürme keine Gewalt gehabt. Von ihr gilt Sadi's Ausſpruch: „wenn auch die Roſe des Gartens baldigſt vergeht, die Roſe der Dichtung ewig beſteht", denn den epiſchen Grundcharakter der perſiſchen Dichtung konnte ſelbſt die ſpätere Einwirkung des Islam nicht zerſtören. Wir finden ſomit bei den Indogermaniſchen Völkern in den ſtromreichen Ländern mit den wohlgeordneten Staaten die objective Geiſtesruhe, welche in der Darſtellung der ſich entwickelnden Erzählung ausprägt, wiewohl die älteſten heiligen Geſänge der Inder, die Veda, lyriſchen Charakters ſind.

Ein ganz anderes Bild gewährt dagegen die Poeſie des Wüſtenbewohners, des Arabers. Seinem unſtäten Leben war eine ruhige Gedankenentwickelung nicht vergönnt, denn ohne Raſt trieb er auf der Woge des Sandes einher, Tag für Tag mit ſeinem Schickſal ringend. Nur einzelne Momente konnte ſein unruhiges Gemüth der geiſtigen Anſchauung widmen. Einem Schiffer im Sturm gleicht er, drohend umwogt das Schickſal die zerbrechliche Barke ſeines Lebens, doch unerſchrocken hält er das Steuer und ſchaut ruhig in das drohende Verderben. Er traut ſich zu, die brandende Woge des Todes zu durchbrechen, doch gelingt es ihm nicht und überwältigt ihn

der Sturm, ſo ergiebt er ſich ohne Murren dem unabänderlichen Geſchick. Nur bisweilen bringt auf einige Augenblicke der heitere Strahl der Sonne durch die ſich düſter thürmenden Wolken. Doch ein Strahl genügt, ſein Gemüth zu entflammen, und ſo abgeriſſen und kurz die Erregung ſeines Gemüthes iſt, mit um ſo größerer Kraft und innigerer Gluth iſt ſie begabt. Der unheimliche Recke, der viele Tage hindurch unermüdet durch Wüſten einhertreibt; den weder die Schreckniſſe der Natur, noch die Speere der Feinde, noch das Brüllen wilder Thiere erſchütterte; der in unverſöhnlicher Rache nach dem Blute des Todfeindes ſein Leben hindurch lechzte; dieſer Araber pflegte in den Stunden der Raſt mit zarter Liebe die Schöpfungen der Dichtung. Der Sturm ſeines Lebens ſchwieg auf eine kurze Zeit und eine liebliche Harmonie ließ ſein Herz ſchwellen im Gedanken an die Freundſchaft, die Liebe und den Heldenmuth. —

Das unruhige Leben des Nomaden brachte daher nur kurze lyriſche Dichtungen hervor, doch iſt ſeine Dichtung ſeinem Leben entſprechend, gewaltig und ſtürmend. Iſt es ihm auch nicht vergönnt, ſeine Gedanken in ruhiger Erzählung darzuſtellen, zaubert doch ſein Gemüth in raſchem Wellenſchlag poetiſche Anſchauungen hervor, die er kunſtgerecht wie Perlen aneinanderreiht. Herrſcht in den Poeſieen des Inder mehr jene objective Ruhe des Geiſtes, ſo iſt in den ſemitiſchen Dichtungen die Subjectivität, das aufwallende Gefühl, die belebende Triebfeder. Die Dichtung des Arabers entwickelt ſich deßhalb nicht zu jener Vollendung; ſie wird nicht wie das indiſche Epos zu einem hohen Stamme mit voller Krone, ſondern nur einzelne Blümchen der Dichtung

entſprießen dem Boden der Wüſte. Reich aber iſt der Nomade an ſolchen kleinen Dichtergebilden, in ſeinen Kaſiden concentrirt er den geiſtigen Gehalt ſeines Lebens und nichts konnte das finſtere Haupt des Helden mehr zieren als der zarte Ruhm der Dichtkunſt. Begierig lauſchte der Stamm ſeinem Geſange; mit Stolz rühmte man ſich ſeiner den anderen Stämmen gegenüber; ſeiner Zunge vertraute man beim Zwiſt die Entſcheidung und ſiegte er im poetiſchen Wettſtreit, ſo wurden in Gold geſchrieben ſeine Geſänge an die heilige Kaba in Okadh gehängt. *) —

Ein Kind des Geiſtes iſt die Sprache, und dem Sprachforſcher tritt jene Charakter-Verſchiedenheit klar entgegen. Die ruhige Reflexion läßt ſich in den Stämmen und dem Bau der Sanskrita-Sprache verfolgen, die unſtäte Anſchauung belebt dagegen die Sprachſtämme und die Satzbildung der Semiten. —

So verſchieden aber auch das Leben, der Charakter, die Dichtung und die Sprachen dieſer beiden Völkerſtämme Vorderaſiens ſein mögen, ſo leitete doch ein hoher Plan der Vorſehung die Entwickelung beider. War es die

*) Es war eine alte Sitte bei den Arabern, daß auf den Märkten in Okadh nach den Geſchäften auch die Dichter in einem poetiſchen Wettſtreit mit einander rangen; die Gedichte, welche als die vollendetſten von allen anerkannt worden, wurden dann in Gold geſchrieben am Heiligthum, der Kaba, aufgehängt. — Es werden ſieben Gedichte als ſolche Muallakat, d. i. aufgehängte, bezeichnet. Der letzte dieſer Dichter, Lebid, heißt es, habe ſein gekröntes Gedicht ſelbſt heruntergenommen, als Muhammed ſeine Sure, „die Kuh", geoffenbart, damit nicht menſchliches mit dem göttlichen ſtreite. Vier von dieſen Gedichten haben inſofern auch einen politiſchen Charakter, als ſie zur Beilegung vieljährigen Streits geſchrieben wurden.

ruhige Haltung des indogermaniſchen Geiſtes, der mit der Begriffsentwickelung durch die Vermittelung von Hellas claſſiſcher Philoſophie, die Bildung des Geiſtes über die ganze Welt ergoß, ſo ward die lyriſche Gemüthsbewegung, die intenſive Gluth des Gefühls im Semiten geheiligt, um es zu einem Werkzeuge des göttlichen Erlöſungsplanes zu machen. — Dazu erwählte Gott das iſraelitiſche Volk, den Bruderſtamm des arabiſchen, der Sprache, dem Charakter und der Abſtammung nach.

Schon belebte der ſinnreiche Egypter in ſeinem wohlgeordneten, vom ſegensreichen Strom durchflutheten Lande mit dem Griffel der Ewigkeit die Denkmäler, die er geſchaffen; und ſchon erglänzten im äußerſten Oſten in dem vom Ganges genährten Indien die Lehren der Veda, als noch die dunkle Fluth der Vergeſſenheit die ſtromloſen Steppen und Wüſten Vorderaſiens bedeckte. Da durchbrach dieſes Dunkel ein Strahl im Namen Abraham und eine heilige Harmonie durchſchwebte die Grabesſtille in dem Gedanken von der Einheit Gottes. Die lyriſche Gemüthsbewegung ward ſeitdem im iſraelitiſchen Volke durch den Hinblick auf Javeh geheiligt und aus dem Glauben an ihn ergoſſen ſich die erwärmenden und erleuchtenden Reden und Dichtungen der Propheten und Pſalmiſten, um den Menſchen aus dem Treiben der Welt herauszureißen und zu Gott hinzuführen. Dem Abraham war verheißen, daß in ſeinem Glauben alle Völker ſollten geſegnet werden, denn als die Zeit erfüllet war, ſandte Gott ſeinen eingebornen Sohn. Im Chriſtenthum wurden beide Ströme der Bildung, die mächtige Gefühlserregung des Semiten und die geiſtige Entwickelung des Indoger-

manen vereinigt und geweiht. Der Gedanke von der erlösenden Gnade und der den Menschen in Christo erschienenen Liebe Gottes, ist der wesentliche Inhalt des Christenthums; er wurzelt in den tiefsten Tiefen des menschlichen Gemüths und erstrahlt auf den höchsten Höhen des menschlichen Geistes. Als ein goldener Kern liegt dieser Gedanke in dem Herzen eines jeden Menschen, aus ihm entwickelt sich die freie Demuth des Menschen zu Gott, aus ihm die überwältigende Kraft der innigen Bruderliebe. Hat auf der anderen Seite der Mensch alle Verstandeskräfte aufbietend die steilen Höhen des Geistes erklommen, erblickt er doch noch über sich in unendlicher Ferne das nah geglaubte Ziel. Er kann den Vater aller Wesen nicht schauen, wenn ihm nicht die Liebe ihre Schwingen leiht. Wohl hat es der Geist des Menschen versucht, verachtend die Kräfte des Gemüthes, mit kühnen Schwingen die Unendlichkeit zu erfliegen, um von unendlicher Höhe herab das Wesen der Welt zu erfassen; doch sein Auge hat sich stets getrübt und die Dädalusschwingen sind stets geschmolzen. Die Welt, die Schöpfung von Gottes Liebe, ein Meisterstück, das nur mit dem Geist des Meisters sich begreifen läßt, sank zum flachen Mechanismus herab, zu einer Schöpfung ohne einen Schöpfer. Das ist ein steter Beweis, daß, wo die Kraft des Gemüthes mit dem Streben des Geistes sich nicht vereint, die wahre Bildung nimmer gedeiht.

Das Gemüth und der Verstand sind der Wärme und der Kälte in der Luft zu vergleichen. Die stete Wärme ließe die Pflanzen zu üppig wuchern, sie würden wildes Gestrüpp, doch keine Früchte hervorbringen. Stete

Kälte würde das Keimen der Pflanzen verhindern. Wir leben in einer Zeit, in der die Kälte des Verſtandeshochmuths die Schöpfungen des Gemüthes, die innige Frömmigkeit, mit ſeinem kalten Hauche kränkt. Es hat andere Zeiten gegeben, in denen die Gluth des Gemüthes, die Kräfte des Verſtandes verachtend, zur myſtiſchen Schwärmerei ausartete. Doch wo der Geiſt der Liebe herrſcht, geht der Menſch frei zwiſchen den beiden Einſeitigkeiten den erhabenen Lebenspfad.

Das Ziel aller Bildung iſt die Geiſtesfreiheit, gegründet auf religiöſer Sittlichkeit. Dieſe Freiheit uns zu geben, war der ſtrahlende Zielpunkt der viele Jahrtauſende währenden Entwickelung im Alterthum.

Die Woge des Mittelmeeres wird an ſeiner öſtlichen Grenze von den Geſtaden Afrika's, Aſien's und Europa's in engem Raum umſchloſſen. Alle drei Erdtheile der alten Welt treten hier nahe zuſammen. Von jedem der drei Erdtheile wählte die Vorſehung ein Volk, um die Keime der ſpäteren europäiſchen Bildung in ſich zu entwickeln. Egypten, Paläſtina und Griechenland treten hier an den Geſtaden wie drei Geſchwiſter uns entgegen, die, wenn auch mit ganz verſchiedenem Charakter begabt, doch in ihrer Kindheit unter ſich bekannt und dann in natürlicher Kraft ſelbſtſtändig erblühend, von der Vorſehung auserſehen waren, ihrem Hauptplan zu dienen. Egypten bei weitem die älteſte unter den drei Geſchwiſtern vertrat zunächſt in der älteſten Vorzeit in einem geordneten Staat die Bildung gegen die Wuth der Barberei. Seegensreiche Ordnung erſcheint hier zuerſt erblüht und von weiſem Geſetz geſchützt. Wie merkwürdig iſt es, daß ſowohl

die griechiſchen Mythen nach dieſer Scholle als der Mutter der Cultur hinüberdeuten, als auch, daß die Stammväter Iſraels mit dieſem Volk verkehrten und Moſe in aller Weisheit Egyptens unterrichtet ward, bevor er ſeine Hirtenvölker durch ſittliche Geſetze und weiſe Anordnungen zur ſtaatlichen Entwickelung befähigte. Doch das Volk Egyptens gelangte nicht zu einer freieren Entwickelung; das ſtrenge Kaſtenweſen hemmte dieſelbe, und wie die Bilder egyptiſcher Kunſt ſteif und todt ſind, ſo fehlte es dem egyptiſchen Staat am regen Trieb zum Fortſchritt.

Das Volk von Hellas, die geiſtige Tochter der indiſchen Weiſen, doch ein Pflegekind Europa's, brach die Feſſeln. In freien Staaten gewährte es freie Entwickelung, ſeine Weisheit öffnete dem Geiſte freie Bahnen, ſeine Kunſt verlieh den Geſtalten geſchmeidige Form und Leben. — Doch wie lange war Hellas frei? Eigentlich nur ſo lange, als die perſiſche Macht es bedrohte. Hätte der weiſe und ſo begabte Grieche jenen Weisheitsſpruch „erkenne dich ſelbſt" wohl erfaßt, ſo hätte der Haß nicht das Leben der Bruderſtämme geknickt; man wäre nicht dem bunten Schmetterling nachgejagt und wäre nicht, anſtatt ihn zu erhaſchen, von der unter dem Roſenſtrauch des Ruhmes lauernden Natter geſtochen worden. Freiheit ohne wahre Religion und Sittlichkeit iſt eine abgeriſſene Blume, die verwelkt.

Doch Gott hatte beſchloſſen, rein und unverkürzt uns ſeine Gnadengabe, die ſittliche Freiheit, zu verleihen, aber der Menſch mußte erſt fähig werden, ſie zu empfangen. Hierzu erwählte Gott die Tochter Aſiens, Paläſtina. Iſrael von Gott geleitet, gezüchtigt und doch erhoben, war

nicht in Abgötterei verſunken. In ihm entwickelte die Gluth des ſemitiſchen Gemüthes die Keime wahrer Gottesverehrung. Die ſchreckende Donnerwolke von Gottes Allmacht, die im alten Teſtament den Menſchen düſter bedroht, erglänzte in den ſanften Strahlen einer neuen Geiſtesſonne, im Gedanken von Gottes ewiger Vaterliebe. Die ſelbſtiſchen Elemente in der ſubjectiven Gemüthserregung des Semiten ſollten in dieſen Gedanken gereinigt werden; die Liebe ſollte die Himmelsbrücke ſchlagen über die jähe Kluft, die das Gemüth von Gott noch trennte. Das neue Lebensprincip ſollte die Menſchenherzen durchdringen und die Volksunterſchiede überſpringend zum Gemeingut der Menſchen werden. Der brüllende Tiger ſittenloſer Willkür ſoll verſtummen vor dem Lamme chriſtlicher Sanftmuth. Hat der Menſch ſich würdig erwieſen der ſittlichen Freiheit, die ihm Gott verliehen? Die Geſchichte der chriſtlichen Entwickelung giebt wohl Beweiſe von der Macht eines in der Liebe gegründeten Glaubens, aber leider viel mehr Beweiſe von dem Worte der Schrift, daß, wer die Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht. —

Reiſe durch das ſüdliche Frankreich nach Marſeille.

Der Wanderer, welcher vom weſtlichen Europa aus ſeinen Fuß gen Südoſten richtet, um für einige Zeit Europa zu verlaſſen und im Orient zu verweilen, wird von einer gewiſſen Melancholie befallen. Es wird ihm ſchwer ſeine treue Mutter, Europa, zu verlaſſen, die ihn in ihrem Schooß getragen, die ihn an ihrem Buſen genährt, die ihn in ihrem Geiſte und ihrer Sitte auferzogen hat. Je näher die Trennungsſtunde tritt, deſto ſchöner erſcheint ihm ſeine Mutter Europa, deſto mehr bangt ihm vor der düſteren ſtumpfen Afrika und ſcheu blickt er hin nach der zwar ſchönen doch anders geſtalteten Aſia. Ein ſolches Gefühl beſchlich mich als ich von Lyon aus die Rhone hinabfuhr. Hier und da ſtehn noch die ehrwürdigen Ruinen der alten Römerſtädte, ja die Wogen der Rhone tragen trotz ihres toſenden Unmuths noch heute geduldig die Joche, mit denen die kühne Hand des Römers ſie vor mehr denn anderthalb Jahrtauſend überbrückte. Immer mehr, je weiter man ſüdlich kommt, tritt die Kraft, mit der der Römer den Uebermuth des Galliers bezähmte, uns vor Augen. In Nismes und Arles ſieht man noch die großen Theater, in denen nach Brauch des

wilden Heidenthums der Menſch mit kühner Hand und großer Gewandtheit den wilden Thieren den Kampf anzubieten wagte, um durch raſchen Sieg oder entſchloſſenen Tod die blutgierigen Zuſchauer zu ergötzen. Ein blutiges Schauſpiel, das fürwahr wenig zuſammenſtimmt, mit dem friedlichen Charakter der lieblichen Rhoneebene. In Nismes ſteht noch das alte Römerbad in ſeiner Jugendfriſche und tränkt noch heute die Bewohner der alten Römerſtadt. Doch das ſchönſte Denkmal der römiſchen Kunſt iſt die Waſſerleitung Puit du Grand $2\frac{1}{2}$ Meile von Nismes. Auf doppelten ſchlanken Bogen hebt ſich dieſe Waſſerleitung wohl 150′ hoch über den Waſſerſpiegel und verbindet die beiden Gebirgsrücken zwiſchen denen der Strom Grand ſeine Wellen hindurchzieht. Der Anblick jener Bogen, die ſchlankgefügt den Stürmen ſo vieler Jahrhunderte getrotzt, läßt uns Roms Weltmacht in dieſem Denkmal anſtaunen. Stehn wir oben, ſehn wir in jäher Tiefe die weißlich ſchäumende Woge und ſchaun wir hinüber gen Oſten beherrſcht der Blick eine weite Ausſicht. Kleinere Hügel ſind mit dem dunklen Grün der Zwergeichen bedeckt, wovon die hellen Saatfelder und Wieſen ſich abgrenzen, und dazwiſchen ſchlängelt der helle Strom ſich hindurch.

Die Gegend verſetzt uns lebhaft in die Scenen des galliſchen Krieges. Die Erinnerungen, welche unſerem Geiſte aus Cäſars Commentaren ſich eingeprägt haben, treten uns mächtig vor die Augen. Faſt möchten wir glauben die wilden Schaaren der Naturvölker aus dem dunklen Gebüſch hervorbrechen zu ſehn, doch ihr wüthender Schwarm brach ſich an den feſtgeſchloſſenen Reihen römiſcher Veteranen. Wohl

denkt der Deutſche dann mit Stolz jener Schlacht im Teutoburger Walde, als die Woge der römiſchen Heere an der Kraft von Germaniens Kindern ſcheiterte; wohl erſcheint ihm da jener Tag als ein Vorzeichen deutſcher Größe und Macht.

Von Nismes wandten wir uns dem Meere zu. Nach der Reiſe von einem Tage ſahen wir im Golfe die Dächer von Marſeille aus dem dunklen Laub der Kaſtanien und Cypreſſen rings vom Meer umſpült vor uns auftauchen. Schon in älteſter Vorzeit war der Golf von Marſilia von den Flaggen und Wimpeln aller handeltreibenden Völker bevölkert. Von einer Kolonie von Phocenſern gegründet war Marſilia lange die Vorkämpferin der Bildung gegen die ſie umgebenden rohen Gallierſtämme. Marſilia beſtand als eine Handelsrepublik bis es von Cäſar der Provinz Gallien einverleibt wurde. Der untere Theil der Stadt liegt rings um den Hafen der damals im November 1847 ganz von Schiffen aller Nationen gefüllt war. Ein Flaggen aller Farben verkündete den Triumph des menſchlichen Geiſtes, durch den der Menſch kühn und ſtark das weite Meer furchtlos durchpflügt.

Seereiſe von Marſeille über Malta nach Alexandria.

Im November 1847 vertraute ich mich einem franzöſiſchen Dampfſchiffe an und ſagte ſomit den Geſtaden Europas mit dankbarer Wehmuth aber freudiger Hoffnung Lebewohl. Lange zog das Schiff nicht fern vom Geſtade entlang. Wir ſahen von fern Toulon, den feſten Kriegs-

hafen der franzöſiſchen Flotte und wandten uns dann gen Süden. Bald ſchweifte der Blick über die weite Fläche bis wo der blaue Horizont ſich mit dem klaren Meeresſpiegel zu vereinen ſchien. Am folgenden Tage eilte das Schiff an den Geſtaden Sardiniens vorüber und bog dann um die Spitze Siciliens, um an deſſen Küſte entlang zu fahren. Wie in einem Panorama zeichneten ſich in den grünenden Ufern die weißlichen Städte ab, an denen vorüber die Schiffe unter verſchiednen Flaggen den feuchten Pfad durchglitten. Am Morgen des dritten Tages ruhte unſer Blick auf einem ſchwarzen Punct, der aus dem glatten Meeresſpiegel hervortauchte und in kurzer Zeit erhob ſich vor uns jene Tochter des Meeres, die gewappnete Schöne der See, Malta.

Es war dies Eiland ſtets von der größeſten Wichtigkeit bei dem Streben aller ſeefahrenden Nationen das Mittelmeer zu beherrſchen. Vier Jahrhunderte vor Chriſto hatten die Karthager dies Eiland beſetzt, bis es 216 den Römern anheimfiel. Im Mittelalter verſuchten die Araber auf dieſer Inſel feſten Fuß zu faſſen, 818—1090, und die Sprache der Eingebornen iſt noch heute ein verdorbenes Arabiſch. Beſonders wichtig wird Malta in der Geſchichte, als es 1530 vom Kaiſer Karl V. dem Johanniterorden geſchenkt war. Wie ein Tiger liegt die Feſte Valetta dort im Meere, ihr Hafen iſt gleichſam mit dem gebognen Schweif umgeben und die feſten Zinnen ſind die Zähne des gefährlichen Raubthiers. Zwiſchen den Felſen liegen noch andere Buchten einer ausgeſtreckten Kralle vergleichbar. Noch heute durchwandert man dort ſtaunenden Auges die große Rüſtkammer, in der noch durch Jahrhunderte hindurch

aus den Rüſtungen uns der Geiſt der Heroen anweht. Noch heute erhebt ſich unſer Geiſt beim Anblick der ſchönen Kirche, in der die Helden des Weſtens ihr Herz gegen die Stürme des Oſtens ſtählten. Die Johanniter bewieſen ſich des Geſchenkes vom Kaiſer würdig. Als im 16. Jahrhundert der ſtolze Suleiman die kräftige Jugend der Saracenen zuſammengeſchaart und ſie mit der Feuerswuth des Islams entflammt hatte, um den chriſtlichen Weſten mit dem eiſernen Joch des Islams zu knechten, ſandte er die große Schaar ſeiner Schiffe gegen Malta. Alle Provinzen des Sultans vereinigten damit die auserleſenſten ihrer Galeeren, um auf der Inſel des Kreuzes mit lachendem Hohn den Halbmond aufzuziehen. Der Kapudan Paſcha Piale hatte den Oberbefehl über die Flotte, der 75 Jahr alte Muſtafa Paſcha den über die Landtruppen. Eiferſüchtig auf Torguds Ruhm, der mit den Beſten ſeiner Galeeren von Egypten nahte, begann Muſtafa Paſcha ſogleich die Belagerung des Forts St. Elmo. Als Torgud kam, mißbilligte er zwar dies Unternehmen; doch da es einmal begonnen, war es dem Stolz des Saracenen zuwider, es aufzugeben. Wie ein ſchlummernder Leu lag der greiſe Streiter Valetta. Der Fall St. Elmos, wo 1300 ſeiner Mannen nach einem verzweifelten Kampf unter den gräßlichſten Qualen verbluteten, konnte ihn nicht rühren. Als Muſtafa Paſcha durch einen ſiebzigjährigen Chriſtenſclaven, der 13 Jahr an den Galeeren war angeſchmiedet geweſen, Valetta zur Uebergabe aufforderte, zeigte der greiſe Streiter die tiefen Gräben und die Bollwerke; dieſe werde er abtreten, erwiderte er, um ſie mit den Leichen der Janitſchaaren zu füllen.

St. Angelo und St. Michael, die beiden auf hervorragenden Erdzungen gegründeten Feſten, waren mit einer Kette geſperrt. Erſt als auf Muſtapha's Befehl der Renegat Candeliſſa und Torguds Eidam die Kette ſprengen wollten, entbrannte der fürchterliche Kampf. Die Blüthe ſaraceniſcher und chriſtlicher Helden ſtürmte hier auf einander. Nach einem zehnfachen Angriff, wobei das Meer ſich mit Leichen füllte, und die Tapferkeit der Ritter ſich mit unſterblichen Ruhm krönte, mußte Muſtafa Paſcha mit beſchämten Wimpeln zur Heimath kehren. Er beklagte den Tod von 20000 tapferen Streitern, und Torgud ſelbſt war gefallen. Der Verluſt der Ritter betrug 5000.*) Da ſann Suleiman auf Rache; von Neuem baute er Flotten und ſchmiedete von Neuem Sclaven feſt; von Neuem ſammelte er Galeeren; doch war Valetta wachſam gegen die neue Gefahr und ließ durch Griechen das große Arſenal anzünden, in dem die Galeeren gebaut wurden. — Damals ſchützte der Heldenmuth der Johanniter und die Tapferkeit der Ungarn Europa vor dem Lavaſtrom ſaraceniſcher Eroberungswuth. —

Bonaparte nahm 1798 auf ſeinem Zuge nach Egypten Malta durch Verrath. Er glaubte dieſe Meeresfeſte für Frankreich geſichert und ſoll dem Gouverneur geäußert haben, wenn Feinde kämen, ſolle er nur den Hafen zuſchließen, und ſich die Schlüſſel in die Taſche ſtecken. Doch kaum drei Jahre ſpäter flaggten rings um Malta die ſtolzen Wimpel der engliſchen Flotte, und von Hunger gepeinigt, mußten die Franzoſen vor den Engländern die

*) v. Hammer: Geſchichte des osmaniſchen Reichs. 1834. II, 304, 5.

Flagge ſenken. Nachdem dann 1814 die franzöſiſche Politik es vergebens verſucht hatte, Malta als neutrales Eiland zu erhalten, hat England die feſten Anker ſeiner Herrſchaft im mittelländiſchen Meer auf drei Felſenſäulen geworfen. Auf Gibraltar, Malta und Korfu flaggen jetzt die brittiſchen Farben, und ihnen ſcheint die brauſende Woge unterthan. —

Von Malta aus wendet ſich das Schiff gen S.W., um mit raſtloſen Schaufeln das Mittelmeer quer zu durchſchneiden. Möge es mir hier geſtattet ſein, um die Einförmigkeit einer Seereiſe zu beleben, den gütigen Leſer mit meiner Bootsgeſellſchaft ein wenig bekannt zu machen. An unſrem Tiſch waren Engländer, Franzoſen, Italiener, auch Deutſche. Alle wetteiferten in freundlicher Zuvorkommenheit; doch blickte bei allen der Nationalſtolz ein wenig durch. Beſonders war der Franzos in ſeinem Benehmen gegen den Engländer etwas ſpitz, bekrittelte deſſen ernſte Haltung, ſpaßte auch über deſſen Vornehmheit, wogegen an der ernſten, gemeſſenen Haltung des Engländers dieſe Pfeile der Kritik ſtumpf abprallten. Die Franzoſen fühlten ſich durch das ernſte, vornehme Benehmen der Engländer doch immer mehr gereizt, und einer derſelben brachte ſogar einſt beim Nachtiſch Napoleons Urtheil über die Engländer vor, der ausgeſprochen habe, die Engländer ſeien alle Krämer (shopkeepers). Mit Ruhe erwiderte darauf ein engliſcher Herr, Napoleon ſei in ſeiner Wuth gegen England zu weit gegangen; Krämer ſeien die Engländer zwar nicht, wohl aber Kaufleute (merchants). Das werde auch England nicht verkennen, daß der Handel daſſelbe zum Herrn auf Land und See gemacht. Er ſei

weit entfernt, den Vater von Englands Wohl und Englands Macht zu verleugnen. Wir mischten uns sogleich in das Gespräch und suchten durch beruhigenden Zuspruch den einmal begonnenen Zwiespalt beizulegen, was uns bei der Bildung beider Theile wohl gelang. Als wir darauf zum Kaffee auf das Deck stiegen, begannen einige von uns mit dem sehr fein gebildeten, englischen Kaufmann ein Gespräch, und wir ließen an unserem Geiste die Gestalten der handeltreibenden und schiffahrenden Nationen vorüber gleiten, deren Kiele die welthistorische Woge des Mittelmeeres durchglitten hatten. Mit den Ruderkähnen des schlauen Odysseus begannen unsere Betrachtungen, dessen von unsterblicher Dichtkunst besungenen Geschicke hier auf diesen Gewässern der Mythe nach stattfanden. Dann folgten die Schiffe der Phönizier, die, von regem Handelsgeist getrieben, schon im höchsten Alterthum die Küsten mit gebildeten Colonieen bevölkerten. Der Mutter würdig herrschte dann die Tochter der Phönizier, Carthago, über diese Gewässer, bis vor den Römern sie ihre Flaggen senken mußte. Auch konnten wir nicht umhin, noch einmal gen Norden zu blicken, wo die Gestalten der athenienſischen Schiffe uns in der Erinnerung hervortauchten; denn dort an der Spitze Siciliens war der Wendepunkt des Glückes jener Stadt der Athene, und hier in diesen Fluthen traf im peloponesischen Kriege die düstre Macht des Unglücks wie ein Blitzstrahl den blühenden Stamm von Athen's Glück und Bildung.

Im Mittelalter ließ der Handel in der Hand der italienischen Staaten die Flotten hin- und herfahren; auch die Galeeren der Araber machten sich hier geltend, bis

unter allen Venedig, die Meeresbraut, die meiſten Schätze an ſich riß. Wir blieben endlich bei den Engländern, den Beherrſchern des Mittelmeeres ſtehen. Zuletzt verſuchte ich einen Scherz und ſagte, alle menſchliche Macht ſei wandelbar; ob England denn nicht auch einmal von der Bühne abtreten wollte, um andern Völkern ſeine Rolle zu überlaſſen. Der Engländer ging auf meinen Scherz ein und nahm ihn für Ernſt. Auch er habe ſchon daran gedacht, und die nächſte Ausſicht dazu hätte wohl Nordamerika, die Tochter Englands, deſſen ſternumkränzter Adler ſich ſtets mit größerer Macht erhebe. Denn in England ſei das Fabrikweſen zu ſehr vorgeſchritten, die Agricultur zurückgeblieben. England könne ſeine Bewohner kaum ernähren, und nur das Land, in dem beide Zweige der Arbeit gleich entwickelt wären, könne ſich eines dauernden Glückes erfreuen. Schon jetzt gelänge es nur dem regſten Eifer in der Induſtrie das Land auf ſeiner Höhe zu erhalten.

Da dachte ich, das Volk der Zukunft ſind wir; bei uns ſteht Ackerbau und Induſtrie in beſſerem Verhältniß; wir können die Arbeiter billiger ernähren; wir haben Ströme und Eiſenbahnen; wir haben Meeresküſte. Ich fragte daher den engliſchen Herrn, ob er uns nicht einmal Englands Herrſcherrolle überlaſſen wollte. Doch er ſah mich mitleidig an und ſagte: „Niemals! Ihr ſeid nur Theoretiker und habt keine Kaufleute!“ Lächelnd ſetzte er hinzu: „Eure Kaufleute werden alle ſeekrank!“ Ich fühlte mich beleidigt; doch erwiderte er begütigend, er achte hoch die Tapferkeit und Bildung Norddeutſchlands; aber die Kaufleute hätten keinen Unternehmungsgeiſt. Da liegt vor

uns der Orient mit seinen Schätzen! Was nehmen sie daraus? — Keinen Schilling!*)

Ein andrer Theil unsrer Reisegesellschaft war dagegen weniger belehrend. Zwei Mönche in ihren Kutten und Sandalen mit einem Strick um den Mittelleib gewährten zunächst ein sehr ehrbares Ansehn; doch währte ihre Würde nur bis zum ersten Mittagstisch; denn die frommen Brüder aßen und tranken in so vollen Zügen, [das Diner mit Zubehör ist nämlich für einen bestimmten Preis**)], daß man nicht genug ihren Appetit und ihren Durst bewundern konnte; dabei wurden sie so heiter und vergnügt, daß der Abstand zwischen der ehrbaren Mönchstracht und ihrem Leben uns sehr erstaunte. Das währte bis die Zeit zum Abendgebet herankam; dann nahmen die Paters ihr Brevier und gingen ehrbar auf und nieder, die lateinischen Gebete vor sich hin murmelnd. Der ehrbare Gang wurde ihnen sehr schwer, und zweifelsohne ward es ihnen eben so schwer, sich die Zeilen des Buches entlang zu finden, wie es ihnen schwer war, die graden Dielen des Deckes entlang zu gehn. — Auf der anderen

*) In der neueren Zeit ist freilich der deutsche Handel nach dem Orient meist durch die Thätigkeit der Consuln um Vieles belebter geworden. Herr von Pentz und Herr Reuter in Egypten sowie Hr. Spiegelthal in Smyrna haben eine große Thätigkeit entwickelt. Der Engländer Urtheil ist daher viel zu scharf. Dennoch kommen wir mit unsrem Handel in der Levante mehr zum Nachtisch als zur Mahlzeit.

**) Die Verpflegungskosten sind auf dem Dampfschiff 6 Fr. für die erste Kajüte und 4 Fr. für die zweite. Die Ueberfahrt kostet in der ersten Kajüte 488 Fr., in der zweiten 280. Auf französischen Schiffen kann man sehr gut auf der zweiten Klasse fahren, da es noch eine dritte für die Diener giebt.

Seite des Tiſches ſaßen drei junge Egypter, welche lange Zeit, ihrer Studien wegen, in Paris verweilt hatten, und die nun in ihre Heimath zurückkehren wollten. Ihr lärmendes und lautes Weſen, wie ihre etwas ſchmutzige Toilette bewies, daß die franzöſiſche Civiliſation ſich noch nicht einmal bis auf die Außenſeite erſtreckt hatte. Der Eine von ihnen hatte ſich in Paris mit der Bereitung des Pulvers, der Zweite mit der der Seife, der Dritte mit der der Pomade auf des Paſcha Befehl beſchäftigen ſollen. Für Krieg und Frieden, für die tapferen Streiter, wie für die zarte, weibliche Schönheit hatte Mehemed Ali durch ihre Ausbildung geſorgt. Von ihnen war der Jüngling der Pomade noch der feinſte, wie das ſich ja auch von ſelbſt verſtand. Alle drei waren, obwohl noch ganz junge Leute, doch ſchon vor dem Antritt ihrer Bildungsreiſe verheirathet geweſen und ſehnten ſich, in die Arme ihrer Gattinnen zurückzukehren.

Mit ihnen verkehrte oft eine junge Dame auf dem Verdecke und unterhielt ſich oft ſehr angelegentlich mit denſelben. Mehrere Verſuche, die wir anſtellten, den Beruf und den Reiſezweck derſelben zu erforſchen, waren durch das geheimnißvolle Dunkel, in welches ſich die Antwortende hüllte, vereitelt, bis ich endlich auf eine eigene Art ihre genauere Bekanntſchaft machte. Ein älterer, engliſcher Herr unterhielt ſich einſt mit mir in franzöſiſcher Sprache über den Zweck meiner Reiſe. Ich erwiderte ihm, daß ich als Privatdocent der orientaliſchen Sprachen in Berlin dieſe Reiſe zu meiner Ausbildung unternommen hätte. Da nun der Herr den Kunſtausdruck „Privatdocent" nicht verſtand, erklärte ich ihm denſelben durch „Profeſſor". Nun

höre ich plötzlich hinter mir eine Damenſtimme, die mir auf franzöſiſch ſagt: „Sie ſind Profeſſor, ach ſo ſind wir ja Collegen!“ Erſtaunt wende ich mich um und ſehe dieſe junge Franzöſin von etwa 24 Jahren. Ich erwiderte natürlich, daß es mir ſehr angenehm ſei, unter dem ſchönen Geſchlecht eine ſo anmuthige Collegin zu finden, doch möchte man mir die Frage verzeihen, welche Wiſſenſchaft eine ſo intereſſante Vertreterin hätte, worauf mir die junge Dame ganz ungenirt erwiderte: „Je suis professeur d'accouchement au Caire.“ Dieſe Dame war nämlich, um dieſe edle Kunſt den egyptiſchen Frauen zu lehren, von Paris an die mediciniſche Hochſchule in Cairo berufen worden, auf 4 Jahr mit einem Jahrgehalte von 6000 Franken. Im Fall, daß ſie 4 Jahr aushielte, war ihr noch ein Geſchenk von 6000 Franken verheißen. Dazu hat ſie in Cairo viel Gelegenheit zur Praxis, ſo daß ſie wohl Ausſicht hatte, ſich in Cairo ein Vermögen zu erwerben. Uebrigens war es eine Dame, die, wie ich ſpäter erfuhr, ſich mit ſehr viel Takt und Anſtand in ihrer intricaten Stellung bewegte, ſo daß ſie nicht nur den Titel „sage femme“, ſondern auch „femme sage“ verdiente.

Neben dieſer feinen Geſellſchaft fand man natürlich auf den ſchwimmenden Brettern auch gewöhnlichere Leute. Von Malta aus waren wir mit der Gegenwart eines ſchmutzigen Türken beehrt, der ſich mit ſeinen beiden Weibern auf dem vorderen Theil des Deckes zwiſchen zwei Waſſertonnen niedergelaſſen hatte. Seine beiden Frauen, die nur mit ſchmutzigen, röthlichen Röcken bekleidet waren, hatten zwar nach den ſtrengen Regeln ihrer Religion das Geſicht

mit zwei Stück Mouſſelin von oben und unten her regelrecht verhüllt; dennoch hielt ihr Mann ſelbſt in ſchmutziger weißlicher Kleidung, ausgetretenen Schuhen und ganz verblichenem Fez, der im Sturm der Zeiten ſchon die blaue Troddel verloren hatte, vor ihrer Unſchuld Wache, indem er ſich vor ihnen mit untergeſchlagenen Beinen niederſetzte oder mit einer ewig dampfenden, alten Pfeife auf und nieder patrouillirte. Der gute Mann that durchaus nichts als rauchen und ſeine Weiber bewachen, die, wie wir bei Gelegenheit bemerken konnten, ganz alt und häßlich waren. Noch widerlicher durch eine Seekrankheit, die ſie befiel, hatten ſie an ihrer Häßlichkeit reichlichen Schutz; man bog ſogar abſichtlich, wenn man auf dem Deck entlang ging, vor ihnen aus; denn Schmutz, Faulheit, Aberglauben, geiſtige Stumpfheit konnte man beim Erſcheinen dieſes Doppel-Ehepaars überall bemerken, ſobald man es nur anſchaute. — Dieſer bunten Paſſagiergeſellſchaft gegenüber, war das Benehmen der Offiziere und des Capitains in gemeſſener Würde, während die Matroſen in ihrer Weiſe überall lärmten, ſich zeckten und zankten. Schon der Anblick dieſer Matroſen bewies deutlich, daß die Franzoſen kein recht ſeefahrendes Volk ſind, da auf den engliſchen Schiffen bei den Matroſen die gemeſſenſte Ruhe und überall der unbedingteſte Gehorſam ſich zeigt.

Nachdem das Schiff von Malta aus das Mittelmeer durchkreuzt hatte, fuhr es an der afrikaniſchen Küſte entlang, die, einſt dicht bevölkert, ein Sitz der blühendſten Cultur, jetzt der unwirthliche Aufenthalt wilder Beduinen iſt. Allmählig bevölkerten ſich die Fluthen, und hin und wieder zogen Schiffe verſchiedener Nationen an uns vorüber.

Immer geſpannter ward die Aufmerkſamkeit; immer näher rückten wir dem Ziele unſerer Wünſche, und nur ungern folgten wir dem Rufe des Wärters zu Tiſche; da raſſelte plötzlich der Anker; wir lagen vor Alexandria am Ende des ſiebenten Tages unſrer Reiſe.

Alexandria.

Weilt man an einem Abend vor Alexandria, wird man ſich bewußt, daß man vor den Pforten des Orients liegt, der uns mit neuer Pracht unter einem neuen Himmelszelt zu empfangen ſcheint.

Das klare und von einigen Silberwölkchen geſchmückte Himmelsblau dunkelt, je mehr ſich die Sonne gen Weſten neigt. Die Sonne umſäumt mit Purpurgold das feine Silber der Wolken, bis endlich der prächtige Himmelswanderer ſich in ſeinen glühenden Purpurmantel hüllt und ein ſtrahlendes Feuermeer den dunklen Horizont emporflammt. Bei ſolcher Beleuchtung liegt vor uns die wunderbare Stadt in jenem wunderbaren Land. Als Griechenlands Macht ſchon längſt war geſchwunden, da erhob ſich noch einmal, wie ein blendend Meteor, der Held der rauhen Macedonier. Nachdem er Griechenlands Helden zuſammengeſchaart, durcheilte er mit unbeſiegbaren Waffen, ungehemmten Schrittes, Aſiens weite Länder. Es galt, die alte Schmach zu ſühnen und den alten Uebermuth der Perſer zu zügeln. Das Heer des Darius treibt er, wie der Wind die Staubwolken, vor ſich her und wendet ſich dann, von Stolz geſtachelt, ſich einen Götterſohn zu heißen, nach Egypten. Hier an dieſer Stelle

hemmte er ſeinen ſonſt nie raſtenden Fuß und von der ſchönen Lage des Geſtades, hier am Meer, nahe der Kanobiſchen Nilmündung und am mareotiſchen See betroffen, gebietet er ſeinem Architekt Dinokrates, ein Alexandria zu bauen. Die neue Stadt ſollte den Kranz vom Haupte der ſtolzen Meeresbraut Tyrus reißen, die, auf Felſen am Meer gegründet, der See gebot und die Schätze der Welt durch Handel ſich zinsbar machte. Der großartige Künſtler ſticht einen weiten Umfang ab, in Form eines macedoniſchen Mantels, und durchſchneidet die Fläche durch zwei große Straßen, die eine vom Meer nach dem mareotiſchen See, die andere durchzog die ganze Breite der Stadt. Alexander ſelbſt legte den Grund. Ihres Gründers würdig erhob ſich die Stadt mit Schnelle, und als Alexander vom Tempel des Jupiter Ammon als Götterſohn zurückkehrte, findet er die Stadt erbaut und ſchon bevölkert.

Schnell hatte ſich die Macht Alexanders erhoben; doch eben ſo raſch ſank ſie dahin, und von der Himmelshöhe, in die er ſich geträumt, riß ihn wenige Jahre ſpäter die Erde in ihren dunklen Schooß. Sein ſo ſchnell gegründetes Reich ward durch die Eiferſucht ſeiner Generale zerſplittert. Aber einem großen Plan der Vorſehung hatte er gedient; ihn erklärte drei Jahrhunderte ſpäter die Gründung und Verbreitung des Chriſtenthums; denn die griechiſche Sprache und Bildung, welche ſeinem wandernden Fuß ſtets folgte, beförderte die Verbreitung des Chriſtenthums und deſſen wiſſenſchaftliche Begründung. Der frühe Tod des jungen Helden verhinderte die Erfüllung ſeines heroiſchen Planes, ein großes Reich zu ſtiften,

das mit weiten Schwingen die Länder vom Euphrat an über ganz Klein-Asien, Syrien, bis zum blühenden Egypten, sowie Hellas überschatte. Doch was den eisernen Banden der Waffen nicht gelang, knüpfte die Entwickelung des Geistes sanft zusammen. Die lyrische Gemüthserregung des Semiten, jene Gluth der Subjectivität, sollte sich einen mit den Früchten der ruhigen, epischen Geistes-Entwickelung, jener ernsten Objectivität der Griechen vom indogermanischen Stamm. —

Alexandria, die schöne Heldentochter Alexanders, die strahlend emporsteigt aus den bläulichen Wogen, vertrat diesen Zweck auf das würdigste. Die große Liebe der Ptolemäer zur Wissenschaft machte diese Stadt zum Sitze hoher Bildung; durch seine weltberühmte Bibliothek bot Alexandria einen reichen Born Allen, die nach Weisheit dürsteten; aus allen Enden der Welt wurden die Schätze des Geistes hier zusammengetragen. Hier am Gestade, unter den Säulengängen des prächtigen Bruchium, wandelten die Meister der Wissenschaft, von wißbegierigen Schülern umgeben. Es war ein gewaltiges Ringen des menschlichen Geistes, um in den von Plato geöffneten Geistesbahnen das Wesen aller Dinge, den Vater alles Seins zu erfassen. Doch wie immer auch der Geist der Meister rang, immer unendlicher wies sich das Reich des Zweifels, und man könnte sagen, daß eine Verzweiflung die Neoplatoniker befiel, so daß, nachdem man vergebens durch den Begriff die Wahrheit zu erfassen gesucht, durch eine unmittelbare Berührung des Geistes mit dem höchsten Sein, durch eine, über alle bestimmte Begriffe sich erhebende, innige Anschauung der Mensch Gott zu erfassen

meinte. Plotin behauptete, in 54 Jahren dreimal Gott geschaut zu haben. So erglänzten hier in Alexandria die letzten Strahlen der platonischen Philosophie, um in dem dunklen Meer des räthselhaften Verhältnisses des Menschen zu Gott unterzugehen. — Wenn so die Philosophie zu der neuen Wahrheit in Christo hindrängte, so geschah noch eine viel deutlichere Geistesbewegung unter den Juden zu Alexandria diesem Ziele zu. — Ptolemäus Lagi führte eine große Anzahl gefangener Juden nach Alexandria. Die geistige Krone der semitischen Völker, der sinnreiche Hebräer, kam somit in die Bahnen der durch Plato bewegten Geistesgestirne. Das mächtige lyrische Gemüthselement reichte sich hier die Hand mit der ruhigen philosophischen Geistesentwickelung der Indogermanen. Der Jude begann sich zu schämen wegen seiner sinnlichen Auffassung Gottes und suchte, wie die griechische Uebersetzung des alten Testaments durch die Siebzig (die Septuaginta) zeigt, die sinnlichen Ausdrücke des alten Testaments durch abstracte wiederzugeben; und die menschlichen Vorstellungen von Gott, die im alten Testament sich finden, durch eine tiefere mystische Erklärung zu deuten, ein Standpunkt, der in Philo seinen Höhepunkt erreichte.

Dieser Berührung der sinnigen Juden mit der griechischen Geistesbildung schreibt man großen Einfluß auf die späteren Bücher des alten Testaments zu. Die jüdische Theologie umfaßte die Eigenschaften Gottes, in den älteren Schriften, in der Anschauung des allmächtigen, schaffenden Wortes des Herrn; doch allmälig weilten die Gedanken des frommen Monotheisten immer mehr an der sittlichen, zweckvollen Weltregierung. Daher herrscht der

Gedanke von der Weisheit Gottes mehr in den späteren Schriften des alten Testaments vor, und besonders weilt die poetische Anschauung in den Sprichwörtern an diesem Begriff. Die sinnliche Thorheit ist die verführende Buhlerin, und dagegen tritt die göttliche Weisheit als die Kardinaltugend poetisch personificirt auf; sie ruft die Menschen zu Gott; die Weisheit Gottes, das Urbild der menschlichen, nennt sich selbst die erstgeborne Tochter Gottes. Die späteren Schriften des alten Testaments bilden somit das Mittelglied von der Anschauung der Allmacht Gottes zu dem im neuen Testament lebenden Gedanken von der Liebe Gottes. Die Allmacht, die Allwissenheit, die Ewigkeit und Allgegenwart des Herrn lassen den Menschen staunen; die Gerechtigkeit und Heiligkeit erfüllen uns mit Ehrfurcht; die Weisheit ist, die Liebe ausgenommen, die Spitze der Eigenschaften Gottes; die Liebe aber in der johanneischen Logoslehre beseeligt. Der neutestamentliche Spruch: „Gott ist die Liebe" ward die Grundlage der neuen Entwickelung.*)

Die beiden Geistesrichtungen im Alterthum, die semitische Gemüthserregung und die griechische Begriffserfassung, hatten sich in Alexandria somit begegnet und beide ihre Unzulänglichkeit erkannt. Alexandria war daher der Ort, wo die erste wissenschaftliche Begründung des Christenthums durch die platonische Philosophie sich entwickelte. In der Katecheten-Schule zu Alexandria wurden gebildete Heiden mit den Lehren des Christenthums vertraut gemacht, und die Angriffe der Heiden von

*) Lücke Commentar über d. Ev. Johannis I. 257.

gebildeten Chriſten mit gleichen Waffen bekämpft. Ihre Blüthe erreichte dieſe Schule unter Clemens und Origenes. Plato hatte im ſinnigen Mythus die vorweltliche Exiſtenz der Seele im Phaedo dargeſtellt. Sie erſchien als ein Wagenlenker hinter einem ſchönen, geflügelten und zum Himmel ſtrebenden Roß auf der einen, und einem ſtumpfen, erdwärtsziehenden auf der anderen Seite. Gelang es dem Lenker, das träge Thier mit dem Stachel kränkend zu treiben, ſchwang er ſich auf gen Himmel, um den ſchönen Wagen des Vaters, der, begleitet von der übrigen Schaar der Götter, einherzog, zu folgen. Alles Schönen und Erhabenen, was die Seele dort geſehen, entſinne ſich hier der Menſch und könne es nie vergeſſen. Dem entſprechend erklärte Origenes das Verhältniß des Vaters, Sohns und heiligen Geiſtes; den Vater als das Urlicht, den Sohn als den Abglanz gleich ewig und gleichartig, und den heiligen Geiſt als die Strahlen, welche von dem Urlicht ausgehend durch Vermittelung des Abglanzes den Menſchen erwärmten und belebten. Je mehr der Menſch den Strahlen ſich zuwendet, deſto mächtiger wird er durchglüht; der göttliche Funke kann durch ſeine Wegwendung vom Vater zwar verdunkelt, aber nie verlöſcht werden, und nie hat daher der Menſch das Recht, das Seelenheil einem Mitbruder abzuſprechen. Wie die Kraft der erſten Chriſten in der practiſchen Liebe beſtand, durch die der ſchwache Menſch die Welt überwand, ſo durchwebt auch jener Grundgedanke das Syſtem des Origenes. Wäre man ſeinen Spuren gefolgt, das heilige Band der Liebe hätte vor den Entartungen in der ſpäteren Entwickelung unſerer Kirche bewahrt. Doch als das Chriſtenthum Staats-

religion ward und in ſich ein verderbtes Staatsleben aufnahm, lernte es der Menſch nur zu leicht, wegen einer anderen Glaubensfaſſung ſeinen Bruder zu verdammen. Aus jenem unlauteren Grundſatz, in dem menſchliche Selbſtſucht mit heuchleriſcher Orthodoxie ſich verband, kamen die ſchauderhaften Streitigkeiten im Schooße der chriſtlichen Kirche. Der arianiſche Streit begann 380, und als dieſer durch des Athanaſius vierzigjährigen Kampf für die Gleichartigkeit des Sohnes mit dem Vater hier in Egypten vollendet war, folgten im 6. Jahrhundert in Alexandria die liebloſen Anathemen des Cyrill gegen Neſtorius, die die gräßlichen monophyſitiſchen Streitigkeiten hervorriefen. Die liebeleeren Unterdrückungen von Seiten der orthodoxen Kaiſer bereiteten den Sturz des Chriſtenthums in Egypten.

Die von ihren Glaubensgenoſſen hart unterdrückten Monophyſiten ſollen ſelbſt die fanatiſchen Muhammedaner herbeigerufen haben; der wilde Amr gab das Signal zur Vernichtung der großartigen Bibliothek mit den Worten: „Steht in den Büchern das, was im Koran, ſo iſt's überflüſſig; ſteht aber etwas anderes darin, ſo iſt es ſündlich.“ So zog der Halbmond auf an der Stelle des Kreuzes. Die Eroberung Egyptens war der erſte und gewaltigſte Fortſchritt des Islams gegen das Chriſtenthum. Immer mächtiger wurden die Stürme vom Oſten gegen den Weſten, bis nach langen Aengſten auch das griechiſche Reich den wiederholten Schlägen der fanatiſirten Steppen- und Wüſtenkinder unterlag.

Wohl lehrt daher der Anblick von Alexandria mit Wehmuth der geſchwundenen chriſtlichen Zeiten gedenken;

erſcheint doch das Chriſtenthum, wie ein Diamant, der himmliſch ſtrahlt, wenn ihn ein Buſen voll Liebe und Demuth trägt; trägt ihn aber eine Bruſt voll Stolz und Selbſtſucht, dient ſein Glanz nur dazu, die Häßlichkeit und Niedrigkeit des Menſchen recht grell zu zeigen; denn das himmliſche Kleinod der göttlichen Liebe iſt nicht gemacht, um von den ſchmutzigen Händen ſelbſtiſcher Menſchen erfaßt zu werden. —

Eine ſolche Gedankenkette bietet ſich dem Wanderer vor Alexandria am Abend unter dem hellgeſtirnten Himmel einer orientaliſchen Nacht. —

Einen ganz anderen Eindruck macht dagegen der erſte Eintritt. Es erſchien am Morgen der arabiſche Lootſe, welcher in ſeinem rothen Mantel, ſeine Pfeife ſchmauchend, auf der Brücke des Schiffes neben dem Capitain niederhockte und mit der größeſten Gemüthsruhe ſein jeminak, shimalak und dugri zur rechten, linken und gerade aus kommandirte. Wir fuhren glücklich in den einſt ſo weltberühmten Hafen von Alexandria ein. Eine Flotte von Booten, von Arabern geleitet, umzingelte das Dampfſchiff, wie eine Schaar kleiner Fiſche ein groſſes Seeunthier umſchwimmt. Es kamen alsbald mehrere Dolmetſch an Bord, die in gebrochenem engliſch, franzöſiſch oder italieniſch ihre Dienſte dem Fremden anbieten. Ihre braunen oder gelblichen Geſichter, ſowie ihr orientaliſches Coſtüm, erregten das Staunen der Reiſenden; der Eifer aber, mit dem ſie ihre Redlichkeit und Tüchtigkeit prieſen, verſetzten alle in ein gewiſſes embarras des richesses. Auch auf mich machten einige einen Angriff; doch ich fühlte meine Ehre als Docent der arabiſchen Sprache gekränkt,

und erwiderte in hochtrabenden arabiſchen Worten: „Die Schätze eurer Weisheit ſind mir aufgethan, und die Räthſel eurer Sprache ſind vor mir enthüllt!“ Man ſah ſich verwundert an; ich hielt das für eine Beifallserklärung; doch bald fingen alle an zu lachen und riefen: „Iſt das etwa arabiſch?“ —

Das iſt faſt ſtets das erſte Debut der jungen Gelehrten, die ihre ſauer erworbenen Kenntniſſe hier direct auf den Markt des Lebens bringen wollen. Ausgelacht wurde ich zum Dank für meine Studien. Mißmuthig, mit gekränktem Stolz, ergab ich mich, wie die anderen Reiſenden, in mein Schickſal. Wir wurden umwogt von gelblichen oder ſchwarzen Bootsleuten, die auf irgend eine Weiſe durch Zeichen, Geberden und freundliche Stöße uns in ihr Boot hineinzubringen ſuchten. Endlich befand man ſich in einer dieſer Nußſchalen und gelangte an das Ufer. Wohl möchte der Fremde, nachdem er der achttägigen Wiege entronnen iſt, und einen neuen Welttheil betreten, ſich ein wenig beſinnen; doch dazu hat er wenig Zeit, denn er befindet ſich in einem wilden Gewühl von ganz fremden Geſtalten. Es ſteht vor ihm der ehrwürdige Scheich in langhin wallenden Gewändern; ſein ſchönes, mit langem, weißem Bart geziertes, Antlitz iſt mit einem reinlichen Turban bedeckt und verräth ruhige Ueberlegung. Unter den weißen Augenbrauen funkelt das ſchwarze Auge wie mit dem Scharfblick eines Falken. Daneben ſteht ein jüngerer Effendi mit fein beſetzter Jacke, dem buntſeidenen Shawl um den Mittelleib, mit rothem Terbuſch auf dem Haupte und weit herunter hängenden Beinkleidern. Sie ſind umgeben von den nur mit blauem

Hemd bedeckten ſchlanken Geſtalten der Arbeiter; dazwiſchen ſtehn die Weiber niederen Standes. Auch ſie ſind nur mit einem blauen Hemd bedeckt, und ihr Haupt iſt in ein Kopftuch von gleicher Farbe gehüllt. Von ihrer Stirn bis zum Fuß hängt der lange ſchwarze Schleier. Aus dieſer Nacht der Verborgenheit blickt nur das dunkle Augenpaar. Weiter hinten halten unbeholfene dunkele Maſſen auf Eſeln, ganz umhüllt von ſchwarzer Seide, wie düſtere Schickſalsgeſtalten; das ſollen nun die feinen Frauen, jene Gazellen der Dichter ſein. Daneben ſitzt zu Pferde, im Schnurrock, der fette Türke. Hier und da iſt ein Herr in fränkiſcher Tracht. Zwiſchen dieſer Maſſe ſind dann Hunde, Eſel und Kameele. Alles drängt, ſtößt und ſchreit, ſo daß der Fremde gar nicht zur Beſinnung kommt, und anſtatt an Alexander zu denken, wie Alexander handeln muß. Endlich bricht man ſich mit ſeiner Peitſche oder dem Stocke Bahn; doch entgeht man ſeinem Rächer nicht; ein arabiſcher Knabe weiß geſchickt ſeinen Eſel ſo vor den Fremden zu ſtellen, daß er, von allen Seiten gedrängt, hinauf muß, und der frohe Knabe läßt dann ſein Thier luſtig mit ſeiner Bürde davontrollen. Unterwegs rennt man noch hier und da an einen langſamer reitenden Türken an, der fluchend über den Franken ſeinen Weg fortſetzt, bis vor der Thür des Hotels das Thier mit ſeinem natürlichen Inſtinct anhält. Man findet ein leidliches Zimmer und kann dann ruhiger aufathmen. —

Um dieſen etwas ſtürmiſchen Empfang den Fremden zu erſparen, wird vom großen Hôtel de l'Orient ein

Omnibus dem angſtvollen Fremden jetzt entgegengeſandt. Auch im Pharaonen-Land ein Omnibus! —

Das jetzige Alexandria gewährt einen ganz anderen Eindruck, als wir erwartet haben. Unſere geſchichtlichen Erinnerungen führten uns zu den Zeiten des Heidenthums oder des älteſten Chriſtenthums; ſie verkünden uns auch viel von dem Glanz und der Pracht, womit die Chalifen Alexandria ſchmückten. Wir denken eine mit Alterthümern verzierte alt-afrikaniſche Stadt zu ſchauen; doch nichts von alle dem. Alexandria gewährt durchaus den Eindruck einer neuen europäiſchen Stadt unter Afrika's Himmel. Regelmäßig gebaute Häuſer, ein großer Platz in der Mitte, von dem die Straßen auslaufen, die Häuſer alle reinlich weiß, in den Straßen ſchöne Equipagen, faſt alles europäiſch gekleidet, ſo daß, wenn uns nicht einige lärmende Eſel- und Kameeltreiber aus unſeren Träumen riſſen, wir glauben möchten, uns in einer europäiſchen Stadt zu befinden. Europäiſche Induſtrie und europäiſcher Handel haben hier die Einwohner weit überflügelt, und wenn in den Haupttheilen der Stadt, die die Europäer bewohnen, Wohlſtand und Reinlichkeit uns erfreuen, tritt in dem Stadtviertel, welches die Eingebornen bewohnen, Armuth und Elend uns entgegen. Das jetzige Alexandria beweiſt dem Reiſenden deutlich, daß der Stern abendländiſcher Bildung über das Morgenland ſchon erſtrahlt, während das einſt ſo hellſtrahlende Geſtirn morgenländiſcher Weisheit mehr und mehr verbleicht. —

An die alte Zeit erinnert uns in Alexandria nur noch die ſogenannte Säule des Pompejus. Schon vom Meere aus ſieht der Wanderer die ſchlanke Säule in die Luft

emporragen. Sie beſteht aus einem Schaft von dem härteſten, dunkelrothen Granit. Deutlich weiſt der Charakter auf helleniſche Arbeit; 63′ lang und 8′ unterer Durchmeſſer giebt das Verhältniß von 1 zu 8. Dagegen bildet den Kern des Unterbaues ein in die Erde geſenkter Obelisk mit dem Namen des Pſammetich. Auch iſt der Unterſatz der Säule und das Capitäl, roh in Sandſtein ausgeführt; ſie verrathen die ſpätere Kaiſerzeit. Wahrſcheinlich wurde der Schaft unter einem der Ptolomäer gearbeitet; ſeine Schönheit läßt uns vermuthen, daß er einſt das Serapeum, den Haupttempel der Stadt, ein Kleinod unter den Gebäuden des Alterthums, zierte. Dann in den Stürmen umgeſtürzt, wurde er unter dem Kaiſer Diocletian vom Statthalter Publius wieder aufgerichtet und mit Fuß und Knauf aus dem Charakter dieſer Zeit das helleniſche Denkmal verunziert. Zur Unterlage der ſchlanken Säule nahm man dann die Ueberreſte eines alten Obelisken.*) So erinnern die Beſtandtheile dieſes Denkmals an die verſchiedenen Herrſchergewalten und die Zeitenſtürme, welche an dieſer Stätte auf einander folgten.

Von dieſer Säule, die auf der Anhöhe über der Stadt ſich erhebt, hat man einen Anblick auf das jetzige Alexandria; aber enttäuſcht ſchweift unſer Auge darüber hin; vergebens ſucht man die Stellen wieder, auf denen die weltberühmten Paläſte und Tempel ſtanden. Die Form eines macedoniſchen Mantels kann man ſich reconſtruiren, wenn man ſich das gegen die Inſel Pharos

*) Parthey Wanderungen durch das Nilthal 32, 33. — Vgl. Lepſius Briefe pag. 11.

zugekrümmte Meeresufer als den oberen Theil des Mantels und die Mauern gegen den See Mareotis als den unteren ausgezackten Saum denkt. In der Gegend des Halſes ging ein Damm von 7 Stadien, 4200′, das Heptaſtadium, nach der gegenüber liegenden Inſel Pharos, deren Nordende mit einem Leuchtthurm von weißem Marmor geziert war. Durch den Damm wurden zwei vortreffliche Hafen gebildet, der große oder der neue Hafen und der alte ſüdweſtliche, Eunoſtu, die glückliche Heimkehr, genannt. Parallel mit dem Heptaſtadium zog ſich nordöſtlich vom großen Hafen das Vorgebirge Lochias in die See und prangte mit den Paläſten der Ptolemäer. Daran ſchloß ſich das berühmte Stadtviertel Bruchium und rings um den Hafen reihten ſich die herrlichſten Gebäude gleich wie ein Kranz, mit dem erhabene Kunſt das Meeresgeſtade zierte. In S.-W. lag die Burg mit dem weltberühmten Serapistempel und außerhalb der Ringmauer auf der Landenge gen S.-W. die ungeheure Todtenſtadt, das Soma. *)

So ſchwebt an uns vorüber das glänzende Bild der alten Alexandria. Die große Rolle, welche dieſe Stadt einſt ſpielte in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Handel und Gewerbe, im Chriſtenthum und Heidenthum, läßt uns nur mit Wehmuth auf die entartete Erbin der alten Heldentochter Alexanders, in deren Schooß der kühne Held ſchlummerte,**) hinblicken.

Die Araber nennen die Säule des Pompejus, Ahmud es Sawari, die Säule der Pfeiler. Dieſer Name

*) Parthey Reiſe pag. 31. ff.

**) Im Soma ward die Leiche Alexander's im goldenen Sarge aufbewahrt, nachdem ſie vom fernen Babylon hergeholt war.

deutet darauf hin, daß ſie im Mittelalter in einem Hof von mehreren kleineren Säulen ſtand, dem Ueberreſt der alten Akropolis. —

Zwei Obelisken, aus roſenrothem Granit, von denen der eine 60′ hoch und 7′ am unteren Rande im Quadrat, die Nadel der Kleopatra genannt, ſich noch grade erhebt, der andere im Sande halb begraben danieder liegt, zeigen dem Wanderer ſchon hier bei ſeinem Eintritt in Egypten Proben der wunderbaren egyptiſchen Kunſt, die, je mehr er nach Süden vordringt, ihn immer mehr umgeben. Die Araber nennen den Obelisken: Amûd albahri, die Säule des Meeres, wegen ihrer Nähe am Geſtade. Nur noch einige Katakomben erinnern an die weiſe Einrichtung der alten Stadt; von den Prachtwerken des alten Alexandria, von der herrlichen Bibliothek keine Spur; die Schaufel menſchlicher Hinfälligkeit hat ſie alle begraben.

Abukir.

Der Reiſende mag ſich aus ſeinen Gedanken an das Alterthum losreißen und, um andere Bilder ſeinem Geiſte vorzuführen, nach Abukir reiten, das den glänzenden Wendepunkt für die Entwickelung der engliſchen Seemacht darbot. Bei einem Ritt dahin wirft der Reiſende den erſten Blick auf das Land, und während er bei den Gärten von Alexandria, die mit den ſchönen Palmen prangen und dichten Cactuszäunen umgeben ſind, vorbeireitet, kann er nicht genug die Schönheit der Vegetation im Orient bewundern; doch das ändert ſich, ſobald er die ſtaubigen Wälle der Stadt hinter ſich hat. Zunächſt freilich findet er das Land noch bewachſen mit

Zuckerrohr und anderen Gewächsen; aber allmälig wird das Land eine unermeßliche Wüste, allen Stürmen geöffnet. Nach drei Stunden sieht er die Rhede von Abukir, die durch zwei Vorgebirge gebildet wird, und auf dem östlichen liegt hier in der Wüste ein verfallenes Schloß; zerlumpte Bettler kommen aus diesen Ruinen dem Fremden entgegen. Das wogende Meer, der Wind, der über die flache Wüste dahin braust, die verfallenen Trümmer zeichnen die Gegend als ein Bild der Verwüstung; der Charakter der Gegend stimmt wohl mit dem Andenken an die mörderische Schlacht, die auf diesen Gewässern vorfiel.

Am 1. August 1798 kam es hier zu dem berühmten Seetreffen von Abukir. Der französische Admiral Brueys hatte eine wohlgerüstete Flotte von 17 trefflichen Kriegsschiffen, Nelson hatte deren nur 14. Im festen Selbstvertrauen rief der Seeheld, als er die französische Linie entlang segelte, aus: „Bevor morgen um diese Zeit, werde ich eine Pairschaft oder ein Grab in der Westminster-Abtei gewonnen haben!"

Nicht soviel Selbstvertrauen beseelte den französischen Admiral; er wagte nicht, dem kühnen Seehelden auf offener See die Spitze zu bieten, sondern hatte die 17 Schiffe mit festen Ankern hier die Küste entlang anlegen lassen. Vergebens versuchte Nelson, die Linie der festankernden Schiffe zu durchbrechen. Als aber der englische Capitain Foley mit kühner Gewandtheit auf dem Goliath bei der kleinen Insel von Abukir die französische Linie umsegelt hatte, und ihm noch 5 Linienschiffe gefolgt waren, nahm die englische Flotte die französischen Schiffe zwischen zwei Feuer. Die feste Stellung, auf welche die Franzosen ver-

traut, ward ihnen nun zum Verderben. Die Schiffe konnten einander nicht zu Hülfe kommen und wurden von den flammenden Feuerſchlünden der engliſchen Schiffe von beiden Seiten aus verzehrt. Das große Schiff von 120 Kanonen, der Orient, gerieth in Brand und verſank, als ein böſes Vorzeichen, daß Frankreich in die Thore des Orients nicht einziehen ſolle. Der Sieg England's war vollkommen. Der andre Morgen, welcher dem furchtbaren Abend und der gräßlichen Schlacht nachfolgte, zeigte von der am Abend vorher noch prangenden franzöſiſchen Flotte nur noch elende Ueberreſte. Sechs Schiffe waren in die Hände der Engländer gefallen, die andern verbrannt und zu Grunde gerichtet.

Reiſe von Alexandria nach Cairo.

Alexandria wird durch einen Kanal, Mahmudijjeh genannt, der bei Atfe ſich vom Nil abzweigt, mit dem Strome Egyptens verbunden. Dieſer Kanal wurde von Mehemed Ali in großer Schnelligkeit, doch mit Aufopferung vieler Menſchenleben gegraben. Viele Tauſend der Einwohner wurden zu dieſer Arbeit beordert; doch bei der ſchlechten Pflege, welche durch die Unredlichkeit der Aufſeher entſteht, fallen Viele bei den öffentlichen Arbeiten in Egypten ihren Mühen und dem Klima zum Opfer. Nach einer langwierigen Fahrt auf dieſem Kanal gelangten wir am Abend des zweiten Tages durch die Schleuſe bei Atfe in den Nil. Die letzten Glutſtrahlen der Sonne

ſpiegelten ſich in den dunkelgelblichen Fluthen des Stromes, und kaum hatte die Nacht ihren Schleier über die Erde gezogen, als auch ſchon die ſilberne Sichel des Mondes mit melancholiſchem zarten Schein ſich in den Wogen ſchaukelnd ſpiegelte. Das Rauſchen dieſer Woge redet die ehrwürdige Sprache ſo vieler Jahrtauſende. Schon in den älteſten Zeiten lockte dieſer Strom bildungsfähige Menſchen in die von ihm bewäſſerten Fluren. Mit Recht erklärte Niebuhr die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion für das größte wiſſenſchaftliche Factum der neueren Zeit; denn die Weltgeſchichte erhält von Egypten aus neue Quellen, um in die älteſte Vorzeit hinauf zu dringen.

Die Fahrt auf einer von arabiſchen Schiffern geleiteten Barke läßt den Reiſenden mit Muße das Delta, das grünende Geſchenk des Nil betrachten. Die Waſſer des Stromes hatten erſt vor wenigen Tagen die Erde verlaſſen, und leichthin hatte der hier ſo träge Menſch das Land bearbeitet; bisweilen ſah man noch den egyptiſchen Pflug. Ein Querbalken war auf die Nacken zweier Laſtthiere, entweder Rinder oder Kameele gelegt, in deſſen Mitte ein anderer Balken mit krummen Ende befeſtigt war. Das krumme, herabhängende Ende zieht die Furche. Schon bewies eine üppig aufſchießende Saat die reiche Spende, die der Strom dem Lande dargebracht. Doch ſo ſchön die Gaben der Erde hier auch ſein mögen, wie herrlich auch immer die Natur ſich unſerem Auge zeigt, eben ſo elend und arm erſcheint auch der Menſch. Aus den grünenden Fluren ragen die Dörfer, in nur aus Lehm zuſammengeklebten Hütten beſtehend, hervor; überall begegnet

Unreinlichkeit und Armuth unſerem Auge. Nur die Dattelbäume, welche meiſt die Dörfer umgeben, entſchädigen uns einigermaßen. Schöner treten dagegen die Städte mit ihren weiß- und rothgeſtreiften Mauern und den in den blauen Aether hineinragenden Minarets uns entgegen. Sie ſcheinen gleichſam auf den Wogen des Stromes zu ſchwimmen und ſind von grünenden Bäumen, Tamarinden, wilden Citronen und Dattelpalmen umkränzt. — In Teranneh zeigt ſich die Villa des Kaufmanns, dem der Paſcha den Natronhandel verpachtet hat, faſt in feenartiger Schönheit.

Neun Tage gebrauchte der arabiſche Schiffer, um eine Strecke von etwa 35 deutſchen Meilen zurückzulegen, während 7 Tage genügt hatten, von Marſeille aus, das ganze Mittelmeer durchſchneidend, Alexandria zu erreichen. Gegen die Macht des Stroms iſt das plumpe Ruder der Schiffer machtlos. Ein mühevolles Schleppen der Barke iſt das einzige Mittel zur Fortbewegung. — Die erſte Reiſe in Afrika war ſomit langwierig und einförmig,, wenn nicht die Schönheit der Natur, die mit immer neuer Pracht unſer Auge erfreut, den Reiſenden entſchädigt. . Es iſt wahr, an jenen welthiſtoriſchen Fluthen, bei der Stille, bei der Himmelspracht, wird ein Wandrer wohl etwas ſchwärmeriſch. Das war wenigſtens bei mir der Fall, aber nicht bei meinem engliſchen Reiſegefährten, einem echt practiſchen bachelor. Wenn ich auf die Farbenpracht und die ſchöne Wolkenbildung beim Sonnenuntergang ihn ganz entzückt hinwies, ſo erwiderte er mir ſehr trocken, er würde das alles viel ſchöner finden, wenn nur der Wind von der rechten Gegend käme.

Schon mehrere Tage, ehe wir Cairo erreichten, zeichneten ſich die Spitzen der Pyramiden von Gizeh auf dem blauen Hintergrunde des Horizonts als ein Paar gigantiſche Kegel. Immer mehr wuchs die Sehnſucht, Cairo, jene arabiſche Univerſität zu erreichen, und immer muß man ſich zurufen: Geduld! — Wohl iſt's dem Reiſenden zu rathen, die Dampfſchiffe des Paſcha, die in 36 Stunden den Weg von Alexandria nach Cairo und etwa in 20 Stunden den Weg von Cairo nach Alexandria zurücklegen, zu benutzen, wenn er ſich nicht etwa durch eine ſolche Barkenfahrt zu ſeinen ſpäteren orientaliſchen Reiſen vorbereiten will; denn er lernt hier Geduld, und Geduld iſt ein köſtlicher Schatz, wenn man mit Orientalen, welche von dem Werth der Zeit keinen Begriff haben, zu thun hat.

Cairo.

Nach langem Sehnen ſahen wir endlich die geſchäftigen Ufer von Bulak, der Vor- und Hafenſtadt von Cairo. Die Sachen wurden ausgepackt und auf Kameele geladen; wir ſelbſt beſtiegen friedliche Eſel. Alsbald lag vor uns Kâhira, die Siegerin, die Erbin des alten Memphis, ein Diamant im Diadem der Chalifen. Rings umkränzt von grünenden Gefilden und Gärten, welche die Welle des Stroms hervorgezaubert, erhebt ſich dort ſtolz die Stadt als Zeugin muhammedaniſcher Heldenkraft. Schön geſchmückt iſt ſie mit dem Glanze und der Pracht des Oſtens; denn weit hin erſtrahlt die gewaltige Maſſe ihrer Mi-

narets. Cairo gewährt durchaus den Eindruck einer morgenländiſchen Stadt.

Um das Leben und das Treiben in dieſer Stadt, ſo wie das Gemiſch des Oſtens und des Weſtens hier an der Schwelle des Morgenlandes zu beurtheilen, begleite mich ein geehrter Leſer auf eine kleine Wanderung. — Wir finden zunächſt nach dem Eintritt in die Stadt den großen, das ganze Jahr hindurch blühenden und grünenden öffentlichen Garten, Esbekijjeh genannt, welcher von gigantiſchen Akazien umkränzt wird.

An dem Nordrande dieſes öffentlichen Gartens iſt eine Reihe großer Häuſer, unter denen die beiden großen Gaſthäuſer, das engliſche und weiter unten das franzöſiſche, ſowie die Wohnungen mehrerer General-Conſuln hervorragen. Doch wir eilen weiter, um in einer der belebteſten Straßen an dem Getümmel des Lebens uns zu erheitern. Der Theil Cairos, in welchem der Handel und das Treiben der Bewohner am heftigſten wogt, iſt das ſogenannte Muski, das Frankenviertel.

Muski.

Die Straße iſt, wie alle Straßen Cairo's, nicht gepflaſtert; da nur ſehr ſelten ein- oder zweimal im Jahre Regen fällt, bedarf man der Steine nicht, und der von den Hufen der Laſtthiere und den Füßen der Menſchen aufgewirbelte Staub wird auf beiden Seiten von Waſſerträgern, die einen vollen Schlauch auf dem Rücken tragen, niedergeſprengt. —

Rechts und links finden ſich zwiſchen den Häuſern große Schutthaufen und halbzerſtörte Hütten. Man ar-

beitet ſchon ſeit langer Zeit daran, den Schutt wegzuſchaffen und neue Häuſer zu errichten; aber bei der unvertilgbaren Gemüthsruhe der Orientalen geht alles nur langſam von Statten; wird man heut nicht fertig, wird man es doch morgen, und überarbeiten wird ſich ein Orientale gewiß nie.

Von den Häuſern beſteht der untere Theil aus Läden. Hier bietet ein Grieche Zuckerwaaren feil; ein Italiener hält einen Apothekerladen; ein andrer handelt mit Materialwaaren; dort zeigt ein Goldarbeiter ſeine Koſtbarkeiten; ein Franzoſe trägt das Neueſte aus Paris zur Schau; ein Schneider hängt ſeine Frankenkleider aus, und dazwiſchen hocken in ſchmutzigen Schuppen Türken und arabiſche Weiber, Brod oder Früchte, Oel oder Lichte, Pfeifen oder Taback, und was man ſonſt noch zum Leben bedarf, verkaufend. Hier wogen die Leute in den verſchiedenſten Koſtümen vorüber; das ganze Lebensbild iſt etwas im Dunkel, da die enge Straße überdeckt iſt, um gegen die Sonne zu ſchützen.

Ermüdet von dieſem ſeltſamen Gewirr flüchten wir uns in ein arabiſches Caffeehaus. Wir treten in einen tiefen, offenen Laden mit ſchmutzigen Wänden; rings herum ſind Korbgeſtelle, auf die man ſich gemächlich niederſetzt. Im Hintergrunde iſt ein plumper Heerd; hier wird in einer einfachen Blechkanne der orientaliſche Nectar bereitet wird, und dort herum hangen in förmlicher Schlachtordnung aufgereiht, die langen Pfeifenſchläuche über den Rauchflaſchen. Man bringt uns ſogleich in einem kleinen Täßchen Caffee und eine ſolche Waſſerpfeife (Shishe),

damit wir mit orientaliſcher Gemächlichkeit dem Getümmel vor uns zuſehen möchten.

Vor uns treibt auf ſeinem Kameele der Beduine einher; nur eine weiße wollene Decke umgiebt ſeinen hageren Leib. Doch in ſeinem braungebrannten Antlitz funkelt ſein ſchwarzes Auge in Freude, denn er kehrt heim in ſeine geliebte Wüſte. Stolz ſieht er auf die Stadt- und Landbewohner hin; denn dem freien Sohn der Wüſte gegenüber ſind beide Knechte, und ſo ſehr auch die Heimath mit ihm kargt, im Beſitz der Freiheit ſcheint dem Beduinen die Wüſte ein Paradies. Raſchen Tritts folgen die Laſtkameele in langer Reihe ſeinem Reitthier, eins dem anderen nachgehend. Das ſind die Schiffe der Wüſte, mit denen der Beduine furchtlos ſchon ſeit Jahrtauſenden die Wellen des Sandes durchzieht.

Dicht hinter dieſem Zuge, der noch heute wie vor Jahrtauſenden einherzieht, verkündet das Knallen einer Peitſche die Ankunft einer feinen, nach der neuſten pariſer Mode gebauten Equipage. Vor den ſchön geſchirrten edlen Pferden eilt ein Läufer, um mit der Peitſche den Weg zu bahnen. Unruhig drängen ſie ſich durch das Getümmel. Aus den Fenſtern der Equipage ſchaut das Antlitz einer feinen Dame, die nach der neueſten Mode gekleidet und mit dem feinſten Hut geſchmückt iſt. Ihr folgt der elende Karren eines arabiſchen Knaben, der nur mit einem ſchmutzigen, zerlumpten Hemd bekleidet, das müde Zugthier vorwärts treibt.

Gleich darauf lenkt unſeren Blick ein Reiter auf ſich. Der echt arabiſche Hengſt läßt unter ſeinem kräftigen Huf die Erde erdröhnen; er ſtürmt in ſeine ſchäumenden Zügel, nur mit Mühe iſt er zu bändigen; denn

dem edlen Thier iſt's gar nicht recht, hier in den engen Straßen langſam einherzuſchreiten; es ſehnt ſich nach ſeiner Heimath, den Ebenen von Mittelarabien, um mit dem Winde an Schnelle zu wetteifern. Gemächlich und ruhig ſitzt dagegen ein andrer auf wohlgehaltenem Maulthier; er kommt von ſeinem Caffee heim, und ein Diener trägt vor ihm her eine ſchöne Pfeife. Sie iſt ſein treuſter, vielleicht ſein einziger Freund, mit dem er allein ruhig koſen kann, ohne Furcht von ihm verrathen zu werden. Den Contraſt zu dieſem wohlhabenden Türken bietet wieder ein armer, elender Mann in ſchmutzige Lumpen gehüllt, der ſeinen hinkenden, müden Eſel nur durch Stoß und Schlag forttreibt; aber auch er hat ſeine geliebte Pfeife bei ſich, und die blauen Wölkchen, die er in die Luft bläſt, erheitern ihm ſeines Lebens Müh und Noth. —

Kaum hat ſich unſer Auge von den verſchiedenen Eindrücken erholt, ſo erwartet uns ein anderes Schauſpiel. Wir ſehen ſchon von fern gleichſam wandernde Zelte; der Zug kommt näher, und wir erkennen an den weißen Schleiern, daß dies arabiſche Frauen ſind. Voran reitet ein ſchwarzer Eunuch, der Wächter ihrer Keuſchheit, und dann folgen vier verhüllte Frauengeſtalten, alle rittlings auf hochgeſattelten Eſeln; ſie ſind förmlich hermetiſch verſchloſſen; denn über ihre Augen, das einzige, was noch der Schleier ſehen ließ, decken ſie noch in übergroßer Züchtigkeit den ſchwarzſeidenen Ueberwurf. Von der ganzen Perſon iſt nichts zu ſehn, als die mit Henna rothgefärbten Fingerſpitzen. In einem unſchönen gelben Stiefel iſt ihr Fuß vergraben, mit dem ſich die dicke, unbeholfene Maſſe im Steigbügel erhält. Rechts und

links gehen Diener, damit, wenn dieſe Damen, alle von gutem Embonpoint, das Gleichgewicht verlieren ſollten, eine hülfreiche Hand daſſelbe ſogleich wiederherſtellt. Das iſt ein wandernder Harem; die vornehmen Frauen kehren in dieſem Aufzuge von ihren Bädern in ihr Gemach, in ihr Gefängniß heim. Wohl hat dieſer Anblick etwas Wunderliches, und wir können uns eines leichten Lächelns nicht erwehren; doch bald verwandelt ſich dieſer Anflug von Heiterkeit in ſtrengen Ernſt; denn es lehrt uns dieſer Anblick, daß wir uns in einem Lande befinden, in welchem an die Stelle des edlen, ſittlichen Verhältniſſes, welches die chriſtliche Liebe zwiſchen Mann und Weib geſchaffen, nur ein rein ſinnliches getreten iſt. Die Wolluſt hält ſich hier alles für erlaubt und tritt die heiligſten Rechte der Menſchen mit Füßen; die gräßlichſten Laſter gebiert dieſe giftige Schlange.

Noch weit trauriger macht uns die folgende Erſcheinung. Ein Türke hat auf dem naheliegenden Sclavenmarkte ſich einige nubiſche und abeſſyniſche Sclavinnen erhandelt. Heiter geht er voran, und die ſchwarzen Mädchen, nur mit einer härenen Decke verhüllt, folgen ihm. Im Geſicht des Türken malt ſich eine beſtialiſche Freude; gierigen Blicks betrachtet er bisweilen die Opfer ſeiner Leidenſchaft. Im Geſicht der Schwarzen malt ſich meiſt thieriſcher Stumpfſinn; willenlos folgen ſie; doch im Antlitz der dunkelbraunen Abeſſynierin ſcheint ſich noch ein ſanftes Gefühl und ruhige Geduld zu malen, mit der ſie ſich in ihr Schickſal ergiebt; freilich ſchlummert wohl dies Gefühl; denn als Kind ward ſie ihren chriſtlichen Eltern von den ruchloſen Sclavenhändlern geſtohlen, und unter dieſen

rauhen Händen muß wohl jeder edlere Keim erſtickt ſein. Gleichgültig und mitleidlos betrachten die Muslim dieſe armen Geſchöpfe; mit den Hunden auf der Straße haben ſie reges Mitleid; doch für das Elend der Menſchen macht ihre fanatiſtiſche Religion ihr Herz hart wie Stein.

Soeben vernehmen wir die Stimme des Gebetrufers Mueddhin vom benachbarten Minaret, der zum Nachmittagsgebet (Aser) auffordert. Mancher fromme Muslim ſucht ſich ein Plätzchen, zieht ſeine Schuhe aus, breitet den Mantel oder Teppich vor ſich hin, um ein langes Gebet herzuſagen, bald die Erde küſſend, bald grade aufrecht ſtehend, bald knieend; zuletzt beugt er ſich noch zur Rechten und Linken, um ſeinen beiden Schutzengeln zu danken. Auch der Türke mit ſeinen Sclavinnen macht Halt; er läßt die ſchwarzen Mädchen hinter ſich treten, und ſagt dann ein langes Gebet her. Die Wolluſt, der der Muslim fröhnt, verträgt ſich ſehr wohl mit ſeiner Frömmigkeit. Der geſegnete Prophet hat es ſelbſt nicht beſſer gemacht, und verſchenkte er auch oft großmüthig ſeinen Antheil an der Beute, die ſchönſte Scavin ließ er ſich gewiß nicht nehmen. Sinnliche Freuden verſpricht er ſeinen Anhängern als Lohn im Paradieſe, und haben ſie nur recht gebetet in dieſem Leben, warten ihrer viele ſchöne Schwarzäugigen im Paradieſe.

Aber trotz der großen Belohnung beten nicht Viele; man iſt ſchon mißtrauiſch gegen das Zukünftige; das Getümmel läßt ſich nicht unterbrechen und wogt bei den Betenden ruhig vorüber. —

Wir verlaſſen nun den Caffee, um andere Theile der Stadt, in denen nicht der Occident ſo mit dem Orient vermiſcht iſt, zu beſuchen. Zu gehen ziemt ſich in Cairo weder für einen Effendi noch für einen Gentleman. Kaum hat man ſich daher auf der Straße gezeigt, als auch ſchon ein ganzes Heer von Eſeltreibern mit ihren Thieren auf den Wandrer losſtürmt. Der Europäer möchte vielleicht zaudern ſich auf einen erbärmlich geſattelten Eſel zu ſetzen, ſich der Zeiten erinnernd, wo er in Europa Roſſe getummelt, doch in Afrika kommt Alles aus Europa vom Pferd auf den Eſel; vielleicht die Generalconſuln ausgenommen, die der Paſcha bei ihrer Ankunft mit einem ſchönen Pferd und einem Damascenerſäbel beſchenkt. Pferde und Equipagen halten hier nur die Vornehmſten. Doch man braucht ſich nicht zu ſchämen. Der ſtolze Engländer mit ſeiner feinen Lady, der galante Franzos mit ſeiner zierlichen Dame, der lebhafte Italiener mit ſeiner zarten Donna, der gemächliche Türk, wie der regſame Kaufmann, der ehrwürdige Scheich, wie der träge Diener, Alles vertraut ſich ohne Bedenken dieſen geduldigen Thieren an. Man ſetzt ſich auf; ein Knabe läuft hinterher und ſchlägt mit ſeinem Rohr das träge Thier, welches alsbald in einen raſchen, kurzen Trab ſich ſetzt, der doch ſonſt ſeiner Natur zuwider ſcheint; auch würde er nicht gehen, wäre der Stock nicht hinter ihm. Lenken kann man das hartmäulige Thier nur ſchwer, und man rennt, bei dem ſo unwillkührlich in Bewegung geſetzten Reitthier, bald rechts,

bald links an einen ruhiger reitenden Türken an, wiewohl der kleine Treiber mit ſeinem Schreien: „gimalak jeminak“ ſolchen Nationalcarambolagen zuvorkommen möchte. Die Franken haben erſt die ruhigen Thiere in ſolche Bewegung geſetzt, und oft erprobte ich, daß die Eſel viel langſamer gingen, wenn ich in orientaliſcher Tracht war, als wenn ich in Frankenkleidern mich ihrer bediente. So hat die europäiſche Civiliſation in Afrika ſich ſelbſt auf die Eſel erſtreckt. Dafür ernten ſie aber auch von den Reiſenden viel Lob, und ein Engländer bemerkte einſt in einer Geſellſchaft des Generalconſuls: Das Vernünftigſte von Allem, was er im Orient gefunden, ſeien die Eſel, worauf der Generalconſul ihn mit ſehr ironiſchen Lächeln bat, doch wenigſtens die gegenwärtige Geſellſchaft auszunehmen. Der Preis für dieſe Equipagen entſpricht ihrem Aeußern; für eine ganze Stunde zahlt man einen Piaſter (2 Sgr.) Dabei iſt aber vorausgeſetzt, daß man ſich mit einigen arabiſchen Scheltworten und einer Peitſche verſehen hat. Würfe man dem Treiber einen Thaler hin, er wäre nicht zufrieden und ſchrie: „bakshish“ d. i. Trinkgeld; wirft man ihm aber einen: „Ibn Kelb!“ „Sohn des Hundes!“ an den Hals, oder bedenkt ihn mit ſeiner Peitſche, ſagt er demüthig: „min fadlak!“ „ich danke!“ Deshalb mag der Leſer mit mir eins dieſer Thiere ausſuchen, und nachdem wir uns durch den Sturm ihrer Concurrenten mit der Peitſche, unſrem Scepter im Orient, hindurch geſchlagen, wenden wir uns den echt arabiſchen Stadttheilen zu. —

Die Straßen werden hier um Vieles enger, und hat ſchon das Muski unſerem Schönheitsſinn nicht geſchmeichelt, iſt das Aeußere dieſer Straßen noch viel weniger einladend. Die Häuſer ſind meiſt roth und weiß geſtreift, der untere Theil hat gewöhnlich gar keine Fenſter. Derſelbe iſt entweder neben dem Flur zu Schuppen oder zu Ställen benutzt; denn das Vieh logirt in Cairo ganz fein Parterre, vorn heraus.

Der erſte Stock iſt um etwas über das Parterre herausgebaut und hat Fenſter aus dichtem Holzwerk, entweder aus nur in einandergefügten Stäben gebildet, oder nach feineren Muſtern geſchnitzt; doch jedenfalls ſo eingerichtet, daß das ſchärfſte Falkenauge nicht ihr myſtiſches Dunkel durchſchauen kann. —

Dieſe Holzgitterfenſter ſchützen die Einwohner ſowohl vor den Stichen der Sonne, als auch vor den Flammenpfeilen der Eiferſucht. Da nun die Straßen an ſich eng ſind, ſo laſſen dieſe Vorſprünge nur einen ganz ſchmalen Streifen des ſchönen, blauen Himmels ſehen. Ein Naturſchwärmer möchte darüber grollen, doch der Praktiker iſt wohl damit zufrieden. Denn dadurch iſt den Sonnenſtrahlen nicht ein zu freier Zutritt zum geſchäftigen Leben geſtattet, was freilich bei ihrer Intenſivität ſehr ſtörend ſonſt einwirken und ſelbſt dem entſchiedenſten Lichtfreund das Leben etwas warm machen würde. Die Häuſer, wenn auch elend von Außen anzuſehn, ſind doch im Innern ſehr bequem eingerichtet, und der verwöhnteſte Engländer kann hier alle ſeine Comforts wiederfinden. Hohe, dunkele Zim-

mer, mit Divanen rings herum verſehen, bieten bei Tage kühlen, angenehmen Aufenthalt, während das platte Dach, zu dem man bequem hinaufſteigt, gegen Abend eine kleine Promenade gewährt. So möchte der Orientale mit demſelben Recht wie ein Engländer ſagen: „my house my castle! Mein Haus iſt mein Schloß.“ Da es für alle Reiſende ſehr intereſſant iſt, das häusliche Leben der Orientalen zu betrachten, erlaube mir der Leſer, ihn bei einem meiner Bekannten, einem gelehrten Scheich einzuführen.

Beſuch bei einem Scheich.

Die ſchwerfällige Hausthür iſt nur mit einem Holzſchloß geſchloſſen; man öffnet dieſelbe, und ein dunkler Eingang nimmt uns auf. Hier ſitzt auf einem Korbgeflecht eine dunkle Geſtalt, nur mit einem blauen Hemd bekleidet. Dies iſt ein Berber, die man gewöhnlich wegen ihrer Ehrlichkeit und trägen Ruhe zu Thürwächtern wählt. Sobald er uns eintreten ſieht, wirft er aus ſeinen dunkeln Augen ſtechende Blicke uns zu, und einem Kettenhunde ähnlich knurrt er unverſtändliche Worte uns entgegen. Wir geben unſeren Wunſch zu erkennen, den Scheich zu ſprechen. Nun ruft er einem anderen ſchwarzen Diener einige Worte zu, und bis derſelbe von oben herab die Antwort bringt, müſſen wir geduldig im dunklen Vorflur dieſer Hausfeſte verweilen. Dann erſcheint der Diener und führt uns durch den Flur; wir treten in einen kleinen, viereckigen Hof, deſſen entgegenſtehende Hälfte in einer Höhe von etwa 15′ mit dichtem Laube überdeckt iſt. Ueber dieſem Laubdach ſind die Fenſter vom dichteſten Holzwerk ein geheimnißvolles Dunkel. Man darf

ſich nicht erlauben, mit ſchwachem Auge das Laubdach und das Holzwerk zu durchdringen zu ſuchen, ohne ſogleich vom Diener mit der größten Sorge links eine ſteinerne Treppe heraufgeführt zu werden; denn hinter jenem Laubdach und den dicht mit Holz vergitterten Fenſtern ſind die glänzenden Geſtirne des düſteren Lebens. Das iſt das Frauengemach, das Heiligthum im Hauſe. Der einzige Moment, in dem wir den ſchwachen Verſuch hätten wagen können, durch das Laubdach nach den Fenſtergittern einen verſtohlenen Blick zu werfen iſt nun vorüber, die Treppe führt uns nach dem vorderen Theil des Hauſes.

Wie Tag und Nacht die Zeit zertheilen, ſo iſt auch das Leben des Orientalen, ſo iſt auch ihr Haus in zwei verſchiedene Theile getheilt. Die vordere Seite des Vierecks bewohnt der Mann, die entgegenſtehende hintere Seite iſt zum Frauengemach geweiht. Der verbindende Flügel iſt meiſt zur Küche und zu Nebenzimmern beſtimmt. Uns iſt es nur vergönnt, die vordere Front zu betreten. Wir finden dort ein großes, geräumiges, aber ganz leeres Zimmer, in dem nach der einen Seite hin, um eine Stufe höher, ein Alkoven ſich ausmündet. Hier ſind rings herum an den drei Wänden Divane ganz niedrig über dem Boden. Der Raum zwiſchen den drei Divanen iſt mit einem Teppich bedeckt, auf dem in der Mitte die dampfende, ſprudelnde Waſſerpfeife ſteht, von der der Schlauch ſich bis zu dem in einer Ecke des Divan hockenden ehrbaren Scheich hinzieht.

Der ehrwürdige Hausbeſitzer iſt in ſeinem herunterwallenden Oberkleid von Tuch gehüllt, ein vorn ganz aufgeſchnittener Rock, der nur oben auf den Schultern und

keine Rechenſchaft von ihm zu fordern; haftet dagegen der kleinſte Zweifel an ihrer Tugend, hat ſie den immer wachenden Argwohn des Mannes auch nur im Geringſten erregt, iſt ihr Loos ein höchſt trauriges. Der Mann wird ein unumſchränkter Tyrann in ſeinem Hauſe.

Der Mann beſorgt alle Geſchäfte; viele der gewöhnlichen Geſchäftsleute gehen den Morgen früh auf den Markt, kaufen die Proviſion für den Tag, ſchließen dann das Haus zu und gehen mit dem Schlüſſel in der Taſche in ihr Geſchäft. Sie kehren dann erſt am Abend in ihr Haus zurück. Nur bei den ärmeren Leuten, wo die Frau auch genöthigt iſt, etwas zu erwerben, iſt dieſer Eherigorismus etwas gemildert; wiewohl auch der erbärmlichſte Fellah (Landbebauer) in ſeiner Hütte den einzigen Raum durch einen Vorhang theilt; denn hinter dem Vorhang iſt ſein Harem. Auch im Aeußeren iſt das erbärmlichſte Frauenzimmer, das kaum mit einem zerlumpten Hemd den elenden Körper bedeckt, genöthigt, ſich ihr Kopftuch vor's Geſicht zu ziehen. Bei dem ewig regen Argwohn der Männer will ein jeder, ſoviel er kann, ſich durch äußere Mittel der Tugend ſeiner Frau verſichern, da er den höheren geiſtigen Schutz, der in der freien, ſittlichen Entwickelung und Bildung des Weibes, in ihrer Liebe ſelbſt liegt, nicht kennt. Der Vornehme hält ſich Verſchnittene; nicht ſo Bemittelte laſſen ihre Mütter über die Gattinnen wachen; andere hüten ſich durch ſicheren Verſchluß, und doch ſcheint die Liſt der Frauen mit der Wachſamkeit der Männer zu wachſen, und viele Erzählungen im Munde des Volks

beweiſen, daß die Geſchichten der tauſend und einen Nacht noch bisweilen fortſpielen. —

An eine wahre Liebe und höhere Bildung des weiblichen Geſchlechts iſt ſomit hier nicht zu denken; das einzige Streben des unterdrückten Geſchlechts iſt nur das, wie man dem ſinnlichen Haustyrann gefallen möge. Wenn daher der Reichere ſich mit Erlaubniß ſeines Herrn Muhammed mehrere Weiber hält, ſo denke man ſich die Eiferſucht und die Intrigue der Unglücklichen. Es iſt unmöglich, ſie in einer Wirthſchaft zu haben, und eine jede muß daher mit eigener Einrichtung und eigner Wirthſchaft, mit eignen Dienerinnen und eignen Sclaven bedacht ſein. Daher können dies nur Reichere durchführen; der gewöhnliche Mann lebt meiſt in der Monogamie; jedoch bei der Leichtigkeit der Scheidung, hat er viele verſchiedene Weiber nach einander, manche ſcheiden und heirathen alle Monat einmal.

Doch wir ſetzen unſeren Ritt fort, um noch an anderen Geſtalten des orientaliſchen Lebens unſer neugieriges Auge zu ergötzen. Auf der Straße wird unſer Lauf oft gehemmt durch Schaaren von Laſteſeln, die Schutt oder Steine, Kraut oder Stroh, Früchte oder Schilf, oder volle Waſſerſchläuche auf ihrem Rücken fortſchleppen. Dieſe Waſſerſchläuche, vollſtändige Ziegenhäute, ſehen freilich nicht ſehr appetitlich aus; doch ſchmeckt das Waſſer des Nils, wenn es filtrirt iſt, ſehr friſch und iſt ſehr klar, ſo daß man ſagt, das Nilwaſſer ſei ſüß, und wer einmal einen Tropfen davon gekoſtet, der ſehne ſich wieder in die lieblichen Fluren dieſes geſegneten Stromes zurück. —

Zur Wegſchaffung größerer Laſten bedient man ſich

meiſtens der Kameele. Sie tragen auf beiden Seiten große Ballen. Wenn wir uns ſchon ſonſt beim Anblick dieſer Thiere wenig verſucht fühlen, in das überſchwengliche, ſeitenlange Lob einzuſtimmen, das die altarabiſchen Dichter ihnen ſpenden, ſo müſſen wir ſie jetzt ganz beſonders unſchön finden. Sie nehmen die ganze Straße ein, ſo daß wir entweder aller unſerer Reitkünſte bedürfen, um dicht an der Wand neben ihnen vorbeizureiten, oder wir uns demüthig beugen müſſen, bis ſie gravitätiſchen Schrittes die Laſten über unſer Haupt hinwegtragen, oder endlich wir mit orientaliſcher Ruhe den Zug dieſer bedächtig einherſchreitenden Thiere in einem Eckchen abzuwarten haben. Außer dieſen arbeitſamen Thieren machen ſich noch Katzen und Hunde bemerklich. Die Hunde ſind hier im wahren Sinne des Worts Proletarier; auf der Straße geboren, auf der Straße geſäugt, wachſen ſie hier auf; auf der Straße iſt ihr Lager, auf der Straße iſt ihre Wirkſamkeit, d. h. den Leuten im Nichtsthun zu helfen. Sie halten unter ſich ſtrenge Polizei; jeder hat ſein Revier, und übertritt ſein Nachbar die Grenze, iſt er da, um mit den Zähnen ſein Gebiet zu beſchützen; die arabiſche Gaſtfreundſchaft iſt bei ihnen nicht bekannt. Ihre Hauptthätigkeit und ihr Hauptnutzen beſteht darin, daß ſie freſſen; ſie ſind natürlich keine Koſtverachter, und reinigen mit ihrem Heißhunger die Straßen; denn alle Abfälle werden rein aufgezehrt.

Wiewohl der Hund für unrein gilt, haben doch die Muslim viel Freundſchaft für ſie, und was der arme Mann von ſeinen Datteln erübrigen kann, bekommen ſie gewiß. Da ſich indeß ihre Anzahl mehrt und jeder es für Sünde hält, einige der Kleinen zu tödten, ſind ſie

ſehr elend und mager, und müſſen von allem Möglichen ihren Hunger zu ſtillen ſuchen.

Für die Liebe, mit der der Islam die Thiere behandelt, ſcheinen die Hunde faſt beſſere Muslim zu ſein als die Menſchen; denn kaum erblicken ſie Jemand in Frankenkleidern, ſo geben ſie in lautem Gebell ihren Unwillen über den Ungläubigen kund, während die Menſchen ihn gleichgültig anſchauen, oder ihm irgend einen Dienſt zu erweiſen ſuchen, um dann ſich ein Bakſhiſh, d. i. Trinkgeld, zu erbitten. Bakſhiſh iſt im Orient ein magiſches Wort, das Wunder thut.

Noch zärtlicher werden die Katzen behandelt. Es heißt in der Ueberlieferung vom geſegneten Propheten: „Ehret die Katzen, denn ſie umſchwärmen euer Haus bei Nacht.“ Eine andere Stelle der Ueberlieferung ſagt ſogar, daß eine Frau in die Hölle kam, weil ſie eine Katze fing und dieſelbe weder fütterte, noch ſich nähren ließ. Gab doch der verehrte Prophet ſelbſt, der nicht Anſtand nahm, Hunderte von Juden hinzurichten, weil ſie ihm nicht anhangen wollten, lieber ſeinen weiten Aermel preis, als ſein geliebtes Kätzchen im Schlaf zu ſtören, und einer der erſten Gläubiger ward durch den Beinamen Abu Hureir, Katzenvater, hochgeehrt. Die Derwiſche in Cairo haben daher einen beſonderen Katzen-Scheich, der verpflichtet iſt, jede verwahrloſte Katze freundlich aufzunehmen. Jede Moſchee nährt davon eine große Anzahl, und ein frommer Muslim ſetzte ein großes Capital aus, nicht um Arme zu ſpeiſen; denn ſie trifft ja doch nur, was ihnen von oben beſtimmt iſt, ſondern um Katzen zu füttern.

Die Erſcheinungen der Menſchen in den türkiſchen

Stadtvierteln können uns freilich nicht erheitern. Wohlgekleidete Franken und Türken werden hier immer seltener. Oefter sind die oberen Stockwerke der Häuser schon in Schutt zerfallen, während der untere Theil noch zum Laden benutzt wird.

Nur hier und da bewegt sich eine starke, ehrbar verhüllte Frau, deren Erscheinung uns fürwahr sehr wenig an die von den Dichtern gepriesene Gasellenanmuth der Frauen erinnert, sich schleppenden Ganges fort; doch meistens sehen wir hier die Leute nur mit einem blauen, schmutzigen, oft zerlumpten Hemd bedeckt. Männer, Frauen, Kinder, Greise, alle gehen in dieser Weise gekleidet. Meistens tragen sie ihre ganze Garderobe, die in einem dunkelblauen Hemd und gleichfarbigen Kopftuch besteht, auf dem Leibe. Wenn das Hemd zu schmutzig wird, waschen sie es in einem Garten an einer Wasserrinne und verhüllen sich deshalb nothdürftig mit dem Kopftuch, während sie hinter einem Busche bleiben, bis die brennende Sonne es getrocknet; oft auch ziehen sie es naß wieder über und bilden mit ihren Leibern und ausgebreiteten Armen das Trockengestell. Alles gewährt hier den Eindruck des Elends und der Armuth. Viele haben ein oder beide Augen verloren. Die Kinder werden absichtlich recht schmutzig gehalten, um sie vor dem bösen Blick des Neiders zu schützen, und leiden sie an der hier so häufigen Augenentzündung, so reinigt man ihnen die Augen nie; dies, meint man, sei gut, wiewohl Reinlichkeit die erste Bedingung zur Heilung ist. Die armen Kleinen verlieren durch die Sorglosigkeit der Eltern gar oft ihr Augenlicht. So groß ist hier die Macht des

Aberglaubens und ſo groß die auf dem Fatalismus beruhende Trägheit; denn die Eltern lieben ſonſt ihre Kleinen ſehr zärtlich, und die Mütter tragen ſie ſtets mit ſich, indem ſie auf einer ihrer Schultern rittlings ſitzen.

Die Frauen niederen Standes ſind ſehr ſchlank, während die vornehmeren ſehr unförmig und beleibt uns erſcheinen. Dennoch beweiſen die Frauen niederen Standes eine nicht geringe Kraft. Die ſchlanken, zarten Figuren tragen ein großes irdenes Gefäß, welches wenigſtens zwei unſerer Eimer enthalten mag, balancirend auf ihrem Kopfe und marſchiren damit in ſo gerader Haltung, daß dieſelbe jedem Gardeſoldaten Ehre machen würde. Neben der Laſt auf dem Kopfe tragen ſie oft noch ein Kind auf der Schulter.

Den Erſcheinungen der Leute entſpricht das Ausſehen der Läden, die rechter und linker Hand den Wanderer in Cairo umgeben. Hier ſcheert in einem niedrigen Laden ein Barbier das Haupt des gläubigen Muslim; denn ein ganz geſchorner, blanker Schädel gilt bei den Männern für eine eben ſo große Schönheit als bei uns ein üppiger Haarwuchs; deshalb heißt auch der Barbier „Muſaſſin," der Schmücker; dagegen berührt das Scheermeſſer nie den Bart, und nur ſelten naht ihm eine Scheere, um die aus dem wohlgezogenen ſtarken Bart hervortretenden Spitzen abzuſchneiden.

Neben dem Barbier iſt ein ſchmutziger Materialladen, in dem beſonders das Stampfen des Kaffee's eine große Rolle ſpielt; daneben ſieht man Früchte, meiſt Apfelſinen und Datteln ausgeſtellt; doch Alles in einem Schmutz und einer Unordnung, daß man glauben möchte, die

Araber äßen deshalb kein Schweinefleiſch, weil kein Thier von ſeinesgleichen lebe.

Wie weiſe war doch Muhammed, daß er die Waſchungen zu einer Hauptpflicht ſeiner Anhänger beſtimmte!

Bisweilen hört man einen entſetzlichen Lärmen; kommt man näher, bemerkt man eine Schaar ſitzender Knaben, die ſtudiren; hier hält man auf der offenen Straße Schule. In der Mitte eines elenden offenen Ladens ſitzt der Schulmeiſter, und rings herum hocken die Buben wild durcheinander, indem ſie Gebete oder einige Suren (Korankapitel) lernen. Jeder ſchreit ſo laut er kann und bewegt dabei ſeinen Oberkörper vor- und rückwärts. Man denke ſich den Lärm. Es wird hier nichts gelehrt und gelernt, als was zur Seligkeit der Muslim nöthig iſt, d. h. ſehr wenig. Einige Suren des Korans und die fünf Gebete, welche er täglich herzuſagen hat, verſchaffen dem Gläubigen ewige Paradieſesfreuden. Schreiben lernen nur ſehr wenige, ja, nach Lane's Erfahrungen, iſt ſelbſt vielen von den Lehrern dieſe edle Kunſt fremd. Wer es aber ſoweit bringt und ſich dann eine leidliche Kleidung verſchaffen kann, hat die Unbeſcheidenheit, ſich Effendi, Doctor, zu nennen. Somit ſteht im Orient der Doctortitel noch niedriger, als in Deutſchland.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß hier ſo wenig für die Erziehung des Volkes geſchieht; denn die Figur des Egypters, ihr feiner Schädelbau, ihr funkelndes, ſchwarzes Auge deutet auf große Bildungsfähigkeit hin. Der ſchlanke Körper des niederen Volkes ſticht gegen die Fettigkeit und Korpulenz der Vornehmeren, beſonders der Türken, merkwürdig ab. Dies, wie viele Gebräuche, die

ſich noch erhalten haben, nöthigen uns, der Meinung des Dr. Pruner beizuſtimmen, der durch genaue anatomiſche Forſchung bewieſen hat, daß wir hier in Egypten noch denſelben Menſchenſchlag finden, welcher vor vielen Jahrtauſenden die Pyramiden gebaut.*) —

Die Natur, die Egypten ſo bevorzugte, bildete auch den Menſchen, die Krone der Schöpfung, würdig dieſes ſchönen Gartens, mitten in der Wüſte. Mit ſchlanker Geſtalt und lieblichen Formen, mit nicht gewöhnlicher Faſſungskraft des Geiſtes begabte ſie ihn; doch dem verweichlichten Kinde fehlte die Kraft des Willens. Der Sohn der Wüſte behauptete ſtets ſeine Freiheit, doch der Egypter ſeufzte ſtets unter dem Joche der Tyrannen. Wohl thut es uns weh, dieſes arme Volk dort auf der Straße hinhocken zu ſehen in leiblichem Elend und geiſtiger Schlaffheit, und doch, warum bedauert man ſie? Verdient der gemeine Egypter den Tag über 20 Para, d. i. 1 Silbergroſchen, fühlt er ſich glücklich und wohl, freilich nur, wenn man dafür von ihm keine Anſtrengungen verlangt. Für 5 Para, d. i. 3 Pf., kauft er ſich von den zu einer Maſſe zuſammengekneteten Datteln; das iſt das Fleiſch des Orients. Für 10 Para kauft er zwei flache Brödtchen; dies reicht hin, ihn zu erhalten; dann hat er noch 5 Para für ſein Vergnügen, d. h. für Taback. Gewinnt er noch 5 Para, ſo geht er ſtolz in eine Kaffeebude und trinkt ein Schälchen. Der feinſte Herr kann ſich nicht wohler fühlen, als dieſer Mann, wenn er in einer Ecke niederhockt und bei den blauen Wölkchen, die

*) Die Krankheiten d. Orients v. Dr. Pruner, Erlangen 1847.

er in die Luft bläſt, nichts zu thun und nichts zu denken hat.

Die Erſchlaffung aller Thatkraft und geiſtiger Entwickelung thut ſich bei jedem Schritt in Egypten kund. Zwar arbeiten die Handwerker, welche meiſt in gewiſſen Stadttheilen zuſammen wohnen, ziemlich fleißig, dem Anſcheine nach; doch an eine Verbeſſerung, an einen Fortſchritt ſeines Gewerbes denkt keiner. Der Schuhmacher arbeitet ganz in derſelben Weiſe, wie vor Jahrhunderten, die plumpen, kahnförmigen, rothen Schuhe; der Sattler macht ſeine plumpen Eſel- und Pferdeſättel; der Klempner ſeine ungeſchickten Zinnarbeiten, Alles immer nur ſo, wie er es von ſeinem Vater gelernt.

Baſar.

Treten wir in einen türkiſchen Baſar, werden wir dies immer mehr gewahr. Zwar iſt hier noch das regſte Leben; denn der Orientale wird ganz vom Streben nach Gewinn, den er im kleinen Handel ſich zu erwerben ſucht, bewegt; doch handelt er meiſt mit occidentaliſchen Waaren. Die großen Handlungshäuſer ſind von Ausländern gehalten, und der kleine Handel iſt des Orientalen Fach: zum großen fehlt ihm gänzlich der Unternehmungsgeiſt und der Muth. Der Baſar iſt in einer engen Straße. Auf beiden Seiten iſt der untere Theil der Häuſer zu budenartigen Läden eingerichtet. —

An der aufgeſchlagenen Holzdecke und zu beiden Seiten an den Wänden ſind die Waaren ausgehängt. Den unteren Theil des Ladens bildet eine Fläche von

Geſtein, auf der ein Teppich ausgebreitet iſt; zu beiden Seiten deſſelben ſind Kiſſen ausgelegt. Hier hat ſich der rauchende Ladenbeſitzer mit gemächlicher Ruhe niedergelaſſen. In einem Laden voll orientaliſcher Kleidungsſtücke hängen oben an der Decke die bunten Shawls von Tripolis, daneben lange Scheichgewänder in verſchiedenen Farben, dann wieder ſchön geſtickte Effendi-Jacken. In verſchiedenen Fächern liegen dann die weiten Beinkleider, Hemden, ſeidene Unterkleider, auch ſtehen vorn mehrere krumme Damascener-Säbel; denn ein Säbel gehört dort mit zum Anſtand, und mancher Effendi muß die Stumpfheit ſeines Kopfes mit der Schärfe der Schneide erſetzen. Oft tritt uns auch ein ſchöner Smyrnaer Teppich, der zum Verkauf aushängt, entgegen. Unter einem Glasfenſter ſind dann Bernſtein-Pfeifenſpitzen, Pfeifenköpfe, bunte Troddeln und dgl. ausgeſtellt. Dicht daneben handelt ein Anderer mit allerlei Stoffen. Große Haufen der verſchiedenartigſten Kattune und Weißſtoffe liegen hier neben einander. Der nächſte Laden gehört einem Kräuterkrämer, der in verſchiedenen Kaſten ſein Herbarium darſtellt; zugleich handelt er auch mit Lichten und Oel. Daneben ſchneidet ein Anderer Taback und bietet ſolchen aus. Dann zieht eine Klempnerbude unſere Aufmerkſamkeit auf ſich; dann die in einem andern Laden ausgeſtellten Glas- und ordinären Porzellan-Waaren. Treten wir an einen Laden mit der Miene von Käufern, ſo bietet uns ſogleich der Händler einen Platz auf ſeinem Teppich an und giebt uns mit Artigkeit die Friedenspfeife, ja er befiehlt vielleicht in ſeiner Höflichkeit, daß man uns Kaffee bringe. Sein artiges Benehmen läßt uns in ihm

einen vertrauensvollen Händler vermuthen, doch laſſe man ſich nicht vom Schein trügen. Mit großer Geſchäftigkeit holt er alle Arten Kleidungen vor; weite Beinkleider, ſchön beſetzte Jacken, doch iſt Alles faſt nur ausländiſche Waare. Kattune, Tuch, Merino, Alles trägt den Stempel überſeeiſcher Fabrikation.

Jene prächtigen Baſare, von denen noch frühere Reiſende berichten, die von ganzen Waffenreihen und orientaliſchen Stoffen prangten, ſind bis auf wenige Spuren verſchwunden.

Treue im Handel haben die Orientalen wohl nie ſehr gekannt, wenigſtens iſt ihr jetziger Handel ein höchſt trügeriſcher. Die Stoffe ſind meiſt ſehr ſchlecht; billig zu ſein, iſt das Hauptziel. Natürlich fordern die Leute einen ſehr hohen Preis, je nach dem Ausſehn der Käufer, am meiſten natürlich bei engliſchen Reiſenden, die mit ihrem Dolmetſch den Markt beſuchen. Doch weiß man gar wohl, daß der unſolide Händler wohl den doppelten Preis verlangt und es dann von der beharrlichen Geduld des Käufers abhangen läßt, ob er die Hälfte abdingen will. Freilich geht das nicht ohne eine Menge von Schwüren und Betheuerungen von Seiten des Verkäufers: bei Gott, bei ſeinem Haupte, bei ſeinen Augen ſchwört er, er kann dafür die Waare nicht geben, und zuletzt giebt er ſie doch. — Das geſchieht in einer Aufregung, daß ein jeder Kauf im Orient als Erklärung dienen kann zu den Worten unſeres Herrn: „Du ſollſt nicht ſchwören, weder bei Gott, noch bei Jeruſalem, noch bei deinem Haupte.“

Die Kattune ſind faſt ausſchließlich engliſches Fabrikat. Das muß uns wundern, da doch Egypten die

ſchönſte rohe Baumwolle producirt, und der Paſcha mit allen Mitteln die Fabrikation zu heben ſucht. In Egypten iſt ferner der Tagelohn 1 Sgr., in England doch wenigſtens 1 Shilling (10 Sgr.).

England producirt keine Baumwolle, von weit her über See ſchafft es ſich den rohen Stoff.

Es erſcheint märchenhaft, daß England hier concurriren könne, und doch iſt's ſo. Der Engländer nimmt die feine rohe Baumwolle Egyptens und ſendet aus gröberer Baumwolle gewebte Stoffe zurück. Die in England aus gröberer Baumwolle fabricirten Kattune ſind billiger und beſſer, als die in des Paſcha Fabriken von feineren Stoffen fabricirten Zeuge. Das iſt die Macht der freien Arbeit und regen Induſtrie dem gezwungenen Arbeiter und unredlichen Beamten gegenüber. Das iſt der Unterſchied zwiſchen einem religiös ſittlichen, arbeitſamen, freien Volk, und dem ſittlich erſchlafften, durch ſeinen Schickſalsglauben trägen Araber. In den Spinnereien des Paſcha treibt die Peitſche den widerſtrebenden Araber, und bei der Beſtechlichkeit und Unredlichkeit der Beamten war alle Handels- und Fabrikations-Speculation von Mehemed Ali ein Unglück für ihn und das Volk.

So hat man trotz der großen Menge von Schafen in Egypten noch nicht daran gedacht, brauchbares Tuch zu fabriciren. Die Trägheit, geiſtige Erſchlaffung, ſowie die Unredlichkeit beim Handel öffnet den europäiſchen Waaren im Orient Thür und Thor. —

Auf dem Baſar tobt Alles durcheinander, der Armenier, der Grieche, der Jude, der Muslim, der Kopte, Alles

ſchachert, und bei jedem Handel, ſo klein er immer ſein mag, iſt ein Schwören und Fluchen, ein Schreien und Toben, daß man ſich des Unwillens über dieſe Weiſe nicht enthalten kann; doch wer ſich an dieſe Weiſe nicht gewöhnt, der kann nie Etwas auf dieſen Baſaren erhandeln. Denn von dem Werth der Zeit hat man hier gar keinen Begriff; gern vergeudet man dieſes Kleinod, um eine elende Silber- oder Kupfermünze abzuhandeln. Für den Fremden iſt nun gerade dieſe Zeit nicht verloren; man amüſirt ſich an den bunten Geſtalten, die vorbeiwogen.

Brautproceſſion.

Vielleicht auch ſieht man gerade eine Brautproceſſion. Voraufziehen mehrere Muſikanten, d. h. Leute, nur mit einem ſchmutzigen Hemd bekleidet; an ihrer Bruſt hängt eine kleine flache Trommel, auf die ſie mit einem Stäbchen ſchlagend, muſiciren. Darauf folgen ſchleppenden Ganges die ehrbar verhüllten, verwandten Frauen; hinter denen jüngere Mädchen und Kinder, ebenſo verhüllt, paarweiſe herziehen. Dann kommt die Braut, unter einem an den vier Ecken getragenen Pavillon. Die unſichtbare Schönheit wird von ihren beiden nächſten Verwandten geführt, ſie iſt vollſtändig verhüllt. Auf ihrem Haupte trägt ſie, wie es ſcheint, eine Art Krone; doch iſt über ihr Haupt ein prächtiger rother Kaſhmir-Shawl geworfen, der oben überm Kopfe mit Perlenketten umhüllt iſt. Das arme Weſen iſt ſo dicht verſchleiert, daß ſelbſt ihre Augen weder ſehen, noch geſehen werden können; man führt ſie blind ins Eheglück. Ihr Gemahl ſelbſt kann ſie erſt nach

der Hochzeitsceremonie anſchauen. Hinter dem ſeidenen Pavillon gehen noch mehrere Trommler und Flötiſten. Bei mehreren Heirathen zeigt ſich auch wohl ein Tänzer, der widerlich durch das Ausraufen des Bartes, durch Schminke und Weiberkleider ſeine Natur zu verleugnen ſucht, wie er auch unſer Gefühl empörende Scenen darſtellt.*)

Wir können der Proceſſion nicht weiter folgen; über die weiteren Ceremonien, das Frauengemach, kann ich nichts aus eigener Anſchauung geben. Das vielbelehrende Buch von Mr. Lane und das von ſeiner Schweſter Miß Pool haben die einzelnen Scenen und Gebräuche treu geſchildert; wohl aber möchte die Frage über den Urſprung dieſer dichten Verſchleierung hier von Intereſſe ſein. Man iſt geneigt, dieſen Gebrauch, wie viele andere, auf den Religionsſtifter zurückzuführen, wenn auch vielleicht

---

*) Die widerliche Erſcheinung des Tänzers iſt eine Erklärung zu jener Stelle der heiligen Schrift „es entbrannten die Männer in ihrer Begierde gegen einander" Röm. 1, 27. Die Knabenliebe iſt in dem ſittlich ſo entnervten Orient ein ganz allgemeines Laſter. Doch die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte, indem es im Orient eine förmliche Convenienz iſt, daß die Knaben ſolchen Mißbrauch nur zu geſtatten haben, bis der erſte Bart auf ihrem Kinn ſich zeigt. — Dieſe Tänzer ſind aber ſo entartet, daß ſie durch das Ausraufen ihres Barthaares der Erlöſung durch dieſe Sitte gern verluſtig gehen. Es iſt nicht ſelten, daß die entſittlichten Männer mit unnatürlichen Zumuthungen dieſer Art das Gefühl ihrer Frauen zu verletzen wagen, doch kann die Gattin deshalb den Mann vor dem Kadi verklagen. Dies geht nun freilich nicht wohl mit Worten an; ſie legt alſo ihren Pantoffel umgekehrt vor dem Richter hin, und dieſe ſinnbildliche Darſtellung ihrer Lage verſteht der Richter ſogleich.

ſchachert, und bei jedem Handel, ſo klein er immer ſein mag, iſt ein Schwören und Fluchen, ein Schreien und Toben, daß man ſich des Unwillens über dieſe Weiſe nicht enthalten kann; doch wer ſich an dieſe Weiſe nicht gewöhnt, der kann nie Etwas auf dieſen Baſaren erhandeln. Denn von dem Werth der Zeit hat man hier gar keinen Begriff; gern vergeudet man dieſes Kleinod, um eine elende Silber- oder Kupfermünze abzuhandeln. Für den Fremden iſt nun gerade dieſe Zeit nicht verloren; man amüſirt ſich an den bunten Geſtalten, die vorbeiwogen.

Brautproceſſion.

Vielleicht auch ſieht man gerade eine Brautproceſſion. Voraufziehen mehrere Muſikanten, d. h. Leute, nur mit einem ſchmutzigen Hemd bekleidet; an ihrer Bruſt hängt eine kleine flache Trommel, auf die ſie mit einem Stäbchen ſchlagend, muſiciren. Darauf folgen ſchleppenden Ganges die ehrbar verhüllten, verwandten Frauen; hinter denen jüngere Mädchen und Kinder, ebenſo verhüllt, paarweiſe herziehen. Dann kommt die Braut, unter einem an den vier Ecken getragenen Pavillon. Die unſichtbare Schönheit wird von ihren beiden nächſten Verwandten geführt, ſie iſt vollſtändig verhüllt. Auf ihrem Haupte trägt ſie, wie es ſcheint, eine Art Krone; doch iſt über ihr Haupt ein prächtiger rother Kaſhmir-Shawl geworfen, der oben überm Kopfe mit Perlenketten umhüllt iſt. Das arme Weſen iſt ſo dicht verſchleiert, daß ſelbſt ihre Augen weder ſehen, noch geſehen werden können; man führt ſie blind ins Eheglück. Ihr Gemahl ſelbſt kann ſie erſt nach

der Hochzeitsceremonie anſchauen. Hinter dem ſeidenen Pavillon gehen noch mehrere Trommler und Flötiſten. Bei mehreren Heirathen zeigt ſich auch wohl ein Tänzer, der widerlich durch das Ausraufen des Bartes, durch Schminke und Weiberkleider ſeine Natur zu verleugnen ſucht, wie er auch unſer Gefühl empörende Scenen darſtellt.*)

Wir können der Proceſſion nicht weiter folgen; über die weiteren Ceremonien, das Frauengemach, kann ich nichts aus eigener Anſchauung geben. Das vielbelehrende Buch von Mr. Lane und das von ſeiner Schweſter Miß Pool haben die einzelnen Scenen und Gebräuche treu geſchildert; wohl aber möchte die Frage über den Urſprung dieſer dichten Verſchleierung hier von Intereſſe ſein. Man iſt geneigt, dieſen Gebrauch, wie viele andere, auf den Religionsſtifter zurückzuführen, wenn auch vielleicht

*) Die widerliche Erſcheinung des Tänzers iſt eine Erklärung zu jener Stelle der heiligen Schrift „es entbrannten die Männer in ihrer Begierde gegen einander" Röm. 1, 27. Die Knabenliebe iſt in dem ſittlich ſo entnervten Orient ein ganz allgemeines Laſter. Doch die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte, indem es im Orient eine förmliche Convenienz iſt, daß die Knaben ſolchen Mißbrauch nur zu geſtatten haben, bis der erſte Bart auf ihrem Kinn ſich zeigt. — Dieſe Tänzer ſind aber ſo entartet, daß ſie durch das Ausraufen ihres Barthaares der Erlöſung durch dieſe Sitte gern verluſtig gehen. Es iſt nicht ſelten, daß die entſittlichten Männer mit unnatürlichen Zumuthungen dieſer Art das Gefühl ihrer Frauen zu verletzen wagen, doch kann die Gattin deshalb den Mann vor dem Kadi verklagen. Dies geht nun freilich nicht wohl mit Worten an; ſie legt alſo ihren Pantoffel umgekehrt vor dem Richter hin, und dieſe ſinnbildliche Darſtellung ihrer Lage verſteht der Richter ſogleich.

nicht ganz der heutige Gebrauch von ihm kann abgeleitet werden.

Muhammed hatte einſt ein unangenehmes Abenteuer mit ſeiner geliebten Aïſha. Der Prophet war bekanntlich ein großer Verehrer des weiblichen Geſchlechts und vergaß die Scherze der Liebe ſelbſt beim rauhen Kriegshandwerk nicht. Eine ſeiner ſchönen Gattinnen mußte ihn ſtets begleiten. Auf einem ſeiner Feldzüge hatte die bevorzugte Aïſha das Glück; doch wie erſtaunt war die Schaar der Muslim, und wie beleidigt war die Gattenehre des Propheten, als ſie eines Tages beim hellen Mittag nicht in ihrer verſchloſſenen Sänfte, ſondern auf dem Kameel eines fremden Mannes, Safwan, im Lager anlangte. Nach der Aïſha eigener Ausſage verhielt ſich nämlich die Sache ſo:

Wie gewöhnlich hatten die beſtimmten Kameeltreiber die Sänfte vor ihr Haus gebracht und ſich entfernt, um ſie ungeſehen einſteigen zu laſſen. Schon hatte ſie einſteigen wollen, als ſie bemerkte, daß ſie ihren Schmuck im Hauſe habe liegen laſſen, da ſei ſie zurückgekehrt, um denſelben zu ſuchen. Unterdeſſen waren die Kameeltreiber gekommen und hatten die Sänfte auf das Thier gehoben; denn damals waren die Frauen noch leicht, dieweil ſie kein Fleiſch aßen. Als Aïſha darauf mit ihrem Schmuck aus dem Hauſe getreten, ſei die Sänfte fortgeweſen; verzweifelnd ſtand die Arme da. Die Liebe der Tochter Eva's zum Schmuck hätte ſie bald ins Unglück geſtürzt. Da kam Safwan, Muattal's Sohn vorüber, der wegen eines Geſchäfts hinter den Truppen zurückgeblieben war. Der erkannte ſie; denn er hatte ſie ſchon geſehen, ehe ein

Vorhang die Frauen des Propheten von den Männern trennte. „Wir sind Gottes und kehren zu ihm zurück", rief der verzweifelte Gläubige; er lud sie auf sein Kameel und brachte sie dem Muhammed nach. Lange währte der Verdacht gegen sie; des Propheten Hausehre schien geschändet, doch offenbarte sich ihm in einer Vision die Unschuld der Aïsha, und Sure 24, V. 12 u. 14 rettete ihren Ruf vor der gläubigen Welt: „Warum hatten nicht, als diese Verläumdung zu euch gelangte, die Gläubigen die beste Meinung von einander und sprachen, das ist eine offenbare Lüge? Waltete nicht Gottes Barmherzigkeit über euch, träfe euch in dieser und jener Welt harte Pein; denn ihr verbreitet mit euren Zungen, was ihr nicht wißt." Dieselbe Sure bringt daher V. 4, 5 das Gesetz, daß, wer eine Frau verläumde und nicht 4 Zeugen seiner Aussage mitbringe, mit 80 Geißelhieben bestraft werden solle. So hart war Muhammed gegen den Verdacht Anderer, da er doch selbst viele Tage an Aïsha's Treue gezweifelt; und den Anderen war doch das Geschenk der Unschulds-Visionen nicht verliehen.

Diese Begebenheit hatte, wie es scheint, für die Entwickelung der muhammedanischen Geschichte unberechenbare Folgen. Ali, der Schwiegersohn Muhammeds, hatte auch an der Aïsha Tugend gezweifelt und Muhammed aufgefordert, sie zu entlassen. Die angezweifelte Unschuld vergab das dem Ali nie, der bekanntlich großentheils durch der Aïsha Zorn und Intrigue Thron und Leben verlor. —

Die in dieser Erzählung erwähnte Verhüllung der Frauen bezieht sich nicht gerade direct auf die jetzige Verschleierung aller Frauen, sondern zunächst nur auf die

Frauen des eiferſüchtigen Propheten. Als nämlich bei einer ſeiner vielen Hochzeiten, bei der mit der Zeinab, die Gäſte dem verliebten Wirth zu lange verweilten, führte auch der Prophet eine Art Hof-Weiber-Etiquette bei ſich ein, vgl. Sur. 33, 50: „Betretet nicht die Häuſer des Propheten, als bis die Mahlzeit bereitet, und entfernt euch wieder, ſo bald ihr gegeſſen; verweilt nicht zu traulicher Unterhaltung; denn damit werdet ihr dem Propheten läſtig. Begehrt ihr etwas von den Frauen des Propheten, ſo redet ſie hinter einem Vorhang deshalb an. Das erhält euer und ihr Herz reiner. Ihr dürft dem Geſandten Gottes in keiner Weiſe beſchwerlich fallen, auch ſeine Frauen nach ſeinem Tode nie heirathen, das wäre vor Gott eine große Sünde."

In der Sure 24, in welcher das Abenteuer der Aïſha abgeurtheilt wird, und welche die Sure des Lichts heißt, giebt es noch andere Stellen, die auf die Verſchleierung Bezug haben; ſo heißt es V. 32.: „Sage den gläubigen Frauen, ſie ſollen ihre Augen niederſchlagen, und von ihrer Schönheit nichts zeigen, als was ſichtbar werden muß; ſie ſollen ihren Schleier um ihren Buſen werfen und ihre Zierde nur ihren Männern zeigen, ihren Vätern, Schwiegervätern, Söhnen, Stiefſöhnen, den Söhnen der Brüder und Schweſtern, ihren Frauen, Sclavinnen und den Männern ihres Gefolges, die leidenſchaftslos ſind, und den Kindern, die die Schönheit der Frauen nicht beachten." Freilich ſcheint hier „das was ſichtbar werden muß" das Haupt und die Hände noch bloszuſtellen, und wenn die Keuſchen auch den Schleier um ihren Buſen werfen ſollen, gehört der Muth der Koran-Interpreten

dazu, darunter auch das Antlitz und den Hals zu verſtehen. Vers 56 verſchleiert aber noch mehr. Gott ſpricht hier: „O Prophet, ſage Deinen Gattinnen und Töchtern, und den Frauen der Gläubigen, ſie ſollen einen Theil des Uebertuches über das Geſicht herabhängen laſſen; dadurch werden ſie eher bekannt (als freie Frauen) und nicht beleidigt.“ Nach mehreren Koran-Interpreten wird dies freilich in der Art verſtanden, wie noch heut zu Tage die Frauen ihren ſeidenen Ueberwurf ſich überwerfen.*)

Geht nun dieſer barbariſche Gebrauch der Verhüllung nicht ganz ſicher aus dem Koran hervor, ſo entſpricht doch dieſer Gebrauch ganz dem Geiſte des Islam, der natürlich bei der Polygamie, der freien Willkühr des Mannes, alle äußeren Mittel aufbieten muß, um ſich der Treue der Weiber zu verſichern. Die ſpätere Zeit hat nur das von Muhammed Begonnene fortgebildet.

Wie wenig eine innere geiſtige Gemeinſchaft das Band zwiſchen Mann und Weib hier verknüpft, geht aus der ganzen Weiſe hervor, wie man ſich hier vermählt. Man erkauft die Frauen, ohne daß man ſie vorher geſehen, man unterhandelt und dingt ab vom Preiſe, wie bei jeder anderen Waare. Will man die Tochter eines Mannes heirathen, ſucht man durch alte Weiber Berichte über des Mädchens Schönheit einzuziehen; dann geht man zum Vater und bittet um die Tochter. „Was iſt Deine Hochzeitsgabe?“ fragt der gute Vater. Für eine Jungfrau bietet man vielleicht 1600 Piaſter, je nach dem Stande des Vaters. „Nein, bei Gott, dafür kann ich ſie

*) Vergl. Weil, Muhammed der Prophet p. 151—154.

Dir nicht geben, ſoviel koſtet ſie mir ſelbſt, der geringſte Preis iſt 2000 (100 Piaſter ſind etwa 7 Thlr.)." Dann vereinigt man ſich nach langem Handeln etwa auf 1800. Für ſchon einmal verheirathet geweſene Frauen, Wittwen oder Geſchiedene, bezahlt man dagegen nur die Hälfte. Zwei Drittheile dieſes Hochzeitsgeldes bezahlt der Bräutigam gleich voraus. Nach allen möglichen Hochzeitsceremonien, dem Bad, dem Gebet, enthüllt nach dreitägigem Feſtgelage der Bräutigam im Harem die Braut, und ſieht dann erſt, ob er billig oder theuer gekauft hat. Entſpricht ihrer Schönheit Glanz nicht dem Glanze des Goldes, gefällt ſie ihm nicht, ſo kann er ſie bald entlaſſen; er bezahlt das letzte Drittheil des Geldes und ſteht dann vor ſeinem muhammedaniſchen Gewiſſen und vor der Welt frei und rein da. Dieſe Heirath war nichts weiter, als eine verfehlte Speculation.

Jedes Uebel hat freilich auch eine gute Seite. Die Frauen kommen in dieſer Weiſe zu Eigenthum, und wiſſen ſie durch ihren Liebreiz den Mann zu feſſeln, ſo vermehren Perlen und Schmuck, die Hauptcapitalien im Orient, ihren Beſitz, wodurch ſie oft große Gewalt über den Mann ausüben können.

Einen anderen Vortheil gab mir einſt mein Scheich von dieſer Sitte an, nämlich, daß in dieſer Weiſe alle, häßliche wie ſchöne Frauenzimmer an den Mann kämen, wenn auch oft nur auf kurze Zeit. —

Es ſteht dem Manne frei, andre dazu zu heirathen; nach den jetzigen Geſetzen darf die Zahl der Frauen freilich nicht 4 überſchreiten; denn daß der edle Prophet deren 11, ja nach Einigen 30 gehabt, war eine beſondere

Begünſtigung Gottes; das macht dem Propheten nur um ſo mehr Ehre. Aber auch der jetzige Gläubige braucht ſich bei der Vierzahl nicht zu befriedigen. Vier Gattinnen darf er nur haben, aber wieviel Sclavinnen? davon ſagt das Geſetz nichts, d. h. ſo viel er will; denn die Sclavinnen werden, nachdem ſie Mütter geworden, als Frauen betrachtet. Auch dieſer Eingriff in die Rechte der Frauen ſelbſt bei der Polygamie findet ein würdiges Beiſpiel in dem Leben des weitgeprieſenen Propheten. Eine ſeiner Gattinnen fand nämlich einſt ihren gottbegeiſterten Gatten mit einer Sclavin in ihrem Hauſe in Umgang; ihr Zorn entbrannte und wiewohl Muhammed ſie beſchwor, das Geheimniß nicht zu verrathen, ſo konnte er doch die geſchwätzige, gereizte Weiberzunge nicht beſchwichtigen. Die anderen Gattinnen fühlten alle ihre Würde verletzt; der Prophet hatte eine Weiberrebellion in ſeinem Hauſe, und alle ſeine ſchönen Weiber wieſen ihm die Thür. Einen Monat darbte der arme, von ſeinen Weibern verſtoßene Muhammed einſam auf einem Dachſtübchen; dann aber ſtellte er das Verhältniß mit ſeinen Weibern wieder her, und zwar durch eine Viſion, durch eine ihm von Gott eingegebene Sure; vgl. Sur. 66, V. 1, 2, 4, 5.: „O Prophet, warum verſagſt Du Dir Deinen Gattinnen zu Liebe, was Gott Dir erlaubt (den Umgang mit Deiner Sclavin Maria)? Gott iſt gnädig und barmherzig, er hat euch vorgeſchrieben, wie ihr euch eures Eides entbinden ſollt.“ Nach Sur. 5, 38 muß der Reiche 10 Arme ſpeiſen und kleiden, oder einem Sclaven die Freiheit ſchenken, der Unbemittelte aber 3 Tage für einen Treubruch faſten. Dann redet der Prophet ſeine Frauen als die Schuldigen

an: „Wenn ihr Beide euch bekehrt (Hafza und Aïsha), ſo iſt's gut; denn ſchon wandte ſich euer Herz zum Böſen. Verbindet ihr euch aber gegen ihn, iſt Gott ſein Beſchützer, der Engel Gabriel und die frommen Muslim. Vielleicht wird ihm Gott, wenn er ſich von Euch ſcheidet, beſſere Gattinnen ſtatt Eurer geben, Gottergebene, Gläubige, Gehorſame, Bußfertige, Andächtige, Faſtende, Wittwen ſowohl als Jungfrauen."*)

Wiewohl auf dieſe Weiſe die Frau bei den Muhammedanern in ihren Rechten tief gekränkt und von ihrer ſittlichen Stellung tief entwürdigt iſt, ſo iſt es doch ein großer Triumph für das ſchöne Geſchlecht, daß ſie auch oft in dieſem Verhältniß ein ſanftes aber recht feſtes Joch dem Eheherrn auflegen. —

Die Klugheit und Schlauheit der Frauen trägt auch im Orient oft den Sieg über den ſtrengen Eheherrn davon. Beſonders aber ſind die Frauen von ihren Kindern und Pflegekindern, welche ſie als Amme genährt haben, hochgeachtet.

Beſchneidungsproceſſion

Mit den Hochzeitsproceſſionen verbindet man meiſt noch die der Beſchneidung, da mehrere Feſte zuſammen die Koſten verringern. So folgt dem Hochzeitsaufzug ein Barbier, der ſeinen mit Perlmutter beſchlagnen, hohen Stuhl auf dem Kopfe trägt; dann folgen wieder Muſikanten derſelben Art, wie bei der Hochzeit, dann der kleine

*) Vergl. Weil a. a. O. S. 274—277.

Knabe, wie ein Affe mit bunten Kleidern geſchmückt, auf einem prächtig geſattelten Roß. Mit der Hand hält er ein reich geſticktes Tuch vors Geſicht, um ſich vor dem böſen Blick des Neides zu ſchützen. Den Zug beſchließen verhüllte Weiber jubelſchrillend, unter denen die Mutter und nächſten Verwandten ſich befinden. —

So kann man ſich auf dem Baſar ganz leidlich unterhalten; denn wie in einem Panorama wogt die geſchäftige Welt an uns vorüber, während wir mit gemächlicher Ruhe ein Pfeifchen rauchen und den Kaffee ſchlürfen. Der Reiſende gebraucht gewiß mehrere Tage ſeine Neugierde zu befriedigen, und die Meiſten kamen bei ihrem kurzen Aufenthalte in Cairo gar nicht dazu, mit Ruhe zu bedenken, woher das hieſige Leben eine ſolche Geſtalt gewonnen. —

Wohl aber ſcheint es uns wichtig für den, der den Planen der Vorſehung nachzudenken ſtrebt, einen Augenblick hier zu verweilen, um ſich von den pittoresken und lächerlichen Lebensbildern zu erheben, und auf die trüben Quellen hinzublicken, aus denen dieſe Lebensgeſtaltung und Geiſtesbildung hervorging. —

Muhammed.

Der Schöpfer und Begründer der Lebensauffaſſung, die uns hier entgegentritt, war Muhammed. Muhammed war ein Sohn der Wüſte Arabiens, und die Araber ſind Nachkommen Ismaels, des natürlichen Sohnes Abrahams.

In die unabſehbaren Wüſten Arabiens war dieſer Stamm zerſtreut; als Nomaden zogen die einzelnen Fa-

milien in der Wüſte hin und her; kein feſteres Band konnte ſie einen.

Jahrtauſende hindurch haben ſo die wilden Stämme der Araber durch die Wüſte dahingetobt, mit unſeliger Wuth einander verfolgend. Die gräßliche Blutfehde hatte die Lebenskeime der verſchiedenen Stämme vielfach bedroht und zum Theil zerknickt. Denn „wo rohe Kräfte ſinnlos walten, da kann ſich kein Gebild geſtalten".

Zwar erfahren wir aus dem [Koran, in mythenhaftes Gewand gehüllt], eine Sage von dem Beſtehen eines großen Reiches und hoher Bildung in Südarabien. Salomo iſt im Koran das Bild aller Weisheit, ihm gehorchen die Genien und die Menſchen, er verſteht die Sprache der Thiere, und die Vögel ſind ihm unterthan. Er muſtert ſein Heer im Thal der Ameiſen und vermißt ſeinen treuen Adjutanten, den Hudhud, den Wiederhopf. Schon iſt der König zornig und hat den Tod des treuen Boten ſchon beſchloſſen, da erſcheint im raſchern Flug der Hudhud und erzählt voll Staunens, wie er weit, weithin geflogen ſei und eine Königin gefunden habe, die zwar mächtig und groß ſei, die aber den alleinigen Gott nicht anbete. Da läßt Salomo ihren goldnen Thron im Augenblick durch ſeine Genien holen und ſie dann ſelbſt zu ſich führen. Sie erſtaunt, als ſie ihren Thron bei Salomo ſieht in einem herrlichen Glaspalaſt. Sie hält das durchſichtige Cryſtall für Waſſer und entblößt ihre Knieen hindurch zu waten. Salomo, von ihrer Schönheit entzückt, heirathet ſie *).

*) Sur. 27.

So mythiſch ausgeſchmückt dieſe Erzählung auch iſt, beſtätigt ſie doch, auf merkwürdige Weiſe 1. B. der Könige X v. 1. 2, daß die Königin von Saba gekommen ſei, um ihm ihre Huldigung zu bringen. Und die von Arnaud in Südarabien entdeckten himjaritiſchen Inſchriften beſtätigen den geſchichtlichen Grund dieſer Erzählung. Auch ſpricht der Koran 7, 75 von den von Gott begabten Propheten Hûd und Sâlih, die zu den Aditen und Tſamûditen geſandt waren, und daß der Unglaube dieſer beiden Stämme ihre Vernichtung herbeigeführt habe. Aber dies ſind alles und ſchnellverſchwindende Lichtſtrahlen in einem dichten Dunkel, das ſchreckend die Wüſte bedeckt. Erſt 6 Jahrhunderte nach Chriſto entflammt ein Morgenroth in der Geſchichte der Wüſte, aber nicht in ſanften Segensſtrahlen erhabener ſittlicher Religion, ſondern in der verheerenden Feuersgluth eines wildfantaſtiſchen ſinnlichen Fanatismus. In der Zeit vor Muhammed hatte der jüdiſche und chriſtliche Glaube zwar in den fruchtbaren Küſtenländern vielfach Platz gegriffen; es ſcheint überhaupt hier ein mehr geordnetes Leben geweſen zu ſein; denn der Schiffer, deſſen Nachen einen ruhigen Strom hinabgleitet, führt ein anderes Leben als der kühne Seefahrer, der mit dem Sturme ringt; auch ſoll der berühmte Kirchenlehrer Origenes in Boſtra, einer Stadt an der Grenze Arabiens, eine Häreſie mit chriſtlicher Weisheit und Liebe unterdrückt haben. Doch hatte dieſe Lehre gar wenig Wurzel bei den eigentlichen Arabern geſchlagen, und die Araber waren einem wilden Dienſt von Götzen ergeben, die rings um das Heiligthum in Mecca aufgeſtellt waren.

Ein düſtrer Schickſalsgott Hobal war dort mit ſieben Schickſalspfeilen aufgeſtellt, aus deſſen Hand die Entſcheidung bei Streitigkeiten gezogen wurde *). Unter ſolchen Verhältniſſen erſchien Muhammed, um die wilden Horden der Wüſte zuſammen zu ſchaaren, ihre Geiſter zum Feuer zu entflammen und die bisher kaum dem Namen nach gekannten Bewohner der Oede auf die Bühne der Weltgeſchichte treten zu laſſen, um eine Rolle zu ſpielen, die mit ihren Schreckniſſen die Welt lange Jahrhunderte erbeben ließ. —

Die gründliche Arbeit des Prof. Weil hat uns das Leben dieſes Mannes klar dargeſtellt, wir heben nur einige charakteriſtiſche Züge aus demſelben hervor.

Von edlen aber armen Eltern aus dem Stamme der Koraiſhiten geboren, verlor Muhammed als Kind von zwei Monaten ſeinen Vater Abdallah. Ein Haus, eine abeſſyniſche Sclavin, 5 Kameele und einige Schafe waren das einzige Beſitzthum dieſes Kindes, welches einſt eine Völkerfluth ſollte anregen, die faſt die halbe gebildete Welt verſchlang. Eine Amme, Halima, ſäugte den Kleinen, doch bemerkte ſie bei ihm krampfhafte Zufälle, die ſie dem Einfluß böſer Geiſter zuſchrieb. Als ein Kind von 6 Jahren verlor Muhammed auch ſeine tugendhafte Mutter Amina. Der Verwaiſte wurde dann im Hauſe ſeines Großvaters und nach deſſen Tode von ſeinem Oheim Abu Talib erzogen. In ſeiner Jugend machte Muhammed einige Kriegszüge mit, führte aber ſonſt ein ſtilles Hir-

*) Weil a. a. O. 17, 18.

tenleben, bis ihn die reiche Wittwe Chadidſcha in ihre Dienſte nahm.

An der Spitze von Handelscaravanen durchſtreifte er jetzt die Wüſten Arabiens und die Steppen Syriens, und beachtenswerth iſt, daß er hier mit dem durch ſeine Frömmigkeit berühmten Mönch Neſtor ſoll zuſammengekommen ſein. Der Gedanke von der Einheit und der Allmacht Gottes prägte ſich ihm immer gewaltiger ein. Die unendliche Einförmigkeit der Wüſten, die er durchſchnitt; das prächtige Sternendach mit den ewig glänzenden Geſtirnen die düſtre Schickſalsmacht, die über das Treiben der Welt ihre dunklen Schwingen breitet, alles ſchrieb ihm mit Flammenſchrift in ſein Gemüth: „Es giebt keinen Gott als Gott, und dem Schöpfer ſich unbedingt zu unterwerfen, ſei die erſte Pflicht des Geſchöpfes.“

Dieſer Gedanke ergriff mit ſolcher Macht ſein Herz, daß oft der ſchwache Leib darunter zuſammenbrach und er in epileptiſche Krämpfe verfiel; dieſer Gedanke ſtählte ſeinen Muth, daß er in dem ihn rings umwogenden Sturm ſeiner Feinde und Spötter felſenfeſt bei ſeinem Bekenntniß beharrte. —

Muhammed's Redlichkeit im Handel erwarben ihm das Vertrauen und ſpäter die Liebe der Chadidſcha, die er, trotz des Widerſpruchs der Verwandten, heirathete. Muhammed war damals ihrer Liebe werth, wie er auch zu ihren Lebzeiten keine andere dazu freite, und einſt einer ſeiner ſpäteren Gattinnen, der Aïsha, auf die Frage, welche ſeiner Gattinnen er am meiſten geliebt, ſoll geantwortet haben, die Chadidſcha, denn ſie hat mich geliebt, als Alle mich verachteten. Muhammed hatte von ihr

einen Sohn und drei Töchter. Zwar verlor Muhammed das Vermögen, welches er durch seine Heirath erworben, doch rettete er sich den Ruf eines rechtschaffenen Mannes, weshalb man ihn vielfach zum Schiedsrichter wählte. Muhammed führte aber ein eigenes Leben; ernst, in sich geschlossen, zog er sich oft in eine einsame Höhle zurück, dort mit Gott zu verkehren. —

In seinem vierzigsten Jahre hatte Muhammed seine erste Offenbarung durch den Engel Gabriel (Sur. 96.); in Angst und Zweifel kehrte er heim. Chadidscha und deren Vetter, Waraka, ein getaufter Jude, der das alte und neue Testament gut kannte, zerstreuten seinen Zweifel. Es trieb ihn, seinen Glauben öffentlich zu bekennen.

Mit bitterem Hohn wurde er belohnt, nur wenige seiner Hausgenossen hingen ihm an.

Nach dem Tode Abu Talibs, des Oheims Muhammeds, war er und alle die ihm anhingen in großer Gefahr. Viele wanderten nach Abessynien, und Muhammed entrann nur durch Alis heldenmüthige Aufopferung aus Mecca nach Medina, denn einige Medinenser waren schon früher in Mecca von Muhammed zum neuen Glauben bekehrt worden. In Medina breitete sich die Lehre Muhammeds immer mehr aus. Merkwürdig ist es, daß gerade in der Zeit, als Muhammed fast gar keine Hoffnung auf Gelingen hatte, er in seiner Phantasie sich nach Jerusalem versetzt sah, von wo aus er sich bis in den siebenten Himmel hoch über alle Engel erhoben glaubte, als der bevorzugte, als die Perle der Schöpfung bei Gott *).

*) Sur. 72, Sur. 17 Anfang.

Immer feſter war in ſeinem Gemüthe der Gedanke: die reine Lehre von Gottes abſoluter Allmacht und Einheit wieder herzuſtellen, ſei er berufen.

Dieſer Gedanke hatte aber bei ihm keine ſittliche Kraft, ſein ferneres Leben zeigt vielmehr, daß er in ſeiner ſittlichen Würde ſank, je mehr er in ſeinem Glücke ſtieg.

Mit dem Tode der Chadidſcha wich der gute Engel von ihm und hatte er ſie gleich nach ſeiner Ausſage treu geliebt, vertrug er doch kaum die Grabesſchuhe, bis er eine andere, die Sauda, freite.

Als Muhammed in Medina feſteren Fuß gefaßt, begann er auf echt arabiſche Weiſe ſeine Lehre zu verbreiten. Mit dem Schwerdte in der Hand überfiel er die Karavanen der Meccaner. Die glückliche Raubſchlacht bei Badr, in der durch eine gutgemachte ſtrategiſche Maßregel die kleine Schaar der Gläubigen eine dreimal größere der Meccaner beſiegte, bot die erſte feſte Grundlage für die weitere Verbreitung ſeiner Macht und ſeines Glaubens. Hatte Muhammed gleich nicht daſſelbe Glück in der anderen Raubſchlacht bei Ohod, rettete er hier doch ſein Leben.

Muhammed war aber noch lange nicht ſtark genug, die Meccaner offen zu bekriegen und nach Mecca zu ziehen. Zur weiteren Verbreitung ſeiner Macht wählte er zunächſt die Bekriegung der ſchwächeren jüdiſchen Stämme. In dieſen Kriegen ſehen wir Muhammed mit den ſchwärzeſten Laſtern und unerſättlicher Blutgier befleckt. So ließ er 700 Gefangene der Beni Kureiza *), die ſich ihm ergaben, tödten. Dieſe blu-

*) Weil I. I. 189.

tige Wuth hatte einen dogmatiſchen Grund. Muhammed wollte den reinen Monotheismus wiederherſtellen; das Chriſtenthum ſchien ihm denſelben nur getrübt zu haben. Bei der damaligen ſo ſtrengen Faſſung der Lehre von der Dreieinigkeit verehrten ihm die Chriſten nicht Einen, ſondern drei Götter; man theilte Gott einen Sohn, einen Genoſſen zu, und das mehr denn ein Jahrtauſend hindurch von den Muhammedanern erwiederte „der Allmächtige erzeugt nicht und wird nicht erzeugt" wies eine ſolche Zumuthung mit Verachtung zurück, wiewohl der Koran ſelbſt die übernatürliche Geburt Chriſti als allein durch Gott aus dem jungfräulichen Schooß Mariae hervorgerufen überliefert *). Wenn aber das Chriſtenthum den Einen Gott nicht ungetrübt verehrte, ſo weiſſagte es doch den Muhammed in dem Paraklet, Tröſter, wie der Koran behauptet, ſelbſt bis auf den Namen. Von den Chriſten abgeſchreckt, wollte Muhammed die Juden für ſich gewinnen. Der ſtreng ausgeprägte jüdiſche Monotheismus war der eigentliche Grund ſeiner Lehre, ihnen war der Meſſias verheißen, und als dieſer Meſſias anerkannt zu werden ſtrebte Muhammed. Den Juden zu gefallen, ließ er zuerſt die Gläubigen ſich beim Gebet nach Jeruſalem hinrichten; nahm als den heiligen Tag in der Woche den Sabbath an und verordnete ſelbſt dem jungen Glauben die jüdiſchen Faſten. Doch das war alles vergebene Mühe. Er konnte bei einem Streit mit den Rabbinern ſeine Abkommenſchaft von David nicht nachweiſen, auch verſtieß er bei ihnen durch die Anerkennung Jeſu als

*) Sur. 3.

eines Propheten und der neue Meſſias konnte nur Spott und Hohn von ſeinem vergeblichen Unternehmen erndten.

Seine verletzte Meſſiaswürde trieb ihn zu blutiger Wuth, die er, ſobald er Macht dazu hatte, ausübte. Er näherte ſich wieder auch in den äußeren Gebräuchen mehr den altarabiſchen. Mecca, die heilige altarabiſche Stadt, ward wieder die Gebetsrichtung, die Faſten fielen wie früher in den Ramadhan; um den neuen Glauben vom Juden- oder Chriſtenthum zu unterſcheiden, ward der Freitag der Verſammlungstag, und Gebetsausrufer Muëdhin verkündeten anſtatt der Glocken die Stunden des Gebets.

Des neuen Religionsſtifters Wuth zeigte ſich auch in ſeinen Offenbarungen. Die Macht des Einheitsgedankens in dem ſemitiſchen Gefühl der Araber wohl erkennend, warf er den Juden Vielgötterei vor, da ſie den Esra als Sohn Gottes anerkannten, cf. Sur. 9, 30. „Die Juden ſagen Ozair iſt der Sohn Gottes, die Chriſten der Meſſias ſei Sohn Gottes, das ſind Worte ihres Mundes, ſie gleichen darin den Vielgötterern". Muhammed verleugnete zwar nicht die Thora und das Evangelium als Offenbarungen Gottes, doch ſeien ſie verfälſcht *). Vorzüglich ſind die Stellen verborgen und verdorben, die von Muhammed handeln cf. Sur. 2, 141. Hierher gehört auch die Sage, die Thorah ſei rein erhalten geweſen bis zum großen weiſen Salomo, doch ſei ſie nach ſeinem Tode von den Genien unter ſeinem Thron vergraben worden, bis Muhammed ſie wieder im Koran aus ihrem Dunkel hervorgezogen habe. —

---

*) Sur. 3, 72. 5, 16; 2, 134. 2, 38, 39.

Neben der Wuth, welche bei Muhammeds Handlungsweise ſich gegen die Juden offenbarte, hing er auch ſeiner großen Sinnlichkeit nicht wenig an. Faſt nach jedem Feldzug ſuchte er ſich aus der Beute ein ſchönes Mädchen aus, und die Bewohnerinnen ſeines Frauengemaches mehrten ſich ganz ungemein.

Von beiden Religionen zurückgeſtoßen, ſchaute Muhammed Jahrtauſende hinauf zu einem wahren Vertreter des Monotheismus, zu Abraham, dem Geliebten Gottes. Er war dem Muhammed weder Jude noch Chriſt, ſondern ein Verehrer der wahren Einheitslehre Gottes; ſeine Lehre in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen, glaubte Muhammed ſich berufen. Dieſer Gedanke hatte bei den Arabern einen mehr nationalen Charakter; denn Abraham iſt ja der Stammvater der Araber durch Ismael, ſeinen älteſten und bevorzugten Sohn. Auf dieſen Gedanken ſtützte ſich Muhammed, wenn er ſich Gott nahe träumte und ſich als den größten und letzten der Propheten bezeichnete. Alle anderen Offenbarungen von Moſe, den Propheten, Jeſu und den anderen Boten Gottes würden in ihm vollendet. Die Macht des Gedankens von der Allmacht und Einheit Gottes im ſemitiſchen Gemüthe vereint mit Muhammeds wohlberechnender Klugheit, ließ ihn immer mächtiger werden, ſo daß er acht Jahre nach ſeinem Auszuge nach Mecca ziehen und die dortigen Götzen ſtürzen konnte. Damit war in Arabien ſeine Macht vollſtändig begründet und die mit ſeiner Begeiſterung entflammten Wüſtenhorden waren bereit mit Feuereifer den neuen Glauben weiter zu verbreiten. —

Muhammeds Leben iſt für uns ein Räthſel. Flam-

mend ſind die Strahlen ſeiner Begeiſterung bei dem Gedanken an die Allmacht Gottes, daneben zeichnen wieder die düſteren Züge ſeiner Sinnlichkeit, von Raub und Blutgier ſeinen Charakter. Der Gedanke von der Allmacht Gottes greift mächtig in das Getriebe des menſchlichen Geiſtes, doch ſoll er ein ſittlich belebender werden, muß ſich der Gedanke von Gottes Liebe damit einen.

Der, welcher im Bewußtſein des Knechtes dem Allmächtigen ſich naht, iſt zunächſt in Verzweiflung, unendlich iſt die Kluft zwiſchen dem Allmächtigen und dem hinfälligen Geſchöpf, da iſt keine Vermittelung und keine Sühne. In knechtiſcher Unterwürfigkeit ſucht er ein Mittel vor dem peinigenden Gedanken, die Furcht lehrt ihn beten, durch äußeres Gebet und Faſten, durch äußeres Bekenntniß glaubt er dem ewigen Richter zu genügen. Von einem ſich Nahen zu Gott in kindlicher Demuth und Hoffnung, von einer Vermittelung zwiſchen dem Sünder und der ewigen Gerechtigkeit Gottes hat der Knecht kein Bewußtſein. Wo aber die unendliche Kluft zwiſchen Gott und Menſch noch herrſcht, kann eine wahre Sittlichkeit und wahre Bruderliebe zwiſchen den Menſchen nicht ſein. Erſt wo eine Vermittelung zwiſchen Gott und Menſch ſtattfindet, erſt dann, wenn der Menſch neben der Allmacht Gottes der ewigen Liebe des Herrn ſich bewußt wird, kann der Gedanke wahrer Sittlichkeit im Herzen des Menſchen Wurzel ſchlagen. Der Knecht ſobald er durch ſeine Unterwürfigkeit dem Herrn genügt zu haben meint, iſt hochmüthig gegen die Mitknechte und von innigeren Banden mit ſeinen Mitmenſchen hat er keinen Begriff.

Nur dann, wann ein einigeres Band den Schöpfer

und das Geſchöpf vereinigt, kann der Menſch in wahrem Glauben Gott ſich nahen. Dann erſt kann er durch ſeine Erlöſung im Glauben neben der Gerechtigkeit die Heiligkeit Gottes erkennen, und je glücklicher er wird durch die Hoffnung auf Vergebung, je mehr er als ein Kind Gottes zunimmt, deſto ſchwerer und gewaltiger werden die Pflichten, die er dem ganzen Geſchlecht ſeiner Mitbrüder in der Liebe ſchuldet.

Die Glaubenslehre der Muhammedaner ſtimmt vielfach mit dem Chriſtenthum und beſonders dem Judenthum zuſammen. Nur die Lehre von Muhammeds Perſon, als des Siegels, als der Vollendung aller Propheten, iſt dem Muhammedanismus ganz eigenthümlich. Man ſollte ſomit meinen, daß Muhammeds Lehre zwiſchen dem altarabiſchen Heidenthum zum Chriſtenthum eine Mittelſtufe bilden konnte. Die Sittenlehre aber bietet dagegen das entgegengeſetzte Reſultat; denn die muhammedaniſche Sittenlehre iſt in allen ihren Hauptzügen die altarabiſche geblieben. Es iſt wahr, Muhammed lebte in Armuth und verſchenkte oft von der ihm zufallenden Beute, aber einzelne Thaten der Großmuth bewieſen die Araber vor Muhammed auch, die Liebe und Aufrichtigkeit zum Freund wird auch in den Geſängen vor ihm geprieſen. Dagegen ſchürte Muhammed das Feuer des Haſſes gegen den Feind, anſtatt es zu dämpfen. Die kraſſe Sinnlichkeit, der die alten Araber ergeben waren, heiligte Muhammed durch ſein Leben ſowohl als ſeine Offenbarungen. Die ſinnlichen Freuden des Paradieſes gebrauchte er als Hebel für den fantaſtiſchen Enthuſiasmus ſeiner Gläubigen; und wenn er Gebete, Faſten und Almoſengabe gebot, was

war das anders, als ein selbstisches Markten mit Gott? Nicht auf die Gesinnung oder die Hingabe des Gemüthes an Gott kommt es an, sondern auf die äußere That steht der Lohn; für kurze Entbehrungen und geringe Wohlthaten hofft sich der Mensch die ewigen sinnlichen Paradiesesfreuden zu erhandeln. —

Das christliche Bewußtsein von Gottes Vaterliebe klärt durch die Vermittelung Christi uns auf, um eine Vorsehung Gottes durch seine Weisheit und Liebe anzuerkennen. Die Heiligkeit Gottes läßt nur eine geistige Entwickelung zu Gott hin als den Zweck des diesseitigen und jenseitigen Lebens, erkennen. Muhammeds Lehre von der Allmacht Gottes weiß nichts von der Heiligkeit des Herrn. Alle Schicksale sind freilich von Gott vorher bestimmt, sie sind niedergelegt auf eine goldene Tafel, nichts kann daran verändert werden. Der Mensch hat keinen freien Willen mehr, sein Glaube, sein Unglaube, seine Seligkeit, seine Verdammniß, sein Glück und Unglück ist ihm von Gott bestimmt, Gott selbst ein Tyrann, bevölkert die Hölle vgl. Sur. 2, 5, 6. Fürwahr bei denen, die verleugnen, ist es gleich, ob du sie ermahnst oder nicht, sie werden nicht gläubig. Gott hat über ihre Herzen und Ohren und Augen nächtliches Dunkel gehüllt, ihnen ist schreckliche Pein vgl. 32, 13. Wenn wir gewollt, hätten wir jede Seele recht geleitet, aber passend ist das Wort von mir: „Ich will anfüllen die Hölle mit Genien und Menschen allensammt".

Mit diesem Fanatismus sind alle Bande der Liebe zerschnitten, nur Hochmuth kommt dem Knechte zu, der der Seeligkeit sich sicher wähnt, und Liebloſigkeit ist den

Muhammedanern eine Folge ihrer Religion. Ihre Seligkeit iſt ihre Sinnlichkeit vgl. Sur. 56, 1—58. (Im Auszuge). Tritt der Auferſtehungstag ein, wird ihn Niemand mehr leugnen; er erniedrigt, er erhebt. Die Erde wird erſchüttert, die Berge werden zerbröckelt und zerfliegen in Staub. Der Menſchen giebt es dann drei Klaſſen. Die Gefährten der Rechten, die Gefährten der Linken und die Erſten, die Allen vorangegangen. Dieſe ſtehen Gott am nächſten in wonnevollen Gärten. Sie ſitzen einander gegenüber auf golddurchwirkten Polſtern. Unſterbliche Jünglinge umgeben ſie mit Kannen, Kelchen und Bechern voll Wein, der keinen Schwindel hervorruft und den Verſtand nicht trübt, mit den ſchönſten Früchten und Geflügel nach ihrer Luſt. Auch Jungfrauen mit großen ſchwarzen Augen wie verſchloſſene Perlen, ſind ihnen zum Lohn für ihre Werke. Die Gefährten der Rechten, wie ſelig ſind ſie unter dornenloſen Lotos und ſchwerbeladenen Bananen in unvergänglichem Schatten bei immer fließendem Waſſer, nie mangelnden Früchten, auf erhöhten Betten gelagert. Auch für die Gefährten der Rechten haben wir liebliche Huri geſchaffen, die ſtets Jungfraun bleiben und nie altern. Doch wehe den Gefährten der Linken, im glühenden Winde, ſiedendem Waſſer, im Schatten ſchwarzer Rauchwolken häßlich anzuſehn und ohne Kühlung. Sie haben vorher ihren Gelüſten gelebt und ſind in der größten Sünde verharrt. Sie ſagten, wenn wir geſtorben und nur noch Knochen und Staub ſind, ſollen wir dann noch auferſtehn und ſelbſt noch die älteſten Väter. Fürwahr ſie werden alle zuſammengerufen an einem beſtimmten Tage.

Die Verirrten, die den Propheten Lügner genannt, werden ſich vom Baum Zakum *) den Bauch anfüllen und wie ein dürſtendes Kameel über kochendes Waſſer herfallen, das iſt ihre Beſtimmung am Tage des Gerichts.

Neben dieſen düſteren Zügen, welche unſer moraliſches Gefühl faſt aufregen, finden ſich im Koran ſchöne und erhabene Stellen da, wo die Allmacht des Herrn oder gewaltige Kataſtrophen geſchildert werden.

Als die erhabenſte Stelle von der Allmacht Gottes gilt den Muhammedanern der ſogenante Thronvers. Sur. 2, 156. —

Gott iſt Gott, außer ihm giebts keinen Gott. Er iſt der Lebendige, der Ewige. Ihn ergreift nicht Schlaf nicht Schlummer. Sein iſt, was im Himmel, Sein, was iſt auf Erden. Wer kann bei ihm vermitteln, ohne ſeinen Willen? Er weiß, was da war und, was da ſein wird. Der Menſch begreift ſeine Allwiſſenheit nur ſo weit Gott es will. Ueber Himmel und Erde iſt ſein Thron ausgedehnt, und die Bewachung beider iſt ihm keine Laſt. Er iſt der Erhabene, der Allmächtige. Man vergleiche das Ende der 79. Sure.

Seid ihr ſchwerer zu ſchaffen als die Himmel, die er erbaut? Ihre Höhe hat er aufgerichtet und ſie ſchön ge-

*) Nach Sur. 37, 65 entſpringt dieſer Baum dem Boden der Hölle, ſeine Früchte ſind wie Teufelsköpfe. Die Sünder füllen ſich den Bauch davon und dann wird ein ſiedend heißer Trank ihnen dazu gereicht vgl. Sur. 44, 42 mit gleichen Vorſtellungen. Die Paradieſes Seligkeit iſt natürlich ein Lieblingsthema im Koran; die vornehmſten Stellen vgl. 18, 29, 30—37, 39—59 — 38, 49—54, 55, 46—78. 55, 10—39. 76, 5—22 — 83, 32—38, 34, 35. 88, 8—16. —

bildet, er hat die Nacht verdunkelt und das Licht hervorgerufen; dann hat er die Erde ausgebreitet, das Waſſer und die Pflanzen in ihr geſchaffen. Er hat die Berge befeſtigt für Euch und Euer Vieh. Kommt nun der große Gerichtstag, entſinnt ſich der Menſch deſſen, was er abſichtlich gethan und die Hölle iſt ſichtbar jedem, der ſehen will. —

Mächtig ſind die Verſicherungen, die Muhammed über ſeine Perſon giebt vgl. Sur. 81.

Wenn die Sonne ſich zuſammenfaltet, die Sterne herabfallen, die Berge ſich fortbewegen, die zehn Monat trächtige Kameelſtute keine Milch mehr hat, die wilden Thiere zuſammenlaufen, die Mauern in Flammen aufgehn, die Seelen mit dem Körper ſich wieder vereinen, wenn man das lebendig begrabene Mädchen *) fragt, weshalb man ſie getödtet, wenn die Schickſalsbücher offen gelegt und die Himmel weggezogen werden, wie die Haut von Kameelen, wenn die Hölle brennt lichterloh und das Paradies nahe iſt; wird jede Seele wiſſen, was ſie gethan. Ich ſchwöre bei den Sternen, die rück- und vorwärts kreiſen, bei der hervorbrechenden Nacht, bei der erſcheinenden Morgenröthe: Dieſer Koran enthält die Worte eines ehrwürdigen Geſandten, der viel vermag und in Anſehn ſteht, beim Beſitzer des Throns, dem die Engel gehorchen und der untrüglich iſt. —

Bei einem ſolchen Charakter ſeiner Lehre nahm Muhammed eine vortheilhafte Stellung ein. Bei Feſthaltung des Grundgedankens einer von Anfang der Welt begin-

*) Tochtermord war bei den heidniſchen Arabern geſtattet.

nenden und durch Propheten und Geſandte fortgeſetzten, ſich ſtets vervollkommenden göttlichen Offenbarung, betrachtete er die beiden früheren Religionen als aufgehobene Entwickelungsmomente und erklärte Alles, was in ihrer Urgeſtalt oder ſpäteren Umbildung ſeinem eigenen Weſen widerſtritt, als von Gott ſelbſt antiquirt oder verwarf es als menſchlichen Zuſatz. Zugleich ſtellte er dem jüdiſchen und chriſtlichen Sittenrigorismus die Gelindigkeit ſeiner Anforderungen entgegen, als die Sittenlehre einer für geiſtig höherſtehende Menſchen berechneten Religion. Dennoch aber wäre es ſchwer zu begreifen, daß eine ſo durch Sinnlichkeit getrübte, vom Gedanken wahrer Liebe leere Religion eine ſolche Kraft entwickeln und ſo gewaltig in die Speichen des Weltrades hätte eingreifen können, wenn uns nicht der damalige Zuſtand der chriſtlichen Welt den Schlüſſel dazu böte. Es war damals in Byzanz eine Herrſchaft liebeleerer Phariſäer. Die Glaubensfaſſung ſchätzte man höher als den goldenen Kern der Liebe, und glaubte ſich berechtigt, alle anders denkenden mit blutigem Schwerte in Chriſti Namen zu vernichten. Keine Sünde war ſcheußlich genug, daß man ſie nicht am orthodoxen Hofe in Byzanz getrieben und mit dem heiligen Deckmantel des ſogenannten Glaubens umhüllt hätte. Der Halbmond mag auf den Zinnen des Oſtens noch heute den Chriſten lehren, daß wo man den Geiſt der Liebe vergißt, der Segensſtrom des Chriſtenthums zur verheerenden Lavafluth ſich umwandelt. Die phariſäiſche Liebloſigkeit und die ſittliche Entnervung im Orient iſt die Urſache der Erhebung des Islam. —

Nachdem Egypten seine Selbstständigkeit verloren, hat es sich geduldig den Stempel der verschiedenartigsten Bildungen aufprägen lassen.

Perser, Griechen, Römer folgten rasch auf einander in der Beherrschung dieses gesegneten Landes. Doch ebenso rasch als das empfängliche Volk die verschiedenen Bildungselemente aufnahm, gingen sie auch wieder verloren. Auch das Christenthum hat in Egypten die verschiedensten Fasen durchlaufen. Die Lehre der Alexandriner ward bald vergessen; der langjährige Kampf des Atanasius für das Homouston ward hier gekämpft, und des Cyrills liebeleere Anathemen begannen hier den Jahrhunderte währenden Glaubenskampf der Monophysiten, bis durch diesen Glaubensstreit den Muhammedanern die Fluren Egyptens im siebenten Jahrhundert eröffnet wurden.

Muhammed erlaubte, Christen und Juden in muhammedanischen Staaten für eine Abgabe zu dulden; aber freilich schützte dies die Christen nicht vor schmählicher Bedrückung. Schnell hatte sich der Stern des Glücks für die Araber erhoben, und die fanatisirten Horden hatten mit der Macht eines Stromes die Nordküste Afrikas durchwogt; doch schnell schwand auch ihr Glanz. Die Pyramiden, an denen die langen Herscherreihen der Pharaonen der Ptolemäer, der Römer und Byzantiner vorübergezogen, sahen im Laufe von 8 Jahrhunderten acht glänzende muhammedanische Dynastieen zu ihren Füßen in Staub versinken. Die Omajjaden und Abassiden hatten

hier Statthalter, unter denen die Türken Tulun und Achſhid ſich als ſelbſtſtändige Herrſcher erhoben; die Fatimiden errichteten hier einen Chaliphenſtuhl, ſo daß die Chalifen vom wogenden Nil und die Chalifen vom ſchäumenden Tigris ſich ſtolz einander gegenüber erhoben. Unter der ſpäteren Scheinherrſchaft der Nachfolger des Propheten machten ſich die kräftigen Statthalter unabhängig, und die Flamme des Krieges wogte hin und her. Salaheddin gründete eine Herrſchaft ſeines Stammes, der Ejubiden, in dieſer fruchtenden Furche; doch kaum ein Jahrhundert währte hier die Kraft ſeiner Nachkommen.

Der heilige Ludwig, 1250, war ſelbſt Zeuge bei Damias, jener Thronumwälzung, welche den Beſitz Egyptens dem ritterlichen Geſchlechte der Mameluken ertheilte. Mamluk heißt ein Beſitzthum und bezeichnet die von den Herrſchern gekauften weißen Sclaven, aus welchen die Chalifen ihre Leibwache bildeten. Bei der Zerrüttung der Chalifenmacht ſetzten die Mameluken, ähnlich den Prätorianern in Rom, eigenmächtig Kaiſer ein; und Einige erhoben ſich ſogar als ſelbſtſtändige Herrſcher in einigen Theilen des weiten Reiches. Nirgend gelang dies ſo vollkommen, als in Egypten, da die Fluren des Nil, rings geſchützt von der ſtarren Wüſte und dem Meere nur von Syrien aus einen Zugang bieten.

Beinah drei Jahrhunderte herrſchten die Mameluken vom Nil, und dann die tſcherkeſſiſchen, unbeſchränkt und ließen die Macht ihres Armes auch Syrien fühlen. Schon die erſten Gründer dieſer Herrſchaft, Bibar und Kilaun, rangen mit den Kreuzfahrern um Syrien, ſo daß die Ritter des Oſtens und die Ritter des Weſtens in der

Gebirgsau Syrien vielfach auf einander ſtürmten, bis der Stern des Weſtens dahinſank. Vier und zwanzig Bey jener trefflichen muthigen Ritter beherrſchten Egypten, und nach ihnen folgten die 24 Statthalter. Ein großes Heer war gebildet, deſſen vorzüglichſten Kern die Mameluken ſelbſt bildeten; die zweite Klaſſe bildeten die Dſchelban d. h. die Geſchleppten, meiſt abeſſyniſche Sclaven; die dritte Klaſſe, die Karaniſſe, ein Gemiſch von Söldlingen. Das Heer ward geführt vom Großfürſten, dem Emir el Kebir. —

Die Pracht dieſer Zeit, das mächtige Gebäude, ward zertrümmert vom Sultan Selim, 1516. Kauſſu Ghavri, der Großfürſt der Mameluken, war mit ſeinem mächtigen Mamelukenheere, in Syrien dem ſteten Streitapfel der orientaliſchen Mächte, durch den Verrath der Dſchelban, auf eine unwürdige Weiſe beſiegt; Kauſſu Ghavri ſelbſt verlor das Leben.

Tumanbey, der rechtlichſte und tapferſte unter den Mameluken, ſollte jetzt die Herrſchaft Egyptens gegen Selim ſchützen. Die Mameluken waren gewohnt, im Handgemenge, im Zweikampf, Mann gegen Mann zu ſtreiten; Selims Macht beſtand in der Verrätherei und der Gewalt der Kugel. Bei Ridania, einem Dorf in der Nähe des Mokattem, trafen beide Heere zuſammen; mitten in der Schlacht trennte ſich eine geharniſchte Schaar der Mameluken. Tumanbey mit Alanbey und Kurtbey ſtürmte an, um Selim ſelbſt und ſeine Feldherren im Zweikampf zu erlegen. Vom Glanz anderer Führer getäuſcht, verfehlten ſie ihr Ziel. Die Verrätherei und die Feuerſchlünde ließen die Türken ſiegen; 25000 der tapfe-

ren Mameluken deckten das Schlachtfeld. Straße für Straße mußten jetzt die Türken Cairo erobern. Nur ein kleiner Reſt der Mameluken floh nach den Pyramiden und von da ins Delta, auf die Hülfe der Araber bauend. Doch vergebens rang ihre heldenmüthige Tapferkeit. Mit den heiligſten Verſprechungen hervorgelockt, wurden die Helden von Söldnerhand niedergemetzelt.

Die Herrſchaft der Mameluken knickte Selim; doch ließ er eine Mameluken-Ariſtokratie beſtehen. Nach dem alten Sprichwort: „theile, ſo wirſt du herrſchen", erſcheint nun Egypten unter 40 Bey getheilt, die die einzelnen Kreisbogen des Nilthals unabhängig von einander beherrſchten. Sie waren nur verpflichtet, die Abgaben an ihre Vorgeſetzten zu liefern, und die Oberherrſchaft des Sultan anzuerkennen; ſonſt aber bebauten ſie ganz ungehindert ihre Scholle Landes. Jetzt wiederholten ſie noch einmal die Gebräuche des alten Ritterthums, das doch ſonſt eigentlich dem Orient fremd iſt.

Es nimmt Wunder, daß dies Geſchlecht der Kraft dem ſchleichenden Entnervungsfieber entgangen iſt, dem doch die Völker im Orient ſo ſehr durch die übertriebene Sinnlichkeit unterworfen ſind. Doch iſt der Schlüſſel wohl darin zu ſuchen, daß in Egypten die Kinder der Fremdlinge, ſelbſt wenn ſie von eingebornen Müttern geboren ſind, faſt immer früh ſterben, und die Mameluken mußten ſich daher immerfort durch friſches Blut von Georgien und Circaſſien her, erſetzen. Bekanntlich macht man im Orient die Laufbahn von unten auf; als Sclaven dienten ſie den Großen in Conſtantinopel, dann wurden

ſie, hatten ſie ſich die Liebe derſelben erworben, mit einem ſolchen Beſitzthum belohnt.

Das Mamelukenthum Egyptens gleicht dem ritterlichen Mittelalter in ſeinen Schatten- und Lichtſeiten. Gewaltthätigkeit, Erpreſſungen, Hartherzigkeit auf der einen, ſowie Tapferkeit und Edelmuth auf der anderen Seite. Die verſchiedenen Hauptſtädte an den Ufern des Nil, wie Beni Suef, Minjeh, es Siut, Girgeh ꝛc., ſahen in dem grünen Kranze der ſie umgebenden Auen die Mameluken auf kaum zu bändigenden Roſſen, mit den ſchönſten Waffen geziert, einherſtürmen; hier focht ein Bey gegen den andern; jeder ſuchte nur ſeines Gleichen im Handgemenge; er forderte ihn zum Zweikampf, um ihn mit der nie irrenden Lanze und dem ſcharfen Schwerdt zu vernichten. Auch die Einführung der Schießgewehre änderte wenig in ihrem wilden Weſen.

Als ein Beiſpiel von dem wilden Sinn der Mameluken mag jenes grauſame Spiel angeführt werden, welches die Mameluken als Schützen mit den Bewohnern Egyptens als Schwimmern oft trieben. In kurzer Entfernung ſprang der Schwimmer in den Strom; wenn er auftauchte, zielten die Mameluken nach dem Schwimmer, dieſer aber tauchte, da man bei den Luntenflinten das Feuer auf der Pfanne um einen Augenblick vor dem Schuß ſieht, bei dem Blitz der Flinte wieder unter, und die wohlgezielte Kugel prallte an der glatten Waſſerfläche ab. Entkam der Schwimmer, ward er königlich beſchenkt, wo nicht, ſchwamm er weiter, ein Fraß der Krokodille.

Mit der Schwäche der Pforte wuchs die Selbſtſtändigkeit dieſer kühnen Streiter, und gegen Ende des ver-

ſſenen Jahrhnnderts war der Paſcha Seid Abû Bekr mehr der Gefangene der Mameluken als ihre Obrigkeit. Zwei Mameluken-Bey hatten die Macht, die ganz entgegengeſetzt in ihrem Charakter durch ganz verſchiedene Mittel ihre Genoſſen in Zaum hielten. Der eine, Ibrahim, war ſchlau und überlegend, war geizig und feig; der andere, Murad, war kühn und verwegen, verſchwenderiſch und offenherzig. Ibrahim ſchaarte die Schätze Egyptens in geheimen Kellern, und ſuchte im Hinterhalte ſeine Sicherheit; Murad verſchwendete die Reichthümer in Pferden und Waffen, ſchenkte mit offener Hand den Mameluken und ſchmückte ſeine Weiber mit den ſchönſten Perlen.

Den 1. Juli 1798 landete Bonaparte in Egypten, dem Vorwande nach, um die Beleidigungen und Bedrückungen einiger franzöſiſcher Kaufleute zu rächen; der Wahrheit nach, um durch die Eroberung Egyptens ſich den Weg nach Indien zu eröffnen.

Als das Gerücht von der Landung der Franzoſen in Cairo bekannt wurde, hatte jeder der beiden den andern in Verdacht, die Fremdlinge herbeigerufen zu haben. Ibrahim ſcharrte ſein Gold zuſammen und hielt die Kameele bereit, um bei einem unglücklichen Treffen zu fliehen. Murad hingegen erwiederte verachtend den Verdacht, daß, wenn er die Fremden gerufen hätte, würde er auch Macht haben, ſie zu vertreiben. Boten eilten durchs Land, und die glänzende Reiterſchaar der Mameluken ſammelte ſich um Murad, den kühnen Streiter. Nach zwei Vorgefechten, bei Rahmania und bei Chebreiſſe,

nahte ſich Napoleon mit ſeinem Heere den Pyramiden, die dort ſtolz die Ebene beherrſchen.

Bei Gizeh hielt Murad, im Rücken den Nil, mit ſeinen Getreuen zur Kampfeswuth entbrannt. Einen Halbkreis bildete die franzöſiſche Armee. Die beiden Heere, der Stolz des Orients und des Occidents, ſtanden hier gegenüber in jener Ebene, die überragt wird von den Pyramiden, den Zeugen dahingeſchwundener Jahrtauſende, den Werken lang vergeſſener Geſchlechter, und die durchſchnitten wird von der Woge des Nils, dem Träger der älteſten Menſchenbildung. Wohl konnte Napoleon ſeine Truppen mit den Worten anfeuern: „Gedenket, 40 Jahrhunderte ſchauen auf euch nieder!“ Zwar hatte Bonaparte damals nur den Beſitz Indiens im Auge; doch mit dieſem Tage ſollten die Pforten des Orients der Bildung des Occidents eröffnet werden, ſollten die eiſernen Schranken fallen, die bisher den Oſten vom Weſten getrennt. —

Murad, das Geſtirn orientaliſchen Heldenmuthes, konnte nicht lange auf den Angriff warten; kaum waren die Quarree mit der Artillerie gebildet, als die ſtolze wilde Reiterei hervorbrach und die Ebene unter ihrer Roſſe Huf erdröhnte. Eine Todesſtille herrſchte in den Reihen der Franzoſen. Ohne Ordnung, ohne Wahl ſtürzen ſich die Mameluken in wilder Haſt auf die ruhigen Reihen; man läßt ſie nahe herankommen, dann erdonnern mit einemmal die Geſchütze, und von den prächtigen ſtolzen Reitern ſieht man nur verſtümmelte Pferde und verbleichende Leichen, zerſtreute Waffen im dumpfen Gewühl. Die übrigen Roſſe ſtutzen; die wilden Reiter kehren zur Flucht, noch einen wüthenden Angriff zu wagen; doch Alles vergebens.

Ihre Kraft bricht ſich an den Reihen der Bajonnette; ihr Löwenmuth wird von den Feuerſchlünden vernichtet, noch ehe ſie den Feind erreicht. Verſtümmelt, halb ſchon im Tode, kriechen ſie noch in die Reihen der Feinde, mit ihrem Zahn den Feind zu vernichten; Alles umſonſt; jene herrliche Reiterei iſt nach wenigen Stunden mit der grauen Grabesſchleppe bedeckt.

Dennoch aber entkam ein Reſt dieſer Ritter des Orients. Napoleon wurde durch die politiſchen Stürme nach Europa zurückgerufen, und ein wilder ſyriſcher Fanatiker, Soliman el Halebi, erdolchte den tapferen Kleber, den franzöſiſchen Statthalter Egyptens. Die ſcheußlichſte Todesqual, das Verkohlen der Hand, entlockten dem Soliman keinen Laut des Schmerzes, und nachher auf der Spitze eines Minarets gepfahlt, verſchied er nach vier Stunden der gräßlichſten Qualen, aber ohne einen Laut der Klage. Die Mameluken vertrieben noch einmal von Süden aus, im Verein mit albaneſiſchen und türkiſchen Truppen, die eingedrungenen Fremdlinge.

Hatte der Napoleon des Weſtens jenen Heldenſtamm nur geknickt, ſo übernahm es der Napoleon des Oſtens, dieſe kühnen Reitergeſchlechter zu vernichten.

Mehemed Ali, das Geſtirn des Oſtens, konnte freilich in der Tapferkeit und dem Talent nicht mit dem Glanze Bonapartes ſtreiten, doch übertraf er ihn bei weitem an Liſt und Ränken und harter Grauſamkeit.

Dem Mehemed Ali, einem Tabackshändler, war es gelungen, durch überlegene Liſt und Beſtechungen an dem Hofe von Conſtantinopel die Leiter des Glückes hinanzuſchleichen; ihm war die Statthalterſchaft Egyptens unter

zwei Bedingungen verheißen. Die Vernichtung der Mameluken, und die Wiedereroberung der heiligen Städte Mecca's und Medina's von den Wehabiten, ſollten ihm das ſchöne Kleinod, Egypten, erwerben.

Mit ſehr ſchlau angelegten Ränken wußte er ſeit 1804 die perſönlichen Zwiſtigkeiten unter den Mameluken zu nähren, und hatte er gleich ſchon 1805 eine Zahl derſelben meuchlings überfallen, wußte er doch als Befehlshaber Egyptens, von der Pforte beſtätigt, mit tückiſcher Heuchelei, die Helden wieder einzuſingen.

Unter dem Vorwande eines ſchönen Feſtes lud er ſie auf ſeine Citadelle. Noch heute reiten wir die Straße entlang, in der dieſe trefflichen Reiter, auf den edelſten Roſſen und mit den ſchönſten Waffen geſchmückt, einher ritten. Frohen Muthes und mit heiterer Miene zogen ſie in die feſtlich geſchmückten Todesthore der Citadelle. In dem von hohen Mauern umgebenen Hof ſammelten ſie ſich zum Feſtgelage, als plötzlich die Thore ſich ſchloſſen und die Mauern mit grauſamen Arnauten ſich beſetzten. Ihre Todesſtunde hatte geſchlagen; zu ihrem eigenen Leichenfeſte hatten ſie ſich geſchmückt. Das gräßliche Feuer der wilden Knechte Mehemed Ali's verſchlang jene ſtolzen Reiter. Entſetzen kommt über ſie; in Verrath gefangen, müſſen ſie hier, an den Mauern von gemeinen Händen gemordet, verbluten; ſie, die ſo oft die wilde Stirn dem offenen Kampfe geboten, die auf Schlachtgefilden einherſtürmten, die mit der Elite Frankreichs geſtritten hatten. Vergebens iſt ihr racheſchnaubend Ringen gegen das harte Geſtein der Mauer, nur einer entrinnt durch den tollkühnen Sprung ſeines Roſſes, um die trauernde Klage,

über das Geſchick ſeines Geſchlechtes, in der Wüſte verhallen zu laſſen.

Auf der Zinne der Citadelle ſitzt, während des gräßlichſten Gemetzels, ein Türke, ruhig ſeine Pfeife rauchend, den Kaffee mit Wohlgefallen ſchlürfend und mit teufliſchem Lächeln, dem verrätheriſchen Morde der orientaliſchen Heldenblüthe zuſchauend. Dieſer Türke nannte ſich Mehemed Ali.

Die eine Hauptbedingung, zur Erwerbung Egyptens, war nun erfüllt. Die Macht der Mameluken war für immer gebrochen. Zwar erhob ſich noch einmal eine kleine Mamelukenſchaar in Nubien; doch vom Hunger hart gedrängt und durch heuchleriſche Verſprechungen gekirrt, ſtreckten ſie dem Ibrahim Paſcha die Waffen, von dem ſie, anſtatt der verheißenen Ländereien in Oberegypten, den Tod durch gemeine Meuchlerhände ernteten. Nur wenige entflohen, den Verheißungen des falſchen Türken nicht trauend, nach Dongola, wo noch heute einige Geſchlechter den Fall ihrer Macht betrauern.

Die zweite Bedingung, unter der man Mehemed Ali Egypten verliehen, war die Beſiegung der Wehhabiten, die ſich der heiligen Städte bemächtigt und die heiligen Pilgercaravanen brandſchatzten *). Seit mehreren Jahren

*) Die Wehhabiten ſind eine Secte des Islam, welche von Abdel wahhab und deſſen Schwiegerſohn Ibn Su'ud im vorigen Jahrhundert gegründet iſt, und in der Wüſte ihre Anhänger zählt. Eine Reform des Islam iſt das Ziel des Stifters. Auf der einen Seite bekämpfte man die übertriebene Verehrung des Propheten, deſſen Fahrt gen Himmel zu Gott er als Traum deutete; beſonders eiferte man gegen die Verehrung der Heiligen, deren Grab-

hatte ſchon Tuſun Paſcha, der tapfere Sohn Mehemed Ali's, mit einzelnen Corps gegen dieſe Araber geſtritten; doch bedurfte es größerer Streitkräfte, um dieſen Wüſtenkrieg mit Nachdruck zu führen. Es heißt, Mehemed Ali beneidete dem ritterlichen Tuſun Paſcha, ſeinem eigenen Sohn, den Ruf der Tapferkeit. Er übernahm daher ſelbſt den Oberbefehl und zog mit dem möglichſt ſtarken Heer 1813 nach Mecca. Nur langſam rückte er vor, und ganze Schaaren von Menſchen bedeckte der Grabesſand der unwirthlichen Oeden. Hätten die Wehhabiten den Rath des klugen Souhad befolgt, ſich in ihren Wüſtengebirgen zu halten, um von ihren natürlichen Feſtungen aus zu kämpfen, doch nie ſich auf offenem Felde mit dem geordneten Heere einzulaſſen, ſo würde die Mutter der Beduinen, die dürre Wüſte, ihre Kinder wohl beſchützt haben. Doch durch eine erheuchelte Flucht lockte Mehemed Ali, als es ſchon zum Aeußerſten gekommen war, die Beduinen aus ihren Bergen. Die egyptiſche Reiterei ſchnitt ihnen den Rückzug ab, und die kräftigen Beduinen wurden ſo dahingemordet. Ihr Führer kam gefangen in Mehemed Ali's Hände, und die gräßlichen Qualen, durch die er dahingemartert wurde, ohne auch nur eine Klage oder einen

---

dome man zerſtörte. Auf der anderen Seite eiferte man gegen die laxe Auffaſſung der ſittlichen Geſetze des Orient ſehr ſtreng wie gegen die unnatürliche Luſt, den Genuß des Opiums und des Weines. (Vgl. v. Hammer, Geſchichte des Osman. Reichs, 1834. IV. 450.) Mehemed Ali hat die Wehhabiten zurückgedrängt, aber nicht vernichtet; ſie bringen jetzt mit neuer Gewalt aus der Wüſte gegen die heiligen Städte vor und ſind eine ſtete Urſache der Sorge für die ottomaniſche Pforte.

Schmerzensruf hören zu laſſen, bewieſen die edelmüthige Tapferkeit Mehemed Ali's.

Dies geſchah im Frühjahr 1815, als gerade die Friedensſchlüſſe von Wien die Verhältniſſe Europas feſtgeſtellt hatten. Die Nachrichten hiervon kamen gerade nach Taif, als Burkhardt Arabien, als Scheich verkleidet, durchreiſte. Mehemed Ali, der von ihm über dieſe Verhältniſſe belehrt zu ſein wünſchte, und der beſonders England fürchtete, ließ ihn kommen. Das Geſpräch zwiſchen Burkhardt und Mehemed Ali iſt zu intereſſant und zu charakteriſtiſch, um hier übergangen zu werden. Mehemed Ali konnte nimmer glauben, daß England, welches ſo lange tapfer geſtritten, ſich mit den paar Inſeln im Mittelmeer befriedigen könnte. Gewiß, meinte er, hat man ihm Egypten verſprochen. Es war verlorene Mühe, dem Mehemed Ali zu ſagen, daß durch den Krieg England die Herrſchaft zur See gewonnen. Daß der Lohn Englands der Welthandel war, das paßte Alles nicht in die kurzſichtige Politik eines türkiſch organiſirten Kopfes. Burkhardt erwiederte ihm endlich, er ſcheine wie ein junger Bräutigam, eiferſüchtig auf die Schönheit der ihm anvertrauten Braut Egypten, als ob es denn nicht andere Intereſſen in der Politik gäbe, als Länderbeſitz und Reichthum. Doch Mehemed Ali erwiederte, ein Herrſcher hat in der einen Hand ſeinen Beutel, und in der anderen ſein Schwerdt; er zieht ſein Schwerdt, ſeinen Beutel zu füllen; — ein ſchönes Bekenntniß für einen Herrſcher.

Mehemed Ali kehrte als Sieger nach Cairo in großem Triumphe zurück, und nachdem der geliebte Tuſun Paſcha 1816 wahrſcheinlich am Gift ſtarb, das eine ver-

wandte Hand ihm gereicht, übernahm er nur den Geldbeutel und überließ das Schwerdt dem Ibrahim Pascha, der durch Tapferkeit und Talent, durch Hinterlist und Bestechung, sein Ziel sicher erreichte und die Macht der Wehabiten brach.

Man mag mir gestatten, den Leser schnell an den geschichtlichen Ereignissen vorüberzuführen. Waren die Bilder, die bisher sich uns zeigten, schon gräßlich genug, mag ich nicht durch die gräulichen Ereignisse, die jetzt folgen, das Mitleid des Menschenfreundes vergebens erregen. Die ehrgeizigen und habsüchtigen Pläne unseres Helden wandten sich dem Süden, den imaginären Goldgruben des Senaar und dem traurigen Sclavenhandel von Kordofan zu.

Man wollte diese Länder durch Negerheere erobern, und fing deshalb 40000 dieser elenden Schwarzen ein. Die unbarmherzige Behandlung, die lange Wüstenreise, ließ kaum ein Drittheil Egypten erreichen. Auf der tieferen Stufe der Entwicklung ist der Mensch gleich einer Pflanze, mit dem Boden seiner Heimath innig verwachsen. Aus seiner Heimath gerissen, welkt er dahin, auch die wenigen Schwarzen, die das Heer Mehemed Ali's bilden sollten, starben. Neue Neger-Contributionen wurden ausgeschrieben, und um den unglücklichen Sclaven die Möglichkeit zur Flucht zu benehmen, wurden sie mit einem glühenden Eisen gebrannt und ihr Hals in einen Klotz gespannt, den sie die lange Wüstenreise hindurch schleppen sollten. Viele Leichen, noch mit dem schändlichen Klotz am Hals, zeigten unserem Reisenden Rüppell den Weg durch die Wüste. Ist's möglich, daß alles Ge-

fühl in einem Menſchen erſtirbt? Senaar, Kordofan, Nubia war erobert, doch die reichen Goldminen bisher noch nicht gefunden, und der erſprießliche Sclavenhandel, der auch heute noch eigentlich für des Paſcha Kaſſe getrieben wird, war Mehemed Ali's Entſchädigung.

Mehemed Ali hatte unterdeſſen begonnen, durch europäiſche, beſonders franzöſiſche, Offiziere aus den egyptiſchen Bauern ein disciplinirtes Heer zu bilden, um dadurch die unzuverläſſigen türkiſchen Truppen und die wilden Arnauten zu erſetzen. Bei dem Aufſtande der Griechen gegen die Pforte bot ſich eine Gelegenheit, dieſe neuen Truppen zu üben. Der verheerende Raubzug Ibrahim Paſchas in Morea iſt nur leider zu bekannt; röthete ſich doch bei Chios das Meer mit dem Blute von mehr als 30000 Erſchlagenen.

Die Macht Mehemed Ali's mußte der türkiſchen Pforte immer mehr gefährlich werden. Man kennt wohl die Schlingen und Ränke, mit denen man im Orient ſelbſt die Schlauſten fängt. Wie gelang es Mehemed Ali, alle dieſe Klippen glücklich zu umſchiffen? Mehemed Ali hatte das merkwürdige Talent, zu bezaubern und Menſchen mit den ſtärkſten Feſſeln an ſein Intereſſe zu knüpfen. Wie die Klapperſchlange mit ihrem ſtechenden Auge den armen Vogel bezaubert, der ängſtlich vor ihr flattert, bis bei der erſten verdächtigen Bewegung der Zahn des Giftes ihn vernichtet, ſo wußte Mehemed Ali viele, wie mit Zaubergewalt, für ſein Intereſſe zu weihen; doch bei dem erſten Verdacht war ihr Tod gewiß.

Es iſt eigenthümlich, wie in der orientaliſchen Politik Alle, die verdächtig ſcheinen, immer zur paſſendſten

Stunde ſterben. Im unheimlichen Grauen eines ungewiſſen Dunkels verſchwinden ſie dem Auge. Mußte dieſes Talent des ſo begabten Mannes ihn perſönlich ſchützen, ſo bot dagegen eine Veränderung ſeiner Politik ſeiner politiſchen Stellung Sicherheit. Mehemed Ali, der Vorkämpfer des Islams im Kriege gegen die Wehhabiten und die aufrühreriſchen Griechen, wandte, da ihm die Schwäche der ottomaniſchen Pforte nicht entging, die nur durch die Eiferſucht europäiſcher Mächte noch eine Scheineriſtenz hat, ſein freundliches Antlitz den europäiſchen Mächten zu. Er ward der Held, der den Segen der europäiſchen Civiliſation im Orient einführen ſollte, und Frankreich ward der Bundesgenoſſe dieſes Paſha.

Bei der geographiſchen Lage Egyptens und wegen der Landesbrücke nach Indien, intereſſiren ſich beſonders zwei Staaten für dieſes Land. Frankreich, das den Verluſt Indiens und ſeiner Seeherrſchaft nicht vergeſſen kann, und England, das die Woge ſich unterworfen und die reichen Fluren Indiens in Beſitz genommen hat. Frankreich ſuchte ſich der Zuneigung Mehemed Ali's durch Schmeichelei und Höflichkeit zu bemächtigen, um durch Einführung franzöſiſcher Beamte und Sitten einen feſten Fuß hier zu faſſen. England hingegen war ſich ſeiner Kraft bewußt. Weit entfernt, dem türkiſchen Herrſcher zu ſchmeicheln, beachtete es nur die Hauptpunkte, ſeinen Weg nach Indien; es ſprach wenig, doch wenn es ſprach, befahl es, und wollte man ſeinen Worten nicht gehorchen, ſo wiederholte die Donnerſtimme ſeiner ſchwimmenden Geſchütze mit mehr Nachdruck ſeinen gebieteriſchen Willen.

Mehemed Ali mißtraute England, als ſtrebe es nach

dem Beſitz Egyptens, und warf ſich Frankreich in die Arme. Er konnte nicht begreifen, daß bei dem weit ausgedehnten Landbeſitz Englands in allen Welttheilen, eine Beſetzung Egyptens gar nicht Englands Ziel ſein kann. Die Beſetzung neuer Länder iſt für England eine Schwächung ſeiner Kraft. Freilich kann England nie erlauben, daß ein anderes Volk Egypten beſitzt; aber ſo lange durch muhammedaniſche Scheinherrſchaft ihr Handelsweg geſichert iſt, kann der Paſcha Egyptens vor Englands Nachſtellungen ſicher ſein. Bei weitem mehr ſtrebt Frankreich nach dem Beſitz Egyptens: es möchte gern auf der ganzen Nordküſte Afrikas Frankreichs Flagge wehen ſehn, um ſo das ganze Mittelmeer und den Weg nach Indien den Britten abzuringen. Wiewohl in dieſer Weiſe dem Paſcha weit mehr Gefahr von Frankreich als von England drohte, lieh er doch den ſchönen Worten Frankreichs ſein Ohr.

Die ehrgeizigen Pläne Mehemed Alis gingen darauf, ſich Syriens zu bemächtigen, um von da aus durch Klein-Aſien Byzanz, die Kaiſerſtadt, ſich zu erringen. Ibrahim Paſcha's Zug war ſiegreich, und er erwarb ſich hier den Ruf eines Helden. Doch ob er ihn verdient, bezweifeln im Orient viele. Sein Zug wurde ſehr begünſtigt durch die Einwohner, die durch ihn von den drückenden Abgaben an die Pforte frei zu werden hofften. Als ſie ſich aber bitter getäuſcht ſahen, waren ſie ihm ebenſo gefährlich, als ſie vorher ihm ergeben waren.

Es iſt wahr, Ibrahim Paſcha erfocht viel Siege über die türkiſchen Truppen. Die beiden Generale, Soliman und

Achmed Paſcha, geborne Franzoſen, haben daran viel Verdienſt.

Ibrahim Paſcha war Herrſcher von Syrien, er vertraute auf Frankreich, das ſeinen Schützling nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Waffen zu unterſtützen verſprochen. Doch England, im Verein mit den anderen Mächten, ſetzte ſeinem Streben ein Ziel. Es erſchien eine Flotte an den Küſten Syriens; Ibrahim Paſcha hoffte das franzöſiſche Banner zu ſehn, doch es waren Englands Farben. Die donnernden Geſchütze lagen vor Acca, das bald in Englands Hände fiel. Eine paniſche Furcht ergriff Ibrahim Paſcha, er hatte den Haß der Eingebornen zu fürchten, und war gleich Napier ohne eigentliche Landungstruppen, erregten doch einige hundert engliſche Marinier ſo die Furcht der Egypter, daß der kühne Held Ibrahim Paſcha einen ſchleunigen verderblichen Rückzug nach Egypten antrat, auf dem die Leichen der verkommenen Truppen die weite ſyriſche Wüſte deckten. Die ehrgeizigen Pläne des Mehemed Ali hatten ſomit ein trauriges Ende. Zwar erreichte er nach den Friedensverträgen das erbliche Vice-Königthum für Egypten, aber was war dieſe Scholle, im Vergleich zu der weiten Herrſchaft, auf die er gehofft; was war für den die ſegnende Welle des Nils, der ſich auf dem Sultansſitz von Conſtantinopel geträumt, der die Woge des Marmora und des Bosphorus zu ſeinen Füßen ſich gedacht hatte. In tiefem Kummer raufte er ſich den Bart, den Sturz ſeiner Hoffnungen beklagend.

Am ſchwerſten hatte jedoch Egypten gelitten. Um Krieg zu führen, braucht man Leute und Geld. Beſonders

begräbt ein Krieg im Orient, wegen der Veruntreuung und Bestechlichkeit der Verwaltung, eine große Menge Menschen; denn man hat hier mit doppelten Feinden zu kämpfen. Die tückische Natur mit den ungesunden klimatischen Verhältnissen, rafft bei schlechter Verpflegung viel mehr als die Waffen dahin. Fürchterliche, rücksichtslose Aushebungen begruben den Kern der Nation in den Sandwogen unheimathlicher Oeden, und schon dadurch knickte Mehemed Ali die Blüthe dieses Volkes.

Doch nochmehr begrub die Todesschaufel, durch die großen Abgaben, welche dem Volke aufgelegt wurden, um die schweren Kriegskosten zu decken. Früher bezahlten die Gemeinden wenig; denn die Haupteinnahme des Staates bestand in den Abgaben der nicht muhammedanischen Einwohner, das Deficit wurde unter den Mameluken durch willkürliche Brandschatzungen ersetzt. Mehemed Ali legte bald eine Steuer auf alle Bewohner, und als man dagegen protestirte auf Grund der Documente, ließ er diese einfordern mit dem Vorwande, die Richtigkeit derselben zu prüfen. Als aber das Gouvernement diese Documente in Händen hatte, vernichtete es dieselben, und legte nun nach Belieben Steuern auf: ein türkischer Streich, wonach alsbald Mehemed Ali nach Belieben seine Kassen füllen konnte. Die Lasten, die den Landbebauer treffen, sind so ungeheuer, daß es für den Bauer unmöglich ist, irgend wie Erwerb zu sammeln. Die kurzsichtige, türkische Administration legt nicht allein auf die Producte, sondern auf die Mittel zur Production ihre schwere Hand. Das Nilwasser, wodurch man allein das Land frucht-

bar macht, wird hoch beſteuert, jedes Waſſerrad iſt ſchw belaſtet *).

Doch damit nicht genug. Da der Boden Egypten zu allen Productionen fähig iſt, beſtimmt die Regierun dem Bauer, auf zwei Drittheil des Landbeſitzes gewi Artikel zu bauen, welche die Regierung, die der gröſ Kaufmann in Egypten iſt, am vortheilhafteſten verkau während ſie ſelbſt die Bauern nach eigenem türkiſch Gutdünken entſchädigt, ſo beſonders Baumwolle, Sa ſamen, Zuckerrohr ꝛc. Das übrige Drittheil beſtellt d Bauer mit Landfrüchten, doch wird von dem Ertrag j gleich die Grundſteuer in natura abgenommen, und eine Dorfſchaft, wie jetzt faſt überall, in Egypten n ihren Steuern im Rückſtand, wird ſogleich auf den gröſt Theil der Ernte Beſchlag gelegt **). Man denke ſich dieſem ſcheußlichen Syſteme die Verdorbenheit und U gerechtigkeit der türkiſchen Beamten, ſo wird man ſ die Lage des armen Landvolkes wohl vorſtellen könn

Alle Ländereien ſind der Regierung bei dieſem Syſt verſchuldet, der Landbeſitz in dieſen ſo fruchtbaren, ſt ſproſſenden Gefilden iſt kein Segen, iſt eine Laſt. D fruchtbarſten Inſeln des Nils ſind oft unbebaut, in ganz Strecken des Landes wuchert üppig das Halfakraut. D Einwohner ſind im drückenden Elend in der Heima verkommen oder fern im Kriege verſchmachtet; viele ſi geflüchtet und ziehen die unwirthlichen Wüſten der ſchön

*) cf. Wilkinson topography of Thebes pag. 271 etc.

**) cf. Rüppell Reiſe nach Abeſſynien, Vorrede 49. (Ich fa in dieſem Buche die Zuſtände Egyptens am unpartheiiſchſten b urtheilt).

üppig grünenden Heimath vor. Stirbt ein Haus aus, hat der Nachbar des Verstorbenen Lasten zu tragen. Ist eine Dorfschaft unfähig die Steuern zu bezahlen, muß die nächste für dieselben haften und so geht es fort; ein Grundsatz, der nur einem türkisch organisirten Kopfe einfallen kann. So wächst das Elend eines Theiles, wie die stürzende Lavine, um Alles mit sich in's Unglück zu reißen. Oft geschieht es, daß Bauern mit Peitschenhieben zum Besitz von den fruchtbarsten Ländereien gezwungen werden müssen, weil es ihnen an Kräften fehlt, dieselben zu bebauen und die darauf ruhenden Lasten zu bezahlen.

War somit die Regierung Mehemed Ali's ein Unglück für die ackerbauende Klasse, war sie nicht minder traurig in Hinsicht der Fabrikation. Bis 1815 hatte Mehemed Ali nur einen directen Antheil an der Ausfuhr von Landesproduction genommen. Doch jetzt träumte er sich die Schätze Englands durch Fabrikationen zu erwerben. Früher hatte die Verfertigung von leinenen Zeugen, baumwollnen Stoffen, Verarbeitung von Kupfer, Zubereitung von Leder in Egypten, einige Bedeutung. Mehemed Ali dachte sich nun auf seine Rechnung große Fabriken einzurichten. Denn da er das Roh-Material selbst im Lande hatte, und er die Leute mit der Peitsche zu Frohndiensten in die Fabriken nach Belieben treiben konnte, glaubte er sicherlich, Crösusschätze zu erwerben. Ungeheure Summen gingen nach England, Maschinerien zu kaufen, und, da die europäischen Rathgeber Mehemed Ali's eigentlich gar nichts von der Fabrikation verstanden, waren die Resultate höchst traurig.

Bekanntlich spottet man noch heute über die Kano-

nen, die Mehemed Ali in Bulak durch engliſche Maſchinerien und europäiſche Werkleute hat gießen laſſen, und von denen man mit Recht ſagen konnte, ſie ſeien ſo theuer, als wenn ſie von Silber gegoſſen wären. Früher war die egyptiſche Leinwand, wegen der Vortrefflichkeit des egyptiſchen Hanfes, berühmt; Mehemed Alis Fabrikat war ſo unbrauchbar, daß man in Livorno faſt denſelben Preis für den rohen Hanf als für das Fabrikat bot *).

Iſt es ſchon eine höchſt gefährliche Maßregel, durch künſtliche Mittel gewiſſe Zweige der Fabrikation zu begünſtigen, ſo iſt es eine Verkennung aller ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätze, wenn man einem der Fabrikation und der Induſtrie widerſtrebenden Volke dieſelbe mit der Peitſche und durch Tyrannei aufdringen will.

Der unternehmende Geiſt zur Induſtrie, die Kraft des freien Willens, die Rechtlichkeit der Leitung und die freie Arbeitsluſt ſind allein die Mittel, welche die großen Fabriken, den Triumph des praktiſchen Geiſtes hervorgerufen haben.

Jetzt ſtehen am Ufer des Nil, im Angeſicht der Pyramiden, große Fabriken; engliſche Ingenieure ſollen ſie leiten, türkiſche Beamte das Material liefern und Araber wider Willen in die Fabriken geſperrt, ſollen, mit der Peitſche getrieben, arbeiten.

Der Ingenieur verlangt, bevor er anfängt, daß das rohe Material pünktlich und in richtigem Maaße ſoll geliefert werden, daß ferner Kohlen immer in Vorrath ſind, ebenſo Ketten, Taue und dergleichen mehr.

---

*) Rüppell I. I. 57. 58.

Der türkiſche Beamte betrügt bei der Ablieferung des Materials, das weder pünktlich, noch in der vorgeſchriebenen Qualität und Quantität einkommt. Vielleicht ſieht der Ingenieur darüber hinweg, dann iſt nachher das Deficit in der Abrechnung; oder er klagt, das geht den fürchterlichen Schneckengang durch die Divane. Der türkiſche Beamte hat ſeine Genoſſen im Divan, die Sache wird verſchoben, wird unterſchlagen oder vergeſſen, oder gar zum Nachtheil des Ingenieurs entſchieden. Unterdeſſen muß die Fabrik ſtillſtehen, um das Quantum des Materials feſtzuſtellen. Oder es mangelt an Kohlen, die Maſchine kann nicht arbeiten und die Arbeiter ſtehen in gemüthlicher Unthätigkeit; es reißt ein Tau, es iſt kein anderes da, es muß an die Divane geſchrieben werden; Monate vergehen, ehe ein neues herbeigeſchafft iſt, und eine geriſſene Kette hindert den ganzen Maſchinismus. Doch geſetzt, es iſt alles in Ordnung. Die Arbeiter ſollen genau Acht geben, die Maſchine zu beſorgen, doch keiner denkt daran. Der gezwungene Arbeiter ſucht den erbärmlichen Lohn, 1 Sgr. pro Tag, abzufaulenzen; er wird geſchlagen, doch er vergißt die Schläge und faulenzt wieder. Der Abend kommt, er kann nur ſehr kümmerlich von dem Lohne leben, er ſucht etwas von den Inſtrumenten oder dem Material zu entwenden, und müſſen ſich gleich die Arbeiter in vielen Fabriken umziehen, ſo hilft ihre Schlauheit ihnen doch durch. Die großen Gebäude der Fabriken ſind todt, denn nur freie Kraft kann ſie beleben. Die Abrechnung kommt, die Reſultate der Fabriken enttäuſchen die goldenen Hoffnungen der prinzlichen Beſitzer und der Ingenieur hat an Allem Schuld.

Auch in dieſer Beziehung getäuſcht, hatte Mehemed Ali durch das an ſich reißen von Monopolen ſich entſchädigt; alle mögliche Artikel waren allein des Paſcha Handelsartikel, und erſt die Verträge, nach der Einnahme von Acca, ſetzten dieſem ſchnöden Regierungsſyſteme ein Ende. Alle dieſe Maßregeln waren dem Paſcha von Europäern eingegeben und das waren gewiß traurige Reſultate der Civiliſation.

Ein ſcheußliches Monopol, was aber dem Paſcha die Säckel gefüllt hat, war das Recht der Buhlerei. In einem Lande, in dem die Ehe nicht auf ſittlicher, ſondern nur auf ſinnlicher Grundlage beruht, war dies freilich eine höchſt gefährliche Geldſpekulation. Die Regierung verpachtete das Monopol an gräßliche Spekulanten; einmal nahm es eine Jude, einmal ein Kopte, ein andermal ein Armenier oder Muhammedaner. Jeder hatte in jedem Dorf und jeder Stadt ſein Büreau und ſeine Helfershelfer. Das Geſetz war, daß jedes Mädchen, welches einmal ſich in dieſen Büreaus als öffentliche Dirne hatte aufnehmen laſſen, von ihren Eltern nicht konnte zurückgefordert werden.

Ein durch ganz Egypten ausgedehntes Netz lockte gar viele zu dieſer Entwürdigung; aus allen Ständen kamen Mädchen in dieſe Büreaus; den Scheichen ſelbſt liefen oft ihre Töchter fort, und alle wurden dann nach ihren Reizen in die verſchiedenen Städte und Ortſchaften vertheilt. Die höchſten Stände bis zu den erbärmlichſten Fellah wurden dadurch inficirt; denn der arme, elende Mann wollte ſich nun nicht mehr verheirathen, der Ge-

brauch der Familie kam ab und die Bevölkerung ſchwand faſt mehr noch hierdurch, als durch Peſt und Krieg.

Eine ſyriſche Zeitung ſtellte den Mehemed Ali der Welt deshalb preis und dem öffentlichen Scandal mußte der Paſcha ſich unterwerfen. Die unglücklichen Weſen wurden ſchaarenweiſe in die Wüſte verſammelt, die Reuigen nach Ober-Egypten an die Bauern offiziell verheirathet, die Beharrenden nach Tunis, Syrien und anderen Orten hin transportirt.

Nachdem den ehrgeizigen Plänen des Mehemed Ali durch die europäiſchen Mächte ein Ziel geſteckt war, wandte er der Civiliſation Egyptens ganz beſonders ſeine Aufmerkſamkeit zu; ſo ſuchte man der abſterbenden Nation, durch Einführung von Bezirksärzten, aufzuhelfen. Ein Sanitäts-Comitee wurde eingerichtet, nach jedem Kreiſe ein Arzt hingeſandt, alles Europäer, von denen dann inländiſche Chirurgen zum Pocken-Impfen und anderen wohlthätigen Einrichtungen ſollen angeleitet und inſpizirt werden.

Um dann die Segnungen der Heilkunde den Eingeborenen ſelbſt zu lehren, wurde eine mediziniſche Schule in Kasr el 'Ain errichtet. Die Einrichtung dieſer Schule war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft; da die Section der Leichen gegen die Satzungen des Islam verſtößt, waren ſogar Gefahren damit verbunden. Clodt Bey überwand mit großer Energie dieſe Hinderniſſe und die Errichtung der mediziniſchen Schule in Kasr el 'Ain gereicht ihm zu großer Ehre. Dennoch aber iſt es die Frage, ob dieſes Inſtitut je brauchbare Aerzte ziehen wird. Der Egypter iſt vielmehr receptiv als produktiv, er er-

Wenn nämlich das Waſſer ſich nicht ſo raſch verläuft, daß die Sonne des November und December die oberſte Decke der Erde feſt trocknen kann, ſo entwickeln ſich im Frühjahr bei einer Temperatur zwiſchen 17 und 24° R. giftige Dämpfe aus der Erde, welche mit dem Leiden der Peſt die Menſchheit dann heimſuchen.

Im Ganzen macht daher die europäiſche Civiliſation einen traurigen Eindruck. Die feine Bildung Egyptens iſt meiſt von Frankreich ausgegangen und zwar vielfach von Aerzten, die früher, und das ſage ich zu ihrer Ehre, nur Chirurg-Gehülfen und Perruquiers in Frankreich geweſen ſind. Ob nun ſie in Egypten wirklich als Aerzte der uncivilisirten Welt ſind aufgetreten, ob ſie wirklich das Leiden der Menſchheit geheilt, oder ob ſie nur nach ihrem früheren Stande ein modernes Bildungstoupet auf den alten Kopf geſetzt haben, möge jeder Reiſende ſelbſt entſcheiden.

Einen ernſteren Verſuch zur wahren Bildung Egyptens hat England gemacht. Die engliſche Miſſionsgeſellſchaft faßte den verwahrloſten Zuſtand der koptiſchen Chriſten ins Auge. Mehr denn 22 Jahre arbeiten tüchtige gottergebene Miſſionare dem geiſtigen Elend abzuhelfen. Es iſt in Cairo eine koptiſche Schule und Kapelle errichtet. Freilich ſchlägt in einem Lande, wo die Sinnlichkeit mit einer ſolchen Macht herrſcht, das Chriſtenthum nur ſchwer Wurzel. Das Unkraut erſtickt oft den edlen Kern. Rev. Lieder und Rev. Kruſe werden aber in Cairo nicht müde, mit einem regen Eifer das Chriſtenthum zu predigen.

---

*) Rev. Kruſe hat ſeitdem Egypten verlaſſen.

Die Pilgercaravanen.

Die Macht des Islams ſcheint dem oberflächlichen Beobachter gebrochen, und der Reiſende, der ungeſtört und faſt überall mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Achtung, empfangen, die Straßen von Cairo durchwandert, möchte fürwahr glauben, daß das alte Feuer jenes verderblichen Zerſtörungsfanatismus erloſchen ſei. Dennoch entgeht es dem, der länger in Cairo verweilt, nicht, daß auch hier der alte Funke unter der Aſche noch glimmt, der wieder aufflammen könnte. Ein Zeugniß davon bietet die Heimkehr der Pilgercaravanen von Mecca. Im Februar 1848 ward in der Stadt bekannt, daß die Pilgercaravanen nahe, und in der ganzen Stadt war banges Erwarten; denn man wußte ja nicht, ob der Bruder, der Vater, der Verwandte, der Freund, welcher jetzt, ſeiner größten Religionspflicht *) zu genügen, die weite Reiſe unternommen hatte, die Gefahren der Wüſte werde überſtanden haben, oder ob die Hand des harten Schickſals ihn getroffen, und er mit dem Leichengewande der Wüſte bedeckt ſei. Türkiſch gekleidet, ritt ich mit meinem Diener dem Zuge entgegen.

Der Weg iſt einer der intereſſanteſten. An der öſtlichen Seite von Cairo reitet man durch das große, aus mächtigen Steinen prächtig gefügte Thor, dem Bab el Nasr.

---

*) Die muhammedaniſche Religion legt 5 Hauptpflichten ihren Bekennern auf. 1) Bekenntniß des Glaubens an Gott und Muhammed, ſeinen Propheten. 2) Gebet und die dazu gehörige Reinigung. 3) Almoſen und Religionsſteuer. 4) Faſten. 5) Wallfahrt nach Mecca.

(Thor des Sieges). Dies Thor eröffnet den Weg in die Wüſte, als ob es ein Bollwerk ſein ſollte, für die civiliſirte Stadt, gegen die Stürme der Oede; denn dicht an den Thoren von Cairo breiten ſich die weiten Sandflächen vor dem Auge aus. Die alten Mameluken-Herrſcher, welche in Syrien kriegten, zogen hier, mit Sieg gekrönt, ein. Zur Zeit der kräftigen Blüthe des orientaliſchen Ritterthums, war dies Thor Zeuge des mächtigen Heldenmuthes der Mameluken, jetzt ſchaut es nur düſter hinaus in die weiten Oeden, den Verfall des Oſtens beklagend.

Gleich daran ſchließt ſich in der Wüſte der große Kirchhof von Cairo. Eine weißlich glänzende Stadt des Todes, im grauen Trauergewande des Sandes, dicht an der düſteren Mauer der alten Kahira. Die orientaliſchen Gräber ſind mit weißem Kalk übermauerte Wölbungen, an deren Ende je ein Denkſtein ſich erhebt, eine Erklärung von dem in der Schrift gebrauchten Ausdruck der übertünchten Gräber. Man denke ſich nun eine Unzahl ſolcher weißen Decken mit dem hochſtehenden Denkſteinen in der weiten grauen Wüſtenfläche. Die Gräberſtadt iſt nur bewohnt von ſchmutzigen wilden Hunden, die mit ihrem Geheul die Stille unterbrechen.

Eine halbe Stunde öſtlich von den Gräbern ſtehen mitten in der Wüſte zwei mächtige Moſcheen, die mit ihren hoch erhabenen Minarets in den blauen Aether hinein reichen. Mit ſchönen Verzierungen verſehen, erheben dieſe ſchlanken Schönheiten ihre feine Spitze, an der ſchon die Stürme von Jahrhunderten vorübergeweht. Die Gebäude ſind ein den Schmuck der islamitiſchen Baukunſt, die ſchön verzierte Wölbung über der Thüre, den Fenſtern

und dann die erhabene gewölbte volle Kuppel, ein Meisterwerk der Baukunst, lassen die neue Zeit vor dem Mittelalter erröthen. An die Moscheen reihen sich Gebäude, die zu wohlthätigen Zwecken, zu Schulen, Armen- und Krankenverpflegung, hier erbaut waren. Diese Moscheen werden den Mameluken-Herrschern des circassischen Stammes zugeschrieben, welche von 1383 bis zu ihrer Vernichtung durch Selim, 1517 herrschten. Eine kräftige Macht und ein hoher Muth, wie dies diesem edlen muhammedanischen Ritterthume aus christlicher Abstammung wohl zugetraut werden kann, ist der Charakter dieser grosen Bauwerke. Weithin beherrschen sie noch heute die Wüste, welche vor vielen Jahrhunderten die Mameluken auf ihren Zügen nach Syrien fruchtlos durchzogen.

Auf unsrer Rückkehr von den Moscheen der Mameluken gewahrten wir auf dem mehr nördlichen Wege die Pilgercaravane. Vorauf ritten die wilden Arnauten auf abgemagerten aber edlen Pferden, ihr Haupt mit einem roth und gelben Tuche umhüllt, aus dem die Augen herausfunkelten. Der Eine hatte den langen Wüstenspeer, ein Andrer war mit der leichten kleinen Büchse bewaffnet, ein Dritter mit Pistolen und Säbel. Dicht vor Cairo machten sie halt, und der lange unabsehbare Zug von Kameelen lagerte allmählig in dem abgegränzten Lager. Die todte dunkle Abendstille der Wüste wurde belebt; hunderte von Männern schlugen die Zelte auf, in denen die frommen Frauen sich aufhielten. Lange Reihen von Kameelen wurden an ein an der Erde lang gezogenes Seil mit ihren Halftern festgebunden. Die unregelmäßige Arnauten-Reiterei ließ sich außerhalb des Lagers nieder;

in ihrer Mitte war der Kaſten, in dem der Teppich vom Grabe des Propheten aufbewahrt wird. Die Pferde waren, wie die Kameele, mit ihren Halftern in langen Reihen an einem Seile befeſtigt. Ein unbeſtimmt geſchäftiges Gewirr und verworrnes Geſchrei erfüllte die bisher leb- und lautloſe Wüſte.

Alsbald brannten die Wüſtenfeuer, um die ſich die ehrwürdigen Pilger niederhockten. Ihr dunkel gebranntes Antlitz, der ſtaubige lange Brat, die funkelnden Augen, ſpiegelten ſich maleriſch im aufflackernden Feuer wieder. Ihren Tſchibuk ruhig rauchend, erzählten ſie ſich von der nun überſtandenen langen Wüſtenreiſe. Mit herzlicher Freude und wahrem Stolz wurden ſie von ihren Freunden begrüßt. Doch nun nahte das Abendgebet; Alles wurde jetzt ſtill, und nach der Waſchung beteten ſie, das Geſicht nach Mecca gewandt. Die Derwiſche und Frommen ſtimmten dann den Dſikr, die Erwähnung des Gottesnamens, an, bald rechts, bald links ſich beugend, erfüllten ſie die ſtille Wüſtenöde mit ihrem unmenſchlichen Gebrüll: Allah, Allah, das uns noch weithin erſcholl, als wir unſern Rückweg nach Cairo antraten. Vielfach mußte ich nach der maleriſchen Scene, welche der Mond mit ſeinem bleichen Schimmer überwebte, hinſchauen. Die wilde Geſtaltung des Lebens, wie ſie dieſe Religion hier geſchaffen, umgeben von den Schrecken der ſchlummernden Oede, ſchwebten noch lange unſerm Geiſte vor. Denn in der Wüſte hatte ſich das Leben ſo gebildet, und nun nach langem Weilen in der bebauten Welt, trat es uns wieder in der Oede entgegen.

Am folgenden Tage hielten die Pilger ihren Einzug

in die Stadt; eine lange Reihe von Pilgern, auf ihren Reitthieren, durchzog die ſchmale Straße. Von der langen Reiſe waren die Kameele abgemagert und wund gerieben. Ihre Reiter waren zum großen Theil nur in Lumpen gehüllt und mit Schweiß und Staub bedeckt; doch ihr Auge flammte in fanatiſchem Feuer. Sie hatten nun die ſchwerſte Pflicht des Islams durch lange Reiſe und unſägliche Mühſal erfüllt. Auch viele fromme Frauen kehrten heim in ihrem Haudadſch d. h. je zwei in zwei Körben, die auf beiden Seiten des Kameels hingen und mit einer leinenen Decke überſpannt waren, um die Reiſenden vor der Sonne zu ſchützen. Bisweilen ſah man auch einen Tachtirewan, eine dicht verſchloſſene und mit bunten Farben verzierte Sänfte, von zwei Kameelen getragen, wie ſich deren vornehme Frauen bedienen. Manche leere Reitthiere zeigten dann wieder, daß ihre Reiter den Beſchwerden der frommen Pflicht erlegen waren. Mit ungemeinem Jauchzen wurden die frommen Pilger vom Volke begrüßt.

Den Tag darauf wurde das Machmil eingeholt. Vorauf zog eine Abtheilung der Arnauten, der wilden unregelmäßigen Reiter, auf ihren, durch die Wüſte abgemagerten und ſchlecht gehaltenen Roſſen; dieſen folgte ein vielgeſchmücktes, mit Federbüſcheln und anderen flitternden Verzierungen geſchmücktes Kameel. Schuf el maukib! rief die erfreute Menge, „ſieh das Kameel"! Auf ſeinem Rücken trug es eine hohe, in eine Spitze auslaufende Lade, deren vier Ecken nebſt Spitze mit ſilbernen Knäufen verziert waren. An der Spitze hingen zwei Korane, der eine in einer Rolle, der andere als Buch in ſilbernen Kapſeln. Eine prächtige Brokat-Decke, die mit goldenen

Sternen und Halbmonden verziert und mit Sprüchen versehen ist, umhüllt die Lade. Hinter dem Machmil folgt, zu Kameel, ein fast ganz nackter Scheich, den Oberkörper schlangenförmig hin und her bewegend. Weder der Sonne brennende Hitze, noch der heiße Wind, noch der beschwerliche Ritt hindert ihn, jährlich nach der heiligen Stadt zu wallfahrten, und schon viele Jahre unterzieht er sich der gefahrvollen langen Reise.

Nur die frommsten Muslim führen jetzt die beschwerliche Reise nach Mecca aus. Viele, selbst manche Scheich, sind so vernünftig, unter dem Vorwand, daß sie zu arm seien, zu Hause zu bleiben. Reiche machen es sich bequemer; sie fahren mit einem Postwagen nach Suez, legen das ungenähte Pilgerhemd dort an und fahren mit des Pascha Dampfschiff nach Dschidda, dem Hafen von Mecca. Mancher der alten Orthodoxen grollt über die Einführung moderner, profaner Industrie in die alten ehrwürdigen Sitten und wirft ihnen die Bequemlichkeit ihrer Pilgerfahrt vor; doch sie erwidern mit Recht, daß in dem Koran nichts über die Mühseligkeiten der Reise stehe. Arme, welche die Ausrüstung zur Reise nicht recht bestreiten können, begehen oft im Glaubenseifer nicht wohl versehen die Pilgerfahrt. Viele Gerippe der Verschmachteten bezeichnen daher den öden Pfad. Andere gehen durch das südlichere Egypten, und fahren dann auf erbärmlichen, vielfach überladenen Fahrzeugen über das so tückische rothe Meer. Der Vorherbestimmung trauend, wendet man wenig Vorsicht an, und auch hier finden Viele in den Wogen ihr Grab.

Zehn Tage nach der Rückkehr der Pilgercaravane bietet sich dem Auge des Fremden in Cairo eine der

ſcheußlichſten Erſcheinungen des wildeſten Aberglaubens dar. Es iſt dies das Feſt der Duſe. Der Scheich der Derwiſche reitet dann zu Pferde über ſeine thörichten Anhänger, die ſich vor ihm auf die Erde werfen. Der Urſprung dieſer Sitte ſoll geweſen ſein, daß einſt ein Herrſcher ſeine Rechtgläubigkeit dadurch dem zweifelnden Volke bewieſen habe, daß er mit ſeinem gewandten Pferde über Flaſchen geritten ſei, ohne ſie zu zerbrechen. Menſchen ſind etwas ſolider zum Beweiſe des Wunders, und ſo ſpielt man ſchon lange Jahre dieſes ſcheußliche Schauſpiel. Damit Gott die Derwiſche vor dem Huf des Pferdes bewahre, beten ſie zehn Abende öffentlich vor dem Volke in der Esbequijjeh. Meiſtens beſteht ihr Gebet in dem ſogenannten Dſikr, der Erwähnung des Namens Allah, da ſchon der Name Gottes magiſche Kraft äußert. Der breite Platz iſt mit großen Zelten beſpannt und mit düſter brennenden Lampen erleuchtet. Zwei Reihen ſtehen ſich in dieſen Zelten gegenüber, indem ſie, feſt zuſammenhaltend, den Körper rechts oder links beugen, heulen ſie mit aller Gewalt: „Allah", meiſtens ſo, daß die eine Reihe ſich links, die andere indeſſen ſich rechts beugt. Sie ſetzen dieſe Andacht lange fort. Der Schweiß rinnt ihnen von der Stirn und der Schaum ſteht ihnen vor dem Munde. Sie ſind bald durch die einförmige Bewegung ihrer nur halb bewußt; der aufgeregte Körper verſetzt ihren Geiſt in eine eigene Stimmung, in der ſie ſich begeiſtert wähnen. Man könnte über die Scenen lachen, wenn ſie uns nicht zu ernſt daran mahnten, wie weit ein Aberglaube führen kann. Oft findet man auch Schaaren von Menſchen um zwei

oder drei verſammelt, welche abwechſelnd die Ueberlieferungen vom heiligen Propheten erzählen.

Endlich kommt der Tag des Wunders; die Derwiſche ziehen vor dem reitenden Scheich, nach ihren verſchiedenen Orden mit ihren Fahnen voraus, immerfort Allah! Allah! rufend; dann warfen ſie ſich dicht nebeneinander nieder, und das Pferd mit dem Scheich ſchreitet über ſie hinweg. Da ſie feſt nebeneinander liegen, bilden ſie gleichſam eine Brücke, ſo daß die Laſt nicht einer allein trägt. Dann aber geht das geſcheute Pferd in raſchem Schritt über ſie hinweg, und tritt meiſt ſo auf die äußerſte runde Seite des Körpers, daß der Fuß abglitſcht und ſich zum Theil noch mit auf die Erde ſtützt. Die Derwiſche beweiſen ihre Frömmigkeit vor dem Volke dadurch, daß das Pferd ſie nicht verletzt. Wird aber doch Einer oder der Andere durch den Huf beſchädigt, trifft ihn noch Schmach dazu; denn das Wunder bleibt daſſelbe, der arme Teufel hat nur nicht genug gebetet.

Doch wie gräßlich auch der Aberglaube hier uns noch entgegentritt, ſo iſt doch, wenn man das ganze Leben dieſer Völker betrachtet, kaum zu zweifeln, daß die lebendige Kraft des Islam gebrochen ſei. Die Religion hat durch die Lehre der abſoluten Vorherbeſtimmung die Kraft des Geiſtes und des Gemüthes erſchlafft. Die Bildung des Islams iſt geſchwunden und die Länder des Oſtens, die Wiege der alten Bildung, müſſen von Weſten her wieder civiliſirt werden. Gewiß aber nicht mit der feinen übertünchten Salonbildung, nicht mit der Weisheit der Weiſen, ſondern der Weisheit, die den Kindern offenbar iſt. Europa iſt beſtimmt, Civiliſation und

Bildung durch die Welt zu verbreiten, möge es dazu die rechten Wege wählen.

Die Sommer in Cairo.

Ich verlebte in Cairo beinahe 16 Monate, um meinen Studien der arabischen Sprache obzuliegen. Alle Tage hatte ich Besuche von dem gelehrtesten Scheich, und der Wissenschaft ergeben, lebte ich still und zurückgezogen in einem Garten. Der Winter in Cairo ist ein lieblicher Frühling zu nennen, indem Alles grünte und blühte und eine frische, heitere Luft, mit stets blauem Himmel uns erfreute. Aus diesen friedlichen Scenen der Natur erschreckte uns die Nachricht von der Revolution in Paris, die dann wie ein Feuerstrom die heimathlichen Fluren entzündend durchtoste. Wohl entflammte eines Jeden Gemüth, wohl durchzuckte eine dunkle Ahnung die Nationen, wohl schwebte die heitere schöne Gestalt von Deutschlands Eintracht und Deutschlands Macht auch unseren Augen vor. Wir hofften auf eine tiefe Religiosität unseres Volkes, das die große Idee würde durchführen. Und das für ein allgemeines Wohl pochende Herz ließ uns mit innerer Wehmuth das Elend rings um uns mit fühlen.

Im Sommer muß man in Cairo für den lieblichen Winter büßen. Zwar ändert sich auch im Sommer nicht das ewig reine Blau des Himmels, aber die ihn durchlaufende Sonnenkugel glüht. Die Hitze stieg im Zimmer bis zu 30° R. Alles ist erschlafft; die That- und Willenskraft wird von der Schwüle fast erdrückt; Jeder zieht sich zurück, und der Hitze so viel als möglich ausweichend,

vegetirt man mehr, als daß man wirklich lebte. Auch die Straßen Cairo's, die ſonſt ſo belebt waren, wurden öde. Im Winter drängten ſich hier in buntem Gewirr der ſtolze Engländer, der feine Franzos, der geſprächige Italiener, der geſchäftige Grieche, der gemächliche Türk, der bedächtige Scheich, der träge Araber und das dunkel verhüllte ſchöne Geſchlecht dicht durcheinander; doch im Sommer werden die Straßen leer; der zerlumpte Araber, und viele in weiße Decken gehüllte Magribiniſche Pilger *) ſind oft die einzigen, welche die Straßen beleben. Die feinen Equipagen und die ſchönen Roſſe werden ſeltener; denn der Hof flieht nach Alexandria, um an der friſchen Seeluft ſich zu ſtärken. —

Ibrahim Paſcha. Truppenaushebung.

Dem Hofe folgen meiſtens die General-Konſuln und die vielen Reiſenden von Englands, Frankreichs, Deutſchlands, Rußlands Geſtaden werden durch die erſten glühenden Staubwolken im Chamſin **) davon geweht. Iſt ſo ſchon der Sommer in Cairo nicht angenehm, machten in dieſem Jahre die politiſchen Stürme, die Truppenaushebung, ſo wie die Epidemie der Cholera den Sommer faſt

*) Magrib iſt eigentlich nach dem Arabiſchen der Ort, wo die Sonne untergeht, der Weſten; es wird von den weſtlichen muhammedaniſchen Ländern gebraucht, alſo Algerien, und in früheren Jahrhunderten auch Spanien.

**) Chamſin d. h. 50; nämlich die 50 Tage iſt die Zeit, in welcher der heiße Südwind bei ſehr drückender Atmoſphäre die Einwohner Egyptens mit glühenden Staubwolken heimſucht. Doch nur bisweilen weht in dieſer Zeit zwiſchen Oſtern und Pfingſten der heiße Wind und ſein Beſuch währt dann immer nur höchſtens 3 Tage.

unerträglich. Mehemed Ali, der viel erprobte und erfahrene Mann, der mit gewandter Hand bei allen Stürmen des drohenden Aufſtandes, durch Hunderte von verborgenen Klippen türkiſcher Intrigue glücklich hindurchgeſteuert war; der alle Fallen, die man fein ihm legte, mit klarem Scharfblick erkennend, klug umging; deſſen Ruhmſucht aber und Eigenliebe, deſſen Argwohn und Treuloſigkeit tauſende von Opfern verſchlang, kehrte geiſtesſchwach von Neapels romantiſcher Küſte aus zurück. Sein Sohn Ibrahim Paſcha, der viel bekannte Krieger, ergriff alsbald die Zügel der Regierung. Als Feldherr, durch ſeine Siege in Syrien bekannt, richtete Ibrahim Paſcha zunächſt ſein Augenmerk auf die Organiſirung des Heeres. Er verordnete eine Aushebung von 14000 Mann, um im Ganzen eine Heeresmacht von 50000 Mann aufzuſtellen, wiewohl er eigentlich nach den Verträgen nur ein Heer von 18000 Mann erhalten ſollte.

Ueber den Grund dieſer Maßregel gingen verſchiedene Gerüchte. Die Einen meinten, der Herrſcher fürchte, bei den politiſchen Stürmen in Europa, einen unzeitigen und ihm unangenehmen Beſuch der engliſchen Flotte. Andere behaupteten, Ibrahim Paſcha wolle die Zeit der Schwankungen benutzen, ſich von der Pforte unabhängig zu machen; ein langgenährter Wunſch der egyptiſchen Vicekönige.

Die Aushebung iſt in Egypten die Zeit paniſchen Schreckens, und bietet gerade den Gegenſatz zu der bei uns. Denn wenn bei uns die Meiſten frohen Muthes den Arbeitskittel auf einige Jahre mit dem bunten Rock vertauſchen, ſo betrachtet man dagegen in Egypten den Soldatenſtand als ein Grab der Lebendigen.

Schon einige Wochen, bevor die Aushebung in Cairo ſtattfand, kamen ganze Transporte Rekruten hier an. Die Hände von je zweien waren in einem Klotz zuſammengeſchloſſen und je ſechs bis acht mit eiſernen Halsringen aneinander gekettet, ein ſcheußlicher Anblick, und das ſind meiſt egyptiſche Freiwillige. Doch ein viel mehr herzzerreißendes Schauſpiel ſtand uns noch bei der Aushebung in Cairo bevor.

In der Nacht oder beim heimlichen Grauen des Morgens drangen die Häſcher in die Hütten der Unglücklichen. Sie entriſſen mitleidlos der darbenden Mutter den einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, der kummervollen Frau mit den hungernden Kleinen den Mann, den Vater und Ernährer. Entſetzen leiht dem Schwachen Kraft; die Weiber, mit ihren Kindern auf der Schulter, ſtürzen ſich auf die Straßen, und das Antlitz ſchwarzgefärbt, erfüllen ſie mit Jammergeſchrei die Luft; denn ſie ſtehen am Rande des Verderbens. Sie eilen nach dem Divan des Krieges, wo ihre Männer gemuſtert werden, und eine große Schaar von Weibern und Kindern belagert die Thür, um mit dem Schrei des Entſetzens die Männer loszubitten. Die aufgeſtellte Wache ſtößt dann, auf Befehl des Offiziers, die Unglücklichen mit dem Kolben zurück; denn das Herz dieſer Türken zu erweichen, iſt freilich ein bisher noch nicht gelöſtes Räthſel.

Die Völker des Orients haben von der goldenen Vorzeit her noch den Ruf eines kriegeriſchen Charakters. Wohl aber muß man dabei die verſchiedenen Zeiten unterſcheiden. Sehen wir von den älteſten Zeiten, wo die feſte Ordnung des egyptiſchen Staates auch dem wohlgeordneten Kriegerſtand Kraft verlieh, ab, waren es die

fanatiſirten Horden der Wüſte, die Araber; waren es ſpäter die wilden Stämme der Steppen, die Türken, welche in der damaligen unregelmäßigen Kriegführung durch perſönlichen Muth ſich auszeichneten. Verweilen dieſe Kinder der Natur mehrere Jahrhunderte in der civiliſirten Welt, können ſie den Reizen nicht widerſtehen. Durch den übertriebenen ſinnlichen Genuß und die unnatürlichen Laſter geſchwächt, ſinkt auch ihre kräftige Natur bald in Schwachheit dahin. Das lange Blühen der tapferen Mamluken war nur ihrem ſteten Zufluß friſcher Kräfte aus Circaſſien und Georgien zuzuſchreiben. Der Egypter hat nun freilich am wenigſten Muth; der lange viele Jahrhunderte währende Tyrannendruck hat alle friſche Keime erdrückt, doch iſt er gelehrig und kann durch Furcht vor der Peitſche disciplinirt werden. Das verſchaffte dem Ibrahim Paſcha in Syrien den Sieg. Es kam bei dieſen Schlachten zwiſchen den Türken und Egyptern nur darauf an, wer zuerſt lief; da nun Ibrahim Paſcha ſo vorſichtig geweſen war, ſeine Kanonen hinter ſeinen Truppen aufzufahren, und ſo ſeinen Truppen die Möglichkeit zur Flucht genommen hatte, gewann er die Schlachten, da die Türken dieſe weiſe Vorſichtsmaßregel verſäumt hatten.

Der Egypter iſt von Natur furchtſam, er ſcheut die Waffen, und er ſcheint beinah immer vor ſeinem eigenen Gewehr Furcht zu haben, daß es nur nicht losgehe. Als daher Mehemed Ali viele Truppen zu ſeinen Kriegen gebrauchte, verſtümmelten ſich viele den rechten Zeigefinger, um nicht den Hahn der Flinte abdrücken zu können. Selbſt einer der köſtlichen Augenſterne galt ihnen nichts gegen die Furcht vor dem Kriegsdienſt; mit ſpitzem Stahl

durchbohrten ſich viele ein Auge, um nur dem Dienſte zu entgehen. Oft kam es ſogar bei den eingeſtellten Soldaten vor, daß ſie ſich durch Arſenik auf dem inneren Augenliede die Sehkraft vernichteten, und Dr. Pruner fand bei einer Reiſe in Oberegypten drei Männer in den Königsgräbern von Theben, welche es vorgezogen hatten, dort zu verſchmachten, ehe ſie ſich zum Kriegerſtand einziehen ließen. Ein türkiſch organiſirter Kopf, wie Mehemed Ali, wußte auch dagegen Mittel. Er ließ gerade die an der Hand Verſtümmelten und die Einäugigen greifen. Wem der Zeigefinger fehlte, mußte mit dem Mittelfinger den Hahn der Flinte abdrücken. Mußte der Paſcha nun gleich den boshaften Rath eines Engländers, doch ja ſein Heer immer in Handſchuhen exerciren zu laſſen, anhören, zeigte er doch dem geſchreckten Volke, daß der eiſernen Hand ſeiner Despotie keiner entrinne.

Wohl kann man mit Sicherheit behaupten, daß jene Zeiten vorüber ſind, in denen das ſichere Vertrauen auf Muhammeds Verheißungen den Muth dieſer Völker zur lodernden Flamme entzündete. Der in der Sinnlichkeit erſchlaffte Menſch zieht die ſicheren Freuden der gegenwärtigen Welt den unſicheren der künftigen vor, ſelbſt wenn ſie auch mit noch ſo ſchönen Farben ihm vorgemalt ſind. So war mein Diener in Cairo ein ganz bigotter Muslim, wohl ging kein Tag hin, daß er nicht ſeine 5 Gebetszeiten einhielt, doch als die Aushebung kam, bat er zitternd mich um meine Verwendung beim Konſul, um ihn zu ſchützen. Ich erwiederte ernſt, wie er das von mir verlangen kann, er wüßte, daß ich den Koran leſe, und mit ihren Religionspflichten vertraut wäre. Ich

wollte ſeiner Seligkeit nicht in den Weg treten, all ſein Beten würde ja nicht ſoviel helfen, als wenn er jetzt Soldat würde. Die Engländer möchten ſonſt kommen, und die Lehre des Herrn Muhammed vernichten. Dann würde man ihn zu Chriſten machen, und ſein Paradies wäre für immer verloren; während, wenn er jetzt für die Lehre Muhammeds ſtritte, er ſich als bald da oben unter 72 lieblichen Huri laben könnte. Beſonders müßte er, der den Namen des gläubigen Helden Ali trüge, ſich für den Schwiegervater ſeines Namenvetters ſchlagen. Doch das war Alles vergebens, er jammerte, rutſchte auf ſeinen Knieen, küßte mir die Hände und tröſtete ſich, daß, wenn auch die Engländer kämen, man ihn doch ruhig würde beten laſſen. Ich mußte endlich meine Vermittelung verſprechen.

Iſt nun ſo ſchon ſeiner Natur nach der Egypter dem Kriegsdienſt abgeneigt, ſo ſchreckten ihn die harte Behandlung und die Trennung von der Familie ganz beſonders in dieſem Jahre ab. Was zunächſt die Behandlung betrifft, braucht wohl nicht erſt erwähnt zu werden, daß Stock und Peitſche in der Armee mehr als die Waffen gehandhabt werden. Dieſen Leuten, die von Jugend an geſchlagen werden und bei denen ſo alles Ehrgefühl ſchon längſt ausgerottet iſt, ſind Prügel ein ganz nothwendiges Lebensbedürfniß geworden. Was aber die Löhnung und Nahrung betrifft, ſcheinen die Soldaten zwar anſtändig gehalten zu ſein. Nahrung, Kleidung und 20 Para, gleich 1 Sgr., wäre in Egypten guter Sold, ſie könnten davon noch manches der Familie zuwenden, wenn es nur bezahlt würde. Doch es iſt allbekannt, daß viele Soldaten ſchon ſeit Jahr und Tag keinen Sold er-

halten haben, und wollten ſie denſelben fordern, ſo würde Stock und Peitſche ihnen auf dieſes Majeſtätsverbrechen antworten. Es bleibt daher dem Soldaten nichts anderes übrig, als ſobald er das Kriegshandwerk auf einige Stunden vergeſſen kann, die gefährliche Flinte mit der friedlichen Handſpindel zu vertauſchen, um ſich durch Wollespinnen einige Pfennige zu verdienen.

Wenn ſomit das Loos des Soldaten gerade nicht beneidenswerth iſt, ſo macht des Egypters Liebe zur Familie ihm den Kriegsdienſt unerträglich. Es heirathet hier der Mann in ſeinem 16ten Lebensjahre, das Mädchen meiſt in ihrem 12ten. Im 20ſten Jahre wenigſtens iſt Alles verheirathet. Ein unverheiratheter Mann gilt in Egypten für einen Gefährlichen und Verabſcheuungswürdigen. Einem Junggeſellen iſt es in Cairo faſt unmöglich, in dem türkiſchen Stadtviertel ein Haus zu miethen, man treibt ihn wie einen tollen Hund aus dem Hauſe. Er würde, meint man, ſicherlich den ehelichen Hausfrieden der Nachbarn ſtören. Ich hatte freilich das Glück, ein Gartenhaus zu finden, welches von anderen Häuſern entfernter lag, wo alſo der gefährliche Einfluß durch die Entfernung geſchwächt war, und dennoch hatte ich manchmal nöthig, die Sorge der Muslim zu beſchwichtigen und durch das eifrige Studium des Koran mich meiner Achtung zu verſichern.

Der hier ſo geplagte Menſch findet im Schooß ſeiner Familie den Troſt für ſein Unglück; er liebt die Kleinen und ſeine Mutter zärtlich; weniger innig ſind gewöhnlich die Bande der Ehe ſelbſt. Ihn dieſen Verhältniſſen zu entreißen, hielt ſelbſt Mehemed Ali für unmöglich. Dem

Soldaten folgte die Frau mit den Kindern in's Feld; man denke ſich den Train. Als daher Ibrahim Paſcha aus Syrien zurückkehrte, währte der Zug ſeiner Truppen durch die Wüſte von Suez 3 Tage, der der Weiber eilf. Ibrahim Paſcha kannte daher wohl die Schwierigkeiten, mit einem ſolchen Heere zu manöveriren, und mit mi-tairiſcher Strenge ließ er diesmal den Vater und den Sohn der Familie entreißen. Von der Mutter, der Frau und den Kindern hieß es dann: „Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind". Einem Türken gelten die unterjochten Araber nicht mehr, als Menſchen; die willen- und kraft-loſen Geſchöpfe ſind nur Sclaven in der Hand des Paſcha. Mit Recht kann man behaupten, daß der Soldatenſtand die wenigen Reſte phyſiſcher und moraliſcher Kraft in dieſer Na-tion mit den unerbitterlichen Schaufeln des Elends begräbt.

Das Entſetzen der Unglücklichen vor dem Divan iſt herzzerreißend, und doch gehen Türken und Franken mit-leidslos an ihnen vorüber. Als ich einſt mit einem Euro-päer, der ſchon länger in Cairo lebte, dort vorüberritt, und über das Elend der Menſchen ſehr bewegt war, ſagte er mir ruhig: „lieber Freund, bleiben ſie noch länger im Orient, ſo werden ſie dergleichen gewohnt, und ſind ſie jetzt der weichherzigſte Menſch, in einigen Jahren haben ſie ein Herz von Stein". In dieſem Geſpräch unterbrach uns ein entſetzlicher Schrei. Eine Mutter mit 3 Kindern ſtürmte mit der Kraft, die die Verzweiflung ihr verlieh, gegen die Wache an, um den Mann, um den Vater zu retten. Mit harten Kolbenſtößen ward ſie zurückgeſtoßen. Da umfaßte ſie in kummervollem Entſetzen ihre Kinder und ſchrie gen Himmel: Gott ſende den gelben Todes-

hauch, d. i. die Cholera, daß ſie mich mit meinen Kindern verſchlinge, ehe ſie in Hunger vor meinen Augen verſchmachten. Ein kalter Schauer ergriff uns bei dieſem Ausruf der Unglücklichen; es rieſelte uns durch Mark und Bein; denn es erſchien uns ſchon das gräßliche Todesgeſpenſt des Oſtens.

Cholera in Cairo.

Das Geſchrei der Unglücklichen ward erhört. Kaum waren die Straßen etwas ruhiger geworden, der friedliche Handel, der in der Zeit der Aushebung geſtockt hatte, begann wieder, und die Europäer verſammelten ſich, wie gewöhnlich, des Abends in der Esbequijjeh, dem öffentlichen Garten von Cairo, um unter dem prächtig geſtirnten Himmelszelt, nach der Schwüle des Tages, die reine friſche Abendluft einer morgenländiſchen Nacht zu athmen, als ein Arzt von Bulak in die Stadt ſtürmte und uns die traurige Nachricht brachte, die Cholera ſei in Bulak ausgebrochen. Wie eine Feuerflamme lief dieſe ſchreckliche Botſchaft mit Blitzesſchnelle durch die Stadt, und Alle ergriff bange Furcht. Man entſann ſich noch gar wohl ihres erſten Beſuchs, als dieſes unheimliche Geſpenſt die Flecken und Städte, die Wüſten und die Fluren des Orients mit verheerendem Fuße betrat. Mit heimlich ſchleichendem Gange drang es in die Hütten der Armen, ſowie in die Lagerſtätten der Landbebauer, um ſo viele Tauſende von Leichen mit ihrer ſtaubigen Schleppe zu bedecken. Der helle Glanz der Sonne nahm damals einen gelblich-röthlichen Schein an, als ob auch die Natur unter dem Drucke des Elends ſeufzte, und das Angſtgeſchrei ihrer

Kinder mit Entſetzen vernähme. Deshalb nennen die Araber dieſe verheerende Schweſter des Todes Hawa el asfar, die gelbliche Luft. Die Macht dieſer Krankheit war damals ſo gewaltig, daß die Leute auf den Straßen plötzlich todt niederſtürzten. Man konnte die Todten (durchſchnittlich 1500 den Tag) nicht mehr wie gewöhnlich beerdigen, und man nahm Kameeltreiber an, welche die Leichen zu Haufen auf ihre Thiere luden, um in den Sand der Wüſte die Opfer der verheerenden Seuche dem ſcheuen Auge zu verhüllen. Häufig kam es vor, daß die Kameeltreiber bei dieſem traurigen Geſchäfte ſelbſt todt niederſtürzten, und dann mit auf ihre Thiere geladen wurden. Gegen dieſen gewaltigen Sturm, was vermochte da menſchliche Kunſt und menſchliche Kraft? Rathlos waren die Aerzte; die ſchwellenden Wogen des Todes durchflutheten die ganze Stadt und entriſſen von den 300000 Einwohnern Cairo's ungefähr 50000, ein Sechstheil der Bevölkerung. Die Araber ſcheuen deshalb die Cholera mehr als die Peſt *).

Unſere Beſorgniſſe und die Furcht vor dem bedrohenden Sturme ward noch vermehrt, da der Ramadhan, der Faſtenmonat der Muhammedaner, nahe war. Muhammed ſetzte, als eine der heiligſten Pflichten der Religion, das Faſten des drittletzten Monates feſt. Da nun der Kreislauf des Mondjahres, wonach die Muhammedaner rechnen, um 11 Tage kürzer iſt als das feſtgeſchloſſene Sonnenjahr, ſo kann der Ramadhan in jede der verſchiedenen Jahreszeiten fallen. Man denke ſich nun die Macht des Aberglaubens. Der Ramadhan be-

*) Vgl. Dr. Pruner, die Krankheiten des Orients, 373—376.

gann dieſes Jahr Anfangs Auguſt, bei einer Hitze von 30—35° R.; doch in der ganzen Zeit, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, kommt weder ein Schluck erfriſchenden Waſſers noch kühlender Speiſe, ja nicht einmal der hier ſo vielgeliebte Tabacksrauch über die lechzenden Lippen der Muhammedaner. Vierzehn Stunden hindurch wird der Körper durch Hitze und Arbeit geplagt, doch der brennende Durſt läßt ſie enthaltſam am Waſſer vorübergehen, denn es folgt bitterer Vorwurf und große Schmach der Uebertretung auf dem Fuße; ja der Verluſt des Paradieſes ſteht dem geängſtigten Herzen drohend bevor. Kaum hat daher der Muëddhin hier den Sonnenuntergang von der Moſchee verkündet, als auch das Volk den halbverſchmachteten Magen überfüllt. Dazu bedenke man, daß gerade jetzt die Zeit war, in der das arme Volk ſich meiſtens von Waſſermelonen und Gurken nährt; ferner, daß jetzt gerade der Nil ſeine Wogen hoch aufſchwellte und alle Fluren mit ſeinem Waſſer bedeckte; doch das köſtliche und nährende Geſchenk ſeiner Fluten erfüllte mit Waſſerdämpfen die Luft, und eine feuchte Hitze gräbt auch ſonſt in dieſer Zeit gar Manchem das Grab.*)

Als uns die traurigen Berichte zukamen, daß auf dem nahe liegenden Markt in Tanta das Ungeheuer der Cholera ſo viele Opfer verſchlungen habe, und bald darauf die Jammernden heimkehrten, ihre Todten oft zu drei oder vier auf einem Kameel mit ſich ſchleppend, um ſie hier zu beerdigen; da entſchwand der Muth ſelbſt der

*) Wenn der Nil die paſſende Höhe erreicht hat, durchſticht man unter Feierlichkeiten den Damm, um durch den Kanal das Waſſer in die Stadt zu leiten und die Gärten zu bewäſſern.

ſtandhafteſten Bruſt. In Tanta hatte das Uebel meiſt unter den zum Kauf ausgeſtellten Sclaven gewüthet, als ob ſie der Tod vor ihrem künftigen Elend ſchützen wollte, und viele der verruchten Sclavenhändler verloren ihr ſo ſchnöde erworbenes Eigenthum.

Schleunigſt traf nun Jeder, von Furcht getrieben, ſeine Vorſichtsmaßregeln: der Eine ſuchte ſein theures Leben durch die Flucht vor dem düſtren Todesengel zu retten; ein Anderer ſchloß die Thüren, um ihm durch ſtrenge Quarantäne den Eintritt in ſein Haus zu wehren. Die Erſten, die ſcheu entflohen, waren die Herrſcher ſelbſt. Ibrahim Paſcha, der im Ruf ſteht, ſo oft im Kampfe dem Tode die Stirn geboten zu haben, konnte der tückiſchen Cholera nicht in's Auge ſchauen. Kaum waren einige Cholerafälle in Cairo bekannt geworden, ſo flüchtete er eiligſt in ſein Dampfſchiff und floh in den Hafen von Alexandria. Dort lag das Boot, von einem großen gelben Pavillon beſchattet, zum Zeichen, daß der Herrſcher Egyptens ſtrenge Quarantäne halte. Sobald aber die Gefahr näher rückte, trieb ihn die Sorge; die Maſchine pfiff und der kühne Herrſcher Egyptens eilte auf den Schwingen europäiſcher Induſtrie davon, um auf den bläulichen Wogen des Mittelmeeres und auf dem lieblichen Eiland von Rhodus das unheimliche Todesgeſpenſt zu vergeſſen. Von Rhodus holte ihn ein türkiſches Dampfſchiff nach Conſtantinopel, und der ſcheue Cholera-Flüchtling kehrte mit vielen Niſchán (Orden) geſchmückt als legitimer Herrſcher Egyptens zurück.

Nach Ibrahim Paſcha hätte Abbas Paſcha ſein Neffe das Steuer des Staates in der ſo ſchweren Zeit ergreifen

ſollen. Er, ein Sohn jenes Helden und edelmüthigen Tuſun Paſcha, wird doch den Tod nicht ſcheuen? Doch ein Geſchlecht iſt oft ganz anders, als das frühere. Tuſun Paſcha war ein tüchtiger Streiter in den Wüſten Arabiens; ſein Sohn, Abbas Paſcha, liebte dagegen die Ruhe. Zwar lebt er auch in der Wüſte, aber doch herrlich und in Freuden. Eine halbe Stunde vor Cairo hat Abbas Paſcha ſich ein großes Schloß erbaut, und dort lebt er, zwar nicht mit ſeinen Weibern, doch mit den geliebten weißen Sclaven und ſeinem Vieh. Sein Schloß iſt dort auf den Wogen des Sandes, ähnlich der Arche Noah auf den Wogen der Fluth.

Im Koran heißt es von Salomo, dem Ideal der Weisheit, daß er die Sprache der Vögel und Thiere verſtand, und er deshalb immer einen Hofſtaat von Thieren um ſich hatte. So verſammelte auch Abbas Paſcha um ſich die Abgeſandten der Thierwelt, Hühner, Tauben, Hunde, Schaafe, Eſel, Kameele, Pferde und dergleichen; Alles bewegt ſich in ſeinem Schloß bunt durcheinander. Er ſoll den ſchönſten Marſtall haben, da er die berühmteſten Stuten aus Arabien zuſammenkauft, und ihm kein Preis zu hoch iſt, um ein edles, aus berühmtem Stamm entſprungenes Pferd zu kaufen. Aus Furcht vor dem böſen Blick läßt er keinen Franken dieſelben ſehen. Beim Grauen des Tages werden die edlen Thiere von ſeinen Mamluken in der Wüſte getummelt und kehren vor Tagesanbruch heim, damit keines Sterblichen Auge ſie ſehe. Ob nun Abbas Paſcha mit dem Salomo auch in der Weisheit zu vergleichen ſei, wie in ſeiner Liebe zu den Thieren, kann freilich nicht beſtimmt werden; doch rühmen die ihm

Näherſtehenden ſeinen guten, natürlichen Verſtand, den er auch bei ſeinem Regierungsantritt wohl bewieſen, indem er der franzöſiſchen Politik den Rücken wandte und es lieber mit England und der Pforte hält.

Abbas Paſcha beobachtete immer den Schein eines guten Muslim, doch ſcheint bei ihm auch das ſichere Vertrauen auf das vorher beſtimmte Geſchick ſehr zu wanken. In der Zeit der Cholera zitterte er für ſein Leben. Sein edler Vater Tuſun Paſcha ſcheute 1816 die Peſt nicht, weshalb er auch dem Namen nach ihr ſoll zum Opfer gefallen ſein. Kaum hatte hingegen Abbas Paſcha von der Cholera gehört, ließ er ſogleich anſpannen, umfuhr ſchleunigſt mit Relaispferden Cairo, ſtürzte ſich in ſein Dampfboot, und war Ibrahim Paſcha nach Norden geeilt, ging er gen Süden, den Nil herauf, immer als Vorreiter der Cholera. Hinter dem Reiter die ſchwarze Sorge, ſagt Horaz; das ſchwarze Todesgeſpenſt folgte dem Paſcha auf dem Fuße nach, und jagte ihn bis zu den Cataracten hinauf. Der alte Nil, der an ſeinen Ufern blühende Staaten genährt, der die alten Pharaonen in ſeinen Fluthen gehegt, der die tapferen Sultane, den Stolz des Islam, getragen, der an ſeinen Ufern der Mamluken wüthend Heer hatte kühn verbluten ſehen, trug jetzt dieſen Kronprinzen Egyptens, in paniſcher Furcht vor der Möglichkeit zu ſterben. Ueberall, wo der Paſcha anlangte, forſchte er, ob ein Choleraanfall dort vorgekommen ſei, und war dies der Fall, ſchnaufte die Maſchine, und die Schaufeln profaner Induſtrie peitſchten die Wellen des heiligen Stromes.

So waren uns die Herrſcher davongeſchwommen,

und als bald darauf auch noch Baki Bey, der Gouverneur Cairo's, an der Cholera ſtarb, blieb uns nur noch der alte, geiſtesſchwache Mehemed Ali, deſſen Marotte es immer war, einen Feldzug nach China anzuordnen.

Mehemed Ali war noch in ſeinem Wahnſinn groß.

Viele Europäer fürchteten, daß bei den unruhigen Zeiten, der wüthenden Seuche, der Entfernung der Herrſcher, die Araber ſich gegen die fremde Herrſchaft der Türken und die gehaßten Franken empören würden. Doch das egyptiſche Staatsleben ging ruhig ſeinen Weg des Wohllebens dahin. Die Diwane (Miniſterien) wurden in Quarantäne geſetzt und wer von der Regierung, die zugleich der größte Kaufmann und Fabrikherr iſt, Geld zu verlangen hatte, dem wurde einfach geantwortet, usbur schowajjeh, warte ein wenig.

Die Furcht vor der Krankheit war diesmal zu groß, ihre Gewalt war in Cairo bei weitem nicht ſo ſtark, als bei ihrem früheren Beſuch. Zwar dauerte ihre unheimliche Gegenwart noch einmal ſo lange; denn damals währte die Krankheit nur einen Monat, doch war die Zahl der Todten bei weitem nicht mit jener zu vergleichen. Es ſtarben diesmal nur 6150 *). Dennoch aber war das Leben in der Stadt höchſt unangenehm. Jeder fühlte ſich unwohl, ſei es, daß die Sorge auf alle kleine Uebel mehr achten ließ, oder daß der ungewöhnliche und ganz eigenthümliche Druck der Atmoſphäre, welcher dieſe Krankheit ſtets im Orient begleitet, dieſen Einfluß auf alle aus-

*) Vgl. jetzt Dr. Pruner-Bey, die Weltſeuche Cholera oder die Polizei der Natur. Erlangen 1851. Nach dieſem ſtarb in Cairo 1831 an der Cholera $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung.

übte. Jedoch konnte man bei Beobachtung ſtrenger Diät und Anwendung einiger Mittel alle dieſe Anfälle leicht abweiſen.

Aerzte waren in Cairo nur für die Reichſten; ſie benutzten die Noth und forderten à l'anglaise 1 Guinee für den erſten Beſuch, ½ für den zweiten. Ihrem Beiſpiel folgten die Apotheker, die für die Heilmittel ungeheuere Preiſe verlangten. Manche von dieſen Aerzten waren in Europa theils Bartſcheerer, Chirurg-Gehülfen oder Huffchmiede; hier aber ſind ſie große Doctoren, reiten mit langen Cigarren in der Stadt herum, rufen ſich laut zu, wie Viele ſie curirt, und die arme Creatur ſtirbt. Dazu trifft noch manchen der Vorwurf, daß er dem Glücks- und Liebesgott, wie auch dem Bachus gar zu ergeben ſei, und wer vertraut ſich gern einem ſolchen Hippocrates an! Dagegen gab es rühmliche Ausnahmen, die mit Menſchlichkeit und wiſſenſchaftlichem Eifer, ohne Gewinn zu ſuchen, in die Hütten der Armen drangen. Leider wurden manche von ihnen von dem Uebel ergriffen. Ein junger, ſehr tüchtiger, engliſcher Arzt, Dr. Anderſon, edel und fromm, ſtarb ſelbſt in meinem Hauſe.

Bei dem Mangel an Aerzten half Jeder ſich ſelbſt, ſo viel er konnte. Der Eine hielt es mit Calomel, der Andere mit Branntwein und rothem Pfeffer; die Araber thaten gar nichts und warfen ſich ruhig in die Arme der Vorſehung; von ihnen ſtarben auch die Meiſten. Vielfach waren ſie ſelbſt zu träge, den Kranken beizuſtehn; forderte man ſie dazu auf, ſagten ſie nur, mâ aleish kullun mukadder, was liegt daran, Alles iſt vom Schickſal beſtimmt. Beſonders wüthete das Uebel unter den jüngſt

ausgehobenen Soldaten. Man hatte dieſe armen Geſchöpfe ganz aus ihrer Lebensweiſe herausgeriſſen, troſtloſer Kummer, harte Behandlung, ſchlechtes Zeltlager und dürftige Nahrung bereiteten dem Todesgaſt eine willkommene Stätte. Die Krankheit ergriff in dieſem Jahre nicht alle Stadttheile zugleich, ſondern durchſchlich dieſelben hintereinander, um in raſchem Sturm die friſche wie die welkende Lebensblume der Menſchen zu knicken. Es gewährte die Stadt einen düſteren Anblick; Jeder fürchtete und ſah mit Bangem der Nacht entgegen. Manchem lächelte noch am Abend lieblich der Sonne glühend Gold und lockte ihn in die friſche Kühle hinaus. Doch die Schönheit der Natur war tückiſch. Das kühle Dunkel des Abends zündete die Todesfackel, und der dunkle Schleier der Nacht hatte am Morgen gar Manchen mit dem Todesgewand umhüllt, und der, welchen wir geſtern heiter und froh noch unter uns geſehen, weilte heute ſchon in dem düſteren Reich der Schatten.

Am gräßlichſten aber war für den Fremden jenes Jammergeſchrei bei den Beerdigungen der Muhammedaner. Es iſt ein alter Satz, daß der, dem wahre Religion am wenigſten in's Herz gedrungen iſt, am meiſten bereit iſt, dieſelbe zu zeigen; ſo auch der, den der Kummer am wenigſten ergreift, ihn am meiſten zur Schau trägt. Von dem ſtillen Schmerz eines gottergebenen und auf Gottes Liebe vertrauenden Herzens hat der muhammedaniſche Fatalismus keinen Begriff. Deſto mehr muß er durch Geſchrei ſeine Trauer kund thun. Vor der Bahre gehen Männer, die fortwährend das Bekenntniß des Islam: la ilah illa 'llah wa Muhammadu rasūlullah,

„Es giebt keinen Gott als Gott, und Muhammed iſt ſein Prophet", ſowie andere religiöſe Sentenzen abſingen. Dann folgt die Bahre, in der der Todte, nur mit einem rothen Tuch bedeckt, liegt; denn der Leichnam wird nackt und bloß in die ſtammverwandte Erde gelegt. Bei dem Leichenbegängniß der Frauen iſt der ſchön geſchmückte Turban auf einer Stange an der Bahre ausgehängt. Darauf folgen die meiſtens gedungenen Klageweiber, welche mit ihrem ſchrillenden, gellenden Klagegeſchrei unſer Trommelfell faſt zerſprengen. Dabei haben ſie ein zuſammengedrehtes Tuch in den Händen, welches ſie mit affectirter Verzweiflung zu zerreißen ſuchen. Es iſt dies vielleicht die barbariſchſte Art, ſeine Trauer zu bekennen; doch erinnern dieſe Frauen viel an die in der Schrift bei dem todten Mädchen erwähnten Klageweiber.

Ich lag ſelbſt nach einem Choleraanfall mehrere Tage am gaſtriſchen Fieber darnieder; ganz allein mit meinem arabiſchen Diener, der eher geſchaffen war, ein Kameel abzuwarten, als einen Kranken zu pflegen. Tag und Nacht von dieſem grillenden Klagegeſchrei umgeben, habe ich ſelbſt empfunden, welch gräßlichen Eindruck dieſe Barbarei auf einen Kranken macht, da dies Geſchrei ſtets den Schlaf von den müden Augenliedern ſcheucht.

Obgleich die Cholera diesmal in Cairo und Alexandria nicht ſo ſchreckend auftrat, zeichnete ſie doch durch ganz Egypten mit Zerſtörung und Verwüſtung ihre Spur. Es iſt eine allgemeine Bemerkung, daß die Seuche diesmal dem Laufe der Ströme folgte; auch die ſegnenden, belebenden Fluten des Nil mußten dieſe Todesſchatten geleiten. Die Krankheit lief den Strom hinauf und an eini-

gen Orten bereitete ſie dem Tode eine weite Stätte. Im Fajum, heißt es, ſeien einige Kavallerie-Regimenter von ihrer Knochenhand gänzlich zerſtört worden; auch an anderen Orten war ihre Wuth groß, und nach ſicheren Berichten ſchätzt man die Todten in Egypten auf etwa 70000 *). Dies war gewiß ein harter Schlag für das ſchon ſo ſehr entvölkerte und ausgeſogene Egypten. Auch in anderen Theilen des Orients brach die Krankheit mit ſtarker Wuth aus. Dem Schönheitsapfel des Orients, Damascus, einer Stadt von etwa 180000 Einwohnern, entriß, heißt es, der Tod 23000 Menſchen, nahe $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung.

Doch verlaſſen wir die bleiche Todesſchweſter, die in ſchleichendem Gange die friſchen Keime der Jugend, wie die welkenden Blumen des Greiſenalters, mit unerbittlicher Strenge dahinmäht, und die kein Alter verſchonend, uns mit Flammenſchrift in's Herz ſchreibt, das Menſchenleben iſt wie des Graſes Blume.

Der Auszug der Pilgercaravane.

Kaum hatte uns die Cholera verlaſſen und die Geflohenen waren wiedergekehrt, als uns in Cairo ein großes Feſt erwartete, nämlich die Abreiſe der Pilgercaravanen, deren Rückkehr ich früher geſchildert habe. Der damals eingeholte heilige Teppich, der ein Jahr lang des geſegneten Propheten Grab bedeckt und dann uns etwa 9 Monde mit ſeiner Gegenwart beehrt hatte, wurde jetzt nach Mecca zurückgeſandt, um dafür den Anderen einzu-

*) Pruner rechnet die Sterblichkeit in Unteregypten auf $2\frac{1}{10}$ pCt.

holen. Den Zug der Caravane eröffnete eine mit vier Maulthieren beſpannte Kanone (des Paſcha Artillerie wird nämlich mit Maulthieren beſpannt), und dann zog mit klingendem Spiel die Infanterie einher. Einem an wohl exercirte Truppen gewöhnten Europäer mußte freilich der Marſch dieſer Infanterie drollig vorkommen; denn wiewohl bei dieſem Parademarſch nur je drei Mann nebeneinander gingen, konnte man weder Richtung noch Tritt halten, und alle Bewegungen bewieſen ſtets die größte Schlaffheit. Hinter dem Militair zogen dann die Gewerke auf. Cairo iſt eine Stadt der Contraſte. Das Militair ſpielte die bekannte National-Polka, die nach vielen Mühen ein franzöſiſcher Muſicus den mit anderem muſikaliſchen Organismus begabten Spielleuten endlich gelehrt hatte, und welche meinen Geiſt in den reichgeſtirnten Himmel eines occidentaliſchen Ballſaales verſetzte. Gleich dahinter erinnerte aber die Zunft der Waſſerträger an den traurigen Zuſtand der Orientalen. Der Stärkſte unter ihnen trug, zum Zeichen ſeiner Kraft, einen vollen Waſſerſchlauch auf dem Rücken, auf welchem ihr Scheich ſaß. Ringsumher waren die Leute dieſes Gewerbes. In ihren ſchmutzigen, zerlumpten Hemden machten ſie Muſik nach ihrer Art, d. h. ein durch die Naſe geſchrieener Geſang, wozu ſie mit den Händen den Takt klappten, war die höchſte Stufe ihrer Kunſt; man möchte ſich die Ohren zuhalten; doch ſie ſind luſtig und guter Dinge und nennen dieſen Scandal Farach d. i. Freude. In ähnlicher Weiſe folgten andere Gewerbe mit ihren Fahnen, alle in einem ſchmutzigen, kunſt- und geſchmackloſen Aufzug. Das höchſte Kunſtproduct in dem langen Zuge waren die Tachtire-

wane, die von zwei mit bunten Federn geſchmückten Kameelen getragenen bedeckten Sänften. Das Maukib mit dem Machmil, jenes vielgeſchmückte Kameel mit der Lade die mit einer reich durch Sterne und Halbmonde verzierten Decke verhüllt war, wurde mit Jubelgeſchrei vom Volke begrüßt. Dem Machmil folgte halbnackt jener ſchon früher erwähnte Scheich, der ſeit langen Jahren in dieſem Aufzuge die beſchwerliche Reiſe aus übergroßer Frömmigkeit übernimmt. Sein Leib iſt von der Sonne ganz dunkelbraun gebrannt, und ſein Bart zeigt ein ehrwürdiges Weiß. Eine lange Reihe von Reit- und Laſtkameelen tragen Waſſerſchläuche, Proviſion und Zelte, und deuten auf die lange beſchwerliche Reiſe hin. Den Zug ſchloß ein Geſchwader Arnauten (unregelmäßige Reiterei). Der Eine iſt mit einer langen Flinte bewaffnet, der Andere trägt den langen Wüſtenſpeer; dann haben ſie ihr eigenthümliches Schwert, den Jatagan und Piſtolen. Ihre Roſſe ſind mager, aber meiſt von echt arabiſcher Race. Die Augen der edlen Thiere funkeln; ſie erheben ſtolz den Kopf, als ob ſie ſchon mit den weitaufgeriſſenen Nüſtern die friſche Luft der Wüſte, ihrer Heimath, witterten. Mit kraftvollem Huf ſtampfen ſie die Erde, um die ſtählerne Kraft ihrer Muskeln zu zeigen, mit der ſie kühn die gefahrvolle Reiſe unternehmen. Die Stürme der Wüſte, die brennende Sonne, ſpärliches Futter und ſchlechtes Waſſer, nichts kann ihren Muth brechen; ihre ausdauernde Kraft bietet allen Beſchwerden Trotz. Dieſen treuen Thieren verdankte der Paſcha manchen Sieg; denn das ſtürmende Roß verſetzte bald den Reiter mitten unter die Feinde, wo er dann, von Gefahr ringe umgeben, zur Tapferkeit gezwungen war.

Vollendet in Kraft und Schönheit ſchuf die Natur das Pferd wie auch den Menſchen in der Wüſte. Aber eine kurze Zeit kann die Kraft dieſer Menſchen wie eine Flamme verzehren; ohne eine tiefere moraliſche Grundlage ſank er bald in die alte Gewohnheit zurück, und die Schwingen, die er einſt der Bildung geliehen, dienten alsbald nur um Andere zu tragen. So poetiſch auch das unſtäte Nomadenleben erſcheint, wer bezweifelt die Segnungen der Ceres, die uns den Heerd erbaute, „eintrat in der Menſchenhütte, ſie gewöhnt zu frommer Sitte und, das Theuerſte der Bande, wob den Trieb zum Vaterlande".

Geſetze. Gerichte.

Es iſt ein allbekannter Satz, daß die äußeren Gebräuche der Religion viel länger Kraft ausüben, als das eigentliche Weſen der Religion, und ſo ſteht auch hier der Eifer für die äußeren Gebräuche gar nicht im Verhältniß mit dem Eifer für den Islam ſelbſt. Ein Beweis davon liefert das Gerichtsverfahren. Das Gericht hängt bei den Muhammedanern eng mit der Religion zuſammen, da der Koran und die Ueberlieferung, die Sunna, die Quelle ſowohl für die Religion als für die Gerechtigkeit iſt. Dies hat zwar einen inneren Zuſammenhang, da das Eine der Abdruck im Leben von dem geiſtigen Treiben iſt und ſein ſoll. Aber wenn es ſchon einen eigenthümlichen Eindruck auf uns macht, daß ein Religionsbuch Geſetzesbuch ſein ſoll, ſo iſt es beſonders im Islam von ſchrecklichen Folgen. Der Koran wurde den Arabern

gegeben, als ſie noch in den einfachen Lebensverhältniſſen der Wüſte lebten, wo eine ſehr einfache Feſtſtellung der erſten Hauptfälle vollkommen genügte, und es beſchränkt ſich daher der Koran eigentlich nur auf gar wenig juriſtiſche Fälle. Hierher gehören zunächſt die Geſetze über die Ehe und Scheidung, deren Muhammed in ſeinem Leben ganz beſonders bedurfte.

Bei dem Erbrecht gilt der Grundſatz, daß die männlichen Nachkommen immer das Doppelte von den weiblichen haben. Die Eltern haben Anſpruch auf $\frac{1}{6}$, auf $\frac{1}{8}$ das Weib oder die Weiber, wenn Nachkommen da ſind, und auf $\frac{1}{4}$, wenn keine Nachkommen ſind. Für Schulden iſt der Koran ſehr nachſichtig; bei drückender Lage ſoll der Gläubiger warten, bis der Schuldner leicht bezahlen kann. Bei Mord gilt urſprünglich die alte Blutrache oder die Sühne von 100 Kameelen. Dieſe Sühne wird aber nicht mehr vom Gouvernement ausgeübt. Diebſtahl ſoll nach dem Koran mit dem Abhauen der Hand beſtraft werden, eine grauſame Strafe; doch findet man manche Mittel die Strafe abzuwenden. So kann man einen Freigebornen ruhig ſtehlen, da er keines Menſchen Eigenthum iſt, während der Diebſtahl an einen Sclaven verübt, die harte Strafe hervorruft. Für die meiſten kleinen Vergehen iſt jetzt die Peitſche als Rächer eingeführt.

Auch Trunkenheit wird mit Schlägen geſtraft, doch Abtrünnigkeit vom muhammedaniſchen Glauben mit dem Tode. Manche traurige Fälle ſind in dieſer Hinſicht vorgekommen, ſo daß Frauen, die zum Chriſtenthum ſind übergetreten, im Nil ertränkt wurden. Doch bei dem

jetzigen Einfluß der Europäer, und beſonders Englands, ignorirt man ſolche Fälle, und es hat ſogar die engliſche Regierung nach einem traurigen Fall in Conſtantinopel für die Uebertretenden Strafloſigkeit errungen. Dennoch ſchrecken die furchtbaren Geſtalten der ſtrengen Geſetze den Muslim von jeder Annäherung zum Chriſtenthum zurück. Wohl genügt ſchon dies zu zeigen, wie wenig die der Wüſte entſproſſenen Geſetze für das feſte civiliſirte Leben ausreichten. In der erſten Zeit freilich, in der die mächtige Erfaſſung des Islams auch größere moraliſche Kraft erzeugte, ſcheint die Gerechtigkeit mehr eine Stelle in den jungen Staaten gefunden zu haben, aber doch ſank ſie bald darnieder. In jenen früheren Zeiten wußten große Religionslehrer auch die Geſetze, die im Koran und der Ueberlieferung enthalten ſind, kräftiger zu regeln, und wir haben aus der Zeit beſonders 4 große Religions- und Rechtslehrer, deren Ausſprüche noch heute als Norm gelten, und nach denen ſich die 4 orthodoxen Secten, die Hanefiten, Schāfiiten, Mālekiten und Hambeliten nennen. Aber gar bald verſchwand die Gerechtigkeit, und Selbſt- und Gewinnſucht wußte ſie vielfach zu ſchänden. Das religiöſe Geſetz ward gar bald zur wächſernen Naſe, aus der man Alles drehen konnte, und jetzt, in der Zeit der allgemeinen ſittlichen und körperlichen Erſchlaffung, iſt das Geld eine Macht, die den Richterſtand wie auch alle anderen Beamte beherrſcht. Das Gerichtsverfahren ſtellt ſich danach ſehr einfach und es gilt nur ein Grundſatz: „Wer am meiſten bezahlt, der hat Recht".

Es kam zu der Zeit, als ich in Cairo war, der Fall vor, daß ein reicher Mann ſeine Frau gemordet und in

den Brunnen geworfen hatte. Der Vater der Frau trat nun als Bluträcher für die Ermordete auf. Der Fall war ziemlich klar, doch das Geld hatte den Witz des gerechten Kadi geſchärft; da nämlich ein kleiner dreijähriger Sohn von der Frau noch lebte, erklärte der Richter: „Es ſei nach dem Geſetz nur den nächſtſtehenden Verwandten erlaubt, Blutrache zu fordern; der Nächſtſtehende ſei aber nicht der Vater, ſondern der kleine Knabe. Wenn dieſer im Stande ſein würde zu klagen, werde er die Klage annehmen". Natürlich liegt es jedem nah, daß der ſich ſo vortrefflich benehmende Vater auch den Knaben bei Gelegenheit bei Seite bringt, damit er von aller Gefahr eines Bluträchers befreit ſei.

Abendunterhaltungen.

Wir haben es bisher verſucht, dem Leſer das Leben in Cairo einigermaßen zu ſchildern, um daran noch einige Betrachtungen über den Urſprung und die Fortentwicklung der Muhammedaner zu knüpfen. Da ich als Reiſebeſchreiber nur hier erſcheinen will, muß ich zwar eilen und kann nicht an einem Orte zu lange verbleiben; dennoch muß ich wohl dem Leſer Cairo, nach dieſen Schilderungen des Lebens bei Tage, auch bei Nacht zeigen, und möchte ihn daher in eine Abendgeſellſchaft einführen.

Der, welcher längere Zeit in Cairo verweilt und ſeiner Studien wegen mehr dem orientaliſchen als dem occidentaliſchen Leben ſich anſchließen muß, findet ſich oft des Abends ſehr verlaſſen, und um ſich von der ſchwülen Hitze des Tages an der angenehmen Kühle des Abends

zu erholen, läßt er den Esel satteln. Sein Diener nimmt die Laterne, Pfeife und einen Teppich, und die ganze Gesellschaft wandert einem arabischen Kaffeehause zu. Die engen Straßen Cairo's haben bei Nacht ein düsteres Ansehn. Die engen, nicht erleuchteten, dunklen Gassen, deren Finsterniß noch oft durch überbaute Bogen vermehrt wird, zeigen uns eine moderne egyptische Finsterniß. Die Straßen sind ganz entvölkert; denn gegen Abend hat sich Alles in die Frauengemächer zurückgezogen und nur sehr selten strahlt uns die unstäte runde Laterne eines anderen Nachtwanderers entgegen, deren Licht durch das in ölgetränkte weiße Zeug in der Finsterniß hindurchleuchtet. Was die Schauerlichkeit unseres Weges noch vermehrte, war, daß wir über einen der kleineren, in der Stadt gelegenen Kirchhöfe mußten. Mein armer Diener zitterte gewaltig und drückte sich ganz an meinen Esel heran, um sich bei diesem edlen Thiere Muth zu holen. Mit banger Angst schaute er nach den, durch die Finsterniß schimmernden weißen Steinen, und einigen in der Ferne weiß übertünchten Kuppeln. Manchmal sogar konnte er sich gar nicht halten, zeigte mit dem Finger und lispelte mit bebender Lippe: shuf Ghûl „siehe einen Ghul". Das sind nämlich, nach muhammedanischen Glauben, die gespensterartigen Wesen, deren Heimath die Kirchhöfe und verfallene Ruinen sind und die sich von dem Fleische der Gestorbenen ernähren. Des Dieners Entsetzen vermehrte sich, als ich einst ruhig vom Esel stieg und über die Gräber diesen Kuppeln zu kletterte. Als ich nach mehreren Minuten wiederkehrte, war er ganz erbleicht und niedergekniet, um durch Gebet das Unheil von sich abzuwenden, das, wie

er meinte, mich getroffen, während der bei weitem vernünftigere Esel sich neben ihm im Sande wälzte. Mein Diener war so vertieft, daß er mein Kommen nicht merkte, und als ich ihn anfaßte, schon in seiner Angst die Hand des Todesengels zu fühlen glaubte, die ihn nun jetzt zum Gerichte führen würde. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten und machte ihm die Bemerkung, daß es ihm mit seiner Seligkeit nicht so ganz sicher zu sein schien.

Noch einmal durchzogen wir dann mehrere Straßen, in denen sich oft halbverfallene Häuser in der Dunkelheit ganz tragisch ausnahmen, bis wir dann am Ende einer Gasse die Feuer des gewünschten Kaffeehauses wahrnahmen. Jetzt schien sich das todte Dunkel zu beleben und schon von Ferne hörten wir bisweilen einige Ausdrücke der Verwunderung. Als wir nahe kamen, sahen wir die Straße vor dem Kaffee mit geflochtenen Körben, die zu Sitzen dienen, besetzt und eine große Schaar von ehrwürdigen Scheich in ihren langhin wallenden Gewändern und feine Effendi mit ihren bestickten Jacken dort sitzend. Der eine hatte den schönen Tschibuck, die gewöhnliche lange Pfeife in der Hand, der Andere zog dagegen den Rauch durch die sprudelnden Wellen der Wasserpfeife, ein Dritter hatte eben in der einen Hand den rauchenden Tschibuk in der anderen ein noch dampfendes Schälchen Kaffee.

Auch das Gewölbe innerhalb des Hauses war voller Menschen in verschiedenen Kostümen, aber Alle mit der Pfeife. Sie kamen mit ihrem ehrwürdigen Antlitz, auf ihren Divanen mit untergeschlagenen Beinen uns vor wie die ehrwürdige Majestät des Zeus in der Donnerwolke; doch erinnerte die Umgebung gerade nicht an den goldenumwebten

Olymp; denn man bemerkt nur ſchmutzige Wände und ganz befleckte Fußböden. Im Hintergrunde ſchimmerte durch den Rauch der Kaffeeheerd, auf dem das Feuer unter einer blechernen größeren Kanne loderte, um den Nectar des Orients zu bereiten.

Alles war ziemlich geſpannt: es ſollte heute ein Erzähler eine Geſchichte berichten, wie ſie in Damascus gewöhnlich von dem ſchlauen Schuchu erzählt wird. Dies bot eine kleine Abwechſelung zwiſchen den Epiſoden des Antara und Abu Zeid, die man hier ſonſt gewöhnlich in Cairo hört *). Vielleicht iſt es nicht unintereſſant, dieſe Geſchichte hier wieder zu erzählen, wiewohl ſonſt nicht dieſe Erzählung Cairo angehört. Durch den Verluſt meiner Bücher und vieler Handſchriften bin ich außer Stand, eine kürzere Erzählung aus dem Roman des Antara auszuſuchen, da Alles, was ich in Egypten gehört, nur Stücke längerer Epiſoden waren, die kein Ganzes bilden, und die für unſeren Zweck zu lang ſind. Doch ſind auch die Erzählungen aus Damascus ganz dem orientaliſchen Geiſte Egyptens entſprechend. Der Erzähler, ein ältlicher, mit weißem Bart gezierter Mann, hatte ein ganz rothes Gewand, weiße Unterkleider, die mit einem ſchönen Gürtel zuſammengehalten waren, und hielt in ſeiner Hand einen dünnen Stab, wodurch er den lebhaften Geſticulationen mehr Eindruck gab. Er begann ungefähr folgendermaßen:

„Es war einſt ein großer König mit großer Pracht und mächtigem Heer, der das Land bis zur Woge des Meeres beherrſchte. In ſeinem Hofſtaat war ein kluger

*) Vgl. Lane a. a. O. 2, 114–162.

Mann, Schuchu mit Namen, der wußte mit allerhand Geſchichten und Gedichten, Sprichwörtern und Stichwörtern, mit Erzählen und Verhehlen, die langſam ſchwindenden Stunden und trüben Sorgen dem Könige zu vertreiben; denn auch der reiche König hat Sorgen, und der nagende Wurm des Kummers ſitzt auch unter goldenen Thronen. Schuchu war deshalb ſehr beliebt bei Jedermann am Hofe, nur nicht bei Einem, dem Barbier des Königs. Deſſen Habſucht ward durch Schuchu oft vereitelt, und anſtatt eines reichen Geſchenkes, gewann er durch Schuchu's Schlauheit dann nur bitteren Spott. Einſtmals nach einem mißlungenen Streifzug im lockenden Reiche des Goldes, war der Barbier ſehr ergrimmt gegen Schuchu. Als nun der Barbier in das Vorzimmer des Königs trat, rief Schuchu ihm lachend zu: „Wer der Selbſtſucht fröhnt, den Elend bald verhöhnt", worüber der Barbier ſich ſehr ärgerte. Sein bleiches Antlitz ward durchzuckt von der Gluth des Zornes, und ſo trat er zum König ein.

Der König, als er das dunkelfunkelnde Antlitz des Barbier ſah, erſchrak und fragte ängſtlich: „Was hat denn Schuchu dir geſagt"? denn wohl hatte der König dunkel vernommen, daß Schuchu geſprochen. „Ach", antwortete der Barbier, „du haſt eine fremde Schlange in deinem Hauſe*). Siehe, Schuchu, den du für einen einheimi-

*) Die Schlangen ſind im Orient in allen Häuſern Mitbewohner. Da es unſchädliche Thiere ſind, beachtet man die gewöhnliche Schlange gar wenig, doch meint man, daß, wenn eine fremde Schlange in das Haus dringe, dieſe Unheil ſtifte. Solche Fremdlinge (garîb) zu vertreiben, iſt das Geſchäft der Schlangenbändiger.

ſchen Freund hältſt, iſt dein ärgſter Feind, er ſagte mir, ich ſolle dir den Hals abſchneiden; nun ſiehe, weil ich dir ergeben, färbte ſich mein Antlitz und mein Leib zittert, wir ſind Gottes, und kehren zu ihm zurück. Da ergrimmte der König und befahl ſeiner Leibwache, den Schuchu zu ertränken, da, wo das Meer am tiefſten ſei. Die Wache nahm den armen Schuchu, und ging mit ihm zum Meer betrübten Herzens, denn alle liebten ihn ſehr. Am Strande des Meeres war der Harem des Königs, ein ſchöner Pallaſt; denn die Königin liebte die Woge des Meeres, und als ſie da den Schuchu unter den Soldaten ſah, war ſie ſehr erſchreckt und ſandte herunter, um zu fragen, was die Urſache ſei; denn auch ſie hatte den Schuchu wegen ſeiner Späße ſehr lieb. Als ſie nun die traurige Kunde vernommen, ahnte ſie die Klaue der Lüge, gab den Soldaten viel Geld, daß ſie umkehren ſollten, und verbarg den Schuchu in ihrem Pallaſt. Hier verblieb Schuchu verſteckt wohl einen Monat, doch langweilte er ſich und ſehnte ſich zurück an den belebten Hof des Königs, damit er ſich und andere erheitere mit der Gedanken Perlenſchmuck und gewählter Rede Kunſtausdruck. Doch immer flehte die Königin zu bleiben, da er ſie alle ins Unglück ſtürzen würde. Eines Tages geſchah es aber, daß ein Fiſcher einen großen Fiſch gefangen, und als der Koch ihn ſchlachtete, fand er in ſeinen Eingeweiden den Ring des Königs, den derſelbe einſt bei einem Bade in der See verloren hatte. Nun war Schuchu nicht mehr zu halten, er nahm den Ring und entrann. Er wußte aber, daß der König um eine gewiſſe Stunde am Meere ſpazieren zu gehen pflegte. Er warf ſich in's Meer und ſchwamm. Als

nun der König am Geſtade ſpazieren ging, ſah er ihn ſchwimmen, und als Schuchu ihn erblickte, ſchrie er mit voller Stimme: „oh König, oh König"! Der König war ſehr erſtaunt, als er Schuchu's Stimme vernahm, und glaubte, er ſähe eine Truggeſtalt von böſen Geiſtern; denn ſchon hatte es ihm leid gethan, ihn ertränkt zu haben, da mit Schuchu alle Freude und Heiterkeit vom Hofe gewichen war.

Behüte Gott, ſprach der König, biſt du Schuchu, den ich vor einem Monat ertränkt? Ja wohl, antwortete Schuchu. Aber im Namen Gottes (und er betete die Fatichah d. i. die erſte Sure) woher kommſt du denn jetzt lebend? Ach, antwortete Schuchu, du denkſt, du biſt allein König, aber da unten im Meer herrſcht auch ein gewaltiger Sultan mit Macht und Kraft, der, wenn er zürnt, die Wogen hoch aufbrauſen macht, doch wenn er freundlich iſt, ein lieblich lachendes Antlitz zeigt. Siehe, fuhr Schuchu fort, als deine Soldaten mich dort bei dem Felſen in's Meer geworfen, und nun die Wellen über mich zuſammenſchlugen, ſagte ich, wir ſind Gottes, und wir kehren zu ihm zurück; denn ich dachte, dieſe Wogen wären die Wogen des Todes. Doch alsbald erſchien ein großer Fiſch, der ſprach, ich bin geſandt von dem großen Sultan der Meere, der dich zu ſprechen wünſcht; ſetze dich auf meinen Rücken, ich werde dich zu ihm tragen. Und er fuhr mit mir hinab bis in die unterſte Tiefe des Meeres. Hier ſtand ein prächtiges Schloß, gebaut von den ſchönſten Korallen und mit den prächtigſten Perlen verziert, es war durchſichtig wie vom feinſten Cryſtall und leuchtete wie die Strahlen des Vollmondes. Sobald der Fiſch dahin ge-

langte, ſetzte er mich an der Schwelle ab, und ein Knabe, ſchön wie Joſeph, öffnete die ſtrahlenden Thore. O König, nicht iſt es einem Sterblichen vergönnt, die Wunder des Meeres in dieſem Schloſſe der Genien zu erzählen. Mit Perlen beſetzte Cryſtall-Säulen, mit ſchönſten Muſcheln bedeckte Fußböden, aller Glanz verblendete mein ſterbliches Auge; doch im Hintergrunde funkelte mir ein Thron entgegen, wie der Thron des Königs Salomo ſtrahlend, wie die aufgehende Morgenröthe. Darauf ſaß der Sultan der Meere, ein Mann mit ehrwürdiger Stimme und langem weißem Bart, ſeine Augen leuchteten wie ein Sternenpaar. Auf dem zarten Lotos und Lilien gebettet und mit Perlen rings umſtrahlet, ſaß hinter einem dünnen Nebelflor die ſchöne Königin, wie die Strahlen des aufgehenden Mondes.

Siehe König, ſo war ich bei dem Sultan des Meeres; alle Morgen kamen die Befehlshaber der Provinzen auf Delphinen angeritten, und er ertheilte ihnen die Befehle; auch hatten ſie ſchöne, von Seeroſſen gezogene Muſchelwagen, und es war großes Leben im Schloſſe. Doch mein Herz ſehnte ſich zurück nach dir; denn, dachte ich, der Zorn eines guten Menſchen vergeht wie ein aufflakkernd Flämmchen. Der König bemerkte einſt meinen Gram und ſagte: „o Schuchu, des Kummers Nacht verdunkelt deines Geiſtes Strahl, wohlan, ich will dich zurück ſenden zu deinem König, aber erfülle mir eine Bitte. Siehe, ich habe hier zwei Knaben, die ſchon heranwachſen, ſie bekennen Gott und den Propheten, aber ſie ſind nicht beſchnitten, gehe hin zum König und bitte ihn, daß er mir ſeinen Barbier ſende. Doch wie, antwortete ich, wird

er mir glauben, und meine Worte nicht für eine Lüg halten? Ach, erwiderte er, ein Fiſch fand des Königs Ring im Meere und brachte ihn mir; nimm den Ring, er wird die Wahrheit deiner Worte bezeugen. Hören und gehorchen meinem Königsbruder des Meeres, erwiderte der König. Am anderen Tage nahm Schuchu den Barbier, der bangte ſehr vor dem Waſſer und wollte den Worten des Schuchu nicht trauen. Doch er ward verſenkt, wo das Meer am tiefſten und erſchien nicht wieder.

Dieſe kleine Erzählung war mit Verſen durchflochten, welche der Erzähler mit einer Art Violine, zwei über einen kleinen runden Reſonanzboden geſpannten Saiten, die er mit dem Bogen beſtrich, begleitete. Hierauf folgte nun aber der eigentliche Kunſtgenuß. Die Künſtler ſangen ein Lied, d. h. eigentlich ſummten ſie es durch die Naſe, oder faßten wenigſtens alle Töne ſehr mit der Kehle, und begleiteten dieſe Muſik auf einer Art Laute mit einem hohlgewölbten Reſonanzboden, 'Ud genannt. Vgl. Lane a. a. O. pag. 71.

Es koſtet einem Kenner der Muſik Ueberwindung, das Geſchrei und Geſumme für Muſik zu halten; einem Kenner der Dichtkunſt möchte es aber nicht ſo ſchwer werden, die Lieder für Dichtung anzuerkennen, ſie ſind alle erotiſchen Inhalts und etwas ſtark in ihren Motiven, doch auch mit viel Zierlichem durchwebt.

So hörte ich einſt in einem ſchmutzigen Kaffee ein kleines Liebesgedicht, welches einem feingebildeten Herrn nicht gerade zur Unehre gereicht hätte, überſetzt würde es ungefähr ſo lauten:

Ein Neumond ſchwand dahin, die Wolke ihn umhüllt,
Und ohne Grund verließ mich jenes Himmelsbild;
Die herbe Trauer ſtets der Liebe Becher füllt,
Die Zeit verrinnt, der Thränenſtrom wird nie geſtillt.
O ſei doch gnädig mir, du ſtrahlende Gaſelle,
Nur deine Näh' iſt meiner Freuden Quelle.

Nach dieſen muſikaliſchen Unterhaltungen folgen dann meiſt die politiſchen; es wird oft die Zeitung, der Achbar, ein Blatt, durch welches das Gouvernement den Strom der politiſchen Bildung auf das Volk ausſchüttet, vorgeleſen. Da während meines Aufenthaltes die politiſchen Stürme Europa durchtoſten, wurden dieſe Achbar mit großer Aufmerkſamkeit angehört, und zwar mehr mit den Ohren der Neugierigen, als der nach Bildung Strebenden. Die Neugeſtaltung der europäiſchen Verhältniſſe brachte den guten Muslim in nicht geringe Verlegenheit, ſie hatten dafür noch keine Kategorieen in ihrem Kopf.

Als zum Beiſpiel die Nachricht von der Vertreibung des Königs aus Frankreich und die Proklamirung der Republik bekannt wurde, war es vergebliche Mühe, den Gedanken einer Republik ihnen klar zu machen. Einer der graubärtigen Alten ſprach ſehr vernünftig: „Ein Staat ohne König, ein Körper ohne Kopf". Ein Anderer ſagte ganz ruhig: „wenn auch die Franzoſen ihren König weggejagt hätten, das thäte nichts, der Sultan von Conſtantinopel würde bald einen anderen dahin ſenden". Dies war gewiß arge Selbſtverblendung über das Scheinleben der türkiſchen Pforte. Andere wüthende Muslim meinten, die Franzoſen ſind Kinder der Hölle, es iſt das Gericht Gottes, daß einer den anderen tödtet, damit bald der Glaube Muhammed's wieder die Welt beherrſche. Bei

dieſer Gelegenheit entbrannte die Wuth gegen die Franzoſen, deren unglücklichem Einfluß man das Elend Egyptens zuſchrieb. Die teufliſchſte Schadenfreude beſeelte die rechtgläubigſten Muslim.

Am meiſten Unterhaltung für den der Sprache Kundigen bieten die Verſammlungen der Gelehrten, in denen man oft, trotz des Schmutzes in dem Kaffeehauſe, Perlenreihen ſchöner Verſe und Dichterſtellen findet. Die Dichtkunſt iſt der Weisheitcoder der Araber, und bei ihren Geſprächen über ſchwierige Stellen haben die Gelehrten oft viele Dichterſtellen gegenwärtig. Bisweilen erinnert wirklich eine ſolche Unterhaltung an die Makamen des Hariri. Noch ſind die Strahlen der arabiſchen Dichtkunſt nicht ganz verſchwunden, wenn ſie auch ſchon ſehr verblichen. Die arabiſchen Gelehrten ſind ſehr ſtolz auf die Kenntniß ihrer Sprache; in vielen Punkten kann aber die orientaliſche Philologie im Occident mit der im Oſten ſtreiten. De Sacy iſt ein Name, deſſen Glanz auch im Orient wohl gekannt wird, und ein großer Scheich befragte oft den berühmten engliſchen Orientaliſten Lane. Als es einſt Lane gelang, einen ſchwierigen Vers zu entziffern, zu deſſen Erklärung die Scheiche vergebens ſich bemüht und der Scheich in der nächſten Verſammlung Lane's Erklärung als ſeine eigene vortrug, rief man erſtaunt: „bei Gott, du biſt ein Prophet!“ Der Scheich behielt aber den Ruhm nicht für ſich, ſondern ſagte: „zu unſerer Schande bekenne ich, ein Franke hat mir den Vers erklärt“. Da entbrannten die Gelehrten in Zorn, daß der Ruhm orientaliſcher Weisheit vom Occident aus verdunkelt ſei.

Nach einigen Stunden leidlicher Unterhaltung kehrte

ich in der Nacht nach Haus zurück, indem mein Esel sehr geschickt über die mitten auf der Straße schlafenden Hunde hinwegschritt. Geht man zu Fuß, stört man oft ein solches Thier in seinem gemüthlichen Schlummer und reibt ihm mit der Peitsche den Schlaf aus den Augen: brummend eilt der Hund davon, er ist zu feig zu beißen, holt aber seine nachbarlichen Freunde, die dann mit Brummen den Wanderer heimgeleiten. Oft macht ihnen ihre Zahl auch den Muth näher zu kommen. Doch kann man sich diese Helden der Nacht mit einigen starken Peitschenhieben entfernt halten.

Auf der Straße wird man oft von der Wache angeschrieen, welche in allen Theilen der Stadt aufgestellt ist, auch wird der Gang oft unterbrochen, da die Straßen vielfach geschlossen sind, die ein brummender Thorwächter öffnet, bis ihn einige Pfennige mit seinem harten Schicksal wieder versöhnen.

Die Pyramiden bei Gizeh.

Die Schilderungen des modernen Lebens in Egypten für jetzt verlassend, folge mir der gütige Leser zu den Gebilden des alten classischen Egyptens. Wir können Cairo nicht verlassen, ohne nach den nahe liegenden großartigen Denkmälern alt-egyptischer Baukunst, den Pyramiden, zu reiten. Wohl jeder Reisende wendet staunend seine Schritte hierher, während die ihr ganzes Leben in Cairo zubringenden kleinherzigen Araber und Türken sich nie die Mühe nehmen, ihren gigantischen Nachbarn einen Besuch abzustatten.

Nach einem angenehmen Ritt durch die grünenden, mit hohen Akazien durchzogenen Gärten des Ibrahim Paſcha kommt man bei dem ſchönen Schloß dieſes Prinzen vorbei, das aus den Fluthen des Nils reizend emporſteigt; dann durchreitet man Alt-Cairo, die häßliche, dürftige Erbin des alten, einſt weithin glänzenden Memphis *). Hier ſetzt ein Boot Reiter und Reitthiere nach Gizeh über, an der Spitze des ſchönen Nil-Eilandes Rhoda vorüberſegelnd. Von Gizeh hat man noch einen Spazierritt durch üppiggrünende Felder und durch einige Dörfer, deren jugendliche, mit Lumpen nur halbbedeckte Einwohner mit dem Ausruf: Havage Bakshish, (Herr, ein Trinkgeld) den Reiſenden umſchwärmen. Schon lange Zeit hindurch zeichnen ſich vor unſeren Augen die gigantiſchen Kegelgeſtalten der älteſten Vorzeit im blauen Aether ab. Je näher man kommt, deſto mehr ſpannt ſich die Erwartung und mit deſto mehr Aufmerkſamkeit betrachtet man die erhabenen Kegel, die hinanzuklimmen die Neugierde uns treibt. Doch alle Erwartung wird übertroffen, wenn man auf dem weiten Sandhügel anlangt, der als Ausläufer einer kleinen Hügelreihe hier an der Grenze zwiſchen dem friſchen Leben des Nilthals und dem bleichen Tode der libyſchen Wüſte uns entgegenſtarrt. Das großartigſte Bauwerk der Menſchenhand, die Pyramide des Cheops zeigt ſich hier mit ihren Genoſſen, denen Chephrens und Mycerins, dem ſtaunenden Auge und dabei liegt die Sphinx wie ein Wächter der glänzenden Todtenſtadt

*) Alt-Cairo ſteht aller Wahrſcheinlichkeit nach auf dem Platz des alten Memphis, und war, wie auch Neu-Cairo, aus den Steinen der alten Wunderſtadt erbaut.

Die große Anzahl der Gräber, die rings um die Pyramiden liegen, Felskammern und Todtengemächer, beweisen deutlich, daß wir in der Gräberſtadt des alten Memphis, das einſt die Welt beherrſchte, uns befinden *). Dieſe weißen Felſenhügel, die die Natur mit keinem grünen Halm geziert, wählten ſich vor fünf Jahrtauſenden die kühnen Herrſcher von Memphis zu einer Stätte des Todes. Hierher mußte das geknechtete Volk unter blutigem Schweiße die großen Steine ſchleppen und die gigantiſchen Bauten errichten, als die ewigen Palläſte der entſeelten Leiber **); denn nach einer langen Wanderung durch die Reiche des Himmels und der Erde, meinten ſie, kehre nach tauſend, tauſend Jahren die weiterfahrene Seele in die alten Gebeine zurück ***).

Die große Pyramide, die dem Cheops (Chufu) zugeſchrieben wird, iſt das großartigſte Bauwerk, das Men-

*) Die Wiſſenſchaft verdankt dem Herrn Prof. Lepſius, welcher die Gräber rings um den Pyramiden genau durchforſchte, die genauere Kenntniß dieſer großartigſten aller Gräberſtädte. Den König Cheops (Chufu) mit ſeinem ganzen Hofſtaat haben die Forſchungen dieſes Gelehrten aus ſeinem, wohl 5000 Jahre währenden Schlummer wieder erweckt und vor unſeren Augen hingeſtellt, vgl. Lepſius Briefe pag. 30—40. Wir verdanken ferner dem Herrn Prof. Lepſius die Anſicht, daß die Pyramiden die älteſten aller egyptiſchen Denkmäler ſeien und daß ſomit die Cultur Egyptens den Strom hinauf gewandert. Vgl. Denkmäler aus Egypten und Aethiopien pag. 5.

**) Nach Herodot waren die Tempel 106 Jahre geſchloſſen, um das ganze Volk fortdauernd an dieſe ungeheuere Arbeit zu feſſeln.

***) Die Egypter nahmen an, daß nach einem Kreisumlaufe von 3000 Jahren, durch verſchiedenen Thiergattungen hindurch, die Seele in den erſten Leib zurückkehre; damit hängt auch die Verehrung gewiſſer Thiere zuſammen. Vgl. hierüber Parthey Wanderungen durch das Nilthal pag. 118.

ſchenhand hat hervorgerufen. Zwar iſt ſie in ihrer jetzigen Geſtalt nicht das höchſte der Bauwerke; aber es zeigt ſich uns deutlich, daß wir in ihr nur den Kern eines einſtigen glänzenden Gebildes vor uns haben. Herodot lehrt uns II. 124, daß ſie aus geglätteten, wohlgefügten Steinen beſtanden habe; wohl war ſie, wie noch jetzt zum Theil die zweite Pyramide, mit einem weithinſtrahlenden Mantel umhüllt, der, wie Philon v. Byzanz ausſpricht, in den verſchiedenſten Farben, weiß, ſchwarz, roth, blau und gelblich durch die klare Luft dahinſtrahlte *).

Auf der einfachſten geometriſchen Baſis, 4 Dreiecke auf einer quadratiſchen Grundfläche, erhebt ſich dieſes

---

*) Man findet eine vortreffliche Zuſammenſtellung der bisherigen Forſchung über die Pyramiden in Dr. Parthey's Wanderungen durch das Nilthal. Die jetzige Höhe des Cheops iſt 421½ Fuß par. ohne den Sockel. Alle Gebilde der Menſchenhand überſchreiten nicht 450 Fuß, vgl. die Tabelle bei Parthey pag. 101. Nach den genaueren Meſſungen der franzöſiſchen Ingenieure war die Breite der urſprünglichen Baſis 716¼ Fuß, die Umkleidung 8 Fuß. Nach dem Neigungswinkel (51° 33″ 44‴ Nouet) mußte die urſprüngliche ſenkrechte Höhe 451 par. Fuß betragen haben, wenn ſie oben in eine Spitze auslief; doch war gewiß, wie noch jetzt bei der zweiten Pyramide, eine Plattform, und die urſprüngliche Höhe des Cheop's mag man daher ſicher auf 445 par. Fuß annehmen. Die Degradation dieſes großartigen Bauwerkes kann man geſchichtlich nachweiſen.

Die Nachrichten über die Höhe dieſer Pyramiden ſind folgende:

Nach Diodor v. Sicilien	60 v. Chr.	445	par.	Fuß
" Plinius d. Aelteren	60 n. "	443	"	"
" Abdullatif	1197 n. "	441	"	"
" Greaves	1638 n. "	433	"	"
" Gemelli Carreri	1660 n. "	430¼	"	"
" Pococke	1738 n. "	425¼	"	"
" Nouet	1799 n. "	421½	"	"

Rieſenwerk auf einem Flächenraum von 550000 Quadrat-Fuß *) nach Wilkinſon's Berechnung 85 Millionen Kubikfuß enthaltend. Kein anderer Bau kann mit dieſem maſſenhaften egyptiſchen Werk verglichen werden, man kann in den Raum, den es umfaßt, 6 der größeſten Kirchen Europas hineinverſetzen. Eben ſo großartig wie das Ganze, iſt es wohl berechnet im Einzelnen, das beweiſen die inneren Gänge und Gemächer. Die Kraft der Kreuzgewölbe noch nicht kennend, die am meiſten geeignet ſind, dem gewaltigſten Drucke zu widerſtehen, ſind die Gänge mit großen Werkſtücken überdeckt, über denen 2 gegen einander gelegte Steine ein ſpitzes Schutzdach bilden. Gehen wir ein in dieſe Gänge, in denen die finſterſte Nacht uns umgiebt, gelangen wir zu dem Grabzimmer des Königs, deſſen Decke von gewaltigen Granitplatten bedeckt iſt. Da bei dieſem großen Raume (10 Fuß breit 32 Fuß lang) die darauf gethürmten gewaltigen Felſenmaſſen die Decke zu zerbrechen drohten, baute der kunſtreiche Meiſter einen kleinen Stollen, von $3\frac{1}{2}$ Fuß Breite, darüber, um der Macht des Druckes leichter zu widerſtehen **). Auch ſind Brunnen in dieſem Todtenpallaſt, die bis auf das Niveau des Nils herabgehen ſollen.

Hinter dieſem gewaltigen Werk ſteht die Pyramide des Chephren. Sie hat noch am oberen Theil die Bekleidung erhalten, und ihr glänzender Mantel hängt etwa

*) Wilkinson modern Egyptand Thebes 1843 pag. 341.

**) Colonel H. Vyſe entdeckte über dieſen Stollen noch drei ähnliche. Wilkinſon a. a. O. pag. 334.

100 Fuß vom Gipfel ab über ſie herab. Der gewandte Araber wagt für einige Piaſter, zur Beluſtigung des Zuſchauers, ſein Leben; er erklimmt raſch den rauhen Felsberg. Dann hängen ihm die Granitblöcke über ſein Haupt; durch die Ritzen des Saumes ſteigt er hinan und Dattelſtricke an hervorſtehenden Steinen befeſtigend, erreicht er gewandt die Spitze. Belzoni eröffnete am 2. März 1818 dieſe Pyramide, aber leider fand er das Pharaonen-Grab leer, da, wie eine eingekritzelte Inſchrift bewies, der König Ali Mohammed mit dem Steinhauer Mohammed Achmed in das Grab vorher ſchon eingegangen war. Die dritte Pyramide endlich, die des Mycerinus, erſtrahlt in röthlichem, ſchönem Sandſtein, und iſt ſie gleich um Vieles kleiner, widerſtand ſie doch den Verſuchen des Melek el Aſis, ſie zu zerſtören, wiewohl ihr ſchönes Kleid durch die rauhe Hand zerriſſen iſt. Eine ähnliche rauhe Behandlung hat das Antlitz des dabei liegenden Sphinx erfahren, da einſt eine dort lagernde Mamelukenſchaar das trotz ſeiner gewaltigen Größe ſchöne Haupt (26 Fuß Höhe vom Scheitel bis zum Knie) zum Zielpunkt ihrer Kanonenkugeln machten. Wir müſſen uns mit Abdullatif's Beſchreibung beruhigen, der von dem lieblichen Ausdruck und dem Lächeln des Mundes, wie von der röthlichen Farbe überraſcht war. Die egyptiſche Kunſt wußte mädchenhafte zarte Schönheit mit der gigantiſchen Größe zu verbinden. Der Löwenleib, wohl 90 Fuß lang, im Felſen liegt unter den Sandgruben begraben, und das verſtümmelte Antlitz ſcheint aufgerichteten Blicks die Veränderungen der Welt, wie ſie der Zeitenlauf herbei führt, ſtaunenden Auges zu betrachten. Denke man ſich dieſe

Wunder der Todtenſtadt des alten Memphis in den grellen klaren Tinten der egyptiſchen Himmelsbeleuchtung, ſo wird man die großartigen Empfindungen begreifen, mit denen der Wanderer die gewaltige Todtenſtadt bewundert.

Der Gedanke an die zahlloſen Geſchlechter, die zu den Füßen dieſer Denkmäler entſtanden und vergingen, der Rückblick auf die vielen Reiche und Völker, die hier erblühten und verwelkten, und die Erinnerungen an jenes Ringen des Geiſtes, mit dem alle dieſe Nationen ihren Namen in die Geſchichte menſchlicher Entwickelung einzutragen verſuchten, mahnen uns an die Hinfälligkeit des Menſchen, ſelbſt wenn er kühn es unternimmt, mit der Unſterblichkeit zu ringen.

Einſt, als uns jene traurige Botſchaft von dem drohenden Bruderkriege in den heimathlichen Gauen ſchreckte, beſuchten wir zur Zeit der Nilüberſchwemmung die Pyramiden. Nach einer bewegten Waſſerfahrt und einem ermüdendem Ritt kamen wir endlich zu jenem Hügel der erhabenen Todtenſtadt. Alsbald erfaßten uns je zwei kräftige Fellah, und raſch erklimmten wir den Gipfel der großen Pyramide. Ein Panorama der ſeltenſten Art bot ſich uns dar. Zur Rechten war der wunderbare Strom der weithin über die Gefilde ſeine belebende Welle ergoß. Von dem Fuße des Hügels, der die Pyramiden trägt, bis nach Cairo ſchwellten die fruchtbringenden Wogen, die gerade jetzt der reine Purpur der ſcheidenden Sonne im Dunkel roth erglühen ließ. Nur hier und da war die dunkle Purpurfluth von grünen Streifen ſchon aufblühender Saat oder von dem dunklen Grün der Akazien durchſchnitten, und in weiter Ferne furchten ſchwarze

Barken, von ihren weißen Segeln gezogen, einen glimmenden Pfad durch die blendenden Wogen, um im Verein der Häuser, der Dörfer und der Stadt uns in das Leben und Weben des Menschen in der Natur zurückzurufen. Im Hintergrunde zeigte sich Cairo mit der großen Zahl seiner, in den Aether ragenden Minarets an dem Fuße jenes dunkelröthlichen Wüstengebirges, den Mukattem von den Gluthstrahlen der Sonne herrlich beleuchtet; Alles mahnte an den friedlichen Segen, den die treue Erde vereint, mit der Gnade des Himmels den Menschen spendet.

Grausend war dagegen der Blick zur Linken, und unter uns eine Welt der Verwüstung, eine schreckende Oede, eine unendliche Leere. Zwar erglänzte der Himmel auch über die Wüste in seiner blendenden Schönheit, aber kein Zeichen von Leben, kein Grün, kein Streif Wassers erfreute den irre schweifenden Blick des Schreckens, nur Todte bewohnen die Oede und haben hier ihre Palläste.

Alsbald war die Sonne geschwunden und die Königin der Nacht entfaltete ihre rabenschwarzen Locken, ihr glänzendes Sternen-Diadem enthüllend. Der glühend goldenen Sonne würdig war der Silberglanz des Mondes. Verschieden war wieder der Eindruck, welchen sein falber Schein auf die so verschiedene Landschaft unter mir machte. Der weiße Platz des Todes vermehrte nur sein unheimliches Grauen; denn der dunkle Schatten der Pyramiden zeichnete sich in dem gelblich bleichen Sand; die Häuser der Todten beherrschen hier die stille Wüste. Gespensterartig wirft das Haupt des Sphinx seinen Schatten, gleichsam ein grinsender Schädel uns an die Ver-

gänglichkeit zu mahnen. Lieblich ſpiegelte ſich dagegen der zarte Strahl des Mondes in den dunklen Fluthen. Ein flimmernder Silberſtreif tanzte, wie eine Reihe glänzender Elfen, in den ſpielenden Wogen. Das ſind die Wogen, die in der älteſten Vorzeit hier zwiſchen den Wüſten den blühenden, wohlgeordneten Staat hervorriefen.

So viele Millionen haben hier am Fuße dieſer Todesburgen gelebt und gerungen, gewirkt und geſchafft, geſtrebt und gedacht; doch die Kraft ihres Willens erſchlaffte, und die Gebilde ihres Geiſtes blieben oft todt und ſtarr. Jenem Volke der Pharaonen gleich, ſchleppte man Steine zu einem gewaltigen Bau, um die Unſterblichkeit zu erringen. Aber in der Entwickelung der Geſchichte haben dieſe Völker ihre Rolle abgeſpielt und ſind vergangen, und in der Geſchichte des Geiſtes haben die großen Meiſter Probleme hingeſtellt und ſie zu löſen gemeint, doch ſind Andere gekommen, und die Wahrheit, die man zu haben meinte, ward bezweifelt und verworfen. Wie oft verlor ſich nicht der klarſte Geiſt in einem räthſelhaften undurchdringlichen Dunkel, und wie oft ließ nicht die ſcheinbar gewonnene Wahrheit das Herz kalt und trieb mit neuer Unruhe angſtvoll den Geiſt, der die Ruhe und den Troſt meinte gefunden zu haben! Was der Menſch gewirkt und geſchafft, iſt den Weg der Hinfälligkeit gegangen. Aber hier am Fuße der Pyramiden, wahrſcheinlich da, wo unſre Barke an der Inſel Rhoda die ſchäumende Woge durchſchnitt, ward jener Mann aus dem Waſſer gezogen, der dem Rufe ſeines Herren treu, einen neuen Lebensſtrom in das Gebiet des Geiſtes ergoß, der fortan belebend und kräftig die wahre Bildung

der Menſchen hervorrief und trug. Der Gedanke von der Allmacht des Herrn leitete den Moſes und ſein Volk; das Vertrauen auf die Weisheit Gottes trug mit mächtigen Schwingen die Gedanken der erleuchteten Weiſen, und die Hoffnung auf die Liebe des himmliſchen Vaters iſt in Chriſto der demantene Grundſtein geworden, auf dem jedes Menſchenwerk muß gegründet werden, wenn es wahrhaft ſoll beſtehn und mit beitragen, den Menſchen zur Seligkeit in Gott zu leiten. Dahin drängten die edelſten Geiſter des Alterthums, und von hier aus beginnt fortan das Streben edler Gemüther. —

Reiſe nach Ober-Egypten und Nubien.

Einleitende Bemerkungen.

Am 1. November 1818 begrüßte ich an den Ufern des Nil mit drei hellen Büchſenſchüſſen die Flagge, welche auf meiner kleinen Dahabijje in günſtigem Winde dahinflatterte. Der langerſehnte Tag war endlich gekommen, an welchem ich auf Anordnung des Arztes nach langwieriger Krankheit die Reiſe nach Ober-Egypten zu meiner Wiederherſtellung antreten konnte. Das kleine Schiffchen lag vor mir, in den gelblichen Wogen des ſeegensreichen Stromes geſchaukelt, ein wanderndes Haus. Auf beinahe 3 Monate ſagte ich der ſogenannten gebildeten Welt Lebewohl, um in dem niedlichen Boote, getrieben von des Windes Kraft, die friedlichen Wogen zu durchſchneiden; um frei und heiter, wie ein Vogel im blauen Aether, die ewig friſche Luft zu athmen, und mit der reinen Natur zu leben und zu fühlen.

Jeder, der die Entwickelungen der Menſchheit mit aufmerkſamem Auge und aufrichtigem Gemüthe betrachtet, um die Spuren der ewigen Weisheit und Liebe Gottes zu erſpähen und der Stimme der Geſchichte mit aufmerkſamen Ohr zu lauſchen, kann nur froh geſtimmt dieſe Reiſe antreten.

Es liegt vor ihm jenes Land, in dem die Natur die innig reiche Bruſt mit ewig grünem Kleide deckt; denn zwiſchen ihren Nachbarn, den undurchdringlichen Oeden Afrikas und Aſiens, iſt dieſe ewig grünende Furche wie eine einzeln ſtehende Blume in der Wüſte. Es ſcheint hier die ſchöne Mythe beſtätigt, daß, als jene trauernde Mutter, die Ceres, kummervollen Herzens die zur Unterwelt geraubte Tochter irrend ſuchte, ſie hier ſich der rauhen unglücklichen Menſchheit milden Herzens erbarmte. Mit dem Speer dieſe grüne Furche ziehend, nahm ſie aus ihrer Krone jenes fruchtbare Korn, welches fortan, von der Thräne ihres Mitleids getränkt, grünte und blühte, um die Menſchen zur frommen Sitte zu gewöhnen und ihn mit inniger Liebe an die ſchöne Heimath zu feſſeln. Wie wunderbar muß es uns doch erſcheinen, daß in jenen grauen Nebeln der Vorzeit, während der rauhe Menſch noch in den Höhlen der Wüſte und in den weiten Steppen mit ſeiner Exiſtenz rang, oder unſtät als Hirt in den Fluren einhertrieb, hier an dieſer ſchmalen Scholle der Fuß der Bildung haftete, und in den grünen Gefilden des Ackerbaues hohe Kunſt und erhabene Wiſſenſchaft erblühte! In einer Zeit, in der alle anderen Völker des Alterthums national noch gar nicht exiſtirten, oder nur im dunklen Schlummer unbewußter Kindheit lagen, barg

dieſe ſchmale Scholle ſchon einen wohlgeordneten Staat; das in feſte Fugen gefügte Staaten-Gebäude ſtand feſt gegen die Stürme der Barbarei, und Egyptens Helden ließen ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit den Erdkreis erbeben; große wilde Nationen wurden von ihrer Hand gebändigt und gefeſſelt.

Mächtig waren Egyptens Herrſcher als die Vertreter ordnender Sitte; denn allein durch ſeine Sitte kann ein Volk groß und mächtig ſein. — Doch die Hand der Herrſcher, die kühn das Schwert erhob, hegte mit zarter Sorgfalt und ehrfurchtsvoller Scheu die tiefe Weisheit, die das vergängliche Geſchlecht der Menſchheit mit der ewigen Gottheit vereint. Selbſt als ſpäter der Fluch des Herrn dieſes Land getroffen, und die Blüthe des Staates von perſiſcher, griechiſcher und römiſcher Macht geknickt wurde, neigten die fremden Eroberer ehrerbietig vor der tiefverhüllten ehrwürdigen Weisheit dieſes Landes ihr Haupt. Als dann das neue Leben vom Morgenlande aus die Welt durchdrang, und mit dem heiligen Lichte der Liebe die Finſterniß der Selbſtſucht durchſtrahlte, fanden die zarten Keime der chriſtlichen Bildung hier ihre Nahrung. Wieder aber wurde dieſes ſegensreiche Land von neuem Sturm durchbrauſt, und des Islams ſchneidend Schwerdt wußte das Herz dieſes Gnadengeſchenkes zu treffen. Aber auch die Blüthe der islamitiſchen Bildung entfaltete ſich in Egypten. So ſtehen denn an den Ufern des welthiſtoriſchen Nil die Denkmäler jener alten langgeſchwundenen Pracht Egyptens. Die Herrſchaft der Griechen und der Römer zeichnete daneben ihre Spuren. Dann wieder zeigen die ſtillen Zellen der Mönche den friedlicher

Segen der Liebeslehre, und endlich erinnert uns der Mu-
hammedaner blendender Halbmond auf prächtigen Mo-
cheen, daß auch in den Zeiten des düſteren Mittelalters
ie Pflege der Bildung in Egypten nicht vergeſſen war.

Doch neben den glänzenden Bildern der Vorzeit ſteht
ier die Armuth der Gegenwart in traurigen Lumpen.

Das Boot und die Bootsgeſellſchaft.

Die kleine Dahabijje, die am grünen Nilufer hin-
nd herſchaukelt, hat die Länge von ungefähr 40 par. Fuß
nd die Breite von 10 Fuß. Der hintere Theil derſelben
ſt zur Aufnahme der Herrſchaft beſtimmt, und enthält
rei Kabinen, die hintere von 6 Fuß, als Schlafgemach,
nd die vordere von 7 Fuß, als Studir- und Wohnzim-
er. Dieſer Raum bietet die nothwendige Bequemlichkeit
es Lebens. Der Raum vor der Kajüte, etwa 10 Fuß,
t mit einem Zelt beſpannt und trägt den hochtrabenden
amen eines Pavillon. Hier hält man ſich faſt den
nzen Tag über auf, gegen die brennende Sonne ge-
ſchützt, und von dem kühlen Winde erfriſcht. Ein Tiſchchen
nd ein Stuhl ſind die einzigen Möbel dieſes Pavillon, der
gleich als Speiſezimmer dient. An ſeinen beiden Seiten
hen 2 große verſchließbare Körbe, welche das nothwen-
gſte Geſchirr und die nothwendigſten Nahrungsmittel
thalten. Von vorn wird dieſer Raum von der Küche
geſchloſſen, d. h. von einem mit Holz überdachten Herd,
o der Koch das einfache Mahl bereitet.

Somit iſt der junge Gentleman vollſtändig für drei
onate etablirt und eingerichtet. Freilich iſt dies nur

ein Boot für einen ſparſamen Reiſenden (ich bezahlte für die ganze Tour, von mehr als 10 Wochen, nur 1900 Piaſter, etwa 130 Pr. Rchsth., indem ich als ein egyptiſcher Kaufmann mich beim Miethen derſelben benahm); wer Geld hat, wie ein Engländer, kann weit größere und ſchöner eingerichtete, mit allen engliſchen Comforts ausgerüſtete, ſich miethen. Es ſind Fälle vorgekommen, daß engliſche Lords mit Familie reiſen, und, damit die Fräulein nicht in ihren muſikaliſchen Studien unterbrochen würden, ein kleines, aufrechtſtehendes Fortepiano mit bis nach Nubien hinaufnahmen. Der Raum vor der Küche iſt den Bootsleuten zu ihrem Dienſte und ihrer Bequemlichkeit eingeräumt. Dort ſind die Ruder wie die Floſſen ſchlank am Schiffe angelegt, und an dem vorderſten Theil ſteht ein kleiner Maſt, mit einem mächtigen dreieckigen Segel, die bewegende Kraft gegen die Macht des Stromes.

Unter dem Maſte iſt die Küche der Bootsleute, eine im höchſten Grade einfache Einrichtung. Der Scherbel eines größeren irdenen Napfes bildet die Grundlage ihres häuslichen Glückes; denn mit Aſche gefüllt, trägt er drei ruſſige Steine, auf welche ein eiſerner Kochtopf, das einzige ſolide Möbel ihrer Ausſtattung, geſtellt wird. In dieſem Topf kochen ſie die rothen Linſen, ihre gewöhnliche Nahrung *). Sind die Linſen fertig, wird der Topf bei Seite geſetzt, und eine irdene flache Pfanne nimmt ſeine Stelle ein. Dieſe Pfanne wird erhitzt und

*) Die Einwohner leben meiſt nur von Vegetabilien. Gurken, Zwiebeln, Linſen, Bohnen, Melonen ſind nebſt Brod ihre Hauptnahrung. Fleiſch kommt ſelten über ihre Lippen; es ſchmeckt ihnen nicht einmal, wenn man es ihnen bietet.

dann der vom jüngſten Matroſen geknetete Teig darauf geſchüttet, bis derſelbe von beiden Seiten gebacken, zu Brod ſich härtet. Naht die Zeit des Mahles, wird das Brod in die Linſen gebrockt, das ganze noch einmal umgerührt und dann alles in einen flachen Napf geſchüttet. Wenn der Wind das Segel ſchwellt und den Leuten die Arbeit erſpart, hocken alle 7 *) um den Linſentopf herum, und ſehen mit großer Spannung dem Kochkünſtler zu; ich glaube, die Augen Eſau's konnten nicht mit größerer Gier auf die rothen Linſen Jacob's ſchauen, um die er ſein Erſtgeburtsrecht verſcherzte. Wird nun aber erſt Brod gebacken, ſteigert ſich immer mehr ihre Aufmerkſamkeit, die Augen dieſer großen Kinder funkeln immer mehr, bis die zu einem feſten Brei zuſammengekochte Speiſe in den Napf geſchüttet iſt. Jetzt kommt der wichtigſte Moment des ganzen Tages. Eilig hocken nun alle, ſo dicht wie möglich, um den Napf herum, und jeder fängt alsbald, ohne ſich erſt beſonders zu waſchen, an mit ſeinen nicht gerade ſehr reinen Händen, (Meſſer, Gabel, Löffel ſind bei dem Muslim ganz überflüſſige Luxusartikel) eine Hand voll Speiſe zum Mund zu führen. So eſſen ſie, vom Rande der Schüſſel beginnend, zur Mitte herein, natürlich mit größeſter Eile; denn kommen ſie nicht zur Zeit bis zur Mitte, greift das vis-à-vis in ihr Gebiet ein, und das ſich gefallen zu laſſen, würde das Herz des

*) Die Bemannung des Bootes beſtand aus 4 Ruderern, einem jüngeren Hülfsruderer oder Schiffsjungen, einem alten Steuermann und dem Raïs, Capitain, welcher uns die Barke vermiethet und ſich verpflichtet hatte, uns, ſo viel es an ihm läge, wohl wieder heim zu bringen. In Hinſicht der Koſt war unter allen 7 kein Unterſchied.

Muslim gar zu sehr kränken. Diese schöne Scene wiederholt sich täglich zweimal, und immer fällt mir das alte Lied ein: „ein Schlosser hat 'nen Gesellen gehabt, der hat gar langsam gefeilt, doch wenn's zum Essen gegangen hat, so hat er grausam geeilt".

Das ist nun die Gesellschaft, mit der der Reisende beinahe drei Monate lang leben, und die ihm die feinen Cirkel der Hauptstädte ersetzen soll, in denen er sich in anderen Wintern bewegte. Die Gesellschaft ist freilich etwas bunt, der eine ist schwarz, ein Mohr, der andere ist braun, ein Berber, der dritte gelb, ein Egypter, und dazwischen liegen noch die Schattirungen, einer ist schwarzbraun, ein anderer braungelb. Eben so bunt wie ihre Hautfarbe ist auch ihr Kostüm, meist nur ein zerlumptes Hemd, das eine weiß, ein anderes blau, ein drittes braun. Weiß und blau bedeutet jedoch, was einst weiß und blau gewesen ist; denn die jetzige Farbe zu bestimmen, würde für das Studium der Farbenmischung einige Schwierigkeiten haben. Gewiß fühlt mancher nach dieser Beschreibung inniges Mitleid mit meiner Reisegesellschaft, doch ganz mit Unrecht. Ich habe nie glücklichere Menschen gesehen, und eine mehr heitere Gesellschaft wäre schwer zu finden. Den ganzen Tag wird gescherzt, gelacht, gesungen und getanzt, ihre Laune ist unverwüstlich und ihr Herz ohne Sorge. Glücklich scheint der Mensch, dessen einziger Kummer es ist, wenn das Essen nicht zur rechten Zeit fertig wird.

Ich habe mich gar bald an diese frohe Gesellschaft gewöhnt und spricht man gleich hier ein sehr gemeines arabisch, setzte ich mich doch oft, die Sprache der Gram-

matiker vergeſſend, in dem gemüthlichen Kreiſe nieder, ihnen ein Geſchichtchen zu erzählen oder mit über ihre groben Scherze zu lächeln. Sie ſind auch dafür ſehr dankbar, und iſt es ihnen gelungen, durch irgend einen neuerfundenen Scherz mir einen Piaſter abzulocken, iſt der Jubel gar groß. Jeder bietet dann auf, was er zur allgemeinen Beluſtigung beibringen kann; denn unſere Geſellſchaft zählt, ſo klein ſie iſt, doch verſchiedene Talente und wir können täglich auf einige Vorträge ſicher rechnen. Der Spaßmacher improviſirt einige ſpaßhafte Lieder und ſtellt einige ſcherzhafte Scenen aus dem Leben dar, darauf beginnt ein Melancholiker ſein ſentimales Lied über die Nacht ſummend zu ſingen und ſich in der Beſchreibung ſeiner Geliebten zu verzücken. Es ſind dieſe Lieder wahre Don Quixotiaden aus dem alten Schönheitsglanze des Islam. Bisweilen kann man ſich kaum des Lachens enthalten, wenn der gemeine ſchmutzige Matroſe von den Augenſternen, dem Gaſellenhalſe, dem Palmenwuchs einer egyptiſchen Donna Dulcinea ſingt, die in der Wirklichkeit uns in ihrem ſchmutzigen, häßlichen Erſcheinen an die Hexen in Makbeth erinnern. Vielleicht, daß der dunkle Schleier eine Schönheit noch verbirgt.

Zur Schande meiner Reiſegeſellſchaft muß ich geſtehen, daß dieſe Kinder der Natur ſehr ſchlechte Muslim ſind. Am ſchlimmſten leidet dabei mein Diener, der, ſelbſt ein ſtrenger Muslim, durch viele Gebete ſich eine Autorität über dieſe wilde Horde anzumaßen ſuchte. Aber er erntete für ſeinen frommen Eifer nur bitteren Hohn und mußte gar ſehr die Gelegenheit zu ſeinen Gebeten abpaſſen, ſonſt wurde er gar zu ſehr ausgelacht. Mag

man mir verzeihen, daß ich ſo lange bei dieſer Schilderung verweilt, doch iſt wirklich der egyptiſche Charakter in meiner Bootsgeſellſchaft wiedergegeben. So gedrückt und verarmt auch Egypten iſt, unglücklich fühlen ſich die Leute ſelten; ſo lange ſie noch einige Datteln und einige Biſſen Brod für heute haben, ſorgen ſie gewiß nicht für morgen. Iſt es gleich dem türkiſchen Gouvernement trefflich gelungen, den Wohlſtand dieſes ſo geſegneten Landes zu vernichten, ſo trotzt doch die gute Laune den Schmerzen des Stockes und lacht zum Grinſen der drückenden Armuth. —

Egyptens Land, Strom und Horizont.

Zu der Armuth der Bewohner bietet der üppige Reichthum der Gegend den directen Gegenſatz. Wie lieblich iſt es doch, bei günſtigem Winde auf dem Decke der Barke zu liegen, und wenn die leichte Barke an den grünenden Fluren dahingleitet, ſein Auge an den üppigen Gefilden zu weiden. Die Welle des Stromes wird von dem Dunkelgrün friſcher Saat wie von einem ewig grünem Kranze geſchmückt; die hellere hohe Durraſtaude *) mahnt dann mit ihren vollgefüllten Büſcheln auch weiterhin an den Segen des ſchönen Stromes, und ſchlanke Dattelbäume bekränzen mit ihren dunkelgrünen Wipfeln

*) Eine Art Getreide, das wohl 9 Fuß hoch wächſt und in einem vollen Büſchel großes rundliches Korn bietet, in der Weiſe, wie bei uns die Hirſe, jedoch viel größer. Es iſt dies eine Hauptnahrung Ober-Egyptens; doch muß das von Durra gebackene Brod denſelben Tag gegeſſen werden.

die reiche Spende, mit der die gütige Natur die Bewohner des Nilthals bevorzugte, indem sie die Strahlen einer ungetrübten Sonne mit der befruchtenden Kraft des Wassers vermählte *). So breiten sich zu unserer Rechten und Linken grüne Teppiche mit verschiedenen Farben gestickt aus; neben dem Silbergrau des Stromes, und, von dunklen Dattelhainen beschattet, gewährt das Grau der Hütten einen friedlichen Anblick.

Doch, als ob die Natur mit dem grausenden Gegensatz ihres Zornes den Menschen die Gnade ihrer Liebe recht vor Augen stellen wollte, umgeben rechts und links starre Felsen die grünende Oase, bald nahe an den Strom heran sich drängend, bald in weiten Bogen ihn umkreisend. Diese Kalk- und Kreidefelsen sind Vorposten der Wüsten, welche zu beiden Seiten, jenseits des schmalen Nilthales, sich ausbreiten. Der Wüste würdig, stehen sie in grauer Nacktheit vor uns; kein grüner Halm, kein Dornbusch, kein Zeichen des Lebens erfreut hier das irrende Auge. Die wild durch einander geworfenen Felsenhaufen sind nur von Adlern und Geiern bewohnt, die auf mächtigen Schwingen getragen, ihre Felsennester um-

*) Die große Fruchtbarkeit Egyptens ist durch seinen Strom hervorgerufen. Die große, jährlich Mitte Juni beginnende Ueberschwemmung bietet der ersten Saat eine reiche Nahrung. Bei jeder folgenden Bestellung, deren man oft drei hat, muß der Fellah das Wasser aus dem Nil, vermittelst Ziehbrunnen auf die in einzelnen Vierecken abgedämmten Felder schütten. Das ist die Hauptarbeit der Landbewohner, doch ist bei der heißen Sonne auch diese Arbeit eine sehr schwere, und man sieht gar viele solcher Ziehbrunnen von den fast ganz nackten Bauern mit Mühe in die Höhe und in die Tiefe gezogen. Die gewonnenen Früchte sind hauptsächlich Baumwolle, Weizen, Durra, Bohnen, Linsen.

kreiſen. Oft ſteht ein Adler auf der Spitze ſolcher Felſen und ſchaut majeſtätiſchen Blicks auf die öden Thäler und Klüfte zwiſchen dem todten Geſtein, um ein Thier, das den Mühſalen der Reiſe erlegen, ſich zur Speiſe zu erſpähen; dann mit kreiſchender Stimme ſeine Flügel entfaltend, ſcheint er uns gleichſam zu lehren, daß des Menſchen Heimath hier nicht ſei; denn es bedürfe der eilenden Schwingen, um, im blauen Aether kreiſend, die wüſten Oeden zu durchmeſſen. Selten vereint eine Gegend ſo nahe mit einander die Schönheit und Lieblichkeit blühenden Ackerbaues mit den Schrecken weiter Oeden.

Auf den Vorſprüngen dieſer Gebirgsketten, oder mitten in den von ihnen gebildeten Halbkreiſen liegen die Städte Ober-Egyptens. Sie bieten gerade keinen erhebenden Anblick; denn von grauen Lehmſteinen erbaut, gewähren ſie, dem Europäer wenigſtens, den Eindruck der Armuth. Dennoch aber kann man, hat man ſich erſt an ihr dürftiges Aeußere gewöhnt, dieſe dunkelgrauen Städtchen, die von dem Strom umſpült, von grünenden Fluren umringt, und von dem Geſtein in der Ferne umkreiſt ſind, allmählig liebgewinnen. Hier und da tummeln einige wilde Arnauten *) bei den Städten die ſchönen arabiſchen Roſſe. Oft jagt das Roß mit ſeinem wilden Reiter durch die Fluren der Wüſte zu, um mit weit aufgeriſſenen Nüſtern den friſchen Hauch der öden Heimath einzuathmen, oder gleichſam in ſeinem Uebermuth dem Entſetzen der Natur den Kampf anzubieten. Dazu denke man ſich den breiten Strom, bei den Städten von

*) Das Gouvernement hat in den Städten Egyptens Piquets dieſer leichten Cavallerie zum Gensdarmeriedienſt.

vielen dunklen Barken bevölkert, welche, von weißen Segeln getrieben, die Wogen durchſchneiden, ſo wird man wohl begreifen, daß des Reiſenden Gemüth, von dem Leben der Natur, ſo wie von dem Treiben der Menſchen, als auch von dem Tode der Wüſte gar eigen bewegt wird.

Dieſer Eindruck wird aber ganz beſonders erhöht durch die Schönheit des Horizonts. Scheint es doch, daß die Erde dem Menſchen, jenem Kinde der Sorge, in dieſer ſeiner Wiege ein durch Sorgen nie getrübtes Leben verheißen hätte. Sobald nur die Strahlen der aufgehenden Sonnenkugel die dunklen Schatten der Nacht verſcheucht, breitet ſich ein Horizont von Azurblau über dieſes Land aus. Wohl vergebens möchte eine Feder es verſuchen, die erhabene Schönheit des orientaliſchen Himmels zu beſchreiben, eine Schönheit, die kaum der Pinſel des geübteſten Malers nachzuahmen vermag.

Auf ſeinem purpurnen Roſenbett ſcheint der Sonnengott zu erwachen, und mit ſchnell geſchirrten Roſſen den ſteilen Himmelspfad eiligſt zu erklimmen. Das reine Blau des Himmels, welches nur durch zarte Silberwölkchen ſchön gezeichnet iſt, wird von ſeinem goldenen Wagen in ungeſtörtem Lauf durchmeſſen, und verſchwindet auch am Abend die Sonne ſchnell ohne lange Dämmerung, ſo ſcheint der Himmel alle ſeine Schönheit aufzubieten, das Verſchwinden des glänzenden Geſtes zu verherrlichen. Wenn gegen Abend die niederſteigende Sonne das feine Silber zarter Wolkenbildung mit Gold umſäumt, dann färbt das reine Gold auf dem klaren Dunkelblau des Himmelszeltes ſich zu lieblichem Roſa, bis es ſich endlich wie mit funkelnden Rubinen bekränzt; nun

bietet der Tag noch vor ſeinem Scheiden alle Kraft auf, den Schöpfer, der ihn aus dem Nichts hervorrief, würdig zu preiſen. In zart gewölbten Linien zeichnet er mit den reinſten Tinten ein erhabenes Farbenſpiel auf dem dunkelblauen Horizont, bis er alle Gebilde des Himmels in funkelnden Purpur umhüllt. Schön und friedlich iſt meiſtens dieſes Schauſpiel der Natur; doch, wenn dunkle Wolken mit melancholiſchem Grau das heitere Blau des Himmels trüben, hat dieſes Schauſpiel einen furchtbar ſchönen Charakter. Dann ſcheinen die Wolkengebirge von glühenden Klüften durchſpalten und von feurigen Schluchten umzingelt. Schreibt nicht dieſe Schönheit des Tages und ſein Scheiden jene Worte des Pſalmes tief in unſer Gedächtniß: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feſte verkündigt ſeiner Hände Werk; Ein Tag ſagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der anderen?“

Unter einem ſolchen Schauſpiel des Himmels zieht unſere Barke ihren feuchten Pfad durch die purpurnen Wellen; noch einmal ſchauen wir hin auf den Strom des Segens, der mit weißen Segeln bevölkert iſt und des Himmels Schönheit noch einmal wiederſpiegelt, bis die Nacht mit ihren ſchwarzen Schwingen die ſchaukelnde Welle beſchattet. Kaum aber haben ſich die Wogen zugleich mit dem Himmel verdunkelt, als auch ſchon die Sichel des Mondes von des Heſperus blendender Fackel begleitet, über dem grauſen Geſtein heraufzieht, um ſein Bild, einem ſilbernen Nachen gleich, in den Fluthen zu baden. Oft theilt unſere Barke jenen Silberſtreif, indem ihr dunkler Rumpf von des Mondes Strahlen umtanzt wird. Die Macht dieſer Naturſchönheiten iſt dann ſelbſt

bei den rohen Gemüthern der Matroſen nicht vergebens, und alsbald greift man zur Handpauke und der ſummenden Flöte, um mit ſehnſuchtsvollem Liede die Schönheit der Nacht und die Reize der Geliebten zu preiſen. Eine ſanfte Melancholie ergreift des Reiſenden Herz, und bei dem himmliſchen Frieden der Natur gedenkt er mit ſtiller Wehmuth der ſchreckenden Stürme, die die Heimath durchbrauſen. —

Die Jagd auf dem Nil.

Die Schönheit des Nils hat in der neueren Zeit gar viele Reiſenden zu ſeinen Wogen gelockt, und die engliſche, amerikaniſche und franzöſiſche Flagge wallt gar oft auf den zierlichen Booten, welche den Strom befahren. Jedoch das Gefühl für jede Naturſchönheit kann ſich abſtumpfen, und jeder, der das Leben der Natur nicht mit der Geſchichte und der geiſtigen Entwickelung dieſes Landes vereint betrachten kann, mag ſich vor dieſer Reiſe hüten. Gar Mancher kam ſehr verſtimmt von der klaren Nilwelle zurück. Auf der Hälfte des Weges hatte man ſchon die Romane, die Tröſter der langen Weile, durchgeleſen, und zwiſchen dem alten ſtaubigen Geſtein herumzuklettern, iſt gerade oft kein Vergnügen. Dazu kommt, daß die alten Denkmäler Egyptens auf den erſten Anblick faſt alle dieſelben Geſtalten vorführen, wie Darbringungen verſchiedener Gegenſtände.

Es bleibt daher für Manchen nur allein das Vergnügen der Jagd. Doch Gänſe und Enten ſind am Nil ſehr ſcheu, und nur der gewandte Jäger, welcher ſogleich

mit ſeinem Schuſſe tödtet, kann hoffen, ſeine Beute zu erreichen. Viele Reiſende rächen ſich daher für die entflohenen Gänſe an den armen Tauben; denn dieſes Sinnbild der Unſchuld umfliegt in großen Schwärmen vertrauungsvoll die Barke, da man in den Dörfern eine ungeheuere Anzahl derſelben hält, um ihren Dung nach Cairo hin an die Bäcker zu verkaufen. Außerhalb der Dörfer wohnt in den Gebüſchen die liebliche Turtel- oder Holztaube, die mit ihrem niedlichen Köpfchen und dem zarten Halsringe das rauhe Gemüth des Jägers erweichen ſollte. Ich war einſt in Nubien durch Mangel an Fleiſch zu dieſer Jagd gezwungen. Am betrübteſten darüber war mein frommer Diener, der dieſe Tauben zu eſſen für ſündlich hielt; denn es heißt, daß, der Prophet, als er aus Mecca floh, ſich in eine Höhle vor ſeinen Verfolgern habe flüchten müſſen. Sogleich ſei eine Taube gekommen, und habe am Eingang der Höhle ihr Neſt gebaut. Daher ſeien die Verfolger an dieſer Stelle vorübergegangen, da das Neſt dargethan, daß lange keiner hier hineingekrochen ſei. Nach anderen Ueberlieferungen heißt es, daß eine Spinne ihr Gewebe über den Eingang geſponnen habe. Doch abgeſehen von dieſen unſchuldigen Thieren reizt es den Schützen, ſeine Kunſt an den Crocodillen zu verſuchen. Dieſe Scheuſale der Natur bevölkern an manchen Stellen die nackten Inſeln, welche der Strom bildet, und dieſe Schlangen-, Krötenbrut gewährt oft, wie in einem Knaul zuſammengerollt, einen widerlichen, furchtbaren Anblick. Doch ſind dieſe Thiere, Gott ſei Dank, ſehr furchtſam, und da ſie die Geſellſchaft lieben, halten ſie ſich nur an gewiſſen Stellen auf. Ge-

ringe Vorſicht genügt, ſich vor ihnen zu ſchützen, und die Bootsleute ſpringen furchtlos in's Waſſer, wenn das Boot feſtgefahren iſt; denn durch den Lärm, den ſie machen, ſind ſie vor dieſen Thieren ſicher. Nur der am Ufer Schlafende wird meiſt von dieſen Ungeheuern angefallen, oder der Schwimmer verliert in dem Augenblick, wo er an's Land oder in's Schiff ſteigen will und deshalb ſeine Glieder nicht ſo gut in der Gewalt hat, eins ſeiner Glieder.

Beim Herannahen des Schiffes wälzen ſich dieſe häßlichen Ungeheuer in das Waſſer und kommen dem Auge dann wie ſchwimmende Baumſtämme vor. An ihrem Panzer prallt jede Kugel ab, nur wenn man ſie gerade unter der Schulter oder in's Auge trifft, bringt die Kugel ein. Auch in dieſem Fall ſtürzt ſich das verwundete Thier in's Waſſer und verweilt in der Tiefe, bis das Waſſer den todten Körper zu Tage fördert. Die Eingeborenen behaupten, dies daure 5 Stunden. Jedenfalls iſt alſo ſelbſt im glücklichſten Falle wenig Hoffnung für den Reiſenden, ſeine Beute zu erreichen, es bedarf der Geduld der Araber, die Beute zu erwarten. Intereſſant iſt es indeß noch heute, bei dieſen Thieren an die Berichte aus dem Alterthum erinnert zu werden. Bei Keneh nämlich, das dem bekannten Tempel von Dendera gegenüber liegt, hängen noch heute vielfach ausgeſtopfte Crocodile über den Thüren der Häuſer, wie auch noch jetzt der Nil gerade dicht bei Keneh vielfach von dieſen Ungeheuern bevölkert wird. Im Alterthum war Tentyris, Dendera, bekannt als die die Crocodile bekämpfende Stadt, während Silſili, weiter ſüdlich gelegen, die die Crocodile verehrende Stadt war, wie auch noch heute

die halb in Sand begrabenen Ruinen von Kum Ombo die Gottheiten mit Crocodilköpfen zeigen. Hier in Denderah unternahm es der kühne Menſch, auf ſeine Gewandtheit und Kraft vertrauend, dieſe Waſſerungeheuer zu bekämpfen. Der Menſch mußte wohl die Stellung des Thieres benutzen, und demſelben immer ſchräg von vorn beizukommen ſuchen, um das Ungeheuer auf dem Lande zu ſtellen. Die größte Gefahr war für ihn, dem Schweife der langen Beſtie zu nahe zu kommen, da es dann, ſich drehend, mit der Kraft ſeines Schweifes den kühnſten Kämpfer in das Waſſer warf, wo er im fremden Element dieſem Tyrann des Waſſers zum Opfer fiel. Gar oft ſahen wir das Thier im Sande liegen, den Rachen weit aufgeſperrt, und dem warmen Sonnenſtrahl zugewendet, während die kleinen Vögel, wie die zierliche Bachſtelze, ruhig in dem dunklen Todesſchlunde herumſpazierten, um aus dem Waſſerrachen einige Würmer herauszupicken. Beim Herannahen der Barke verließen die Vögel ihren kühlen Aufenthalt, und das lange Ungeheuer drehte ſich wie eine gerade Linie um die Schulter und wälzte ſich ſo in das Waſſer. Wohl kann man bei dem heidniſchen Gottesdienſte den praktiſchen Standpunkt nicht ganz außer Augen laſſen. Da bei Tentyris die große Maſſe dieſer Ungeheuer das Waſſer beherrſcht, war der Menſch zur Bekämpfung dieſer gefährlichen Amphibien gezwungen, er mußte die Furcht überwinden und der Gefahr Trotz bieten. In Silſili hingegen war das Thier ſeltener; der Menſch überwand hier nicht die Furcht, und die Furcht bewirkte die Verehrung derſelben. Heutzutage iſt mit weitſchießenden Büchſen vom Boote aus gar wenig Ge-

fahr, und die Beſorgniß der Reiſenden iſt durchaus ungegründet. Kleinere Krokodile, 4—5′ lang, liegen öfter dicht am Ufer, die Matroſen bemerken das Thier und bedeuten ſtill den Reiſenden mit „schuf timsach“. Man ſchießt und verwundet wohl das Thier mit Poſten am Kopf. Die Schiffer ſpringen ſogleich heraus und erlegen das Thier mit Stöcken. Sie eſſen das Fleiſch, das ganz weiß iſt und weichlich ſchmeckt. Die Haut ſtopfen ſie ungeſchickt mit Hechſel dem Reiſenden aus. Dieſe Jagd kann aber nur wenig unterhalten. Das dolce far niente, das liebliche Nichtsthun, genügt uns gar kurze Zeit, und mancher Reiſende kritzelt ſeinen vergänglichen Namen zwiſchen die Bilder der einſt als ewig verehrten Gottheiten, um ſich leichten Kaufes eine Unſterblichkeit zu erwerben. Dieſe Reiſenden haben die Preiſe verdorben, und man muß auch jetzt ſchon in dem ſonſt ſo billigen Egypten mit engliſchen Pfunden bezahlen. —

Die Awâlim.

Möge der nachſichtige Leſer, um ſich die lange Weile der Nilreiſe zu verkürzen, ſich einen kleinen Lebensroman in Egypten nicht verdrießen laſſen. Einſt legte meine Barke in der Nähe des Städtchens Tachta in Ober-Egypten an. Der Wind war entgegen, die Matroſen verlangten Geld für Getreide, indem ſie ſich hier das Brod für die Reiſe backen wollten. Ich hatte die Ausſicht, vielleicht 2 Tage an dieſer Stelle zu verweilen, und da man in dieſem Städtchen natürlich keine ſonſtige Unterhaltung hat, auch mein Intereſſe es erheiſchte, die neuere arabiſche Dichtung kennen zu lernen, nahm ich den Rath meiner Schiffsleute an, eine ſogenannte Fantaſia zu veranſtalten.

Zwei meiner ſchwarzen Bootsleute führten mich in ein freundliches Haus, und nachdem ich eine Treppe hinaufgeſtiegen, ſetzte ich mich auf einen niedrigen Divan nieder. Als feiner Effendi ſuchte ich mir den beſten Platz dort aus. Die Diener brachten mir die ſchöne Waſſerpfeife und wie ein orientaliſcher Herr ließ ich das Waſſer durch den Rauch aufwühlen. Meine Diener hatten unterdeſſen ausgeplaudert, daß ich ein der arabiſchen Dichtkunſt Kundiger ſei und die kunſtreichſten Awâlim zu ſehen wünſchte. Alimah heißt die wiſſende nämlich in dieſem beſtimmten Sinne, die der Dicht- und Tanzkunſt Kundige. Ich hatte nicht lange geraucht, als ein ſchönes Mädchen eintrat. Die hohe, ſchlanke Figur bewegte ſich trippelnden Ganges herein. Auf ihrem Haupte war ein kleiner Terbuſch, mit zwei Reihen Goldmünzen beſtickt, und unter dieſer Kopfbedeckung quoll das ſchwarze Haar hervor, das in kleinen Zöpfchen geflochten, über die Schulter hing. An dem Ende der Zöpfe waren Goldmünzen eingeflochten. Ihr ovales Antlitz war von mehr gelblicher Farbe. Unter den ſchön gezogenen Augenbraunen funkelten zwei große ſchwarze Augenſterne mir entgegen. Die Geſichtsbildung war von einer ſanften Schönheit, eine wohlgeformte Naſe, ein kleiner Mund, ein wohlgerundetes Kinn, vereint mit der hohen Figur, machten einen angenehmen Eindruck auf den Beſchauer. Ein glatt angelegtes Mieder umhüllte den Oberkörper, doch that es den natürlichen Formen des Körpers keinen Zwang an, es war vorne über die Hüften zugeknöpft, ließ aber weiter oben offen den wohlgewölbten Buſen ſehen. Weite, bunt geſtreifte ſeidene Beinkleider waren um den Mittel-

leib und an den Knöcheln feſtgebunden, und ein leichter gelber Schuh zeigte genau die Formen des Fußes. Die beiden Kleidungsſtücke wurden durch einen ſchöngeſtickten Shawl, der loſe um die Hüften geheftet war, verbunden.

Als ſie eintrat, verbeugte ſie ſich vor mir; ich beobachtete die vornehme türkiſche Ruhe, begrüßte ſie und bat ſie Platz zu nehmen. Sie ſetzte ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf den Divan. Ich begann nach einiger Zeit des Schweigens das Geſpräch. Dein Name, oh Dame? Ich heiße Subeide, das heißt die geſchmückte. Du biſt die Geſchmückte, fuhr ich fort, biſt du die Geſchmückte mit funkelndem Edelgeſtein, oder mit der ſanften Perle? oder biſt du die Geſchmückte unter den Schönheitsblumen der Sehnſucht.

Sub.: Mit den Blumen der Liebe bin ich geſchmückt, und ſuche zu reihen die Perlen der Dichtung.

Es trat jetzt ein anderes Mädchen ein, die in ihren Zügen noch größere Jugend verrieth, die auch ſchüchterner auftrat, und in deren zierlichem Geſicht eine ſanfte Wehmuth ſich zu verrathen ſchien. Als ſie eintrat, begrüßte ich ſie, ließ ſie niederſetzen und fragte nach ihrem Namen. Ihr Name war Suchra. Suchra aber bedeutet die Knoſpe. Ich knüpfte wieder an ihrem Namen an. Biſt du die Knoſpe der Narciſſe oder der Roſe? Ich bin, erwiederte ſie, die Knoſpe einer Roſe, die ohne Stachel iſt. Doch, erwiederte ich, eine Knoſpe muß im Garten bleiben, bis ſie erblüht, wer hat dich denn ſo früh gepflückt, und dich der ſorgenden Hand des Gärtners entführt? Ihr großes Auge ſchien ſich trübe zu umhüllen, und nach einigen Augenblicken erwiederte ſie: Die Stürme

der Liebe (das arabiſche Wort Hawâ kann nämlich ſowohl Liebe als Luftzug bedeuten). Ich konnte einer Wehmuth mich nicht erwehren und ſagte mit trauernder Stimme: oh Mädchen, der reine Diamantenthau des Himmels wird eine ſolche Knoſpe nicht mehr tränken, ſondern nur die Perle der Trauer, d. h. die Thräne des Mitleids.

Noch ein drittes ſchönes Mädchen trat ein, freilich mit etwas freierer Miene. Ihr Name war Lulu, d. i. die Perle. Das im arabiſchen ſo nahe liegende Wortſpiel (am lulu lili) gehört die Perle mir, ward paſſend beantwortet mit (jà sīdi la la) oh Herr, nein, nein.

Jetzt verlangte dieſe Damengeſellſchaft von mir zu ihrer Erheiterung Aragi, d. h. Branntwein, freilich ein durchaus unpaſſendes Getränk bei einer ſo poetiſchen Damenunterhaltung. Doch konnte ich das dem ſchönen Geſchlecht nicht abſchlagen. Eine große Flaſche erſchien und verſchwand mit reißender Schnelligkeit. Wohl konnte ich die Bemerkung zur Suchra nicht unterdrücken, daß es dies das erſte Mal wäre, daß ich eine Roſenknoſpe mit Branntwein tränke, und daß eine Blume gar bald bei einem ſo feurigen Getränk verblühen müſſe. Dennoch aber verlangte man eine zweite Flaſche. Nachdem man ſich genügend inſpirirt, fing man an, dem Geſange zu huldigen. Subeide ergriff die Handpauke, die Darabuke, ein alter Mann kam mit einer zweiſaitigen Violine, Rabab genannt, und die Lulu erfaßte die in Reif geſpannte und mit Schellen verſehene Handtrommel. Der Geſang, welchen ſie dazu anſtimmten, erſcheint freilich zunächſt dem fremden Ohr als nicht muſikaliſch, die Töne mit der oberſten Kehle gefaßt und durch die Naſe geſummt, ſind nicht ge-

rade ſehr angenehm, dennoch aber hat der Geſang etwas liebliches, ſobald man ſich erſt daran gewöhnt hat. Der Inhalt der Verſe ſelbſt war etwas beſſer, als der Vortrag, jedoch etwas ſtark aufgetragen, ungefähr in folgender Weiſe:

Oh Fremdling, der du kommſt von fernem Land,
Mein Aug' erſpähte dich am Stromesrand,
Drum laß den Arm um deinen Nacken ſchmiegen,
Dein traurig Haupt an meinem Buſen wiegen.

Tritt einher in der Liebe Garten,
Die ſchönſten Blumen deiner warten;
Denn durch der Liebe ſüßen Trank
Wird jeder froh, der je war krank.

Ja mit der Augenbrauen ſchön gezognem Bogen
Das Auge warf den Pfeil, der mir in's Herz geflogen.
Strahlt nicht das Antlitz, das umwallt der Haare Pracht,
Dem Vollmond gleich, der hell erſtrahlt in dunkler Nacht.

Wohl weiß ein jeder, was es mit ſolchen improviſirten Liebesgedichten der durch Branntwein aufgeregten Schönen auf ſich hat; daher machte auch dieſe Dichtung, die noch aus einigen Reſten der dahingeſchwundenen Zeit beſteht, gar wenig Eindruck. Nach der Dichtkunſt kam die orientaliſche Terpſichore, die Tanzkunſt. Hatte nun ſchon der Geſang es ſchwer gefunden, ſich unſerm Ohr als Geſang darzuſtellen, ſo war das noch weniger bei der Tanzkunſt der Fall. Suchen wir die Tanzkunſt meiſt in der Beweglichkeit und Grazie der Beine, ſo iſt in dieſer orientaliſchen Tanzkunſt der eigentlich tanzende Theil der Mittelleib, in dem ſie freilich eine ganz unge-

wöhnliche Gelenkigkeit entwickeln. Es gehört meiſt keine große Fantaſie dazu, die dargeſtellten Gegenſtände zu erkennen, doch übergehen wir die Darſtellung derſelben, da ſie meiſt auf einen denkenden Menſchen einen trüben Eindruck machen und ſtets uns lehren, daß das Weib im Orient nur zur Sinnlichkeit geſchaffen und ganz ohne ein höheres, ſittliches Gefühl zu ſein ſcheint *). Meine Haupttänzerin, die Subeide, ſchien immer mehr aufgeregt, ihre Darſtellungen bekamen einen etwas ſchlüpfrigen Charakter. Zuletzt ſetzte man als Krone dem Feſte die Darſtellung der Biene auf. Die Tänzerin ſtellt dar, wie ſie eine Blume pflückt, eine Biene ſchlüpft aus dem Kelch in ihren Buſen, ſie ſucht dieſelbe zu erhaſchen, und nach mehreren vergeblichen Verſuchen die Biene zu fangen, wirft ſie das Mieder ab. Das Gelächter vereint ſich nun mit dem begleitenden Geſang und der immer ſtürmiſcher werdenden Muſik, die immer mehr aufgeregte und vor der Biene ſich fürchtende Tänzerin bewegt ſich in immer ſchnelleren Weiſen, ſchon war ſie im Begriff, ſich mehr zu entkleiden, als ich aufſtand. Ich war nur hierher gekommen, neuere arabiſche Dichtung kennen zu lernen, und die jetzigen Darſtellungen fielen vielmehr in die traurige Wirklichkeit, als in das höhere Bereich der Ideale. Ich entfernte mich und kann nicht verhehlen, daß die Entſittlichung des weiblichen Geſchlechts, wie es mir hier hervortrat, einen höchſt widerlichen Eindruck auf mich machte.

*) Dieſe Tänzerinnen, welche ihre Kunſt zum Lebenserwerb üben, werden deshalb gern in die Harem gerufen, um Lehrerinnen der verheiratheten Frauen zu ſein.

Die Katarakten.

Die Ufer des Nil gewähren gar wenig Abwechſelung, und bis zu den erſten Katarakten bleiben ſich die Erſcheinungen der grünen Kreiſe und die Bildungen der Gebirge faſt immer gleich. Hier, beim alten Syene, an der Grenze Egyptens, gewährt der bisher friedlich dahingleitende Strom einen wildromantiſchen Anblick. Ein Gebirge hatte ſich hier dem Strom des Segens entgegengeſtellt, um ihn zu hindern, ſeine befruchtende Welle über die Fluren Egyptens auszuſchütten und eine friedliche Heimath der Sitte und Bildung zu bereiten. Doch ewige Bewegung iſt die belebende Kraft des Alls, und ſo ſtarr auch die ruhende todte Schwere der Gebirge uns entgegentritt, ſo mußte ſie doch weichen gegen die unaufhörliche Bewegung des Lebens. In tauſend Felſen zerſpalten liegt daher der gigantiſche Feind, vom Strom daniedergeſchmettert, der dieſe todten Zeugen ſeiner Kraft mit den reißenden Stromſchnellen lebendigen Waſſers umſpült. Das Waſſer drängt ſich weißlich ſchäumend durch das dunkle Geſtein, und es bedurfte der Hand des geübteſten Steuermannes, mit des Windes Hülfe, die Barke durch die ſchäumenden Wogen gegen den Strom zu lenken. Je weiter wir kamen, deſto mächtiger wurde die Welle, bis wir endlich zum nubiſchen Felſenthor gelangten.

Der von hohen Felſenburgen beengte Strom rafft hier alle ſeine Kraft zuſammen, und drängt ſich mit brauſender Wuth durch die zertrümmerte Felſenwand. Hiergegen reichte nicht mehr die gewöhnliche Kraft des Windes, der ſonſt die Barke trieb, hin; ganze Dorfſchaften

wurden zu unſerer Hülfe aufgeboten, und wohl 150 Mann ſchleppten nur mit großer Mühe das leichte Schiffchen durch die hoch aufgethürmten Wogen. Ich erkletterte gegen Abend einen hochſtehenden Felſen, um noch einmal dieſe wildromantiſche Gegend zu beſchauen. In unzähligen Felsſtücken, die der Strom reißend umſpült, liegt das Gebirge zerſplittert vor uns. Meiſtens ſind es ganz nackte, dunkle Steine, nur hier nur da hat der Strom größere Maſſen mit Flugſand bekleidet, und der Menſch, der dem Felſen ſeine Nahrung hier abtrotzt, hat dieſen Sand bebaut. Auf den größeren Flächen haben ſich ſogar kleine Dörfchen gebildet, und die gütige Palme, die treue Begleiterin und Beſchützerin hieſiger Cultur, hat ſelbſt hier ihre Wurzel zwiſchen die Felſen geklemmt. Fünf ſolcher kleinen Dörfchen zeigen ſich, von Palmen umkränzt, zwiſchen dem nackten Geſtein und ihre lieblichen Boote, auf der weißlichen Welle ſchaukelnd, ragen mit ihren feinen Raën über die dunklen Felſen hervor.

Die Bewohner dieſer Dörfer, kräftige Berber, ſind frei von Abgaben, und brauchen auch keine Soldaten zu ſtellen, ſie bekommen ſogar noch monatlich ein kleines Gehalt vom Paſcha, wofür ſie die Verpflichtung haben, die Boote durch dieſen Felſenpaß zu ſchleppen. Sie leben von dem Lohn, welchen ihnen die Boote für ihre mühſame Arbeit geben (etwa 150 Piaſter = 10 Thlr. das Boot), aber bei dem kargen Felſen ihrer Heimath leben ſie doch in großer Armuth.

Als unſere Barke durch das Felſenthor geſchleppt werden ſollte, ſahen wir alsbald eine Menge ſchwarzer Geſtalten auf den vom Strom umwogten Felſen ſich er-

heben. Ihr blaues Hemd, ihre einzige Kleidung, hatten ſie ſich um die Kopfbedeckung gewunden. Auf einem runden Balken reitend, fürchteten ſie nicht die Macht des tobenden Elements. Kühn lenkten ſie dieſes ihr Fahrzeug gerade nach dem Engpaß, den der Strom brüllend durchtoſte; ſehr gewandt trieben ſie den Balken in die Wogen, erhielten ſich dann mit großer Kraft, einem ſchwimmenden Seevogel gleich, auf der Höhe brauſender Wellen, und wußten endlich, bei einer Biegung des Stromes, um einen Felſen ſich förmlich von dem Drang der Wogen aus dem Lauf der Strömung herausſchnellen zu laſſen.

Auf dem nackten Geſtein, von den toſenden Wogen umſpült, ſind ſie aufgewachſen. Von Jugend auf haben ſie es gelernt, mit dem brüllenden Elemente zu kämpfen; mit jeder Schnelle, jeder Welle, die der durch das Geſtein gezwängte und ſo vielfach zertheilte Strom bildet, ſind ſie ſicher vertraut, und nur ihrer Gewandtheit kann man die kleine Barke anvertrauen, um ſie auf dem Rückwege von Nubien durch die Stromſchnellen der Katarakten zu lenken.

Sobald unſere Barke auf der Rückkehr von Nubien an dem Haupt-Berberdorfe anlangte, beſetzten 8 der rüſtigſten Berber die 4 Ruder. Auf die Spitze des Bootes ſtellte ſich unerſchrocken der viel gewandte Rais der Schellale (d. i. Katarakten), und zwei der gewandteſten Schiffer ergriffen mit kräftiger Hand das Steuerruder. Da ich mit meinen Leuten auf dem Boote blieb, waren wir über 20 Menſchen auf dem kleinen Schiffchen. Man ruderte uns geſchickt durch die Felſen, bis wir eine der Stromſchnellen vor uns ſahen. Hier drängte ſich der Strom

mit toſenden Wogen durch jähes Geſtein; man ſah das Waſſer förmlich um mehrere Fuß ſich ſenken. Der Schaum der Wellen ſprang hoch auf, doch unerſchrocken behauptete der Capitän ſeine Stelle an der Spitze des Bootes und gab mit gellender Stimme die Befehle. Uebermäßig ſtrengten die Ruderer ſich an, das Boot durch die Ruder in der Richtung zu erhalten und wußten ſelbſt mitten in der Gefahr das Boot durch die Ruder rechts oder links zu leiten. Einen Augenblick ſah man die jähe brüllende Woge vor ſich, im anderen Augenblick ſah man ſich mitten im Geſtein von jener ſchrecklichen Woge getragen, und im dritten Augenblick hatten wir die Gefahr hinter uns. Dazu der ſtete Geſang der Berber, welche ſich dadurch zur Arbeit ermunterten, das gellende, durchdringende Geſchrei der Capitäne, das Brauſen der Wogen, und dann die Blitzesſchnelle, mit der man bei den Felſen vorbeigleitete; dies lebendige Treiben in einer höchſt romantiſchen Gegend, rings von erhabenen Felſenburgen umgeben, war ein Ringen menſchlicher Kraft und Gewandtheit mit den Schrecken der Natur. Drei ſolcher Stromſchnellen durchſchnitt kühn unſere Barke, und rings von den Wogen umbrauſt und beſchüttet, folgte ſie treu der gewandten Lenkung. Wäre eins der ſonſt ſo loſen Ruderſtricke geriſſen, wäre eine Ruderpflock geknickt, wäre ein Ruder gebrochen, ja wäre das Boot nur einige Linien abgewichen, ſo wäre es an einen Felſen geworfen, in tauſend Stücke zerſchellt.

Wenn aber das Geſchick einen Menſchen in den Schrecken der Natur entſtehen läßt, verleiht ſie ihm die Kraft, den Kampf mit denſelben zu begehen, und den

Gefahren mit kühner Stirn trotzen. So hat alles in dieſer Gegend einen wilden Charakter, jene rauhen, natürlich auf einander gethürmten Felſenburgen, das wilde Brauſen des ſonſt ſo friedlichen Stromes, der kühne Trotz, in dem der Menſch hier mit den Gefahren ſpielt, Alles läßt einen wildromantiſchen Eindruck auf uns zurück.

Dennoch aber war dieſe Gegend lange Zeit ein Sitz geiſtlichen Friedens; denn mitten in dieſem zerriſſenen Gebirge, von Felſenburgen rings umſchloſſen, und von des Stromes Welle rings umwogt, liegt ein kleines Eiland, vielleicht 200 Schritt breit und 500 Schritt lang, deſſen Name aber die heidniſche wie die chriſtliche Zeit mit Ehrfurcht nannte. In einem Felſenkeſſel zeugte der ſchöne Strom, eingedenk ſeines ſegensreichen Zieles, als eine keuſche Tochter des Friedens, die Inſel Philae. Die friedliche Schönheit dieſes Eilandes, vereint mit der höchſt romantiſchen Umgegend ließ dieſen Platz zum Dienſte der Gottheit weihen *).

Dieſes kleine Eiland bietet dem Forſcher des Alterthums die intereſſanteſten Erſcheinungen. Die Tempel und Gebäude zeigen die verſchiedenartigſten Namen, die von Nektanebus, der 362 v. Chriſti regierte, bis auf den römiſchen Kaiſer, L. Verus, 180 n. Chr., hinreichen, alſo einen Zeitraum von 542 Jahren umfaſſen.

Ein niedlicher Tempel erhebt ſich dicht an den Fluthen des Stromes in feenartiger Schönheit. Große Reihen von Säulen, es ſind deren 120, erregen unſer Erſtaunen,

*) Vgl. gegen frühere Darſtellungen jetzt Lepſius Briefe aus Egypten S. 111. Prof. Lepſius behauptet, daß Philae erſt ſpät, 100 Jahre nach Herodot. den Egyptern heilig geworden ſei.

nur ein kleiner Theil derſelben hat ſich in dem Sturm der Zeit gebeugt, und einige ſind noch in ihren Kapitälen unvollendet. Die erhabenen Vorder-Pylonen mit dem gigantiſchen Bilde der gehörnten Iſis bieten zum großen Tempel würdigen Eintritt, die Treppen in denſelben ſind noch ganz erhalten, mit leichter Mühe erklimmt man ihr Dach, um dort den prächtigen Sonnenauf- und Untergang zu genießen.

Der weſtliche Seitenflügel des erſten Hofes beſteht aus einem kleinen abgeſonderten Tempel von den angenehmſten Verhältniſſen. Das Dach iſt flach auf den Säulen aufgelegt. Die Säulen ſind durch Zwiſchenwände bis auf die halbe Höhe verbunden, jede hat ein ſchönes Kapitäl, geſchloſſene und geöffnete Lotusknoſpen, Palmenkronen und Kelchformen in höchſter Vollendung. Die Sculpturen in dieſem Tempel zeigen meiſt die gehörnte Iſis. Der zweite Hof führt in eine bedeckte Halle, die von 10 Säulen getragen wird, ein ſchönes Denkmal der egyptiſchen Kunſt. Die Sculpturen in ihren ſchönen Formen und prächtigen Farben ſind noch bis heute erhalten. Die Lebendigkeit der mehr denn $1\frac{1}{2}$ Jahrtauſend alten Farben auf den erhabenen Säulen, die überdacht ſcheinen von Ruhe und erhabener Heiligkeit, laſſen den Wanderer lange an dieſer Stelle weilen, ehe er in die letzte Abtheilung des Tempels tritt, die aus 12 dunklen Gemächern beſteht. Die Seitenmauern dieſes letzten Tempelgebäudes ſind convergirend. Die öſtliche Mauer zeigt drei verſteckte dunkle Kammern über einander, wahrſcheinlich die verſteckten Gewölbe für die Tempelſchätze. Jetzt iſt nach dem Niederſinken der Mauer dieſer heilige Ort

jedem ſichtbar. Das Dach des Tempels iſt noch ganz erhalten, und zeigt keine Spur von Verwitterung.

Philae, die heilige Inſel, war ſowohl von Süden her als von Norden der Wallfahrtsort der heidniſchen Völker. Als ſchon der Glanz des Heidenthums geſchwunden, und durch das Edict des Theodoſius die Tempel der heidniſchen Gottheiten zerſtört, oder dem chriſtlichen Dienſte geweiht wurden, wußte das harte Geſchlecht der Blemyer noch fortwährend das Heiligthum des Iſis ſich zu erhalten. Schon unter Diocletian hatte dieſe Bevölkerung Nubiens durch ihre Einfälle es der Römerherrſchaft ſchwer gemacht, das Land jenſeit der Katarakten zu behaupten. Dieſer Kaiſer hatte deshalb Philae mit der Mauer, die noch heute ſichtbar iſt, befeſtigt. Auch nach dem Edicte des Theodoſius 390, als der Serapis-Tempel in Alexandria ſchon der chriſtlichen Wuth gefallen war, erhielt ſich in Philae noch der alte Iſisdienſt; denn die rüſtigen Blemyer, vielleicht die Stammväter der kräftigen Nubier, wurden zwar von Maximius geſchlagen und zu einem hundertjährigen Frieden 451 gezwungen, doch war eine Hauptbedingung, daß ſie die philaeiſchen Iſisbilder zu ihren Orakeln erhielten. Bis 480 beſtand noch der Iſisdienſt, doch bald darauf weihte der Biſchof Theodorus den Iſis-Tempel zu einer Kirche des h. Stephanus, und unter Juſtinian wurde dann noch einmal die Mauer um Philae wieder hergeſtellt, wozu natürlich alte Werkſtücke der berühmten Tempel ihren Dienſt leiſten mußten.

Verſchiedene Aufgänge, im Süden, Oſten und Norden der Inſel, zeigen den Streit des Nordens mit dem Sü-

den um dieſe heilig geweihte Inſel. Die wüſten Ruinen der Stadt, am Nordende der Inſel, die wilde Verwirrung der durcheinander geworfenen Werkſteine, aus denen die ſchönen Säulen hervorragen, die großen Gebilde der Menſchenhand, die auf dieſem friedlichen Eiland den Zeiten widerſtanden, und die rings umher von den wilden Felſen-Giganten drohend überragt werden, laſſen uns ehrfurchtsvoll die alte Heiligkeit dieſer Stelle betrachten.

Zwar war Philae mit am längſten der Sitz des heidniſchen Cultus, aber dennoch erinnern die rings herumliegenden Gebirge den Chriſten an ſeine Religion. Der Glanz des alten Heidenthums verſchwand ſchon vor den Strahlen der aufgehenden Sonne chriſtlicher Lehre. Gott, unſer Vater, wurde nicht mehr in hohen Tempeln, ſondern in ſtillen Hainen, vor niedrigen Altären, aber mit kindlich ergebenem Gemüth verehrt. Da lockte dieſe Gegend, als die Welt von den ſcheußlichſten Sünden ſinkenden Heidenthums erfüllt war, gottergebene Gemüther in ihren verborgenen Schooß. Die gegenüberliegenden Felſenburgen, wie Biggeh, wiederhallten von den Hymnen der Einſiedler, die Gott reinen Gemüthes prieſen, während doch zu gleicher Zeit der Glanz der heidniſchen Religion an Philae haftete. Das Heidenthum raffte noch einmal ſeine Kraft zuſammen, um mit der Wuth des Schwerdtes und der Gluth des Feuers die heiligen Keime zu vernichten. Die Staaten Roms hallten von dem entſetzlichen Geſchrei wieder der von ihren Kindern losgeriſſenen, zu den wilden Thieren geſchleppten chriſtlichen Mütter. Die blonden Locken jugendlicher Blüthe, wie das Silberhaar ehrwürdiger Greiſe wurden des Chriſtenthums

en mit Blut getränkt. Damals ſchien, als das Herz Menſchen ſich verhärtete, das rauhe Geſtein ſich zu rmen, und im Schooße dieſer Gebirge fanden hier le, von den Schaudern der Natur geſchützt, eine Zu- tsſtätte des Friedens. Mag daher der Wanderer m pilgernden Fuß an dieſem Eiland hemmen, wel- , rings von den Palmen, den Boten des Friedens, ränzt und von des Silberſtromes reinem Wogengürtel s umſpült, ihm mitten im Gebirge entgegenlacht, um der Schönheit der Natur ergriffen, vor Gottes All- t zu erbeben; weine er dann eine Thräne der Weh- den blutigen Verirrungen menſchlichen Haſſes und ſchlicher Leidenſchaft; doch blicke er dann freudig gen mel, um in dem ewigen Blau die Ewigkeit der gött- n Liebe zu leſen. Sein Auge trübt ſich, ungetrübt droben nur das Bläuliche. —

Nubien.

Hat der Reiſende Philae verlaſſen, zieht ſeine Barke eine Zeit lang zwiſchen rauhe Granitfelſen dahin, die der Strom ſeine mächtige Welle zwängt; nur und da ſieht man bei den Buchten des Gebirges kleinen grünen Bogen bebauten Landes, der von nen rings umzingelt iſt. Noch immer gewährt Nil einen wildromantiſchen Anblick; denn in klei- Raum iſt hier der Silberſtreif des Stromes, das le, drohende Geſtein und die liebliche grüne Vegeta- zuſammengedrängt, darüber das klare Blau des mor- ndiſchen Himmels. Bisweilen zogen Schaaren von ihern, die einzigen Lebenszeugen, über unſer Haupt

an dem Blau des Himmels vorüber; ihr glänzend we
von der Sonne beſtrahltes Gefieder erſchien wie
mernde weiße Sternlein im klaren Himmelsblau.
einigen Stunden biegt ſich der Strom und allmählig
läßt ihn das Gebirge ein wenig, doch nie mehr in ſ
Ferne wie in Egypten. Die Streifen des Landes, w
das Gebirge am Ufer des Stromes läßt, bleiben ſc
und oft treten die Berge drohend an das Ufer h
ſie ſenden ſogar tückiſche Vorpoſten in den Strom hi
und mancher Rumpf eines zerſchellten Bootes zeugt
der Gefahr, mit der das Geſtein den Schiffer bei
hochaufgeſchwellten Wogen des Nil hier bedroht.
weilen liegen ſelbſt mächtige, erhabene Felſeninſeln m
im Strom und beherrſchen majeſtätiſch die Ebene.

Die Ufer des Stromes ſind hoch und wenn
Egypten der Landbebauer mit einfachen Hebeln das ſi
tende Waſſer über die Fluren ſchüttet, erinnernd an
Wort der Schrift, mit deinem Fuß ſollſt du die Fl
bewäſſern, ſo muß man hier in Nubien die Kraft
Stiere anwenden, das Waſſer durch Sakijen *) über
hohen Ufer zu heben. Der melancholiſche, dumpfe
dieſer Sakijen beklagt ganz eigenthümlich das trau
Geſchick dieſes Landes.

Hatte man in Egypten doch hier und da noch
den Städten ein Gebäude gefunden, welches eher dem

*) Sakijen ſind die Bewäſſerungs-Anſtalten. In einem
einen Bogen geſpannten Seile ſind Waſſerkrüge eingeflochten, w
auf der einen Seite leer nieder und auf der anderen Seit
füllt aufſteigen, um das Waſſer in eine Rinne zu gießen, die
ſelbe über die Fluren hin ausſchüttet.

men eines Hauſes verdient, ſo hört dieſe erfreuliche Erſcheinung in Nubien faſt ganz auf. In niedrigen dumpfen Erdhütten lebt der Berber; ſelbſt die Berberreſidenz Dirr hat außer dem Schloß des Befehlshabers vielleicht nur zwei Häuſern ähnliche Lehmgebäude. Auch der ſchöne Weizen Egyptens hat aufgehört, ordentliches Brod iſt hier nicht zu finden, und nur mit den, von den Weibern auf flachen Steinen zerriebenen Durrakörnern, die dann auf flachen Steinen gebacken werden, friſtet Nubier ſein Leben. Es könnte zwar jener Streifen Landes zwiſchen dem Gebirge und dem Strom den Menſchen leidlich nähren, aber die Koſten für dieſes Waſſerrad und die hohe Abgabe, welche jede Sakije dem Paſcha zahlen muß, hindert den trägen Berber, alles Land zu bebauen *).

Auch in Hinſicht der Kleidung iſt ein großer Unterſchied. Hatte jeder in Egypten doch noch ein Hemd, um die Blöße ſeines Leibes zu bedecken, hört dieſer Luxusartikel hier faſt ganz auf; die Meiſten gehen ganz nackt, nur den Mittelleib mit einer Schürze bedeckt; die Weiber hüllen ſich in rauhe wollene Decken; mit widerlich riechendem Oehle tränken ſie die ſtruppigen Locken, ſo daß das Fett ihnen auf den ſchwarzbraunen Leib herabträufelt. Kinder männlichen und weiblichen Geſchlechts nehmen ſich die Freiheit, ſelbſt, wenn ſie ſchon ziemlich erwachſen ſind, entweder ganz nackt zu gehen, oder haben nur mit einer Reihe zuſammengehefteter und mit Fett getränkter Fäden den Mittelleib bedeckt.

Die Nubier ſind ſchlank gewachſen, haben ein rund-

*) Vgl. Wilkinson modern Egypt and Thebes 1843. I. p. 466.

liches Antlitz und ihr Auge funkelt in Muth und Trotz. Sie sind viel kühner als die Egypter, und das hat auch der Reisende wohl zu empfinden. Sobald irgendwo das Boot anlangt, erscheinen diese schwarzen, schlanken Gestalten zwischen den hohen Durrastauden und umringen mit langen Schwerdtern, Wurfspießen, Lederschilden und Messern bewaffnet, das Boot. Doch mag man sich vor diesem wilden Auftritt nicht fürchten; denn die Berber haben nur die friedliche Absicht, diese Waffen den Reisenden als Merkwürdigkeiten zu verkaufen, wiewohl es auf den deutschen Reisenden einen eigenen Eindruck macht, wenn er auf den langen nubischen Schlachtmessern das Zeichen der Solinger Fabrik erblickt. Sie verlangen jedoch hohe Preise oder lassen vielmehr den Fremden bieten, und es war mir besonders sehr schwer, mit ihnen fertig zu werden, da ich die Berbersprache nicht verstand und ohne Dragoman reiste.

Einst war ich des schwarzen Gewirres um meine Barke satt, ich fürchtete, da es schon Abend war, daß man mich bestehlen wolle, gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, sie sollten sich doch entfernen, und als man mich nicht verstand oder mir nicht folgen wollte, schlug ich mit meiner Peitsche die Zunächststehenden auf ihren nackten Rücken. Jetzt entstand ein großer Lärmen, ich verstand weder ihre heftigen Gebehrden, noch sie die meinigen. Endlich kam ein ehrwürdiger, arabisch gekleideter Scheich, der nach der Ursache dieses Tumultes fragte; ich redete ihn arabisch an, und wie froh war ich, als er mir arabisch antwortete. Er drückte sein Erstaunen aus, wie ein gebildeter Reisender so verfahren könne; als

ich ihm indeß den Hergang erzählte, und zu gleicher Zeit ihm ſagte, daß ich ein enger Freund des 'Hakim Paſcha in Cairo ſei, entſchuldigte er durchaus mein Verfahren, und lud mich zum Mahle, da er gerade heute ein Lamm geſchlachtet. Ich hatte ſtets ein Grauen vor arabiſchen und nun gar vor einem nubiſchen Gaſtmahl; doch konnte ich es nicht wagen, die Gaſtfreundſchaft meines edlen Vermittlers zurückzuweiſen und die noblen Gefühle dieſes Mannes zu verletzen. Ich folgte ihm daher, entſchloſſen, mich in mein Schickſal zu ergeben.

Mitten unter Ruinen im Sande lag das Dorf, aus elenden Lehmhütten zuſammengeklebt; die Hütten kaum ſo hoch, daß man hätte aufrecht darin ſtehen können. Dieſer kleine Raum war auf dem Boden mit einer dunklen Decke verſehen und mit einem widerlichen Duft erfüllt. Wollte nun gleich der edle Menſchenfreund mich einladen, in ſein Zimmer zu treten, ſo bedeutete ich doch, er möchte nur nicht ſo viel Umſtände machen, wir wollten uns lieber an einem freien Platze niederlaſſen. Man willfahrte meinem Wunſche; es loderte bald das Feuer der Gaſtfreundſchaft, und wir ſaßen rings herum, unſere Pfeife rauchend. Eine fürwahr etwas romantiſche Scene: beim Aufflackern des Feuers ſah man rings herum die ſchwarzen Geſtalten der Nubier, die mit ihren funkelnden Augen in's Feuer ſtarrten; ihr dunkle Hautfarbe ſchien vom Strahl des Feuers zu erglänzen; die Ruinen zeichneten ihre dunklen Geſtalten auf dem hellen Sande; dazwiſchen lagen die erbärmlichen Hütten; in der Ferne ſah man den hellen Streif des Stromes durch das Dunkel der Nacht ſeine Wellen entlang ziehen, und das dunkelblau hellge-

ſtirnte Himmelszelt mit der ſilbernen Mondesſichel ſchien die ſanfte Himmelsſchönheit in dem wilden Menſchenleben darzuſtellen.

Doch wurde bald dieſe Scene durch die Erſcheinungen des Lebens unterbrochen. Man brachte den Schafbraten, und kaum gelangte er in unſere Nähe, als auch ſchon Alle, den Harpyen gleich, darauf losſtürzten und mit gierigen Händen ein Stück davon losriſſen. Dem europäiſchen Reiſenden vergeht der Appetit und er bemerkt mit Bewunderung die reißende Geſchwindigkeit, mit der der vorher noch ſo fett ſtrotzende Braten verſchwindet; doch bald muß auf dem Hintergrunde ſeiner Gedanken eine traurige Sorge auftauchen. Man darf nämlich nicht ohne etwas gegeſſen zu haben von einem arabiſchen Gaſtmahl aufſtehen, und nimmt man nicht ſelbſt, ſo offerirt alsbald der Wirth oder ein Anderer der geehrten Geſellſchaft ein ſchönes fettes Stück, nachdem ſein zartes bärtiges Mündchen einen Theil davon verzehrt hat. Dieſe traurige Erwartung leiht dem ſich ekelnden Reiſenden Kraft. Auch ich ſtürzte mich auf den Braten und nachdem ich mir mehrere Mal die Finger verbrannt, erfaßte ich in dem Fleiſche etwas feſtes, und mit einiger Kraftanſtrengung entriß ich den traurigen Reſten des Schafes eine Rippe. Ich konnte ſomit den Schein gewähren, als ob ich ſpeiſte, und wehrte mit dieſer Rippe die freundlichen Anerbieten von fetten, halbbenagten Fleiſchſtücken ab.

Höchſt erfreut, noch ſo der Freundſchaft entronnen zu ſein, kehrte ich in mein Boot zurück. Am folgenden Morgen brachte man mir allerlei Kranke, beſonders am Magen und an den Augen Leidende, die ich mit einigen

unſchädlichen Pillen und etwas Augenwaſſer beglückte Den Erfolg meiner Kuren hatte ich glücklicher Weiſe nicht abzuwarten, und es läßt ſich leichten Sinnes dort praktiſiren, da man doch gewöhnlich nicht die Abſicht hat, ſich unter den Nubiern als praktiſcher Arzt niederzulaſſen.

Die Nubier ſind in Egypten ſowohl wegen ihrer Redlichkeit bekannt, weshalb man ſie meiſt zu Thürwächtern gebraucht, als auch wegen ihrer Trägheit und ihres Trotzes auf der anderen Seite geſcheut. Auch ich hatte von dieſem Charakterzuge zu leiden. Meine Reiſe in Nubien verzögerte ſich lange durch widrige Winde. Bei der Stärke des Stromes und an den ſteinigen Ufern reichte die ungeſchickte Kunſt der Bootsleute nicht mehr hin, das Boot wegzuſchleppen und ich kam dadurch in keine geringe Verlegenheit. Bei der Unachtſamkeit meines Dieners hatte meine hungrige Bootsgeſellſchaft wider mein Wiſſen von der arabiſchen Gaſtfreundſchaft häufig Gebrauch gemacht und meinem Vorrath von Schiffszwieback wacker zugeſprochen, ſo daß mir im oberen Theil von Nubien das Brod mangelte. Eben ſo war der Fleiſchvorrath ſchon lange verzehrt, und der europäiſche Reiſende war aus den Zeiten neueſter Civiliſation in die alten Zeiten der Naturkinder, der Troglodyten zurückverſetzt, d. h. ich war gezwungen, von geröſteten Durrabüſcheln und den freilich ſehr ſpärlichen Ergebniſſen meiner Jagd zu leben. Dazu war ich von ſieben hungrigen Matroſen umringt, denen auch das Brod ausgegangen war, und die mich mit ihrem Wolfsappetit faſt zu verſchlingen drohten, da das am Ufer geſammelte und dann im Topf gekochte Kraut, Lubia genannt, ſie nicht ſättigte. Es

waren dies die ersten Nahrungssorgen, die ich drü
empfand; fast sehnte ich mich nach dem nubischen E
mahl zurück, indem ich von der damaligen Noth
Ueberflusses jetzt in die Noth des Mangels gekommen
Die Eingebornen, die unsere Noth merkten, wollten
für sehr anständige Preise nichts hergeben, indem sie
mer in ihrer Habgier hofften, höhere Preise zu erri
Türkisch gekleidet ergriff ich endlich einen Schafbock,
gebend, daß ich ein Effendi vom Pascha sei. Nun
man mit mäßigen Preisen wohl zufrieden.

Jenseit Korosko, ungefähr im Wendekreis, ver
die grünende Vegetation immer mehr das westliche
des Nil, und während zu unserer Linken das grüne A
Ibrim mit schönen Dattelhainen sich lieblich entlang
war auf der rechten Seite nur der Rand des Stro
mit einem grünen Saum verziert, während dahinter d
Felsen mehr denn bis zur Hälfte im gelben Sand
graben uns entgegentraten. Der Sturm der Südw
winde in Afrika treibt diese Sandwolken von der ben
barten Wüste in das grünende Thal, um die Cu
desselben zu begraben. Die zunächst liegende Bergke
sollte das Nilthal vor dem vernichtenden Sande beschü
doch da der Mensch hier nicht mit rastloser Hand
Seine thut, um den Fortschritten der Wüste durch
fruchtendes Wasser zu wehren, hat die Wüste einen
der Fluren verschlungen. Die Erhöhung des Nilthals d
die Ueberschwemmungen, vereint mit diesen Wüstenstürm
haben die alten Denkmäler wohl $\frac{3}{4}$ im Sande begra

Auch in den fruchtbaren Inseln des Nil zeigt
diese Macht der Wüste gar sehr; denn wo nicht der M

gleich nach der Ueberſchwemmung die ſchlammige Scholle bebaut, faßt der traurige Sand, der Bote des Todes, feſten Fuß. Das weſtliche Ufer war aber auch in den Zeiten der hohen Cultur gewiß das unfruchtbarſte, und es verräth die hohe Achtung, welche der alte Egypter vor den Segnungen des Ackerbaues hatte, daß er gerade die unfruchtbaren, felſigen Stellen zu Tempeln wählte. Dies iſt eine ähnliche geiſtige Combination, wie bei den homeriſchen Helden, die gerade das von den Opfern, was der Menſch nicht gebrauchen konnte, den Göttern weihten.

Die zweiten Katarakten.

Der verſchiedene Charakter der beiden Nilufer bleibt derſelbe bis zu den zweiten Katarakten bei Wadi Halfa. Die zweiten Katarakten gewähren zwar nicht einen ſo hoch romantiſchen Anblick wie die erſten, doch laſſen ſie in ihrer Wildheit das Auge erſtaunen. Der Weg dahin führt von Wadi Halfa aus durch die Wüſte. Der Reiſende macht dieſen Weg meiſt zu Eſel, doch ſind dieſelben nur mit hölzernen Packſätteln verſehen. Man erklettert einen hohen Felſen im Gebirgsſchoß, von wo aus das Auge das wilde Naturſpiel völlig überſchaut. Der Strom hat hier einen Bergrücken durchbrochen, und in tauſend Stücken zerſplittert, liegt das Geſtein tief zu unſeren Füßen. Die ſchäumende Woge umſpült brauſend dieſe Steinhaufen, in deren Felſenſpalten verkrüppeltes Tarfageſträuch ſeine Wurzeln eingeklemmt hat, und aus dem hinaufgeſpülten Sand ſeine Nahrung ſaugt. Dieſe verkrüppelte Vegetation auf den Felſen, mitten vom Strom umringt, ändert ein wenig das traurige Einerlei; denn rings herum ſieht

man hier die Wüſte. Schauen wir weiter hinauf den Strom entlang, ſehen wir die ſchöne Welle, die bisher grün umkränzt war, durch die gelben Sandhügel ſich hindurch ſchlängeln. Die Wellen des todten Sandes drängen ſich drohend um die Wellen des Stromes. Hier beginnt die Wüſte, welche der nach dem Chartum und dem Sennar Reiſende durchſchneiden muß. In weiter Ferne erblickt man noch 2 Bergkuppeln in Nebel gehüllt, doch ſonſt ſchweift der Blick ungehindert durch die weiten Oeden. Bisweilen ſieht man hier lange Karavanenzüge, die von hier aus die lange gefährliche Wüſtenreiſe unternehmen, in der Oede ſich einherbewegen. Frohen Herzens wendet ſich der Reiſende von dem traurigen Anblick dieſes Grabes der Natur wieder dem Norden zu, wo alsbald, nach dem Durchbruch des Stromes, die hohen ſchlanken Dattelhaine *) ihn wieder in das Leben zurückrufen.

Rückreiſe.

Es iſt die Gewohnheit der Reiſenden, Stromaufwärts nur gelegentlich ſich um die Denkmäler zu bekümmern, da man ſtets den guten Wind benutzen muß, von dem allein das Fortſchreiten abhängt, während man auf dem Rückwege vom Strom getrieben, eher Herr ſeiner Zeit iſt. Ich habe bisher in meiner Schilderung denſelben Plan verfolgt und den Leſer meiſt nur von der Beſchaffenheit des Landes, den Sitten und Gewohnheiten der Menſchen unterhalten.

*) Von Korosko bis W. Halfa ſind die großen Dattelhaine, welche die Hauptnahrung in Egypten bieten. Der Paſcha erlangt hier nur bei der Dattelernte ſeine Steuern.

Ich will es nun verſuchen, auf der Rückreiſe an einigen Punkten anzuhalten, wo die Erhabenheit und Größe langverſchwundener Jahrtauſende ſich mit dem Griffel der Ewigkeit noch bis heute eingegraben hat. Der Raum geſtattet nicht, alle Tempel genauer zu beſchreiben, da die Reiſe, welche noch vor uns liegt, viel zu lang iſt, als daß wir an einem Orte zu lange weilen könnten. Es kommt auch hier vielmehr auf eine allgemeine Charakterſchilderung des alten Lebens, wie es uns noch heute in den Denkmälern entgegentritt, als auf eine ſpecielle Reiſebeſchreibung an.

Der erſte Hauptpunkt, an dem der von Wadi Halfa zurückkehrende Reiſende ſein dahingleitendes Schiffchen anhält, iſt Abu Simbel, wo zwei große, in Stein gehauene Tempel uns entgegentreten. Der erſte dieſer Tempel zeigt unſeren Augen ſchon, bevor wir das Geſtein betreten, in 4 ſitzenden Koloſſen die Erhabenheit und Größe als den Charakter der Denkmäler Egyptens. Doch vereint ſich in dieſen Koloſſen anmuthige Schönheit mit der gewaltigen Hoheit. Auf jeder Seite des Eingangs ſitzen zwei dieſer erhabenen koloſſalen Figuren, 60 Fuß hoch und doch iſt mädchenhafte Schönheit in den Zügen ihres ſieben Fuß langen Antlitzes dem Stein eingeprägt. Die langgeſchlitzten Augen, der ſchöngezogene Mund, das lieblich gewölbte Kinn laſſen, wenn man dieſe 60 Fuß hohen Koloſſe von paſſender Stelle und in vortheilhafter Beleuchtung beſieht, uns ganz von der Hoheit und Anmuth der Kunſt ergriffen werden. Ueber dem Eingang ſteht erhaben Ra, der Alles ſchauende Sonnengott, mit der leuchtenden Kugel auf ſeinem Haupte; ihm bringt der König

eine Figur in heiliger Scheu dar. Treten wir durch den halbverschütteten Eingang in den dunklen Felsen, befinden wir uns in einer großen Halle, deren Decke von 8 Osiris-Säulen getragen wird. Die Wände dieser großen Halle versetzen uns mitten in die Zeiten der alten Heroen. Der große Ramses *) stürzt unerschütterlichen Muthes, begleitet von dreien seiner Söhne, gegen die Schaar feindlicher Wagenstreiter; sehr lebendig sind die Figuren und deuten auf heftigen Kampf, doch von Ramses Hand darnieder gemäht, sinkt die Blüthe kräftiger Jugend dahin, und die feindlichen Rosse, die noch so eben muthig in den Kampf gesprengt, beugen alsbald verwundet und ermattet den stolzen Nacken. In zwei Feldzügen sieht man den Helden auf dieser Wand; zuerst kämpft er gegen ein assyrisches Heer und nimmt eine Feste ein. Dann sieht man ihn zu Fuß, der eine feindliche Feldherr liegt zu Boden gestreckt, und den anderen durchbohrt er so eben mit seiner Lanze. Dann wieder erscheint er mitten unter seinen Feldherrn; man bereitet den Streitwagen des Königs und im Hintergrunde ist schon der wilde Kampf der Wagenstreiter entbrannt. Der König zieht dann im Triumph ein in die schöngezierte Stadt. Gefangene Berber und Neger gehen vor dem Wagen vorauf. Endlich bringt der König den Göttern von Theben und Abu Simbel Gefangene dar **). Auf der gegenüberstehenden Wand tritt Ramses in erhabener Größe, doch mit mädchenhaft schönem Antlitz uns entgegen. Ein ganzes Lebensbild

*) Champollion Briefe, deutsch v. Gutschmidt 1835. pag. 87 u. 88.

**) Vgl. a. a. O. 104, die Götter hatten sich in Egypten und Nubien getheilt, jede Stadt hatte ihren Beschützer. Neben den Göttern ließen sich auch die königlichen Erbauer darin verehren.

ſollte die andere Seite einnehmen, man ſieht eine Schlacht, Lager, militairiſche Spiele, doch iſt es unvollendet. Dieſer Halle folgen drei andere, alle mit Darbringungen der Opfer bemalt, der zarte Lotos, der ſchlanke Weinkrug, Alles, was Egypten nur Schönes bietet, wird von den Menſchen demüthig den Göttern dargebracht. In der letzten dieſer Hallen, dem Sanctuarium, ſteht noch ein Altarſtein und hinter ihm vier hohe rohe Götterfiguren. Seitenhallen, in nächtliches Dunkel gehüllt, locken den Wanderer weiter bis in große Hallen, die wahrſcheinlich der geheimen egyptiſchen Weisheit geweiht waren. Jetzt ſind ſie nur von großen Schaaren Fledermäuſe durchſchwirrt. An einigen Wänden dieſer Seitenhallen ſind die aufgezeichneten Figuren noch nicht ausgemeißelt, andere noch gar nicht bezeichnet. So ſteht unvollendet, doch großartig dieſes ganz erhaltene Denkmal. Der Berechnung nach im Raum von 130000 Kubikfuß in 14 Gemächern aus dem Fels gehauen *).

Dicht neben dieſem Denkmal der gewaltigen egyptiſchen Kunſt iſt ein anderer Tempel, der nach Champollion der Schönheitsgöttin Hathor und der Königin Nofre-Ari, der Gemahlin des Ramſes geweiht iſt. Sechs koloſſale Statuen, 30 Fuß hoch, bilden den Eingang; ſie ſtehen aufrecht und haben den einen Fuß vor den anderen geſetzt. Eine von ſechs Pfeilern getragene Halle nimmt uns dann auf, in der wir überall dem Bild der Hathor begegnen, einer ſchlanken, zarten Figur mit einem Kuhhaupte. Ihr bringen die Menſchen, der König und die Königin, die geweihten Opfer dar. Die weiblichen Geſtalten zeigen

*) Vgl. Parthey a. a. O. 322.

bei ihrer Schlankheit doch üppige Fülle; die männlichen gewähren den Eindruck des jugendlich kräftigen. Die schönen regelmäßigen Gesichtszüge lassen uns oft die steifen Formen vergessen. Außer dieser Halle hat der Tempel nur noch ein langes, schmales Gemach und drei Seitenzimmer. Es macht auf den staunenden Wanderer einen eigenen Eindruck, die erhabene Gottheit mit einem Kuhhaupte zu sehen, während doch die Menschen mit ihrem eigenen Haupte viel schöner erscheinen. Zwar wird der Reisende es später gewohnt, die Götter, die allmächtigen Herrscher, nicht mit dem menschlichen Haupte, das doch das schönste seiner Bildung in der Natur ist, verziert zu sehen, sondern der Horus tritt ihm mit seinem Sperberkopf entgegen, in Kum Ombo erscheint selbst die Gottheit mit dem widrigen Krokodilkopf. Die Gewalt und Kraft ist es, die der Egypter bewundert, die Gesetze wahrer Schönheit anzuerkennen, setzt schon höhere Bildung voraus. Das kunstsinnige griechische Volk liebte daher seine Götter mit strahlender Schönheit, in vollendeten menschlichen Figuren darzustellen, während der Egypter noch die rohe Kraft der Thiere anerkannte und verehrte. Trotz dieser Verschiedenheit aber werden wir vielfach hier an griechische Darstellungen erinnert. Bei den lebendigen Schilderungen, die an den Tempelwänden dargestellt sind, werden wir oft in das wilde Lebensdrama des Homer lebhaft hineinversetzt, und wie das lebendige Bild in dem großen Tempel von Abu Simbel uns an Achilleus lebhaft erinnerte, gedenkt der Reisende bei dem Kuhhaupte der Hathor im kleinen Tempel, jener ochsenäugigen Here des Homer, so wie der Sperberkopf des Horus uns den

eulenäugigen Athene gedenken läßt. Wohl möchte es nahe liegen, in diesen Epitheten Spuren zu finden, die auf eine ältere Grundlage zurückführen. Es ließ der kunstgebildete Grieche nicht zu, eine Gottheit mit einem Thierhaupte zu bilden, schon sein Kunstsinn erhob ihn über die niedrige Stufe, Thiere zu verehren; doch wie die Kunst das Wesen des Menschen in dem Auge concentrirt, so könnte auch wohl möglich sein, daß der alte ursprüngliche Charakter der Gottheit noch in dem Auge haftend, in die späteren Bildungen überging, in dem Fall, daß es mit den Gesetzen der Schönheit harmonirte *).

*) Die hauptsächlichsten Götter und Göttinnen der Egypter, wie sie mit ihren Kennzeichen dem Reisenden auf den Tempelwänden sich zeigen, sind etwa folgende:

Osiris zeigt sich bisweilen mit dem Kopf des Vogels Benno.

Isis, mit der Kugel (Erde) und zwei Hörnern (Mondscheibe) auf dem Haupte, auch trägt sie eine Geierhaube, einen Katzenkopf oder Kuhhaupt.

Hathor, mit dem Kuhhaupt und schönem Schmuck, sie kann als eine höhere Potenz der Isis gelten.

Die Pacht (Neith), entsprechend der Minerva, erscheint mit einem Löwenkopf.

Ammon, mit dem Widderkopf.

Sebek (gr. Suchis), mit dem Krokodilkopf.

Die Göttin Hako, mit dem Froschkopf.

Anubis, der Grabeswächter mit Schakalkopf.

Thoth (Hermes), mit dem Ibiskopf.

Horus (Apollo), Sperberkopf.

Seti Typhon, mit dem Kopf einer Art von Antilope.

Die vier Genien der Todten, Kinder des Osiris, unterscheiden sich so:

Amset, Menschenkopf.

Hapt, Kynoscephaluskopf.

Timatef, Schakalskopf.

Kebhsennf, Sperberkopf.

Staunend über die Großartigkeit der egyptiſchen Kunſt, die ſich hier im Felſen von Abu Simbel recht klar darſtellt, verließ ich die Felſentempel, noch lange vom Deck der den Strom heruntertreibenden Barke nach den gewaltigen und doch ſchönen Koloſſen hinſchauend, bis ſie allmählig dem Auge entſchwanden.

Nach einer Tagereiſe legte das Boot an einem wilden, hohen Felſen an, der auf ſeiner Spitze mit den Zinnen einer alten Feſte umkränzt war. Mit Kraftanſtrengung erklommen wir die Spitze und fanden oben eine Menge von altem Gemäuer, das kleinere Räume umſchloß, darin Ruinen von Thürmen und Mauern; dies iſt Ibrim, die alte Feſte Primis die viele Jahrhunderte der Schrecken der Umgegend war, da ſie ſowohl den Egyptern, als den Römern, als auch den Arabern zur Grenzfeſte diente; doch jetzt ſenkt ſie ſchlaff ihren früheren Heldenarm, öde und verlaſſen beklagt ſie die Schwäche und Geſunkenheit der einſt ſo kräftigen Geſchlechter. Der Blick in die unter uns liegende Gegend entſpricht der traurigen Oede in der einſtigen Feſte. Die ganze gegenüber liegende Seite bietet nur ſchwarze Felſen, die in hochgelbem Sand begraben liegen, eine weite Oede, die nur von der Welle des Stromes zertheilt wird, kaum, daß der äußerſte Rand des Nilufers mit einem kleinen Saum grüner Geſträuche umkränzt iſt, nur ſüdöſtlich zur Seite der Felſen von Ibrim verſöhnt ein grünender Landvorſprung am Nil, der mit einem ſchönen Dattelwäldchen umzäunt iſt, das unſtät irrende, geſchreckte Auge.

Nach einigen Stunden erreichten wir Dirr, die nur aus elenden Hütten zuſammengeklebte Berber-Reſidenz,

die aber von vielen Dattelhainen umgeben wird. Der oberhalb Dirr liegende egyptiſche Tempel tritt uns in einer ſehr traurigen Geſtalt entgegen: die Figuren vor dem Eingang ſind zerbrochen und ein Theil des Tempels ſelbſt iſt eingeſtürzt. Nur mit Mühe erkennt man an der Wand die Kriegsſcenen, in denen der anſtürmende König in Begleitung eines Löwen erſcheint. Doch wenn man auch von dem verſtümmelten Zuſtand dieſes Tempels abſieht, ſo zeigen doch auch ſchon die Ueberreſte in den krummen, unregelmäßigen Linien des Plans, die bauchigen, hohlen Wände, daß hier bei dieſem Tempel, der ausnahmsweiſe auf dem rechten Ufer des Nil ſteht, der Bildner nicht ſo trefflich von der Natur begünſtigt wurde, als bei anderen Denkmälern der egyptiſchen Kunſt.

Gerade Dirr gegenüber liegt dagegen der elegante ſchöne Tempel von Amada, der jedoch wohl über Dreiviertel im Sande begraben iſt. In ſeinen Figuren führt er uns noch mit lebendiger Friſche die alten Göttergeſtalten vor; ſchöne Hieroglyphen, ſowie lebhafte Bilder von Thieren beleben die Wände. Die Vorhalle ruht auf zwölf viereckigen Pfeilern und vier Säulen, der Tempel beſteht aus einer größeren Halle mit fünf Seitengemächern. Eine plumpe Kuppel, welche den feinen Bau verunſtaltet, verdankt der Umwandlung des Tempels zu einer Kirche ihren Urſprung.*)

Jenſeit Dirr zieht ſich eine Kette von Tempeln an dem linken Ufer des Nil entlang. Der Reiſende wird faſt ermüdet; denn die an den Wänden dargeſtellten Scenen von Darbringungen kehren immer wieder. Das

*) Die Tempel zu Dirr und Amada waren, wie der zu Abu Simbel dem Ra geweiht. Champollion a. a. O. pag. 104.

Leben des Egypters war in ſtrengen Formen feſtgeſchloſſen, und ſeine Gedanken bewegten ſich in feſtvorgezeichneten Bahnen, ſo ſind auch die ſteifen Darſtellungen ihrer Kunſt ſtets ſich wiederholend. Die Lage verſchiedener Tempel hat oft eine andere Anordnung geboten, wie zum Beiſpiel in dem Dirr zunächſt liegenden Sebua (Löwe). Der Aufgang vom Strom aus zu dem etwas ferner liegenden, in Stein gehauenen Tempel, wird von männlichen Sphinxen und Säulen gebildet, von denen aber die meiſten eingeſtürzt ſind. Von der Vorwand führen zwei bedeckte Gänge zum Heiligthum. Jetzt deckt der Sand das einſt ſo prächtige Gebäude, das vom Strome her bis zum Heiligthum durch ſo viel Geſtalten der Baukunſt den zum Opfer wallenden Egypter hindurchleitete. Noch jetzt bewachen die Sphinxe den Strom, wie vor vielen Jahrtauſenden, aber man betrachtet ſie jetzt nur mit dem Auge der Wißbegierde, als mit ehrfurchtsvoller Scheu.

Die Denkmäler von Maharraga aus ſpäterer römiſcher Zeit und der kleine Tempel von Korte, wo noch Säulen ſtehen, die mit zwei dahingeſunkenen das Dach trugen, können den Reiſenden wenig Intereſſe abgewinnen, wogegen Dakke ihm einen großartigeren Anblick gewähret. Zwei mächtige erhabene Pylonen ſtehen zunächſt dem Nil und laſſen den Wanderer durch gut erhaltene Treppen auf ihr Dach gelangen. Zu den Seiten der Treppen ſind noch kleinere Kammern erhalten. Von den Dächern dieſer Pylonen ſchauten wir den Sonnenuntergang an und erwarteten auch das Heraufziehen der Nacht. Der ſternenklare Himmel, der über die ruhende weite Erde ſich ausſpannte, und die dunkle Fläche, die vom Silberſtreif

des Stromes durchſchnitten ward, thaten dem Gemüthe wohl, während der gelbliche Sand um uns her und jenſeits dunkle, ſchaurige Gebirge, die den Strom überragten, eine ernſte Stimmung hervorriefen. Der Kontraſt macht den Eindruck unvergeßlich, der Strom trat uns hier recht deutlich als der ſegenbringende ſchöne Vater der Bildung zwiſchen den düſteren Geſtalten der Wildheit entgegen. Eine Strecke hinter dieſen Pylonen, die einſt mit Säulengängen zum Heiligthum hinführte, ſteht der Tempel, aus vier Gemächern beſtehend, die alle mit den ſauberſten, ſchönen Gebilden, meiſt Darbringungen darſtellend, und Hieroglyphen belebt ſind. Der Tempel zeigt griechiſche Inſchriften; Champollion ſchreibt den Thorbau den Ptolemaeern, den älteſten Theil aber dem äthiopiſchen König Ergamenes *) zu. Die Figuren ſcheinen ein wenig mehr Geſchmeidigkeit und Lebendigkeit zu verrathen. Der Tempel zeigt die beiden Arten der Relief und ihre Entſtehung; man zeichnete erſt die Umriſſe mit rother Farbe leicht auf den Stein und ritzte ſie dann ein. Beim tieferen Eingraben rundete man die Figuren nach innen zu ab. Entweder ließ man den Grund zwiſchen den Figuren ſtehen, oder meißelte ihn weg. Im erſten Fall treten die Figuren als tiefe Reliefs im Stein hervor, im zweiten Falle ſind ſie erhaben auf der Wand. Die erhabenen Figuren finden ſich im Innern der Gemächer, die vertieften bei den Koloſſalfiguren auf den Pylonen.

Von Dakke aus nördlich liegt zunächſt der Tempel von Gürſhe welcher in ſeinem verfallenen Zuſtand wenig Intereſſe bietet. Nur Steinhaufen deuten noch den Platz der Pylonen

*) Champollion a. a. O. 99. Thoth ward hier verehrt p. 104.

an. Sechs große Figuren als Säulen tragen die erſte Hall in gedrückten Verhältniſſen, ungefähr ſechs Fuß auseinander bei 23 Fuß Höhe. Die unförmlichen Statuen, die ſo wenig dem Auge wohlthuenden Verhältniſſe deuten entweder auf die rohen Anfänge der egyptiſchen Baukunſt oder auf ſchlechtes Material hin. Eine einzelſtehende Pforte zeigt noch den alten Eingang.

Ebenſo erregt Dandur (Garf Meroe), ein nach großem Plane angelegter aber unvollendeter Tempel, wenig Intereſſe. Die Reſte einer Teraſſe führen vom Nil aus zu den zerfallenen Pylonen, auch die Sphinxreihen, die zum Sanctuarium von den Pylonen ausführen ſollten, fehlen gänzlich. Das Sanctuarium beſteht aus drei Gemächern hinter einander, dem in Dakke ganz ähnlich.

Intereſſanter iſt hingegen für den Wanderer Kelabſche (Talmis). Hier finden ſich die Reſte des größten in Nubien erbauten Tempels, der nach Champollion pag. 102 dem Gotte Maluli geweiht war und in drei Bauzeiten fällt: 1) Amenophis II., 2) unter den Ptolemaeern, 3) unter Auguſtus, Caligula, Trajan. Der Tempel ward zuletzt unter Auguſtus gegründet mit Steinen, die bis zu Tutmoſis III. hinauf reichen, und ſeine Nachfolger ließen daran arbeiten. Es wollte hier der ſtolze Römer in der Baukunſt wetteifern mit dem Ruhm der alten Pharaonen, doch ſo gewaltig auch das Kunſtwerk iſt (der Tempel hat eine Länge von 530 Fuß bei einer Breite von 220 Fuß), ha es doch nicht mit den alten Pharaonen in Hinſicht der Dauer ſtreiten können. Ein großer Raum, der mit Trümmern und großen Quaderblöcken angefüllt iſt, läßt uns noch das gewaltige Gebäude uns vorſtellen. Die ſchwer

belaſteten Decken ſind eingeſtürzt, auch ſind die Pfeiler umgeſtürzt, welche einſt dieſe Laſten tragen ſollten. Dieſe Verwüſtung erinnert an den Umſturz des ſtolzen Staatenhaus, deſſen Strebepfeiler einſt das kühne Rom über den ganzen Weltkreis ausdehnte, um mit ſchwerer Tyrannenhand den geknechteten Völkern das eiſerne Joch aufzubürden.

Die Anordnung des ganzen Gebäudes war der ſtolzen Gründer würdig. Vom Nil gingen 4 Treppen das Ufer hinan. Oben erhob ſich eine Teraſſe von ſteinernen Sitzreihen umgeben. Ein gepflaſterter Weg führte zu einer jetzt verfallenen Freitreppe, dann folgte eine zweite Teraſſe, die die ganze Breite der Pylonen einnimmt. Man klettert nun über gewaltige Felsblöcke durchs Mittelthor in eine einſt bedeckte Halle von vierzehn Säulen, woran ſich das Heiligthum anſchließt, das uns hier als ein geräumiger Tempel mit doppelten Umfaſſungsmauern in drei Gemächern entgegentritt. Das erſte Zimmer des Heiligthums läßt uns durch eine Treppe auf's Dach gelangen. Es zeigt ſich hier, daß die verſchiedenen Zimmer von verſchiedener Höhe geweſen ſind, die Säulenhalle hatte die Höhe von 32 Fuß, das erſte Zimmer des Heiligthums 23 Fuß, das mittlere 20, das letzte Zimmer nur 17 Fuß Höhe. Dieſe Abſtufungen auf dem Dache waren durch Treppen verbunden *). Ein noch vollſtändig erhaltener Brunnen zieht die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich. Dr. Parthey erinnert hier, bei der Lage dieſes Tempels dicht am Wendekreis, an jenen Brunnen, deſſen Grund am längſten Tage von der Sonne erleuch-

*) Vgl. Parthey a. a. O. 348.

tet wurde, worauf Eratoſtenes die Beſtimmung des aſtronomiſchen Abſtandes des Wendekreiſes von Alexandria gründet; doch findet der erwähnte Gelehrte dies ſelbſt nicht wahrſcheinlich, da ja Kleomedes und Andere überliefern, daß jener Brunnen in Eſſuan (Syene) liege. Die Darſtellungen an den Wänden ſtellen Darbringungsſcenen dar, in denen den Göttern auf Tiſchen allerlei Opfer dargebracht werden, welche der Prieſter mit heiligem Waſſer beſprengt. Die ſitzenden Figuren ſind meiſt in grüner, die davorſtehenden in röthlicher Farbe zu erkennen.

Dicht neben dieſem großen Tempel, der in ſeinen Spuren die Eiſenhand des Römers uns erkennen läßt, ſteht ein anderes Denkmal, welches durch ſeine eleganten, vortrefflichen Verhältniſſe, wie durch die Schönheit der Figuren, uns der alten Pharaonen Glanz vortheilhaft der benachbarten ſchweren Römermacht gegenüber erſcheinen läßt; es beſteht dieſer Tempel Bet el Weli „Haus des Heiligen" von den Arabern genannt, aus einem jetzt ſehr zerſtörten Vorbau von Quadern und drei Felſenkammern, von denen die beiden letzten noch gut erhalten ſind, die Wände der erſteren aber, wiewohl ihre Decke eingeſtürzt iſt, durch höchſt intereſſante Darſtellungen belebt ſind.

Der Tempel, welcher nach Champollion's erſter Anſicht die Jugendſiege des Seſoſtris (Ramſes III.) über die Aethiopen, nach ſeiner ſpäteren Anſicht die Unternehmungen des Armaïs Rhamſes II. darſtellt, zeigt den Helden mitten im Kampfe. Er ſchnellt den Pfeil von der Sehne über die ſteigenden, eilenden Roſſe hinweg während er erhaben auf der der anderen Seite die ver-

ſchanzten Feinde in einer mehr nach unten gebogenen Stellung bekämpft. Er ſteht als Sieger vor der Feſte, doppelt ſo groß als die Feſte da und holt den Führer der Feinde am Schopfe aus den Schanzen heraus. Es ſind nur der Kopf und die Hand mit dem zerbrochenen Bogen ſichtbar; denn da nach der egyptiſchen Theorie der Anführer größer gezeichnet iſt als die anderen Streiter, würde auch der ganze Körper ſchwerlich in der Darſtellung Platz finden. Nur die Größe kannte die egyptiſche Kunſt zur Bezeichnung der Macht. An der ſüdlichen Wand ſitzt der König auf ſchön verziertem Thron, ganze Reihen von Gefeſſelten werden herbeigeführt, und eine große Reihe von ſonſt auf den Denkmälern ungewöhnlichen Thieren folgen hier; der Löwe, der Strauß, die Giraffe in ſchönen Formen, dann Antilopen, eine große Anzahl lebendig dargeſtellter Affen laſſen den Blick des Reiſenden einmal von der Einförmigkeit der ſonſtigen Tempeldarſtellungen ſich erholen. Die Thiere in dieſem Triumphzug beweiſen deutlich, daß der kühne Pharao Egyptens nun gen Süden mit ſiegreichen Waffen vorgedrungen war und den Sohn heißerer Zonen ſich unterworfen hatte. Auch laſſen uns die lebendig dargeſtellten Figuren die Fortſchritte der Kunſt ſehen, wo ſie nicht durch feſte Tempelſatzung zur Steifheit gezwungen war. Die erſte Felſenkammer wird, wie der Tempel von Amada, von zwei der doriſchen kannelirten ähnlichen Säulen getragen, doch ſind dieſe Säulen zarter als die in Amada.

Nach dieſem Meiſterſtück der alten Kunſt gewinnen uns die nun folgenden Denkmäler von Taſeh, Gartās und Debode wenig Intereſſe ab. Bei Taſeh iſt nur ein

Ort der Verwüſtung noch zu ſehen. 2 kleine Tempel, faſt ganz in Trümmern, von vielen Steinhaufen, wohl den Reſten eines früheren römiſchen Standlagers, umgeben, ermüden das Auge.

An den Thürpfoſten des einen Tempels waren Stundentafeln aus chriſtlicher Zeit. Die egyptiſchen Monate mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben und die Länge des Schattenzeigers nach Fußen angegeben *).

Gartâs (Kortha) bietet ein weitläuftiges unintereſſantes Bauwerk, durch eine vierſeitige Mauer eingeſchloſſen. Gegen Norden davon bieten ſich noch die Trümmer eines kleinen Tempels ohne Hieroglyphen.

Der Tempel von Debode, der letzte vor den Kataraften, zeigt die Reſte einer Teraſſe am Nil, darauf folgen bis zum Tempel drei freiſtehende Thore, von deren Pylonen nur noch wenige Trümmer übrig ſind. Eine Vorhalle und ſieben Gemächer bilden den Tempel.

Von Debode aus erreicht man bald die Kataraften. Der liebliche Strom gewann allmählig durch die immer näher herantretenden und oft bis in den Strom hereinſpringenden Felſen ein wilderes Anſehn, bis man ſich endlich ganz in der Waſſergaſſe befand, die ſich durch die Felſen dahinzog.

Eſſuan, Kum Ombo, Edfu.

Wir durchſchnitten glücklich mit der kleinen Barke die toſenden Wogen, und, nachdem wir noch den ſchimmernden

*) Erläutert von Letronne Nouv. Annales des voyages XVII. 357.

Waſſerpfad durch die düſteren Felſen bis nach Eſſuan befahren, ſetzten wir unſeren Fuß wieder auf egyptiſchen Grund und Boden. Eſſuan, das alte Syene, hat ſeinen Namen zur Bezeichnung der Granite hergegeben, die in neuer und alter Zeit die Tempel und Palläſte zieren. Da die Gebirgsrücken Egyptens meiſt nur aus Kalk, Kreide und Sandſtein gebildet ſind, ſo mußte der mächtige Granitgebirgszug bei den Katarakten die ſchönen mächtigen Monolyten zu den Obelisken liefern, die noch heute die feine Spitze hoch in die Luft erheben, nachdem die Stürme von ſo vielen Jahrtauſenden ſchadlos an ihnen vorübergezogen ſind. Die beſten Stellen, die gigantiſchen Steine zu brechen, waren zunächſt die Katarakten ſelbſt, da hier die brauſende Woge um die wilden Granitfelſen ſogleich ihren kräftigen Rücken leihen, mußte um trotz ihres toſenden Unwillens die ſchwere Laſt zum Ort ihrer Beſtimmung zu tragen. Jedoch bei Eſſuan, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde vom Ufer, ſehen wir im Felſenbruch eine großartige Arbeit vorliegen, an deren Vollendung die alte egyptiſche Welt verhindert geweſen zu ſein ſcheint. Ein Obelisk von etwa 60 Fuß Länge iſt an 3 Seiten aus dem Felſen ausgehauen und ſchon mit ſchönen Hieroglyphen verſehen, nur die vierte Seite hält den für einen majeſtätiſchen Bau beſtimmten Stein noch an ſeiner Stelle feſt. So ſicher war das Vertrauen der Werkleute, ihn unverſehrt loszuſprengen und glücklich ihn zu transportiren, daß man die mühevolle Arbeit der Sculptur an ihn wandte, ehe man ihn von ſeinem Muttergrunde trennte. Die Losſprengung geſchah, wie man noch an Spuren in den Katarakten ſehen kann, dadurch, daß man

keilförmige Höhlungen an dem Stein anbrachte, und in dieſe Höhlung trockene Holzkeile einpaßte, die man dann ſtark befeuchtete. Die Kraft der Ausdehnung eines trockenen Holzes, wenn es befeuchtet wird, trennte die ungeheuere Wucht mit der größten Genauigkeit vom Felſen ab.

Eſſuan ſelbſt bietet jetzt eben ſo wie Elephantine nichts Merkwürdiges dar, da die moderne Frivolität in Egypten bei einem Standlager der Truppen an dieſen Orten die ſchönen Tempel, den Schmuck des Alterthums, in den Kalkofen wandern ließ, um profane Harem für die Befehlshaber und Lager der Soldaten zu erbauen. Auf Elephantine ſteht von allen Denkmälern nur noch ein kleines Granitthor mit den Hieroglyphen von Alexander dem Großen.

Eſſuan war einſt zu der Blüthe des egyptiſchen Reiches nur von Werkleuten bevölkert, jetzt iſt es als Verbindungsſtation mit den ſüdlichen Provinzen Egyptens von einiger Bedeutung. Wir ſahen hier große Reihen ſchwarzer Sclaven und Sclavinnen, die nach Egypten zu tranſportirt wurden. Die armen ſchwarzen Knaben und Mädchen ſcheinen ihr Schickſal wenig zu ahnen. Sie ſpielten und ſcherzten froh herum.

Hinter Eſſuan, in der Wüſte, iſt ein weiter Grabesplatz; herumliegende Grabesſteine, ſchlechtgehaltene Gräber bewähren hier die Wüſte als die Mutter des Todes, die mit ihrer grauen Sandſchleppe die geſchwundenen Geſchlechter verhüllt.

Wir eilen den Strom hinunter, um den Leſer ſchnell bei den Denkmälern in Egypten vorüberzuführen, um ihn dann in Theben, der Hauptſtadt des alten, langgeſchwun-

denen egyptiſchen Lebens ein wenig weilen zu laſſen, und von da mit ihm nach Cairo, dem modernen Memphis, zurückzukehren.

Der Strom hatte wieder ſein friedlich-liebliches Anſehen gewonnen, rechts und links begannen wieder die grünen Halbkreiſe Egyptens ſich vor uns auszubreiten, wir trieben frohen Muthes den Ruinen des goldenen Theben zu, nur an drei Orten hielten wir unſere Barke noch vor Theben an. Eine Tagereiſe von Eſſuan erhoben ſich dicht am Ufer des Nil, halb im Sande begraben, die Ruinen des Tempels von Kum Ombo. Drohend umſpült ſchon der Strom den Fuß des einſtigen verehrten Tempels. Noch ſtehen die prächtigen funfzehn Säulen, die die Vorhalle des Doppeltempels, des einzigen ſeiner Art unter den egyptiſchen Denkmälern, bildeten. Zwei Thüren auf der Hinterwand führen dann zu einer zweiten Säulenhalle und vier Gemächern des Tempelhauſes. Auf den Säulen bemerkt man überall die Gottheit mit Krokodilhäuptern, doch hat auch dieſer widerliche Kopf in der Hand des Malers eine gerade nicht unangenehme Formung erhalten. Der Tempel war zwei Dreieinigkeiten von Göttern geweiht, dem Sevek-Ra Athyr und deren Sohn Khons. Der höheren Trias war die rechte Hälfte geweiht, während die geringere Trias Aroeris, die Göttin Tſonenofre und deren Sohn Pnevtho in dem linken Theile ihre Stätte hatten. Dieſe Gottheiten ſind echt egyptiſch, und die Ideen einer ſo rein ausgeſprochenen Trias den Hellenen fremd *). Es zeigen die Hieroglyphen die Namen der Ptolemaeer: Ptolemaeus Epiphanes,

*) Parthey a. a. O. 393.

Philometor, Euergetes II., Kleopatra, Kocce und Soter II. An der einen Thürpfoſte im Innern ſteht eine guterhaltene griechiſche Inſchrift von zwei Zeilen, wonach das Gemach von der Beſatzung des Ombitiſchen Kreiſes dem Gotte Aroeris und den mitverehrten Göttern geweiht wird zum Heile des Königs Ptolemaeus Philometer und ſeiner Schweſter Kleopatra.

Ein kleiner Tempel, der dem Fluſſe noch näher liegt, iſt faſt ganz in Trümmern. Aus Werkſtücken verſchiedener Zeit gebildet, trägt er ſowohl Namen uralter Pharaonen als die der Ptolemaeer.

Die Barke trieb wieder den Strom entlang, als die Ufergebirge allmählig dicht an den Strom herantraten. Ungeheuere Steinbrüche konnte man in Silſili bemerken, die in großen Straßen eingehauen waren. Kleine Kapellen aus der Pharaonenzeit wie kleinere Gräber für Arbeiter zeigen uns hier die Stelle, wo unter unſäglichen Mühen die Arbeiter die Sandſteine brechen mußten, aus denen die Pharaonen ihre, der Ewigkeit trotzende Monumente zuſammenfügten. Das Selbſtbewußtſein des Volkes concentrirte ſich damals in der Perſon ihres Herrſchers, dem Sohne des ewig ſtrahlenden Sonnengottes; in ihm verehrten ſie den weltlichen Stellvertreter Gottes; in ihm ehrten ſie die Gottheit. Nur dieſes Bewußtſein konnte ein Volk zu den ungeheueren Kraftanſtrengungen vermögen, von denen die Denkmäler heute noch Zeugen ſind.

Den Strom eine halbe Tagereiſe herunter gleitend, legten wir bei Edfu an. Ein koloſſaler, gewaltiger, faſt ganz erhaltener Bau, mitten in einem elenden Dorfe, feſſelt den Blick des Wanderes. Pylonen von 90 Fuß

Höhe, die faſt ganz erhalten ſind und zwiſchen ihnen ein Hauptthor, deſſen Deckſteine 27 par. Fuß lang ſind, bilden den Eingang zu einem wohl erhaltenen Hof von 32 Säulen. Im Hintergrunde ſteht ein vollſtändig erhaltenes Tempelhaus von achtzehn ſchönen Säulen (ſechs Säulen in der Breite, drei in der Tiefe); das Tempelhaus iſt faſt ganz verſchüttet, welcher Umſtand es noch lange hoffentlich erhalten wird. Man kann von den hohen Schutthaufen durch einige eingefallene Deckſteine auf das Tempeldach gelangen, wo ein erbärmliches arabiſches Dorf auf der heiligen Tempeldecke ſich angebaut hat. Nirgend tritt die glänzende Vergangenheit mit der traurigen Gegenwart in größeren Kontraſt. Auf gut erhaltenen Treppen kann man die Dächer der Pylonen leicht erſteigen und hat von deren Decke eine weite Ausſicht. Die Brüſtung des einen Flügels, der von einem Mamlukenbey als Feſtung benutzt wurde, iſt an manchen Stellen ausgebrochen. Wie ſehr alle architectoniſchen Verhältniſſe der egyptiſchen Bauten eurythmiſch geordnet ſind, zeigt ein Blick in den ſchön gereihten Vorhof und das Tempelhaus, welches durch das darauf gebaute, natürlich höchſt unſymmetriſche ſchmutzige Dorf einen würdigen Gegenſatz findet. Der Blick beherrſcht von den Pylonen aus weithin die Gegend. Man ſchaut in das grünende Nilthal und auf den ſchimmernden Strom; doch auch weſtlich herüber in die wilde Wüſte, die ſich bis zum rothen Meer erſtreckt.

Wir betraten ſelbſt am folgenden Tage dieſe Wüſte, da ſich dort jetzt ein Straßburger, mit Namen Nottinger, mitten in der Wüſte niedergelaſſen hat, um nach Kohlen zu ſuchen. Für ein an Brennmaterialien ſo armes Land,

wie Egypten, wären Kohlen ein ungemeiner Schatz, ſelbſt wenn ſich die türkiſchen Anſichten des Mehemed Ali zur Gründung von Fabriken nicht realiſiren laſſen. Der Weg zur Wohnung des Herrn Nottinger führte vom rechten Ufer aus erſt durch die mit hohen Durraſtauden bewachſene ſchöne Nilebene, doch als wir dieſe verlaſſen, befanden wir uns in einem Wüſtengebirge, deſſen öde Kuppeln wie traurige, düſtere Felſenhäupter uns umringten. Nur kreiſchende Adler und Geier umkreiſten ſie. Ein elendes Beduinenlager, aus ſchwarzen Haarzelten gebildet, war zwiſchen dieſen öden Bergen aufgeſchlagen. Dieſe Beduinen leihen ihre Kameele zum Tranſport zwiſchen Koſſair und Keneh, und leben vom Erlös, den ſie davon haben. Wir fanden hier bald einige Waſſerkameele des Herrn Nottinger, die wir alsbald mit türkiſcher Gleichgültigkeit ihrer Schläuche entluden, um uns darauf zu ſetzen. Der Kameelritt war trotz der häßlichen Packſättel ganz angenehm. Wohl eine Stunde ging der Weg am Gebirge ein Wüſtenthal entlang, bis wir in einem Zweigthal das einſtöckige Haus, welches die Araber mit dem ſtolzen Namen „Schloß" benannten, erblickten. Herr Nottinger, ein liebenswürdiger Elſaſſer, der dort mit ſeiner Frau, die ebenfalls aus Straßburg iſt, lebte, empfing uns mit wahrhaft deutſcher Gaſtfreundſchaft, die der arabiſchen nichts nachgab. Auslachen mußte er mich freilich wegen des merkwürdigen Aufzugs. Da die Matroſen auf ein gutes Eſſen hoffend, mir vorgeſtellt hatten, der Weg ſei im Gebirge gefährlich, ſie müßten zu meinem Schutze mit, ſo hatte ich meinen Diener, der ſich ſo gut wie möglich herausgeputzt, mit Piſtolen und Säbel be-

waffnet. Er bildete die Avantgarde. Ich folgte zu Kameel mit einer gezogenen Doppelflinte, und mehrere Matroſen mit ungeheuren Knüppeln ſchloſſen den Zug. Dabei war der Weg ſo ſicher, wie nur irgend eine Straße in Berlin ſein kann, da wohl täglich hundert bei Herrn Rottinger beſchäftigte Arbeiter dieſen Weg mit ihren Waſſerkameelen durchſchneiden.

Herr Rottinger hat mit großer Ausdauer und Kenntniß das Gebirge unterſucht und bildet einen würdigen Gegenſatz zu vielen anderen Ingenieuren, die vom Paſcha ausgeſandt, lange Zeit in Egypten nach Kohlen ſuchten, auch bisweilen Proben vortrefflicher Steinkohlen als gefunden einſandten, doch waren dieſe Kohlen meiſt aus England mitgebrachte Specimina, weshalb Egypten von ihren vorgeſpiegelten Entdeckungen keinen Nutzen ziehen konnte. In einer Tiefe von etwa 200 Fuß fand Herr Rottinger einen ſechs Fuß dicken Schacht ſogenannter Braunkohle; da er den Boden mit der Sonde bis auf das Urgebirge unterſuchte, fand er die ächte gute Steinkohle, 800 Fuß tief. Dieſen Schatz zu heben muß man zweimal durch Waſſerlagen hindurch. Die einheimiſchen, angelernten Araber ſind hierzu unfähig, dazu bedarf es der Dampfmaſchinen und aufmerkſamer, fähiger Bergleute, wo hingegen ſchon die Förderung der Braunkohle, die mit einheimiſchen Kräften möglich iſt, ein nicht zu berechnender Gewinn für Egypten wäre. Das Vergnügen, hier mitten in der Wüſte nahe den Katarakten mit einem liebenswürdigen, gebildeten Mann und einer angenehmen, gemüthlichen Frau deutſch zu ſprechen, und uns über Europa zu unterhalten, war ein Genuß, den nur der zu ſchätzen weiß,

welcher ſich in gleichen Fällen befunden hat. Auf ſchönen Dromedaren ſandte mich Herr Nottinger zu meinem Boot zurück.

Der Strom trieb uns weiter, wir ſahen am Ufer die Trümmer der alten Stadt el-Kab (Eileithyia), wo noch die Ruinen einiger Tempel ſich in ſehr verwüſtetem Zuſtande zeigen. Einige Felſengräber erregen mehr Intereſſe, vgl. Lepſius Briefe pag. 104. Wir erreichten in wenigen Stunden Esneh, das alte Latopolis.

Esneh.

Der Name Esneh iſt wie Eſſuan und Eſſiut, ein mit dem arabiſchen Artikeln verſehener, alt-egyptiſcher Name. Es iſt ein größerer Ort in Ober-Egypten und der Sitz eines Oberbefehlshabers. Mitten in der Stadt liegt ein noch ganz erhaltener Tempel, in welchem 24 prächtige Säulen von 40 Fuß Höhe die wohlerhaltene Decke tragen, an der ein Thierkreis zunächſt den Seitenwänden angebracht iſt. Die ſchönen Verhältniſſe des ganzen Baues, die feingearbeiteten Schafte und Kapitäler der Säulen, machten auf uns wie auf Dr. Parthey, vgl. a. a. O. 401 den Eindruck, daß das Gebäude ein wohlgeordnetes Ganze und kein Stückwerk ſei. Nun zeigen freilich die verſchiedenen Theile des Tempels die Namen römiſcher Kaiſer von Cäſar Tiberius bis auf Caracalla, wohingegen die Rückwand den Namen Ptolemäus Epiphanes, und einige Säulen nach Champollion die Weihe des Tutmoſis III. aufweiſen. Der Totaleindruck läßt uns wohl vermuthen, daß das urſprünglich alt-egyptiſche Denkmal von den ſpäteren Kaiſern, durch Wegmeißelung der urſprünglichen

Namen, zur Aufnahme der ſpäteren Kaiſernamen benutzt wurden.

Noch ein anderer kleiner Tempel in Esneh hat ebenfalls durch die verſchiedenen darin geſchriebenen Namen die Gelehrten vielfach beſchäftigt.

Die Denkmäler in Esneh ſind nicht ſehr groß und doch wird es vielfach von den Reiſenden eines längeren Aufenthalts gewürdigt. Dies hat wohl darin ſeinen Grund, daß hier in der ſüdlichſten Hauptſtadt Ober-Egyptens, wo alle Lebensmittel ſehr billig ſind, die Matroſen ſich auf längere Zeit verproviantiren. Auch iſt Esneh nebſt den anderen Städten in der Nähe den ſchönen Sünderinnen zum Verbannungsort beſtimmt.

Wie ich oben bei dem Bericht über Mehemed Ali's Regierung angedeutet, wurden die reuigen Schönen unter den dem Liebesdienſt ergebenen, und der Dicht- und Tanzkunſt kundigen Mädchen „Awâlim" nach Ober-Egypten hin verbannt. Seitdem iſt nun auch Esneh der Verbannungsort für die der Buhlerei überwieſenen Schönen geworden. Die Handhabung der Geſetze überhaupt und beſonders dieſes ſo delikaten iſt im Orient vielmehr den Oberen eine Gelegenheit ihrer Willkühr als eine Norm ihrer Gerechtigkeit. Sollte das Geſetz in Cairo ſtreng ausgeführt werden, würde die Hauptſtadt vom ſchönen Geſchlecht entvölkert und Esneh bevölkert werden müſſen. Da man aber Cairo doch nicht von dem ſchönen Geſchlecht ſo entkleiden kann, werden nur die Sünderinnen nach Esneh in's Exil geſandt, welche die Eiferſucht oder den Zorn eines großen Türken gereizt haben. Es haftet ſomit an der Geſchichte dieſer Schönen meiſt ein kleiner

Roman; sie stehen da als Duldnerinnen eines harten Gesetzes, dem doch so viele glücklich entrinnen, und was Wunder, daß somit mancher Reisende es versucht, mit einer romanhaften Feder diese Sünderinnen dem Leser vorzuführen. Dieser Pflicht unterziehe ich auch mich, nicht sowohl, um mich als Vertheidiger der schuldigen Unschuld aufzuwerfen, als vielmehr die traurigen Spuren einer lang geschwundenen geistigen Schönheit, oder die welken Blätter einer einstigen Wüstenblume in diesem Staube verflossener Bildung wiederzufinden, ich meine, einige Ueberbleibsel der einst so voll harmonisch klingenden arabischen Dichtung aufzusuchen. Die bekannteste der hier im Exil trauernden Schönen ist Safijjeh, das ist die Reine. In einer Reisebeschreibung gilt sie selbst als die unschuldig verfolgte und von der eisernen Tyrannenhand des Abbas Pascha gekränkte Tugend. Mit ihrer Tugend ist es freilich nicht weit her. Als nämlich die Awâlim aus Cairo vertrieben worden, wußte Abbas Pascha sie ihres Gesanges wegen noch in Cairo zu behalten; jedoch reizte sie einst seine Eifersucht, und mehrere hundert Geißelhiebe sowie die Verbannung nach Esneh waren der Lohn für ihre Unvorsichtigkeit.

Ich besuchte, von dem Diener begleitet, diese Schöne; denn ich hatte mein erstes trauriges Debüt in der Awâlimwelt schon vergessen. Sie wohnte in einem ziemlich netten, kleinen Häuschen, in dem das oberste Zimmer einen Divan und noch einen Teppich bot. Die Herrin des Hauses schlief noch, wiewohl es doch Nachmittag war. Sie wurde geweckt und erschien alsbald, den üppig gewölbten Busen mit einem schalkhaften Mieder umschlossen,

den ſchlanken, vollen Körper mit den weiten, geſtreiften Beinkleidern umhüllt, den zierlichen Fuß in einem feingeſtickten Pantoffel verborgen, doch ſo, daß die natürliche zarte Hautfarbe wohl durchſchimmerte. Ihr Antlitz zeigte, wiewohl eine halbe Trunkenheit, in der ſie ſich befand, gerade nicht vortheilhaft für die Schönheit iſt, noch die orientaliſche Weiberanmuth, wenn auch der blendende Schmelz früherer Jugendpracht ſchon geſchwunden war. Das Angeſicht verrieth noch ſeinen ſyriſchen Charakter. Ihr Antlitz erſchien uns erſt aus den Vorhängen heraus, die noch die Geſtalt verhüllten. Unter dem leicht aufgeſetzten Turbuſch quollen die ſchwarzen Locken hervor, unter den ſchöngezogenen Augenbrauen funkelte das ſchwarze Auge, eine wohlgebogene Habichtsnaſe und das in der Hautfarbe wohlabſtechende Rubinenroth der Lippen ſowie eine dunkle Röthe auf ihren Wangen, ließ ſie mich mit den Worten begrüßen:

So wie ein Stern durchblitzt der Wolken Dunkel,
Strahlt durch die Hülle deines Aug's Gefunkel!

Die hohe Geſtalt nahte, ließ ſich auf dem Divan nieder, doch ihrer Schönheit Glanz ſchien durch die Nähe zu verlieren; denn die Blume ihrer Jugend war ſchon gewelket und der Perlenthau ihrer Tugend im Kelche längſt vertrocknet. Woher kommſt du Fremdling, redete ſie mich, mit wilden Augen mich anſchauend, an. Meine Heimath, erwiderte ich, iſt fern, jenſeit weiter Meere, ich wandere unſtät einher; denn der Liebe Kummer hat die hellen Strahlen meiner Hoffnung ſchwarz umdunkelt. Biſt du verbannt, wie ich? erwiderte ſie. Das freilich nicht, war meine Antwort, doch härter als der Bann, iſt

unglücklicher Liebe Band. Du hast, erwiderte sie, die Rose der Freude pflücken wollen, doch an dem Dorn der Täuschung dich gestochen. Nun die Wunde wird heilen, doch vielleicht rächt sich das Schicksal an deiner Unglücksspenderin. Wie jene wird sie sein: Einst wandelt ein Mädchen heiter im Garten ihrer Jugend, um sich die schönsten Blumen zum Kranze zu pflücken. Die zarte Nelke, die schlanke Narcisse, die stolze Rose, die sanfte Anemone sollten mit ihrem reizenden Tode ihr schönes Haupt zieren, um ihrer Schönheit Reiz zu mehren. Doch als sie sich bückte, die schönste Rose zu pflücken, schlüpfte aus dem Kelche eine Wespe ihr in den Busen; vergebens war ihr Ringen, die Wespe schlüpfte in die Falten ihres Busens und ihr Stachel verletzte ihr Herz.

Nun flammt der Busen ihr im Liebesfeuer;
So sehr sie auch es zu erlöschen strebt;
Du liebst den Schmäher, einst liebt Dich ein Treuer;
Der Lenz der Liebe schwand, Du hast gelebt!

Die poetische Unterhaltung wurde von ihrer Seite bald durch den höchst unpoetischen Ruf nach Arragi unterbrochen. Ihre welkende Schönheit wurde freilich durch diese Tränke nicht sehr erfricht, und ich fiel aus den Träumen der Poesie in die prosaisch'ste Wirklichkeit; doch nahm sie noch einmal die Darabuke und sang:

O Wanderer, der die Erde Du durchkreist,
Halt an in Esneh, in Sassijeh's Stadt;
Ein Jeder, der uns hier besuchte, preis't
Das Lied, das Kummer stets verscheuchet hat.

Mein Haus ist ja der Freude Heimathsort,
Es strahlt dem Wandrer heiter froh entgegen;
Wer mir mit Trauer naht, geht heiter fort,
Ich spende Lieder und der Liebe Segen.

Dieſe Selbſtanpreiſung war auch aus ihrem Dichtermunde mir widerlich; ich honorirte ihren Geſang und verließ alsbald das Haus. Doch verſtand ſie mein Benehmen gar ſchlecht, ſie konnte wohl nicht begreifen, daß ich nur ideeller Intereſſen wegen hier ſei, und die Flammpfeile ihrer Augen matt von mir darnieder ſanken, und brauche ich ſomit gleich nicht, wie der ideelle Verſtorbene von Safijjeh's Tugend, das Ende meiner Unterhaltung mit dem Mantel der Vergeſſenheit zuzudecken, wurde ich doch mit den trivialſten Schmähungen entlaſſen. Der Wechſel zwiſchen Idee und Leben, zwiſchen Dichtung und Proſa iſt hier wie Tag und Nacht.

Da unſer Kapitain in Esneh ſich wohl zu gefallen ſchien und er offenbar im egyptiſchen Eldorado länger zu verweilen wünſchte, konnten wir den folgenden Tag noch nicht Esneh verlaſſen. So unangenehm die Zögerung auch war, ich hatte keine Gewalt über meine Bootsgeſellſchaft. Sie müßten, ſagten ſie, Brod backen, und ich konnte doch nicht wollen, daß ſie vor Hunger ſtürben. Dagegen konnte ich nicht gut etwas einwenden. Da ich die Dichtung liebte, ſo ſagte mir der Raïs, es gäbe hier eine Sängerin, deren milde Stimme nur in Esneh erklinge. Da ich nun jedenfalls bei meinem geſtrigen Studium der neuen arabiſchen Dichtung doch glücklicher war entronnen als das erſte Mal, wollte ich nun noch einen dritten Verſuch machen. Wie ein feiner Effendi gekleidet, ging ich alſo nach dem bezeichneten Hauſe, ſetzte mich auf den Divan nieder und rauchte die ſprudelnde Waſſerpfeife. Es erſchien alsbald die geprieſene Sängerin Kuſchuk Chanem. Ihre Erſcheinung machte einen

wohlthätigeren Eindruck als die der Safijjeh. Sie hatte eine erhabene, kräftige Geſtalt, in der jedoch das enganſchließende Mieder eine zarte Taille, wie auch den voll wogenden Buſen genau abzeichnete. Ihr Antlitz zeigte entſchloſſene, doch ſchöne Züge, eine feingeſchnittene Naſe, wohlgezogenen Mund; auf den Wangen war friſche Jugendblüthe; das ſchöne ſchwarze Auge verrieth bei ſeinem Feuer doch eine mehr gemeſſene, anſtändige Haltung. Dieſe ſchwarzen Augenſterne waren in einer Lilienſtirn mit ſchöngezogenen, ſchwarzen Augenbrauen überwölbt, und ſchwellendes Haar zeigte ſie mehr als eine männliche, entſchiedene Schönheit. Als ſie ſich auf die ſchwarzen Haare einen rothen Terbuſch aufſetzte, konnte ich nicht umhin, ſie als eine Amazone zu betrachten. Ihr Auge ſchien den Fremdling mit fragendem Blick zu durchbohren, zeigte aber dann eine mehr mit Ruhe und Entſchiedenheit gemachte Ueberlegung.

Ich höre, begann ich die Unterhaltung, du biſt die Krone von Esneh und die Meiſterin des Geſanges. Kennſt du nicht die ſtolze Safijjeh? ſprach ſie. Wie kann die Blume der Au mit der ſtolzen Roſe des Gartens ſtreiten, ſie war ja einſt die Roſe des Paſchagartens. Doch, erwiderte ich, ſie iſt jetzt verwelket, und die junge Blüthe deiner Wangen iſt eben noch erblühend. Ach, erwiderte ſie, ich kann die Roſe der Wangen nur tränken mit dem Perlenthau herber Thränen. Warum willſt du denn weinen? fragte ich mitleidig, was iſt deine Geſchichte? Ich bin, erwiderte ſie, vom ſchönen Damascus. So eben hatte ſich die Knoſpe der Jugend entfaltet, als Ibrahim Paſcha Syrien unterwarf, ich wurde an einen egyptiſchen

ier verheirathet, doch Ibrahim Paſcha's Glücksſtern
von drohendem Ungewitter umwölkt und er mußte
. Die Wüſte ward ein Grab der Streiter und
Sand vergrub mit grauer Decke die ſchönen Blüthen
männlichen Jugendkraft. Auch mein Mann ward
Opfer der gräßlichen Wüſte. Ich kam als Wittwe
Cairo; allein und verlaſſen ſtand ich da, ein häß-
Türke und ein ſchöner Franke warben um meine Liebe,
da ich die friſche Schönheit des Franken mehr liebte
den fetten, alten Türken, bin ich hier in der Verban-
. Dieſer Roman mag wohl manches Wahre haben,
e ich bei mir. Welche Stadt gefällt dir beſſer, fragte
Damascus oder Cairo? O Damascus, erwiderte
ſt der Edelſtein des Oſtens, iſt eine unvergängliche
ue in einer ewig grünen Au, ein Granatapfel, deſſen
igkeit Alle erquickt. Du biſt eine Tochter, gleichend
Schönheitsapfel, erwiderte ich. Ach, ſprach ſie, eine
ter, aber eine verſtoßene. Damascus, fuhr ſie fort,
dicht am kahlen, wilden Gebirge, mitten in grünender,
nder Au, die Blume der Ebene verdorrt in dem
, öden Geſtein des Gebirges. Wie iſt das Men-
leben doch verſchieden; der erblüht in der grünen,
en Au, der Kelch ſeiner Jugend iſt getränkt mit dem
n des Reichthums, und die Strahlen des Glücks
n die blendende Schönheit ſeiner Jugendblüthe; doch
dem Leben der wilden, öden Gebirge, die Stürme
Winters knicken die Blumen und kalter Schnee iſt
Lebens Grabesdecke. Mein Leben begann in der
doch wie bald bin ich in das wilde Gebirg des Un-
s geſchleudert! O, erwiderte ich, du biſt die Roſe

des Felsens geworden, und der zarte Kelch deiner
muth, von den Stürmen nicht geknickt. Aber singe,
möchte deine Lieder hören, und laß die dunkle Tr
deiner Stimme Klang nicht trüben. Sie nahm die D
buke, setzte sich auf den Divan, und, nachdem sie
Töne modulirt, sang sie mit vielem Gefühl und z
Stimme folgendes Liebesgedicht:

O Nacht, o Nacht, senk auf die Augenlieder
Von meiner Liebe deine Schwingen nieder,
Laß meiner Sehnsucht Lied bei ihr erklingen,
Nur du allein kannst mir die Antwort bringen.

O Nacht, du plagst mich mit den dunklen Sorgen,
Lös't deinen Schleier nicht der Hoffnungsmorgen?
Der Glücksstern zieh' herauf in gold'ner Pracht,
Sein Glanz zertheil' der Unglückswolke Nacht.

Der Jugend Rose glüht auf deiner Wange,
Doch unter Rosen lauert oft die Schlange,
Und ach, der Liebe warmer Hoffnungsstrahl
Ließ oft im Herzen nur den Pfeil der Qual.

Wohlauf, verlaß die öde Lagerstelle,
Komm her zu mir, scheublickende Gazelle,
O laß der Liebe Band uns eng vereinen,
Laß mich nicht mehr der Sehnsucht Thränen weinen.

Ihre Stimme verhallte und ihre Augensterne w
mit der Wolke der Trauer umhüllt, das Feuer ihrer
denschaft war gedämpft durch den Druck ihrer Sch
muth. Ich versprach ihr, sie die Rose vom Wüste
zu nennen, honorirte ihren Gesang, und verließ sie
ohne ganz unberührt zu sein von ihrer schwärmeri
Melancholie. Ich befahl gar bald dem Naïs abzure

Der geehrte Leſer verzeihe mir dieſe Epiſode des modernen Lebens unter den Zeugen des langgeſchwundenen goldenen Alterthums. Ich eile von dieſen neuen Lebensbildern ſogleich zu den älteſten Erſcheinungen des Lebens, die uns aber noch heute in voller Lebensfriſche entgegentreten; denn wir nahen uns der alten Wunderſtadt Theben.

Zwiſchen Esneh und Theben liegt nur noch ein Denkmal von Bedeutung, Erment (Hermonthis). Ein Säulen-Vorhof iſt in der Mitte durch eine Säulenreihe in zwei Theile getheilt, alle Säulen ſind durch Zwiſchenmauern verbunden. Das Tempelhaus iſt von einer Gallerie kleinerer Säulen umgeben und bietet eine Halle nebſt drei Zimmern. Die Säulen ſind von verſchiedenen Höhen, die vorderſten die höchſten und die des Tempelhauſes die niedrigſten. Nach Champollion iſt dieſer Tempel ein Mammiſi (Niederkunftsort) für die Göttin Nitho, Gemahlin des Mandu und Mutter des Harphre, deſſen Geburt hier dargeſtellt wird. Dieſe Bilder werden auch durch Inſchriften auf die Cleopatra bezogen, die von Julius Cäſar den Ptolemaeus Cäſarion gebar. Auch ſtellt ein Bild die Anbetung des heiligen Stieres Baſis durch die Cleopatra dar *).

Theben.

Der Strom, der Vater der egyptiſchen Bildung, war bisher meiſt von Süd nach Nord gegangen, nun biegt

*) Der Stier Baſis hat das Haupt geſenkt, während der Stier Apis es hoch erhebt, vgl. Wilkinſon a. a. O. II. 264.

er ſich nach Nord-Oſt. Die Gebirge umziehen ihn hier in weiten Bogen, eine weite grüne Ebene wird vom Silberſtreif des Nil durchſchnitten. Nur in weiter Ferne umziehen die weißlichen Gebirge die Fläche. Denkt man ſich die Kreiſe, welche das Nilthal bilden, wie die auf den Silberfaden des Stromes aufgereihten Perlen, ſo iſt dieſer Kreis die große ſchöne Mittelperle der Kette. Dieſen blühenden Mittelpunkt Egyptens beſtimmten die alten Pharaonen zum Mittelpunkt ihrer Herrſchaft, um von hier aus ſowohl gen Süden als gen Norden mit eiſernem Herrſcherarm die wilden Völker zu umfaſſen. Hierher ſtrömte die Kraft des einſt ſo mächtigen Staates zuſammen; hier entfaltete ſich am ſchönſten die egyptiſche Bildung; hier entſtand jenes goldene hundertthorige Theben, ein ſtrahlender Glanzpunkt des höchſten Alterthums, eine gewaltige Feſte, die einſt den Oſten erſchüttern ließ. Dies war viele Jahrhunderte die blühende Roſe in dem Bildungskranze des Nilthals. Der Sonne letzte Purpurſtrahlen überwebten die weißlichen, fernen Gebirge mit ihrem purpurgoldenen Glanze, ſchön ſpiegelte ſich die Gluth in den Wellen des Stromes. Die bis an den Strom reichenden Säulen von Luxor wurden wiederum von der ſcheidenden Sonne begrüßt und ſpiegelten ihren Schatten im Strome wieder. Der Sonne Glanz verſchwindet, um neu wieder zu erſtehen, der Himmelskörper hat die Ewigkeit ererbt; aber jene Pracht, von der die Säulen zeugen, ſchwand dahin, und nur mit dunkler Melancholie erfüllte ſie unſer Herz; denn was der Menſch erbaut, ſo herrlich es auch ſei, wandelt den Weg ſeiner Bildner, ſo ſehr es ſich auch gegen die Zeiten wehren

mag. Nur die Schwingen des Geiſtes können uns noch hinübertragen und uns über des Menſchen Hinfälligkeit einige Augenblicke erheben. Ich kam am heiligen Weihnachtsabend 1848 zu den Ruinen des alten Theben und die heiligen Tage weilte ich in jener Stadt der Wunder, in jener Wiege uralter Bildung.

Viele Jahrtauſende haben dieſe Gebilde den Stürmen der Vergänglichkeit getrotzt und malen uns noch heute in ihrem Verfall das Leben mit gewaltigen Zügen vor unſeren Augen. Wenn wir am Abend wiederkehren, und die Fluthen des Stromes noch einmal durchkreuzen, ſcheint der Mond uns mit ſeinen Strahlen in eine Silberwolke zu hüllen, um uns hinüberzutragen in jenes goldene, hundertthorige Theben des Homer.

Es ſtehen auf der Weſtſeite des Nil, an dem äußerſten Saume des grünen Halbkreiſes drei Denkmäler, der Beachtung beſonders werth. Am ſüdlichſten, inmitten der Häuſerruinen von Medinet Habu, einer jetzt verlaſſenen koptiſchen Stadt, liegt das große, wohlerhaltene Prachtgebäude von Ramſes III., im 13. Jahrh. v. Chr. erbaut. Weiter gen Norden, zwiſchen den zerſtörten Tempeln des Tutmoſis III. und IV., liegt der Tempel des Ramſes II., Miamun, gewöhnlich das Memnonium genannt, in ſeiner architektoniſchen Anlage der ſchönſte Tempel in Egypten. Nördlich davon iſt der Tempel von Sethos I., in deſſen Vorhöfen das alte Dorf Qurna lag, weshalb er gewöhnlich der Pallaſt von Qurna heißt. (Vgl. Lepſius Briefe pag. 285—287).

Mit Begeiſterung laſen wir einſt die Heldenthaten der Griechen, die von der Leier Homer's verherrlicht,

gleichſam vor unſerem Geiſte ſtritten, und heute ſah ich an der Wand des Memnonium den Helden vor mir, die ſchäumenden Roſſe treibend, den eilenden Pfeil entſendend, und die zitternde Lanze gegen die Feinde ſchleudernd. Hoch erhaben über die anderen Menſchen, mit jugendlich mächtiger Kraft, doch mädchenhaftem, ſchönem Antlitz, ſteht der von den Göttern beſchützte König Ramſes II. auf ſeinem raſſelnden Streitwagen, und rings von der Woge des Todes umrauſcht, treibt er vorwärts die bäumenden, ſchäumenden Roſſe. Vor ſeinem mächtigen Arm ſinken die Feinde dahin, von ſeinem Schwerdte darniedergemäht. Es ſtürzen zuſammen auf blutigem Feld die Roſſe, niedergeworfene Streiter, zerbrochene Wagen, doch über ſie hinweg treibt der Held die ſtampfenden Hengſte, mit unwiderſtehlicher Macht vorwärts dringend. Dem ſiegreichen Arm des von Gott beſchützten Königs folgend, eilt der Egypter ſtarke Schaar vorwärts, und der fliehende Feind ſucht hinter den Mauern ſeiner Stadt eine ſichere Zuflucht.

Doch die Stadt iſt von bläulichen Wogen umgeben, und der ihn ſonſt ſchützende Strom wird ihm auf der eiligen Flucht zum feuchten Grab. Von den Wogen dahingeriſſen, ſieht man Männer und Roſſe vergebens mit dem Strome ringen, ſchwach ſinkt ihre jugendliche Kraft dahin, Wenige nur erreichen die ſchützenden Mauern. Aber auch der Mauer Schutz iſt nichts gegen den Heldenarm des Ramſes, und die nächſte Wand zeigt uns, wie die Egypter mit großer Gewandtheit durch Schilddach und Leiter den Sims der Mauer ſiegreich erklimmen.

Die anderen Wände dieſes Tempelſaales ſind zerſtört, doch bleiben noch eine Reihe herrlicher Säulen, die im ſchönſten Verhältniß ſtehen und die himmelblaue Decke tragen, in der noch goldene, vor vielen Jahrtauſenden gemalte Sterne funkeln, als wollten die Bilder der Menſchenhand mit den Himmelsgeſtalten wetteifern. Hinter dieſem Säulenſaal liegt das Tempelhaus, jetzt ſehr verſchüttet. (Vgl. den Plan des Memnonium Wilkinson modern Egypt and Thebes II. pag. 146, der mit der Beſchreibung der Bibliothek des Oſymandyas in Diodor 1,47 genau zuſammenſtimmt).

Südlich von dieſem Denkmal liegt der Trümmerhaufen, von den Arabern Kum el hettam genannt, einſt geziert mit einer großartigen Tempelanlage des Amenophis III. Reihen von Koloſſen, ſcheint es, bildeten den Eingang zu dieſem Prachtgebäude, von denen die weltberühmte Statue des Memnon und ihr Genoſſe als die erſten Vorkämpfer übrig geblieben ſind. Sie ſtanden wahrſcheinlich einſt an den Thoren des gewaltigen Baues, 500 Schritt von dem großem Tempelhauſe. Die beiden Koloſſe ſind am weiteſten von den Denkmälern auf dem weſtlichen Nilufer in den weiten grünenden Halbkreis vorgerückt, ſie ſind rings vom grünenden Gefilde umgeben, die nur in der Ferne von den gelblichen, ihre Kegelſpitzen erhebenden Kreidefelſen begrenzt ſind. Die beiden ſitzenden Koloſſe ſind von den Arabern „Sanamât-Götzen" oder „Schama wa Tama" genannt. Sie erſcheinen als trauernde Zeugen von der durch die Stürme von Jahrtauſenden darniedergeriſſenen und durch die Anſchwemmungen

der Fluthen begrabenen Todtenstadt Thebens *). Hoch erhaben, 45 Fuß hoch **), sitzen sie auf ihren Thronen, und, wie sie einst die Herrlichkeit des goldenen Thebens mit schönem Antlitz beschauten, scheinen jetzt ihre verwüsteten Züge das Elend, die Armuth, die geistige und sittliche Schlaffheit dieses einst so mächtigen Landes zu beklagen. Mehr denn viertehalb Jahrtausende bewachen die Kolosse die grüne Scholle. Sie sind die einzigen, welche die Zahl ihrer Genossen den Zeiten trotzend überlebten. Alljährlich benetzt die reiche Woge ihren Fuß und wühlt sie tiefer in die Erde ein.

Der nördlicher liegende Koloß war die im Alterthum so berühmte, als Wunder der Welt bekannte tönende Statue des Memnon, wiewohl die Inschrift auf der Rücklehne des Sessels den Namen des Königs Amenophis III. darstellt. Die Statue bestand früher aus einem gewaltigen Sandsteinblock, doch ist sie an den Hüften zerbrochen, und der Oberleib dann ersetzt durch fünf verschiedene Lagen von Steinen, da die spätere Zeit nicht mehr der gewaltigen Kraftanstrengung fähig war, mit der die Pharaonen die gewaltigen Kolosse aus einem Stücke schufen.

Der Pharaonen Macht war geschwunden und die egyptische griechische Welt schaute staunend nach den gewaltigen Markſteinen der alten Zeit. Da begann der

*) Vgl. Lepsius Briefe 271. Die Westseite des Nilthals bei Theben barg die Nekropolis. Die Bevölkerung dieses Theils, von den Griechen Memnonia genannt; scheint sich mit der Besorgung der Todten beschäftigt zu haben.

**) Vgl. Lepsius Briefe 284. Die ursprüngliche Höhe war 60 Fuß, mit dem Pschent 70 Fuß.

Stein zu tönen. Die erſte Nachricht davon findet ſich bei Strabo um Chr. Geburt, der aber ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß war. Der bisher todte, ehrwürdige Denkſtein Amenophis III. wurde nun von dem Gewande der dichteriſchen griechiſchen Mythe umwebt. Der den egyptiſchen Königen beigelegte Titel Miamun, „vom Ammon geliebt", ward nun Memnon. Eine kleine Zeit nach Sonnenaufgang hörte man den räthſelhaften Ton, der bald den Schwingungen einer zerſpringenden Saite, bald dem Tönen der Metallbecken, bald der Salpinx, bald dem melancholiſchen, ſanften Klageton, bald dem Schmerzensſchrei der Mutter verglichen wird.

Die Sage erhebt ſich nun mit ihren Schwingen. Es iſt die Statue des Memnon, der von der roſigen Eos und dem Tithon geboren in herrlicher göttergleicher Schönheit ſelbſt den Eurypylos überſtrahlte (Odyſſ. 11, 522.) Mit ſeinen äthiopiſchen Schaaren zog er in's trojaniſche grauſe Kriegsgetümmel, doch von der rauhen Hand des Achilleus wurde die ſchöne Knoſpe zerpflückt. Sein Grab wird von äthiopiſchen Vögeln durch einen Wettgeſang geehrt, ſeine Mutter Eos netzt mit den Thränen des Thaues die ſchlummernde Erde, über die frühverwelkte Schönheit des Kindes weinend. Der kalte Stein ertönt, von ſeiner Mutter, der Morgenröthe begrüßt, dem wiederkehrenden Glanz ſeiner göttlichen Mutter entgegenklagend.

Dieſes Wunder zu bezeugen, wandern in den erſten Jahrhunderten n. Chr. die gläubigen Anhänger des ſinkenden Heidenthums nach Theben, der heiligen Ammonſtadt *).

*) Ap hieß ein einzelnes Heiligthum des Ammon und mit dem Artikel Tap, daher das griechiſche Thebai. Lepſius Briefe 273.

Viele Monarchen, der Kaiser Hadrian selbst mit der Kaiserin Sabina, besuchten den mit dem Kranze homerischer Dichtung belebten und verjüngten Stein. Zwei Jahrhunderte hindurch begrüßte der todte Denkstein des Sohnes die göttliche, strahlende Mutter, die Morgenröthe, als er wieder verstummte.

Die liebliche Mythe, in ihrem strahlenden Gewebe, das diesen Stein umgiebt, wird von der physikalischen Wissenschaft allmählig zerstreut. Ein großes Erdbeben hatte 27 v. Chr. Theben verheert, der mächtige Koloß war durchspalten worden und aus seiner Stellung gerückt. Da beginnt er zu tönen und verstummt zwei Jahrhunderte später, als Septimius Severus den zerstörten Oberleib wieder herstellt. Bei der großen Intensivität der egyptischen Morgensonne und der Empfindlichkeit des Sandsteins für die Kälte, ist jedem Wanderer bei seinen Morgenwanderungen das Knistern der Steine aufgefallen; es ist wohl wahrscheinlich, daß die gewaltige Statue, nachdem sie durch das Erdbeben zerborsten, durch die rasche Ausdehnung ertönte *).

Wir wenden uns jetzt dem nächsten großen Denkmal gen Süden zu. Es ist dies der Tempel von Medinet Habu, nach Champollion, die Ruinen des Rameſſeum, des Meiamun, welches eine Länge von mehr als 900 par. Fuß hatte, und auf einer Schutterasse von 1200 Fuß Länge und 700 Fuß Breite gegründet war. Die Gebäude des Haupttempels liegen von Süd-Ost nach Nord-West, wovon der Vorderbau, welcher die Namen der späteren rö-

*) Vgl. Parthey a. a. O. 458—61. Lepsius Briefe 283.

miſchen Kaiſer trägt, ſich ſchon der Lage nach unterſcheidet. Durch drei Thore wandert man, von denen das erſte die Namen der römiſchen Kaiſer Cäſar, Titus, Aelius Hadrianus, Antoninus Pius trägt. Auch das zweite Thor führt zu einem Vorhof von ſchlechter Bauart; ein drittes Thor führt in einen kleinen Hof, von acht Säulen umgeben, deſſen Sculpturen den König Nectanebus der 30ſten Dynaſtie zeigen. Es folgen zwei Pylonen mit dem Namen des Tirhaka, deſſen Schild dann nach der Wegmeißelung ſeiner Züge den Nectanebus aufnahm. Der folgende Hof, deſſen Mauern Gitterfenſter haben, zeigt in der nördlichen Wand ein ſchönes Granitthor aus den Zeiten der 26ſten Dynaſtie; es war ein Wohnhaus des großen Prieſters Petamenoph, dem auch eins der größten Grabmäler geweiht war.

Wir wenden uns von dieſem Vorbau, der offenbar aus ſpäter Zeit herrührt, zu dem alten Tempelhaus. Ueber die Reſte des Vorbaus kommt man in den Vorhof mit Gebäuden aus drei Stockwerken mit Fenſtern über einander beſtehend. Die hiſtoriſche Darſtellungen beziehen ſich meiſt auf Ramſes Meiamum (Seſoſtris). Der Pharaonen Macht hatte in den beiden Ramſes ihre Spitze erreicht, und deren weit ausgeſtreckten Eiſenarm mußten die Völker ſich beugen. Die Häuptlinge der Länder Kuſhi, Teroſis Toroao, — Robu und Moſchauſch — Scheto, Aumor, Fekkaro, Schairetano, Tuirſcha — ſtehen hier beſiegt vor dem gewaltigen Pharao. Dann erſcheint weiterhin der König in ſeiner Häuslichkeit mit ſeinen Kindern, von Frauen bedient, mit ſeinen Töchtern, die durch zierliche Zöpfe kenntlich ſind, Brett ſpielend: eine ſo lebendige Darſtellung des

Lebens, daß der ſchauende Wanderer bald ſich in das alte egyptiſche Leben zurück verſetzen mag.

Zwei mächtige Pylonen bilden nun die Front des etwa 250 Fuß dahinter liegenden Tempels von Medinet Habu. Die äußeren Flächen zeigen die Feldzüge des Ramſes Miamun (Seſoſtris). Dreizehn aſiatiſche Landſchaften werden ihm links vom Phtah-Sokaris verliehen, wozu auf der rechten Seite Ammon Ra noch 29 nördliche und ſüdliche Völker unter ſeine Botmäßigkeit ſtellt. Die inneren Flächen laſſen den Feldzug gegen die Moſchauſch nur noch dunkel erkennen. Im erſten Hof bietet die eine Seite ſieben Säulen mit Glockenkapitälern und zwei Wandpfeiler, die Gallerie rechts hingegen ſieben Pfeilerſtatuen mit zwei Wandpfeilern, ohne das ſymmetriſche Gefühl zu verletzen. Der Hof wird durch die Pylonen geſchloſſen, welche durch ein ſchönes Thor von Roſengranit zu der dritten, der Haupthalle führen. Hier ſtehen koloſſale Figuren, Ramſes Miamun führt drei Reihen von Gefangenen in den Tempel des Ammon Ra und der Mauth; es ſind die Schakalaſcha Taonau und Puroſato, auch zeigt eine verſtümmelte Inſchrift die Fekkaro und Uſhaſha, ſowie die Länder Aunor und Orekſa. Die Geſtalten und Kleider laſſen uns wohl an Hinduſtan denken, was freilich von der Geſchichte noch nicht bewieſen iſt.

Wir eilen nun in die dritte Halle. Ein großartiger Anblick erwartet uns hier, 18 Säulen von ſieben Fuß Durchmeſſer, 16 koloſſale Pfeiler ſieben Fuß in's Geviert, bilden mit der Hinterwand eine ringsherumlaufende Gallerie. Die Darſtellungen ſind lebhaft und entſprechen den Darſtellungen

im Memnonium, es iſt ein Feldzug gegen die Robu. Der ſtürmiſche Kampf des auf ſeinem Streitwagen hoch erhabenen Königs tritt uns hier lebendig vor Augen. Das Wiehern der Roſſe, das Geſchrei der Streiter, ſelbſt das Schwirren des Pfeiles glaubt noch das Ohr zu vernehmen. Doch unſer ſtaunend Auge bleibt unverwandt wie gefeſſelt an der erhabenen ſchönen Geſtalt des Königs, der ſtarken Muthes an der Spitze des Heeres vordringt, von dem ihn umringenden Tode unbeirrt. Eine andere Wand zeigt die blutigen Folgen des Kampfes, ganze Haufen abgeſchnittener Hände ſind vor dem auf ſeinem Wagen rücklings ſitzenden König ausgeſchüttet, und lange Reihen von Gefangenen werden gefeſſelt zu ihm geführt, um für ihr Leben zu flehen; denn in den Zeiten der jugendlichen Kraft der alten Völker war leider Grauſamkeit das Siegel der Tapferkeit.

Die anderen Wände laſſen den ſiegreichen jugendlichen Herrſcher zur Stadt ſeiner Väter, zum goldenen Theben heimkehren. Rings vom jubelnden Volke umgeben, wird er von ſchönen Roſſen dahingezogen, ohne blutige Waffen, doch mit einer Peitſche, als Zeichen ſeiner unbeſchränkten Macht. Der gewaltige Umzug iſt eine lebendige großartige Darſtellung aller der damaligen Gebräuche; was der Alterthumsforſcher ſonſt mühſam ſich zuſammenſucht, ſteht ihm hier in Lebensfriſche vor Augen. Die neun Söhne des Ramſes ſind beim Opferzuge thätig, begleiten zum Theil ſelbſt den Siegeswagen des Vaters, die Königin ſchaut dem Zuge zu. Nach dieſem ward der König, wie es ſcheint, mit dem heiligen Kopfſchmucke Pſchent bedeckt. Der hohe Prieſter erſcheint mit dem heiligen Scepter

Pat, und im Augenblick der Krönung laſſen die Prieſter vier Gänſe auffliegen, wobei die Beiſchrift ſteht, der Vorſteher des Feſtzugs befahl: „Laſſet die vier Gänſe auffliegen! Amſet, Sis, Sumants, Kebſhnio, wendet euch nach Süd, Nord, Weſt, Oſt; ſaget den Göttern von Süd, Nord, Weſt, Oſt, daß Horus, der Iſis und des Oſiris Sohn, ſich mit dem Pſchent geſchmückt, daß der König Ramſes ſich mit dem Pſchent geſchmückt!"

Ein anderes Bild zeigt daneben, wie hoch geachtet in Egypten der Ackerbau war; im feierlichſten Ornat, mit dem Pſchent bedeckt, ſchneidet eigenhändig der Herrſcher mit der goldenen Sichel eine Korngarbe. Wohl hat Egypten zu dieſer ſymboliſchen Handlung Urſache, da die Macht und der Glanz dieſes Staates rein auf dieſer Baſis beruhte. Aehnliche Feſte und Kriegszüge ſind uns noch an den übrigen Theilen der mit Hieroglyphen und Bildern ganz bedeckten Wänden aufbewahrt, wir lernen die neun Söhne des Ramſes III. kennen, Züge gegen die Muſchauch und Robu, dann gegen die Fekkaro und Schakalaſhe. Der König kämpft hier beim Durchzug durch eine Wildniß mit zwei Löwen, von denen er einen erlegt; auch eine Seeſchlacht zieht unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, die freilich ohne die Beobachtung der Perſpective ſich eigenthümlich darſtellt. Ein ganzer Kalender iſt von der Regierung des Ramſes hier in den Stein eingegraben.

Die großen Hallen mit ihren gewaltigen Figuren, die wilden Geſtalten des Krieges, die ſchönen Künſt-

*) Vgl. Parthey a. a. O. S. 462—472.

des Friedens, Alles drängt ſich hier dicht zuſammen, das Auge wandert von Einem zum Andern, dann aber erfaßt uns der Total-Eindruck, und der über viele Jahrtauſende zurückverſetzte Geiſt ſieht jene alte Bühne der Weltgeſchichte vor ſich, auf der, ſoviel wir wiſſen, zuerſt die erhabene Bildung mit unwiderſtehlicher Kraft aber auch mit ſanfter Macht in die Speichen des Weltrades eingriff.

Alle großen Völker, die im Verlauf der Geſchichte auf der Weltbühne auftreten, haben eine Zeit friſcher Jugend, eine Zeit der Helden. Die Völker lebten in ihren Helden und fanden ihren Ruhm in ſeinem Muth und ſeiner Kraft. Die zitternde, nie irrende Lanze, vom jugendlichen Heldenarm eines Achilleus geſchleudert, die kühnen Waffen des gottvertrauenden Joſua, das blutige Schwerdt des Camillus, das mächtige Schild des Armin, die Feuerwuth des Omar, der ſchwirrende Pfeil des Ruſtem, waren Zeugen von der ſchnellen Jugendkraft der Griechen, von der Juden Heldenmuth im Gottvertrauen, von Roms Tapferkeit, von Deutſchlands kühner Freiheitsliebe, von der Araber fanatiſcher Religionswuth und von Perſiens Rachegeiſt. So erſcheint uns auch Ramſes II. der Held im Memnonium, und Ramſes III. in Medinet Habu als die Jünglingskraft Egyptens. Bildete aber der Grieche ſeinen Achill mit blendender Schönheit, ſtählerner Muskelkraft und ſchneller Gewandtheit, doch nur um ein Geringes größer als die anderen Menſchen, um nicht das ſchöne Ebenmaaß zu ſtören, ſo ehrte der Egypter ſeine Helden durch übernatürliche Größe, mit majeſtätiſcher Erhabenheit, jedoch mit zarter, mädchenhafter Anmuth in ſeinem Antlitz und ſchlanker Figur. Mit der Größe weiß

er aber meiſt nicht die Lebendigkeit zu vereinen, ſeine Bilder ſind ſteif und kalt.

Die Heroen der Griechen ſind Götterſöhne, ſo iſt auch Pharao hoch erhaben über die übrigen Menſchen, als der Sohn des Alles überwachenden Ra, des Sonnengottes. Es liegt in der Natur menſchlicher Entwickelung, daß den Zeiten der Helden das Jünglingsalter der Völker eine Kindheit voraufgegangen iſt. Die Entwickelung der Völker muß zu einem Punkte gediehen ſein, ehe ſie Helden erzeugen kann. So deuten jene, in den glänzenden Nebel der Dichtung gehüllten Mythen Griechenlands auf lange Zeit der Kultur vor dem trojaniſchen Kriege, ſo beſtand das Volk der Juden lange vor Moſe's und Joſua's Leitung, ſo zogen die Araber viele Jahrhunderte durch die Wüſte, bevor Muhammed die wilden Horden zuſammenſchaarte, ſo zeigt auch die Geſchichte Egyptens viele Jahrhunderte, ja Jahrtauſende großer Bildung vor ſeiner Heldenepoche. Es gehen meiſt weiſe Geſetzordnungen der Kraftanſtrengung der Völker voraus.

Wenn aber jene Zeiten der Kindheit eines Volkes bei allen anderen Stämmen zwar Anfang einer geordneten Bildung, aber doch noch die Periode ungeſtümen, wilden Treibens war, und lagen ſie damals noch im ſorgenloſen Kindesſchlummer, nur mit dunklem Bewußtſein ihrer Beſtimmung, ſo daß von ihnen nur durch die Harmonie der Volksdichtung verherrlicht, die Kunde ihres Seins und Beſtehens zu unſerem erſtaunten Ohr dringt: ſo ſind es beſonders nur zwei Völker, deren Geſchichtsbücher mit klarer Stimme von jener Zeit ihrer Kindheit reden, das jüdiſche und egyptiſche. Die Kunden Iſraels

nd Zeugen der erhabenen Berufung, zu der die Vorſe-
ung dieſes Volk erkor, und jedes Blatt ihrer Geſchichte
ugt von Gottes weiſem Plan, die Lehre der Liebe von
eſem Volk des Gottvertrauens über die Welt zu ver-
reiten; deshalb war Gott der Vater, der Leiter und der
önig Iſraels.

Dunkler verhüllt ſind uns die Pläne der Vorſe-
ung, welche Egyptens wunderbares Volk in der Ent-
ickelung der Weltgeſchichte vertrat, die beſonnenſte Kritik
elfelt nicht bis zum vierten Jahrtauſend hinauf die
egierung des Menes, des erſten Königs von Egypten,
ſetzen, und ſind die alten Kunden Iſraels mehr Kun-
e von einzelnen, von Gott beſchützten Nomaden-Fami-
n, ſo bezeugt die in Stein gehauene Geſchichte Egyp-
ns ein weiſe geordnetes und wohl verwaltetes Volk.

In feſten Fugen gefügt, ſtand dieſes Staatengebäude
viele Jahrtauſende, allen Stürmen widerſtehend. Die
eſitzer und Bebauer des Landes, die Heldenkaſte der
rieger, verwaltete das Land. Aus ihnen, die den eige-
n Heerd zu vertheidigen hatten, die mit den innigſten
anden an die Heimath gefeſſelt waren, die durch kluge
ebauung des Landes dem Staate die Mittel zur Exiſtenz
rliehen, erſtanden die Heldenſtämme der Könige. Die
aſte der Krieger war der Beſitzer und der Bebauer der
inen Oaſe, ſie mußten das Kleinod vertheidigen. Drohte
n Feind, rief der Herrſcher die Inſaſſen ſeines Landes
uf, und ganz wie im Mittelalter erſchien der Landadel
t ſeinen Mannen.

War aber gleich der Kriegerſtamm der das Land
herrſchende, und bot er, mit allen Verhältniſſen des Le-

bens wohl vertraut, durch seinen kräftigen Arm die Grundlagen des äußeren Staates, so war doch über ihn weit erhaben und von ihm selbst hochverehrt die Kaste der Priester, als die Besitzer der geheimen Weisheit, als die Vermittler des Menschengeschlechts mit den Göttern. Der siegreiche König, ein Sohn der gütigen, Alles spendenden Sonne, bringt nur durch ihre Vermittelungen seine Spenden und Opfer den gnädigen Göttern dar. So behaupten die Priester, ähnlich dem Stamm Levi unter den Juden, selbst ohne Landbesitz die größte Ehre, und von ihnen gehegt und gepflegt erblühte in Egypten schon in grauer Vorzeit tiefe Weisheit und erhabene Wissenschaft. Auch das Mittelalter, das uns jenes festgeschlossene Feudal- und hierarchische System vorführt, bietet dieselbe Erscheinung, die erhabene Stellung des Clerus über den Kreis des gewöhnlichen Lebens.

Der dritte Stand, der der Gewerke und des Handels, war leider nicht genug geehrt, doch gewiß behaupteten auch sie in diesem Lande der kolossalen Kunst, wenn nicht die gehörige Achtung, doch den gehörigen Schutz. Hatten sie gleich nicht die Ehre, so hatten sie aber auch nicht die Lasten des Kriegerstandes, sie erfreuten sich des ewigen Friedens. Wiederum tritt uns hier das Mittelalter mit der Verachtung der Bürger entgegen. Die Erhebung des dritten Standes und die Gleichstellung aller Mitglieder des Staates war die Grundlage, auf der die neuere Bildung fußte, war die Kraft, welche die ehernen Fesseln zerbrochen, die im Mittelalter durch die Sonderung der Stände die Entwickelung hemmten. Daß Egypten nie diese Fesseln brach, war der Nagel

eines Sarges; das zu ſtarre Feſthalten an die einmal herkommenen Sitten machte ſie zu Sclaven anderer Völker.

Die unſtäten Hirten dagegen waren ein Gräuel der Egypter, die wohl erkannten, daß es die Segnungen des Ackerbaues ſeien, die ihrem kleinen Lande Bildung, Wohlſtand und Macht den wilden Nachbarſtämmen gegenüber verliehen. Das unſtäte Nomadenleben bietet keine ruhige Stätte der zarten Geſtalt der Bildung, und es bedurfte wohl der großen Wohlthat, die Joſeph dem Lande erwieſen, um ſeinen Brüdern, dem Hirtenvolke, hier Wohnſitze zu erwerben.

Wie mächtig das ſo feſtgefügte Staatengebäude Egyptens war, und welche Gewalt jene Verhältniſſe haben, die, wenn ſie auch die menſchliche Geſellſchaft in Kaſten zerreißen, doch dadurch, daß ſie jedem Stande ein feſt begrenztes Gebiet zutheilen, alle Theile des Staates zu großer Entwickelung gedeihen laſſen, zeigt uns beſonders der gegenüber liegende Halbkreis, der den Strom in weiten Kreiſen umgiebt und die erhabenen Denkmäler von Karnak in ſich birgt.

Karnak, Luxor.

Wir glauben in ein altes, langgeſchwundenes Feenreich verſetzt zu ſein und ſtaunen ehrfurchtsvoll die wunderbaren Gebäude an; denn alle Vorſtellungen, die wir davon gehegt, auf wie kühnem Schwunge ſie auch beruhten, bleiben hinter der Wirklichkeit weit zurück. Alle großartigen Geſtalten der egyptiſchen Kunſt ſind hier in

kurzem Raum zuſammen gedrängt. Der Beſchreiber ſchreckt zurück, wie ſoll die Feder den Ariadnefaden finden, der durch dieſe Stadt von Ruinen, durch die Wälder von Säulen, durch die vielen Thore hindurch führt.

An dem rechten Ufer des Nil ragen die Säulen bis an den Strom heran und baden ihre dunklen Geſtalten in dem Silberglanz des Stromes. Sie ſind Reſte eines großen Tempels, deſſen Eingang mitten im häßlichen Dorfe Luxor iſt. Die beiden prächtigſten Obelisken, die größten Monolithen der Welt (74 Fuß hoch), zierten hier den Eingang in den Tempel und erhoben ihre feine Spitze in den blauen Aether. Bekanntlich wurden dieſe prächtigen Markſteine einer gewaltigen, aber langgeſchwundenen Zeit von Mehemed Ali der franzöſiſchen Regierung geſchenkt, und es iſt gelungen, den einen dieſer gewaltigen Steine nach dem Place de la Concorde in Paris, in ein anderes Vaterland zu verſetzen. Die beiden Obelisken waren von Ramſes II., (Armais) und Ramſes III. Seſoſtris, den Söhnen des Menephta geſetzt. Sie beweiſen eine feine, wohlberechnete Kunſt. Die Flächen ſind nicht ganz eben, ſondern etwas gewölbt, damit ſich die Seiten nicht dem Auge hohl darſtellen, die Spitzen werden durch kleine Pyramiden gebildet, wobei es gelang, die um vier Fuß verſchiedenen Obelisken einander gleich zumachen, die eingeſchnittenen Hieroglyphen ſind mit einer Genauigkeit in dem Roſengranit eingeſchnitten, wie ſie noch heute dem Künſtler zu bilden ſchwer ſein möchten. Hinter den Obelisken ſtehen die großen Statuen des Ramſes, als Thorwächter vor dem Eingang der Pylonen. Da das Nil-

ufer in dem langen Lauf der Zeit um 16 Fuß erhöht ist, sind alle diese Denkmäler um soviel vom Schlamm vergraben. Die Kolosse des Ramses bewachen ihr eigenes Lebensdrama, welches auf den ersten Pylonen, die 30 Fuß hoch und 12 Fuß breit sind, dargestellt ist. Auf der einen Seite rüstet sich der Held zur Schlacht und mustert sein Heer; auf der anderen Seite erkennen wir das wilde Kampfgewühl, in dem die rasselnden Streitwagen aneinander stürmen, die Feinde fliehen, der Sieger überschreitet den Strom, erstürmt die Feste. Reiterei findet man nicht, zwar sieht man einige fliehend auf gelösten Pferden.

Die Reste des großen Tempelhofes, der auf diese Pylonen folgte, sind nur schwer aus den schmutzigen Häusern der Gegenwart zu erkennen. 72 oder 76 Säulen leiteten zu den zweiten Pylonen, die fast ganz verschwunden sind und die von zwei kolossalen Figuren bewacht wurden, die aber jetzt fast ganz überschüttet sind; eine Doppelreihe von 14 Säulen reihte sich hieran in spitzem Winkel, die zwar jetzt nur kaum noch zu einem Drittheil sichtbar sind, doch in kolossalen Verhältnissen und schön geformten Kelchkapitälern sich des großartigen Tempels würdig zeigen. Dann folgten die dritten Pylonen, von denen keine Spur mehr erhalten; diese eröffneten den dritten Säulenhof von 44 und eine Säulenhalle von 32 kleineren Säulen und führte zum Tempelhaus, deren Gemächer jetzt von Schmutz besudelt und von Araberhütten bebaut, nur noch in den traurigen Zügen sich zeigen. Dieser Tempel, der schon an sich groß ist, ist aber nur ein kleiner Vorbau der gewaltigsten Ruinenstadt Karnak. Das zeigt auch die Anlage, da dieser Tempel der einzige ist, der seine Vor-

derſeite nicht den Segenswellen des Stromes zukehrt. Ueber den Tempel ſelbſt ſind die Anſichten der Gelehrten ſchwankend, der Name des Ramſes und Amenophis kehrt wieder und Champollion theilte daher dieſen Tempelbau in ein Ramaſſeum und Amenophium. Prokeſch läßt es von den neuen, auf einander folgen Amenophis erbaut ſein; auch den Namen Alexanders weiſen die Steine auf, der wohl das Recht des Siegers benutzte, um ſeinen Namen neben dem des Gründers in Steine zu verewigen. Nach Lepſius (Briefe pag. 278) errichtete der mächtige Amenophis der 18te Dynaſtie dem Ammon hier das prächtige Heiligthum, welches der große Ramſes durch einen ſtattlichen Vorhof nach Karnak zu erweiterte.

Kaum erholt ſich der Reiſende von den gewaltigen Eindrücken, den ſchon dieſer kleine Vorläufer der großen Ruinenſtadt Karnak in ihm hervorruft, ſo treibt es ihn weiter. Vom Tempel in Luxor iſt der große Tempelbau von Karnak 6000 Fuß entfernt, die ſo große Strecke bildete eine Sphinxreihe, von je ſechshundert Sphinxen. Die meiſten derſelben ſind jetzt von der Erhöhung durch den Nilſchlamm begraben, da ſie nicht mit auf dem Schutthaufen ſtanden, welchen die Pharaonen zur Grundlage ihrer Denkmäler aufwarfen. Der verhältnißmäßig kleine Theil, welcher dicht vor Karnak mit auf dem Schutthaufen erhaben lag und nach Karnak einleitete, zeigt auch jetzt nur den traurigen Rumpf, da Mehemed Ali dieſe Sphinxe zerbrechen ließ, um die Steinhäupter zu ſeinen Pulverfabriken zu gebrauchen, zum Zeichen von der hohen Achtung der Türken für die Wunder des Alterthums. Doch nun treten wir in die große Ruinen-Tempelſtadt

Karnak, die ſich auf einem Flächenraum von etwa 100 preußiſchen Morgen $2\frac{1}{2}$ Millionen Quadratfuß erſtreckt.

Die Sphinxe führen zu einem Thore zwiſchen zwei Pylonen, die ſich wahrſcheinlich 170 Fuß hoch erhoben, nun folgt ein großer Hof mit Säulengängen. Er iſt mit rieſigen Felſentrümmern überſäet *). In der ſüd-

*) Vgl. Lepſius Briefe pag. 272—277. An den Tempel von Karnak knüpft ſich die ganze Geſchichte des egyptiſchen Reiches ſeit Erhebung der Ammonsſtadt zu einer der beiden Landesreſidenzen. Dies National-Heiligthum ward gegründet vom mächtigen Seſurteſen im viertletzten Jahrhundert des dritten Jahrtauſend v. Chr. Unter dem folgenden harten Druck der ſiegreichen Erbfeinde des Reiches ſtand dies Heiligthum verlaſſen. Nachdem aber Amoſis im 17. Sec. die Hykſos vertrieben, erbauten die Nachfolger deſſelben, Amemphis I. und Tutmoſis I. einen ſtattlichen Tempel, um die Reſte des alten Heiligthums, nebſt Kammern, Pylonen und 2 Obelisken, welche Tutmoſis errichtete. Tutmoſis III. vergrößerte dieſen Tempel durch einen auf 56 Säulen ruhenden Saal. Die folgenden Könige rundeten den Tempel durch Neubauten nur ab. Im 15ten und 14ten Sec. v. Chr. errichtete der gewaltige Sethos I., Vater des Ramſes Miamun, in der urſprünglichen Axe des Tempels den gewaltigen Pfeilerſaal, in dem 134 Säulen das ſteinerne Dach tragen. Hiermit ſchloß die Hauptanlage des Tempels in einer Länge von 1170 Fuß. Das Haupt der 20ſten Dynaſtie, Ramſes III., der durch ſeine Kriegszüge in Aſien im 13ten Sec. v. Chr. mit Sethos I. und Ramſes II. wetteifern konnte, baute hierzu einen beſonderen Tempel mit Säulenhof über 200 Fuß lang, der unſymmetriſch die Umfaſſungsmauer durchſchneidet. Von den folgenden zwei Prieſterdynaſtieen (der 21ſten u. 22ſten) iſt Scheſchenk der Schiſchak der Bibel, welcher 970 Jeruſalem eroberte, an der ſüdlichen Außenwand des großen Tempels beſonders verherrlicht, er führt 140 Geſtalten vor Ammon. Unter dieſen Prieſterdynaſtieen, die den Rameſſiden folgten und fremden Stammes waren, ſank das Reich, ſo auch in der 23ſten aus der 24ſten Dynaſtie iſt Schabak und Tahraka (So und Tirhaka der Bibel) aus äthiopiſchem Stamm an kleineren Tempeln von Karnak ſichtbar. Die verdrängte Saitiſche Dynaſtie kehrte zurück und er-

weſtlichen Wand iſt ein großer abgeſonderter Tempel, der trotz ſeiner Länge von 160 Fuß und der Breite von ſieben Fuß, doch gegen die anderen Bauten zurücktritt. Von hier aus zieht ſich die Kette der Tempelbauten in einer Axe von N.-W nach S.-O. eine Perlenkette noch unerreichter, großartiger Architectur. Zwei Koloſſe bewachten die folgenden zweiten Pylonen, der eine iſt ganz zerſtört, der andere ſteht noch da ohne Kopf und ohne Arme in ſchreitender Stellung. Jetzt tritt man nun in die gewaltige Säulenhalle von Karnak. Ein feenartig aufgeführter Säulenwald, eine alle Vorſtellung übertreffende Großartigkeit umringt uns hier von allen Seiten. Wenn man die Tempelreihe von Karnak ſich denken kann als das ſtrahlende Diadem der einſtigen Pharaonen Kraft, ſo iſt dieſe Säulenhalle der Diamant im Diadem. Zwölf Säulen, ſechs gegenüberſtehende Paare, bilden die Mittelreihe, ſie ſind die größten in Egypten, eilf Fuß Durchmeſſer, 36 Fuß im Umfang, 66 Fuß hoch. Dieſen Säulengiganten ſind zu beiden Seiten Reihen von kleineren Säulen beigegeben, von acht Fuß acht Zoll Durchmeſſer, ſieben Fuß Umfang und 40 Fuß Höhe in 14 Reihen geordnet, deren

öffnete Egypten den Verkehr mit den Griechen. Das Land erblühte, ward aber durch den Perſerſturm unter Cambyſes 525 verwüſtet. Unter Darius II. ward Egypten noch einmal unabhängig, doch fiel es zum zweiten Mal in die Hände der Perſer 332, und darauf in die Alexanders des Großen. Auch Alexanders und Philippus Aridaeus Name findet ſich in Karnak, ſie gingen den Ptolemäern in Wiederherſtellung der alten Heiligthümer voran, wie auch die letzteren in die Fußtapfen der Pharaonen tretend, neue Tempel erbauten. Selbſt Cäſar Auguſtus findet ſich in Karnak. Eine Geſchichte von dritthalb Jahrtauſenden haftet an dieſer Tempelſtadt.

jede neun Säulen enthalten ſollte, der Anbau der dritten Pylonen nahm vier davon weg, ſo ſtehen 122 kleinere Säulen, von den zwölf großen majeſtätiſch überragt und alle belebt von ſchönen Hieroglyphen.

Die kleineren Säulen ſind mit Felsblöcken überdacht, die noch heute in der erhabenen Höhe auf den Spitzen des ſteinernen Waldes feſtruhen. Wie aber ſollte dieſes Felsblockdach mit der um 25 Fuß höheren Mittel-Säulenreihe verbunden werden? Fürwahr ein kühner architectoniſcher Gedanke, vor dem aber der Pharaonen Geiſt nicht zurückſchreckte. Wer wagt die ungeheuere Steinmaſſe, die ſchweren Blöcke dort in den Lüften aufzuthürmen auf verſchiedenen ungleichen Grundlagen? Auf den nächſten Seitenreihen der kleineren Säulen erheben ſich ſtarke vierſeitige Pfeiler; auf dieſen ruhen die Verbindungsſteine nach den Mittelſäulen hin und darauf die Deckſteine. Die Mittelſäulen aber haben größere Zwiſchenweiten; oft treffen daher die Verbindungsſteine auf die Mitte der Architraven, doch das Vertrauen auf die große Feſtigkeit der Fundamente, ließ ſie das kühne architectoniſche Kunſtſtück wagen. Ja noch mehr, ſelbſt die erhabenen Mittelſäulen ſollen überdeckt werden, im gewaltigen Schwung erhebt man Blöcke von 28 Fuß Länge, vier Fuß Durchmeſſer, um ſie auf die Steinhäupter der 65 Fuß hohen Säulen niederzulaſſen. Soll die Schwere ſich in den Lüften wiegen, will denn Pharao die Luft beherrſchen? Das Unternehmen überſteigt faſt menſchliche Kraft, die Blöcke ſind jetzt darniedergeſtürzt und beſchädigten die ſchön gewölbten Säulenkapitäler. Faſt kommt es uns wie ein weiter babyloniſcher Thurmbau vor, als will Pharao

sich gegen Gott erheben; sie bilden jetzt einen Trümmerchaos im Mittelgange des Säulenwaldes. Wer war der kühne Geist, der diese gewaltige Säulenhalle zu errichten wagte? Ein Eisenarm mußte es sein, eine Jugendkraft, die vor Nichts zurückbebte. Jetzt erscheint uns seine Gestalt selbst; an der nördlichen Seitenhalle, ist der Kampf des egyptischen Heeres am Ufer des Stromes, und voran stürmt der König in kolossaler Figur; er zertritt der Feinde Haufen, drängt sie in den Strom hinab und sendet den Fliehenden noch den tödlichen Pfeil nach. Auch eine Feste wird erstürmt, weder Fluthen noch Mauern können seinen Siegesschritt hemmen. Bei diesem wilden Gemälde ist gar keine Perspective beobachtet, im wilden Gewühl sind die Figuren durcheinander, doch die schönen Gestalten im Einzelnen lassen uns vor dem Künstlergeist erstaunen. Gefangene folgen gefesselt und niedergebeugt. Der Sieger kehrt heim zu den mit Palmen, Krokodilen, Städten und Tempeln besetzten Nilufern.

Die Riesenhalle wurde von Pylonen gebildet, die jetzt vernichtet sind; ihnen folgten zwei Obelisken, von denen der nördliche umgestürzt darniederliegt, doch der andere, 70 Fuß hoch, seine Nadelspitze in den Lüften zu wiegen scheint, und die große Riesenhalle von dieser Seite würdig einleitet. Ein viertes Thor führt uns in einen großen, viereckigen Hofraum, an dessen Wänden ringsherum kolossale Wandpfeiler mit Osiris Statuen stehen. Ein mächtiger Obelisk, wohl von 92 Fuß Höhe, der größte in Egypten, ziert noch diesen großen Hofraum, während sein Bruder darniedergestürzt ist. Dieser Obelisk bietet die Namen des Ammon Ra, Tutmosis und

der Königin Amunneitgori, nach Wilkinson weihte die Königin zu Ehren des Tutmosis, dem Gotte diesen gewaltigen Denkstein. Prokesch las statt Amunneitgori Amonnathoth gleich Amutharthäos, der nach Manetho gleichaltrig mit Tutmosis I. war *). An diese in gigantischen Verhältnissen gebaute Tempelreihe schließt sich ein anderer Tempel in kleineren Dimensionen. Es liegt inmitten des folgenden Hofes ein kleinerer Tempel von alten Werkstücken zusammengefügt, der dem Tutmosis III. zugeschrieben wird, und im Hintergrunde des Hofes steht dann noch eine offene Gallerie von 32 vierseitigen Pfeilern und 20 Säulen getragen, welche mit mehreren Gemächern in Verbindung stehen.

Es ist in einer kurzen Skizze nicht möglich, alle die kleineren Gebäude, die ganze Umwallung mit ihren Pforten durchzugehen, es kommt uns hier nur darauf an, den Eindruck zu schildern, den das ungeheuere Werk der Menschen auf den Wanderer macht und der gütige Leser besteige daher mit uns einen der mächtigen Pylonen, um dieses Denkmal in der Vogelperspektive noch einmal zu überschauen. Da starren uns die mit den gewaltigen Blöcken überdachten Säulen an, dann wieder die zerstörten Pylonen der Thore der weiten Umwallung, die nach Luxor hin uns vier mächtige Gestalten entgegen zeichnen. Hiervon ist das vierte das berühmte Pylonenthor, von dem aus eine gewaltige Sphinxreihe zum Ehrfurcht gebietenden Typhonium, das mit mächtigen schwarzen Kolossen gefüllt war, hinführt. Die anderen Hallen rechter und linker Hand, vor-

*) Vgl. Parthey a. a. O. 433.

wärts und rückwärts lassen uns bekennen, es hat kein Volk dergleichen erdacht, und keine Sprache vermag die kolossalen Gebilde der Kunst wohl zu schildern. Scheinen doch die Kolosse an den Pforten die Wache der Ewigkeit zu erhalten; erheben doch die Obelisken ihre Spitzen in den Aether, um den Stürmen der Jahrtausende zu trotzen, und der Säulenwald erhebt trotz seiner schwer belasteten Häupter noch heute seinen Stamm in jugendlicher Frische, als ob die Jahrhunderte kein Recht an ihnen hätten.

Die herrliche Ruinenstadt steht jetzt todt und unbewohnt vor uns, und nur das Kreischen von Adlern und Geiern reißt uns bisweilen aus den goldenen Träumen, die uns jenes alte Heldenleben enthüllt, und rings um diese Ruinenstadt ist ein kleiner Kreis öden Landes. Doch gleich darauf wird dieser Kreis vom Grün des wuchernden Halfakrautes umringt, wie, um jene alte Zeit hoher Landeskultur zu verspotten. Ein Kranz lieblicher Palmenwipfel, deren Anblick durch die düsteren Ruinen hindurch höchst malerisch sich uns zeigt, versöhnt uns zwar mit diesem Anblick, aber ein elendes, schmutziges Dorf hat sich dicht an den Ruinen angesiedelt, um uns den Kontrast früheren Glanzes und des jetzigen Elends mit recht grellen Farben zu zeichnen.

Wenn man gegen Abend, bei dem prächtigen Farbenspiel der scheidenden Sonne diese grandiosen Denkmäler alter Kunst bewundert, bestürmen uns in seltener Harmonie die betrachtenden Gedanken über die geschwundene Herrlichkeit und eine trübe Melancholie über das viele Jahrtausende währende Treiben der Menschen. Die Jahrhunderte ziehen in eiligem Zuge an uns vorüber

theils mit glänzenden Fittichen beſchwingt; denn ſie zeugen von den Flammen der Geiſter, dem edlen Feuer der Charaktere, die von junger Heldenkraft und von den erhabenen Grundſätzen reiner Menſchenliebe durchglüht, die Jahrhunderte bewegten, um der Menſchheit das Heil und das Glück wahrer Bildung zu verleihen; theils aber ſind ſie umhüllt mit dem dunklen Gewande der Trauer; denn ſie ſind Zeugen von den Stürmen der verheerenden Gluth ſelbſtiſcher Leidenſchaft, welche die edle Größe der Menſchheit verzehrte und mit Strömen von Blut den Lauf der Jahrhunderte gräßlich zeichnete. O könnten ſie reden die ſtummen Mauern von Stein, die drittehalb Jahrtauſende erbauten und beinahe drei Jahrtauſende der verheerenden Zeit getrotzt! Freilich ſie reden; mit geheimnißvoller Schrift belebt, werden ſie Jahrtauſende der Weltgeſchichte enthüllen und den forſchenden Geiſt hinaufführen in eine bisher verhüllte graue Vorzeit. Noch einen blendenden Purpurſtrahl ſendet die ſcheidende Sonne auf dieſe Ruinen, noch einmal läßt dieſer goldene Strahl das Gemüth für alles Erhabene und Große erglühen und beſeligt es noch einmal mit ſchöner Hoffnung, um dann mit dem dunklen Mantel der melancholiſchen Nacht der Gegenwart ſich zu umhüllen. In ſo erhabener Pracht ſtehen die Palläſte des Lebens noch heute als die Staunen erregenden Denkmäler älteſter Menſchenbildung.

Auch in die Stätten des Todes mag der Leſer mit mir eine Wanderung unternehmen. Noch lagerte die Morgenwolke über der lieblichen Welle des Nil, als wir von Karnak aus den Strom durchſchnitten und dann nach der Memnonsſäule eilten; vergebens lauſchten wir nach

dem räthselhaften Ton, und wandten von hier aus unsere Schritte nach dem Pallast von Qurna, von den Einwohnern Kasr el Rubeik genannt.

Zehn Säulen mit reichverzierten Schaften und Knospenkapitälern steigen in stiller Majestät hier aus dem Sande empor. Sie tragen ein Dach, das eine Hinterwand beschützt, welche drei Thüren bietet, die mittlere derselben führte zu einem Saal, der jetzt zerfallen ist. Ein merkwürdiges Wandgemälde stellte in zwanzig Abtheilungen den Nil in seinen verschiedenen Phasen da, und die Göttinnen, die in jedem Monat Egypten beschützten. Sie bringen dem Herrscher alle verschiedene Früchte dar. Die Säulen und die eine Wand sind die einzigen Ueberreste einer einst großartigen Tempelanlage Sethos I. *).

Wir hatten einen steilen Pfad zu erklimmen und zwischen dem Gestein hindurch zu klettern. Wandten wir vom Kamm aus unser Auge rückwärts, lag vor uns das ganze Thal, welches einst die merkwürdige Stadt, das hundertthorige Theben getragen und sie noch heute tief in seinem Schooße begraben birgt. Jetzt trat sie uns, üppig grünend und blühend, vom schönen Morgenthau erfrischt, ein neues Leben athmend, entgegen. Vom schönen Strom, dem Spender des Lebens, durchschnitten, bot sie einen eigenen Gegensatz gegen die Ruinen, die erhabenen Zeugen der Vergangenheit. Jenseit des Stromes lag die gewaltige Ruinenstadt Karnak, von der Morgensonne begrüßt; zu unseren Füßen, dicht am Gebirge, die drei Tempel von Theben und mitten im grünen Felde die beiden Kolosse. Nur noch einige Schritte hatten wir

*) Vgl. Parthey a. a. O. 445 u. 446. Lepsius Br. 85.

u gehen, da verſchlang hinter uns das öde Geſtein jenen
iſchen Anblick des Lebens, wir waren von dem Treiben
er Welt geſchieden. Von dem Geſtein rings umhüllt
nd den Augen der Menſchen verborgen lag vor uns
as Thal des Todes, das man zum Wohnſitz der ge-
orbenen Herrſcher gewählt; dieſem Ziele entſprechend,
eigen wir keinen Halm, ſondern nur kahle Bergwände
nd große Haufen zertrümmerten Kalkgeſteines treten uns
rauſend hier entgegen. Ein Aufenthalt der Hyänen und
er Schakale iſt das Thal geworden und hungrige Geier
mkreiſen die öden Bergkuppen. Das Leben hat hier
ein Recht verloren, kein Geräuſch des menſchlichen
ebens durchtönt das öde Thal, Auge und Ohr ſehnt
ich vergebens nach den Zeichen der treibenden, lei-
enden Welt, und eine ehrfurchtsvolle Stille mahnt uns
an die ewige Ruhe der Todten. Dennoch aber ſind in
dieſem Todesthal die lebhafteſten Zeugniſſe vom Leben
nd Weben, vom Dichten und Trachten, vom Treiben
nd Leiden der Menſchheit von Jahrtauſenden.

Ganze Generationen, die einſt durch ihre Bildung
nd Kraft die Welt bewegten, liegen in dieſem Kalkgebirge
jetzt als modernde Mumien. Kaum ſteigt man in dieſes Thal
hernieder, ſo zeigen ſich in verſteckten Winkeln die Pforten
der Königsgräber. Ein großartiger Anblick erwartet uns
hier; mit den feinſten Hieroglyphen beſchriebene Wände
mit den ſchönſten Farben bemalte Decken, Säulen mit
den zarteſten Gebilden der Kunſt belebt, und die inneren
Mauern mit den treueſten Gemälden aus dem Leben je-
ner alten Zeit geziert. Hier auf der einen Seite ſieht
man den Menſchen mitten in den lieblichen Tagen des

Glückes; von ſeiner Familie und ſeinen Freunden umringt, ſitzt er an wohlgefüllter Tafel. Doch auf der anderen Seite hat der Tod ſeine Seele gefordert. Die Leichenſalber ziehen das Gehirn und das modernde Mark heraus, die Leichen mit Salben zum letzten Gange in dieſe ewige Hallen zu bereiten. Man ſieht in der Küche die Speiſen bereiten, die Jäger fangen das Wild, man ſieht den Landbebauer das Land beſtellen, die Frucht ernten, ſein Vieh bewachen; bald bereitet ſich alles, die ſchöne Geſtalt der Freude zu haſchen, doch bald zeigt ſich die dunkle Geſtalt der Trauer, die die Blumen der Freude mit vernichtendem Fuße zertritt. Andere Zimmer bieten andere Geſtalten, die Gerechtigkeit zieht hier ihr Schwerdt, andere Hallen ſind Zeugen von der Tapferkeit, und andere ſind der Freude, dem Harfenſpiel, der Muſik und der Kunſt geweiht.

In dem großen von Belzoni aufgedeckten Grabe muß jeder Beſchauer von der Zartheit und Feinheit der Gemälde ergriffen werden. Es iſt dies das Grab des Königs Oſireï I., und bietet gleich im erſten Saale die von allen Reiſenden wohl bewunderten vier verſchiedenen Geſtalten, die vier von Egypten angenommenen Menſchenracen. Dem Führer Horus zunächſt in dunkelrother Farbe die Bewohner des Nilthals mit gekräuſeltem, langem Haar, kleinem ſpitzen Bart, Rot-enne-Rome, das Geſchlecht der Menſchen genannt, dann folgen mit gelbem Geſicht und dickem Bart die Namu, die Aſiaten. Unverkennbar iſt dann das ſtumpfe Geſicht des Negers, Nahaſi, ſchwarz und wollhaarig endlich die Tamhu, fleiſchfarbenen Geſichts mit dickem Bart, Federn auf dem

Kopfe, in Thierfelle gehüllt. Es iſt zwar jetzt für den Reiſenden keine Schmeichelei, als Barbar hier hinter den anderen Racen herzuwandeln, doch war damals die Zeit der Entwickelung für die kaukaſiſche Race nicht gekommen, (6—700 Jahre vor dem trojaniſchen Kriege). Die Geſtalten der erſten zwei Racen kehren in den anderen Gräbern öfter wieder. Die Namu, die Aſiaten ſind bisweilen in verſchiedene Gewänder gehüllt, bald mit koſtbarer Hülle, dem Aſſyrer ähnlich, bald den Medern, den Geſtalten in Perſepolis vergleichbar. Leider ſind dieſe Denkmäler jetzt ſo zerſtört, daß der Wanderer zweifeln muß, ob die Kultur vor vielen Jahrtauſenden größer war, oder die Ungebildetheit der Reiſenden. Faſt iſt kein Bild mehr erhalten und die Denkmäler, die ruhig von dem Schutt bedeckt, vielen Jahrtauſenden in unvergänglicher Schönheit getrotzt, ſind jetzt von profanen Händen von Grund aus vernichtet. Viele Pfeiler ſind ihres Schmuckes ganz beraubt; vielen Figuren ſind Arme oder Füße verſtümmelt. Faſt iſt kein Königsſchild mehr erhalten, ſondern aus den ſchönverzierten Wänden herausgeriſſen *). Der Reiſende muß ſich daher meiſt an die früheren Beſchreibungen halten, um nur einigermaßen das Ganze ſich zu vergegenwärtigen.

Die ſinnbildlichen Darſtellungen in dieſen Gräbern zu entziffern, iſt den Egyptologen bisher noch nicht ganz gelungen, auch iſt zu zweifeln, ob bei dem jetzigen Zuſtand der Monumente dies je wird möglich ſein. Dem

*) Die Verſtümmelung der Denkmäler geſchieht beſonders durch die Gewinnſucht der Eingeborenen, die vielfach dem Reiſenden losgebrochene Stücke anbieten, auch iſt in Theben ein Antikenkrämer.

geiſtreichen Champollion gelang es, ein ſchönes Bild von einem dieſer Gräber zu geben *), von dem Grabe Ramſes V. Ueber der Eingangsthür wird der König mit der ſegenſpendenden Sonne verglichen, die in Glanz aufgeht, die Welt überſtrahlt und dann im Weſten verſchwindet: ein Sinnbild des Lebens und des Todes. Die Basreliefs im Korridor des Eingangs laſſen den König von Oſiris und Phre für das irdiſche und himmliſche Leben geſegnet ſein. Die 75 Beſitzer der Sonne ſtehen den 75 Regionen der unterirdiſchen Welt vor. Einzelne Darſtellungen des Sonnenlaufes in der oberen und unteren Halbkugel haben immer Bezug auf das Leben des Königs, die zwölf Stunden des Tages als ſchlangenbewachte Pforten, die 24 Stunden des Sonnenlaufs als Figuren mit Sternen über dem Haupte.

Der Gott Atmu hält in der dritten Stunde Gericht über die Seelen, deren eine als eine große Sau von dienſtbaren hundsköpfigen Geiſtern gezüchtigt wird, wegen der „Schlemmerei". In der fünften Stunde beſucht der Sonnengott die tugendhaften Seelen, die Opfer bringen, Früchte ſammeln, das Feld der Wahrheit bauen, oder ſich baden in großen Becken mit himmliſchem Waſſer. In den folgenden Stunden kämpfen die Götter gegen den Drachen Apophis, den Bruder und Feind der Sonne. Das Unthier wird im Netze gefangen, von Ammons ſtarker Hand ſelbſt gehalten und in der eilften Stunde erwürgt.

In den zwölf Nachtſtunden zeigen ſich die Strafen der verdammten Seelen, die in 75 Zonen zertheilt, ge-

*) Vgl. Parthey a. a. O. 483. Champollion's Briefe XIII. a. a. O. 153 ff.

peinigt werden. Mit den gräulichſten Qualen ſind ſie heimgeſucht.

Aſtronomiſche Darſtellungen ſind an den Decken der Korridore, die zwölf Tag- und Nachtſtunden bezeichnen, in nebeneinander fortlaufenden Reihen. Vom ſternbeſäeten Himmel und einer längeren weiblichen Figur ſind ſie an drei Seiten eingeſchloſſen. Die Sonnenbarke Bari durchläuft den Cyklus, von Genien und Göttergeſtalten begleitet. Dies Schiff iſt von der Göttin Sori am Vordertheil, von den Göttern Sev, Horus, Hake Oëris, Hau, der Göttin Neb-Wa und dem oberen Hüter der Wendekreiſe beſetzt. Der König nimmt am Kampfe gegen den Drachen Apophis Theil. Das Schiff gleitet an den ſchattigen Gärten, in denen die reinen Seelen wohnen, vorbei, am Abend wendet die Barke um. Wie die Nilbarke gegen den Strom, muß ſie mühſam hinaufgeſchleppt werden, während ſie bei Tage raſch den Strom entlang glitt. Neben dieſen bildlichen Darſtellungen ſind ausführliche Erklärungen vom Einfluß der Gebärme auf die Glieder.

Im Gemache vor dem Begräbnißſaale wird über die verſtorbenen Könige Gericht gehalten. 42 Richter neben dem Oſiris ſcheinen jeder über ein beſonderes Verbrechen in der Seele des Königs nachzuſpüren, der von allen ſich frei erklärt. Der König Ramſes, heißt es, hat nicht geflucht, hat ſich nicht betrunken, hat nicht gelogen, iſt nicht faul geweſen, und ſo fort, iſt er von allen den Sünden rein.

Zu beachten iſt, daß alle dieſe Gräber noch zu Lebzeiten des Königs ausgearbeitet worden, bis mit ſeinem

Tode die Arbeit aufhörte; daher iſt oft in den Gemächern ein Theil der Hieroglyphen nur erſt aufgezeichnet, andere noch nicht gemalt, was bei der friſchen Schönheit der Farben uns den Eindruck gewährt, als hätte man eben geſtern erſt hieran gearbeitet. Es wurden alſo alle dieſe Sünden noch zu Lebzeiten des Königs in Stein gehauen und er hatte daran wohl einen treffenden Sittenſpiegel.

Wie das Leben der Egypter in Kaſten feſt von einander geſchieden war, und der erhabene Grundſatz der Humanität von der Gleichheit der Menſchen unter einander dieſe Klüfte nicht verband, ſo trennte ſie auch der Tod noch, jeder Stand hatte ſeine Gräber. Die bisher erwähnten Bab el Moluk hegen nur die Ueberreſte von Königen. Die zerfallenen Bab el Hadſhi Hamed waren nur den Königinnen beſtimmt. Scheikh Abd-el-Qurna war urſprünglich nur für Prieſter. In den anderen Todtenhügeln Dra, Abu Naga, Gurnet-Moraï und im Thale Aſſaſif ſind große Familiengrüfte, die Stände ſind hier nicht mehr ſo geſchieden. Scheu betritt man die tiefen Hallen im unterirdiſchen Dunkel, ſo viele Tauſende liegen hier begraben. Von den Fledermäuſen, den jetzigen Bewohnern dieſer Hallen, ſind wir umſchwirrt. Man glaubt die Unterwelt des Homer zu ſchauen, geſtaltlos ſchweben in Perſephoneias Reiche gefühlloſe, ſprachloſe Schatten umher. Auch hier ſind alle Wände mit Figuren und Darſtellungen belebt, eine hohe Kultur verräth hier jede Phaſe des menſchlichen Lebens. In einer derſelben ſieht man ſelbſt den Handwerker mit rüſtigem Arm die Koloſſe aushauen, von denen noch jetzt jene zwei den Reiſenden

Bewunderung abnöthigen. In einem anderen Theile der Felswand ſind viele Hallen, die jetzt von dem ſchmutzigen Fellach bewohnt werden.

Staunen und Schauder, Bewunderung und Verehrung beſtürmen uns in den Räumen des Todes, und kehrt der Reiſende von ſeinen Wanderungen heim durch das öde Geſtein, vermag er ſich kaum von den verſchiedenartigen Eindrücken zu erholen, die ihm das Leben in dieſen Todeshallen eingeprägt hat. Was immer der Menſch unternommen, um die Grenzen der Endlichkeit zu überſchreiten und dem Laufe der Zeiten Trotz zu bieten, ſo herrlich und mächtig es auch geweſen, es muß zuſammenſinken, und zur Warnung dienen den folgenden Geſchlechtern.

Dendera, Abydos, Beni Haſſan.

Nachdem der Reiſende Theben verlaſſen, drängt es ihn nach Cairo zurückzukehren. Der raſche Strom, der bei unſerer Fahrt nach Nubien ſo hemmend uns entgegen trat, trägt uns bei der Rückkehr auf raſch dahingleitender Welle und die grünen Kreiſe des Nilthals fliegen an uns vorüber. Nur an drei Stellen pflegt der Reiſende auf ſeiner Rückkehr anzuhalten.

Gegenüber von Keneh liegt das ſo wohl bekannte Denkmal Dendera (Tentyris), in dem ſich Grazie und Majeſtät ſchön verbindet. Selbſt die ermüdeten franzöſiſchen Soldaten unter Deſair, ſollen bei ihrem Zuge durch Egypten, die Ermüdung vergeſſend, dieſen Tempel beſucht haben, und ſich an dem wunderbaren Eindruck, den dieſes ſchöne Gebäude auf ſie machte, gelabt haben.

Als ſpäter die Hindu im engliſchen Heere von Koſſair hier ankamen, wären ſie, heißt es, vom Eindruck überwältigt, niedergeſunken, die Göttergeſtalten anzubeten.

Trotz der großartigen Eindrücke die uns von Theben aus noch wohl im Gedächtniß ſind, können wir doch dieſem Denkmal unſere Achtung nicht verſagen. Nach einem angenehmen Ritt durch Dattelwäldchen tritt uns der ehrwürdige Tempel, von friſchem Grün rings umgeben, entgegen. Ein Porticus von 24 Iſisſäulen empfing uns, und mit dem größten Wohlgefallen verweilt der Blick bei den aus vier Iſisköpfen gebildeten Kapitälen. Ein ſechsſäuliges Gemach betritt man zunächſt, dem noch zwei größere und dann das Allerheiligſte folgen. Sie ſind meiſt verſchüttet, rings herum läuft eine Gallerie, die uns den Eingang zu vielen kleineren Zimmerchen bietet. Das wohlerhaltene Dach des Tempelhauſes diente früher einer Schaar von Fellach zum Aufenthalte, die ſich mit großer Frivolität, trotz ihres ſchmutzigen Elends, über dieſe Tempelruinen zu erheben wagten.

Im hinteren Theil dieſes Tempelgebäudes liegen als zweites Stockwerk mehrere Zimmerchen, von denen eins jenen in der Wiſſenſchaft ſo berühmt gewordenen Thierkreis enthält. Der General Deſair ſoll dieſen Thierkreis entdeckt haben, der dann im Werke der franzöſiſchen Expedition abgebildet, die Augen aller Gelehrten auf ſich zog. Lelorrain ſägte ſpäter dieſes Denkmal aus und verkaufte es an die franzöſiſche Regierung 1821 für 150,000 Fr. Den älteſten egyptiſchen Thierkreis glaubte nun Frankreich zu beſitzen, den Remi Raiges bis auf funfzehn Jahrtauſende vor Chr. hinaufſetzte. Es hat überhaupt dieſer

Thierkreis ſich alle mögliche Altersſchätzungen gefallen laſſen müſſen, bis endlich Champollion den Königsring Autokrator bemerkte und ihn auf Claudius und Nero bezog. Die Entdeckung des hieroglyphiſchen Alphabets riß alſo mit kühner Hand jenen Kranz des ehrwürdigſten Alterthums von dieſem Denkmal, das ſo vielen Gelehrten Gelegenheit gegeben hatte, ihren Scharfſinn zu prüfen *). Von der Verſtimmung, die dadurch in der gelehrten Welt entſtand, hatte wiederum der arme Tempel zu leiden. Früher als älteſtes Denkmal angeſtaunt, ward er nun wegen ſeiner Jugend verachtet. Der ſpätere Stil, verdorbener Geſchmack, Alles wurde dieſer armen Ruine vorgeworfen. Dennoch aber iſt die Schönheit dieſer Ruine der alt-egyptiſchen Baukunſt wohl würdig, wogegen die Basreliefs das Sinken des Meißels kund thun **). Der Tempel iſt mit einer Mauer von Backſteinen umgeben, auch ſieht man die Reſte eines Thyphoniums, welche im Sande faſt ganz begraben ſind. Noch ein anderes Tempelchen aus ſpäterer Kaiſerzeit zeigt ſich hier, wiewohl gar ſehr abſtechend gegen die Pracht des großen Tempel von Tentyris.

Als ich vom Tempel zurückkehrte und über den Strom fahrend, nach Keneh kam, fand ich dieſe egyptiſche Stadt ganz angefüllt mit Leuten. Alle Kaffee am Nil waren ſtark beſetzt von wilden Figuren, die meiſt nur mit einer weißen wollenen Decke vom Kopf bis zum Fuß umhüllt, mit ihren funkelnden Augen aus dem braungebrannten,

*) Vgl. die Tabelle der verſchiedenen Schätzungen bei Parthey a. a. O. S. 506.

**) Champollion's Briefe a. a. O. S. 60.

mit schwarzem Bart umwachsenen Gesicht mich anstarrten. Dann wieder schlecht verhüllte Weiber, anders gekleidete Männer, Alle bewegten sich wirr durch einander. Wie ich bald erfuhr, war dies die Pilgercaravane, die von Dschidda aus über das rothe Meer fährt und dann von Kossair aus den kleinen Wüstenrand bis Keneh durchschneidet, von wo sie den Nil entlang nach Cairo fahren. Eine große Anzahl von Barken lag am Nil in langer Reihe, um die frommen Pilger aufzunehmen. Die ganze Versammlung hatte kein sehr heiliges Ansehen; zwar hielten sie streng ihre Gebete, zankten und lärmten aber in der Zwischenzeit so viel wie irgend möglich, auch sah man viele leichtfertige, unverhüllte Mädchen, welchen die frommen Pilgrimme gar sehr ergeben schienen. Die verschiedenen Nationalitäten des Islam sah man hier eng zusammen. In weißer Decke gehüllt waren die Mugrebi, die Abendländer, die aus Algerien und ihren Provinzen; man sah langhinwallend das Kleid des Scheich, die egyptische Tracht, auch manche syrische Kleidung, doch gewährten den wildesten Eindruck die Mugrebi. Ich verließ natürlich Keneh bald, um dem frommen Schwarme zuvorzueilen.

Wir erreichten nach einer Tagereise Girgeh, die nächste Hauptstadt nördlich von Keneh. Wir legten hier an, und ich miethete für mich und meinen Diener Esel, um nach Abydos zu reiten. Der Weg war am frühen Morgen sehr angenehm, er führte durch schöne Kornfelder. Nach einigen Stunden nahten wir uns dem Gebirge, die Kornfelder waren von lieblichen Dattelwäldchen bekränzt und jenseits derselben lag in dem öden, sandigen

vom Gebirge gebildeten Halbkreis die einſt ſo berühmte, und nächſt Theben die größeſte Stadt Egyptens. Es iſt nur noch gar wenig von der einſtigen Pracht wiederzufinden; denn die herbeifluthenden Sandwogen haben den großen Tempel faſt ganz verſchüttet, wir konnten nur noch den oberen Theil ſehen. Einige Korridordecken, die gewölbt und mit den ſchönſten Farben bemalt ſind, ließen uns nur die einſtige Pracht ahnen, die Strabo noch mit dem Labyrinthe zu vergleichen wagt. Die ganze übrige Stadt, welche ſich weithin bis zum Gebirge erſtreckte, iſt jetzt vom Sande ganz vergraben, deſſen weißliches Grau, in hohen Wellen ſich erſtreckend, wie eine gewaltige Grabesdecke über die einſtige Pracht uns entgegentritt. Geſchäftig arbeiten einige Fellach, um einige Figuren oder Münzen aus dem Schutt der Vergeſſenheit herauszuſuchen und den Reiſenden zu verkaufen.

Hier in Abydos wurde jenes hiſtoriſch ſo wichtige Basrelief gefunden, die Tafel von Abydos genannt. Sie giebt die Chronologie und die Schilder der Vorfahren vom großen Ramſes. Nördlich von Girgeh haben die Fortſchritte der neuen Zeit die Denkſteine der alten Kunſt faſt ganz verſchlungen. Bei der großen Bauluſt der Türken werden viel Steine gebraucht und die alten Prachtgebäude der Pharaonen müſſen jetzt herhalten, dem unſinnigen Baugeſchmack der Türken zu fröhnen. Wo daher irgend die Bildung von Städten in der Gegend von Ruinen ſtattgefunden hat, haben die alten ehrwürdigen Mauern, welche eine hohe Bildung einſt gegründet, dazu dienen müſſen, den entarteten Kindern der neueren Zeit geſchmackloſe Häuſer aufzurichten.

Essiut oder Siyut, das alte Lycopolis, die jetzige Hauptstadt von Ober-Egypten, hat daher ganz den Charakter einer neuen Stadt, die Spuren der alten sind ganz verschwunden; Scheikh Abadeh das alte Antinoë und Aschmunein (Hermopolis magna) sind kaum als der einstige Ort von Denkmälern noch bekannt, wohingegen nahe bei Minieh mehrere Grotten uns das egyptische Leben noch aufweisen. Von den Grotten von Beni Hassan gehört das Hauptgrab nach Champollion dem Verwalter der anliegenden Länderei Nehothyh, unter dem König Osortasen, 900 v. Chr. Die Gemälde an den Wänden dieser Gräber, die im Felsen am Nil ziemlich hoch eingehauen sind, sprechen durch ihre große Lebendigkeit ganz gewaltig an. Ein Sohn Nehothyhs führt fünfzehn Gefangene, die durch ihre weiße Farbe, geschmackvolle Kleidung an die griechischen Vasengemälde erinnern und die man daher für Hellenen hält. Auf dem Gewande einer gefangenen Frau bemerkte man die mäandrische Verzierung in roth, blau und schwarz.

Das ganze egyptische Leben ist in diesen Grotten dicht zusammengedrängt. Alle Gewerbe und Geschäfte sind hier anmuthig beisammen: der Ackerbau, die Weinlese, die Arbeiten des Bildhauers, Töpfers, zeigen auf der einen Seite die Künste des Friedens, während auf einer anderen großen Wand die Krieger in Ringerpaaren, Kämpfe in allen Waffengattungen, militairische Evolutionen der alten Helden uns vor die Augen treten. Das Kriegsheer wird wohl verpflegt, große Rinderheerden, Ziegen und Schafe erinnern uns an die großen Hekatom-

ben-Feſte des Homer, auch der Fiſchfang giebt reiche Spende den kämpfenden Heeren.

An einer anderen Wand ſieht man das höchſt comfortable eingerichtete Haus. Aufſeher, Schreiber, Köche, bei feſtlichen Aufzügen Tänzer und Muſikanten zeigen ſich noch zum Theil im lebhaften Gewühl und mit ſo friſchen Farben, als ob der Maler den Pinſel ſo eben niedergelegt *). Auch hier hat die Zerſtörungswuth der Reiſenden an einigen Stellen ſich auf eine traurige Weiſe kund gethan.

Von Minjeh aus, wo in den Grabkammern von Beni Haſſan zum letzten Mal die Bilder des alt-egyptiſchen Lebens dem rückkehrenden Reiſenden vor Augen treten, eilt der ſich nach der belebten Welt von Cairo ſehnende Reiſende ſchleunig der egyptiſchen Hauptſtadt wieder zu. Die Alterthümer hören auf die friſchen Ufer des Lebensſtromes zu zieren; das Alterthum verliert ſein Recht an uns, und die Gegenwart lockt uns wieder zu ſich. Die letzte Hauptſtadt auf der Nilreiſe vor Cairo iſt Beni Sueſ, die Hauptſtadt des ſogenannten Fajum. Von hier gen Weſten liegen die Spuren des einſt ſo gewaltigen Sees Moeris, und es iſt dem Scharfſinn unſeres Reiſenden, Prof. Lepſius, gelungen, die verſchütteten Kammern des einſt im Alterthum ſo weit bekannten Labyrinth wieder ihres grauen Grabesmantels zu enthüllen, der ſie ſo viele Jahrtauſende überdeckt hatte **). Leider hat der Sand wieder ſein Recht geltend gemacht, und das Labyrinth, das ſich nur wenige Tage den Augen

*) Vgl. Champollion's ſechſten Brief a. a. O. S. 51.

**) Lepſius Briefe 65 ff.

des ſcharfſinnigen Alterthumsforſchers geöffnet hatte, hat ſich wieder verſchloſſen. Das gemeinſame Werk der zwölf Könige liegt wieder begraben, und von dem gewaltigen See Möris, deſſen Fiſchfang der Staatskaſſe einſt täglich ein Silbertalent, 1500 Thlr., abwarf, ſind jetzt nur wenige Spuren übrig, kleine Teiche, deren Waſſer von den umliegenden Bergen mit Salz geſchwängert iſt. Man findet in allen Dörfern alte Werkſtücke, die verſchwinden, um ihren einſtigen Glanz in das Trauergewand des jetzigen egyptiſchen Elends umſchmelzen zu laſſen. Einige kleine Pyramiden und die Spuren eines römiſchen Kaſtells Kaſr el Kerun ſind die einzigen Zeugen der alten Zeit. Es iſt merkwürdig zu beobachten, daß die Natur das ſchöne Kleinod des Nilthales, dieſe grüne Furche in der Wüſte, im Weſten durch eine Reihe von Oaſen gegen die libyſche Wüſte ſchützte *). Die nördlichſte iſt die Oaſe von Siwa, zwölf Tagereiſen von Alexandrien; El Gab, in der Breite von Neu-Dongola, die ſüdlichſte. Alle dieſe Oaſen bilden nur eine Reihe von Thaleinſenkungen im Wüſtenplateau und ſind von vielen Denkmälern der alten Kunſt bezeichnet.

Gen Cairo zuſteuernd zieht die Barke ungefähr vier Stunden vor Cairo an den verſchiedenen Theilen der Todtenſtadt von Memphis vorüber. Bei Sakkara, Abu Sir, Daſchur erheben viele Pyramiden ihr ehrwürdiges Haupt, bisweilen rings von Dattelbäumen umgeben. Die von Daſchur iſt nach den Pyramiden von Gizeh die größte, 314 Fuß hoch, 618 Fuß iſt die Länge

*) Ritter Erdkunde I., 1, 1002.

ihrer Baſis; bei Sakkara ſind noch einige Stufenpyramiden in teraſſenförmigen Abſätzen begonnen, andere bieten nur noch einen Trümmerhaufen, andere ſteigen in ſpitzen Winkeln auf und ſind etwa beim Viertel in einen ſtumpfen Winkel gebrochen, ſo daß die Pyramiden von Sakkara einen merklichen Gegenſatz gegen die ſo ſchön vollendeten, erhabenen Denkmäler von Gizeh bieten. Sie dienten wahrſcheinlich zu demſelben Zwecke, als die in Gizeh. Wir ſtehen auch hier auf der alten glänzenden Todtenſtadt des ſo lang dahingeſchwundenen herrlichen Memphis. Wie gewaltig mußte dieſe Stadt einſt ſein! Die Reihe ihrer gigantiſchen Todespaläſte trotzte der Ewigkeit, während die Gebilde ihres Lebens von den profanen Erben gänzlich zerſtört ſind.

Cairo.

Der Reiſende, welcher mehr denn zwei Monate auf dem Nil getrieben, kann kaum die Zeit erwarten, daß die Barke an den ihm wohlbekannten Ufern von Bulak anlegt. Eilig beſteigt er den Eſel und das arme Thier hat ſelten ſo viel Stöße und Schläge zu ertragen, als wenn es einen ſo ungeduldigen Reiſenden trägt. Die Beſorgniß und Sehnſucht nach Nachrichten ließ auch mir gar wenig Ruhe; denn ich hatte Cairo mit den traurigſten Nachrichten von meiner Heimath im Jahre 1848 verlaſſen.

Auch in Cairo hatte ſich viel geändert. Ibrahim Paſcha, der Leu des Oſtens, hatte nur gar wenige Monde den Thron ſeines Vaters inne gehabt. Seine Löwengeſundheit war endlich ſeinem wilden und ſtürmiſchen Leben

unterlegen, und ſein Neffe Abbas Paſcha war nach der Sultanenſtadt geeilt, um ſich die Krone vom Oberherrſcher der Gläubigen aufſetzen zu laſſen. In dem Vice-Königthum von Egypten iſt das Erbfolgegeſetz, daß immer der Aelteſte in der ganzen Familie den Thron beſetzt; ſo folgte Abbas Paſcha, der Enkel Mehemed Ali's ſeinem Onkel, wiewohl er nur um ein geringes älter iſt als Saïd Paſcha, der Sohn Mehemed Ali's.

Die Politik Egyptens war dadurch eine ganz andere geworden. Abbas Paſcha hatte bisher immer den Muhammedanern ſein Herz geliehen. Die gelehrten Ulema waren ihm ſehr ergeben. Die Fremden hingegen, beſonders die Franzoſen waren ihm längſt verhaßt, weil Frankreich Mehemed Ali in Syrien gegen die Engländer in Stich gelaſſen. Seine äußere Politik lehnt ſich an England und an die Pforte, wenn nur die ſchwankende hohe Pforte noch einen Stützpunkt gewähren könnte und nicht vielmehr in ihrer Alterſchwäche nur noch von Englands ſtarkem Arm in ihrem Dahinſchwinden vor dem nordiſchen ruſſiſchen Koloß erhalten würde; die Europäer machten daher gar traurige Geſichter, ſie ſahen ihrer Entlaſſung aus dem Dienſt mit Sorgen entgegen.

Von Fremdlingen hat Abbas Paſcha meiſt nur Deutſche in ſeinen engeren Vertrauensbund gezogen, beſonders ſeinen Leibarzt Dr. Pruner aus Baiern, einen in Wiſſenſchaft und Wandel wohl bewährten Mann. Wie ich ſchon oben erwähnt, iſt Abbas Paſcha ein großer Freund von Thieren und hat es verſucht, in ſeinem Wüſtenſchloß eine neue Arche Noah ſich anzulegen, die jedoch nicht auf den Wogen der Fluth einherfährt, ſondern in

den Wellen des Sandes feststeht. Diese Neigung bringt ihn dann mit mancherlei Leuten zusammen: Pferdekennern, Hundezüchtern, Thierärzten. Sein Hauptvertrauen in dieser Beziehung hat ein braver Mann, ein alter preußischer Unteroffizier, dann Kunstreiter und Menagerie-besitzer Hartmann. Zu meiner Zeit vollendete ein langer bairischer Kutscher das deutsche Triumvirat um den Pascha von Egypten.

Ich fragte einst meinen Freund Dr. Pruner, woher er sein edles, schwarzbraunes Reitpferd habe. „Ach", erwiederte er mir, „das ist eine lange Geschichte. Sie wissen, Abbas Pascha ist der größte Pferdeliebhaber und Pferdekenner. Von weit her kommen arabische Scheiche, um ihm entweder Pferde zu bringen oder wenigstens die Kunde von berühmten Thieren zuzutragen. Dann geht der Thronerbe herunter in seinen Hof, setzt sich mitten unter die Scheiche nieder und weiß sich lange mit ihnen über diese oder jene Stute zu unterhalten. Einst hatte mir ein hoher Herr den Auftrag gegeben, ihm einen schwarzen, echt arabischen Hengst zu besorgen; ich trug dem Pascha meine Bitte vor, doch der schüttelte den Kopf und sagte: „„ich habe nie einen echt arabischen schwarzen Hengst gesehen oder davon gehört, aber warte bis die Scheiche kommen, wir wollen sehen"". Eines Abends kommt auf schäumendem Pferd ein Aga zu mir, ich solle kommen, die Scheiche wären da".

Der Arzt eilt zum Schloß in der Wüste, da sieht er im Hofe rings um ein Feuer die ernsten, düsteren Mienen der herum hockenden Scheiche und zwischen ihnen den Thronerben Egyptens. Dies ist, sprach Abbas Pascha,

als der Arzt ankam, mein Hakim Paſcha (Oberarzt), wollt ihr, daß mein Geſicht ſchwarz werde vor ihm? Behüte Gott, riefen ſie alle. Nun ſo ſchafft für ihn einen ſchwarzen Hengſt. Da waren alle entſetzt, wir wiſſen von keinem ſchwarzen Hengſt, einige ſchwarze Stuten giebt es, doch ſehr wenige. Ich muß einen ſchwarzen Hengſt haben, erwiderte ruhig der Paſcha, oder mein Antlitz verfärbt ſich vor meinem Arzt. Nach langer Berathung ſagte endlich der Eine, ich weiß in dem und den Stamm iſt ein ſchwarzes Hengſtfüllen, doch zwiſchen uns fließt Blut. Da riefen einige jüngere: ſag an wo, wir wollen es ſtehlen. Nach vierzig Tagen verſprachen ſie zurückzukehren. Es währte eine lange Zeit, ehe ſie wiederkehrten. Eines Abends kommt plötzlich ein Bote vom Paſcha zum Arzt. „Herr, dein Pferd iſt da, wie das den Schweif trägt"! Der Arzt eilt auf das Schloß, dort empfängt ihn der Paſcha mit trüber Miene. Das Pferd, ſagt er, iſt da, ſieh es dir an, und wenn's dir gefällt, nimm es. Das arme Thier war von der langen Reiſe ganz elend, die Vorderbeine waren durch die übergroße Anſtrengung gebogen, und was das Schlimmſte war, es war nicht ſchwarz, ſondern nur dunkelbraun. Der Arzt konnte ein ſolches Thier ſeinem Auftraggeber nicht zuſtellen; mit Datteln nährte er es auf und gebrauchte es zu ſeinem Dienſt.

Abbas Paſcha iſt gütig und hart, je nach ſeiner Laune. Er verſchwendet und erpreßt. Glücklich der, der ſich ihm nahen und ſeine gute Laune entweder hervorrufen oder erhaſchen kann. Er iſt das Bild eines orientaliſchen Herrſchers, ſeinem launiſchen Willen muß er ſogleich genügen.

Gartenwohnung.

Nach den früheren Lebensbildern in Cairo bleibt nur noch Weniges übrig, welches ich noch dem Leſer vorführen möchte, ehe er mit mir von den dicht bevölkerten Stätten des Orients in die leere Wüſte wandert. Da ſich die Schilderungen, welche ich noch ſchuldig bin, meiſt auf die äußere Ausübung der Religion und die Wiſſenſchaft beziehen, ſo ſcheint es mir am beſten, einen Tag aus meinem Leben darzuſtellen. Lange hatte ich vergebens verſucht, ein Haus im arabiſchen Stadtviertel zu miethen. Ueberall war mein Junggeſellenſtand Grund genug, mich in Mißcredit zu bringen, bis ich endlich mitten in einem Garten ein Aſyl fand. Ein liebliches Gartenhaus wurde mir durch die Güte des Herrn Rev. Lieder eingeräumt. Eine ſteinerne Treppe leitete auf eine offene Plattform, die von einem Pavillon überdacht und an der offenen Seite mit einem grünenden Geländer umgeben war. Auf beiden Seiten dieſer Plattform waren die Gemächer; zur rechten war die ganze Länge des Hauſes ein großer Salon, der auf der langen Seite fünf Fenſter dicht nebeneinander bot und auf den beiden kurzen je zwei — ein förmlicher Glasſchrank ſchien dieſer Salon zu ſein, der die große Annehmlichkeit hatte, daß man den kühlenden Lüften auf jeder Seite freien Zuzug geſtatten konnte —; zur Linken waren mehr die Wohnzimmer, ein Schlafgemach mit einem und ein Arbeitszimmer mit zwei Fenſtern, wie auch einige kleinere Wirthſchaftsgemächer. Im Erdgeſchoß war rechter Hand ein großer Raum zu einer Küche und einem Stall; denn der Koch und der

Eſel lebten fürwahr dort zuſammen in einem innigen Einverſtändniß.

Auf der einen Seite lag vor dem Hauſe ein tiefer Brunnen, aus dem vermittelſt eines horizontal und eines ſenkrecht gehenden Rades, durch einen ſtets im Kreiſe laufenden Stier das Waſſer in die Rinne geleitet wurde, von der aus dieſe Segnung ſich über die einzelnen Fächer des Gartens ergoß. Auf der anderen Seite gen Weſten ſchaute man in den friſchgrünenden Garten, der mit hohen Dattelbüſcheln überſchattet, von vielen Bäumen geziert, auch vom hohen gigantiſchen Kaktus durchſchnitten war. Von den ſchwerbeladenen Apfelſinenbäumen konnte ich mir ſoviel der ſchönen Früchte als ich wollte pflücken. Nur in der Ferne bildeten Lehmmauern und Lehmhäuſer die Umzäunung dieſes kleinen Paradieſes Gunaineh, Gärtchen genannt. Das von mir bewohnte Gartenhaus nannte man ein Schloß (Kaſr). Es lag im Viertel der Waſſerträger, und war nach dem urſprünglichen Beſitzer als Kaſr Schamaſchergi bekannt.

Noch dämmert der Morgen und kaum beginnt die Sonne mit dem erſten Purpurring die ſchlummernde Erde zu umſpannen, ſo hören wir auch ſchon von den Zinnen der benachbarten Moſcheen allah akbar, allah akbar, Gott ſehr groß, „ich bezeuge, es giebt keinen Gott als Gott, und bekenne, daß Muhammed der Apoſtel Gottes iſt“. Ich erhob mich ſchnell vom Lager, das mit einer Gardine rings umgeben war, um mich gegen die Stiche der großen Mücken zu ſchützen, und nachdem ich mich angekleidet, ſtieg ich auf das platte Dach des Gartenhauſes. Es war für mich ein ungemeiner Reiz, den

anmuthigen Garten allmählig erhellt zu ſehen, und im Hintergrunde erhoben ſich die Kegel der Pyramiden, die Todesdenkmäler in der erwachenden Natur. In der friſchen Morgenluft ſehnt ſich bald der Körper nach Erwärmung, und ich rief: Ali had kahweh, Ali bringe Kaffee. Der Diener antwortete nicht, da er doch ſonſt ſo dienſtbefliſſen iſt; ich eile herunter, ſchaue in ſeine Kammer, da ſteht er gerade wie eine Marmorſäule gen Mecca gerichtet, die beiden Hände breit hinter die Ohren gehalten: er betet und man hört ihn mit dumpfer Stimme allah akbar rufen.

So lange der gläubige Diener betet, mag der ungläubige Herr ruhig auf ſein Frühſtück warten. Was hat aber jener Muslim mit ſeinem Gotte abzumachen? das fragt man ſich und wir wollen deshalb den Diener bei ſeiner ganzen Morgenandacht belauſchen.

Gebet des Muslim.

Das Gebet iſt der Schlüſſel zum Paradies, doch kann das Gebet nur unter einer Bedingung von Wirkung ſein. Auch wir reinigen unſer Herz vor dem Gebete in aufrichtiger Reue und Sinnesänderung, doch wird dieſe nicht bei dem Muslim verlangt, ſondern nur die Waſchung des Körpers. Bei der Waſchung, die als ein wirklich religiöſer Akt von den Muhammedanern betrachtet wird, finden wir eine eigenthümliche Vermiſchung von Aeußerlichem und Geiſtigem; denn der Muslim wird auch beim Gebet von ſinnlichen Vorſtellungen beherrſcht. Er ſtreift zur Waſchung den weiten Aermel bis über den Ellbogen auf und ſpricht im heiligen Ton: „ich will die Waſchung

)hres ſpricht der Gläubige, indem er den Bart mit der
ſenen Hand hält und die Fingerſpitzen in die Ohren
t: „Gott, laſſe mich zu denen gehören, welche horchen
das, was geſagt iſt, und gehorchen dem, was das
te iſt". Beim Waſchen des Nackens murmelt der Fromme:
ott laß frei meinen Nacken vom Feuer, halte mich fern
den Ketten, den Hals- und Fußfeſſeln". Dann wäſcht
Gläubige ſeinen rechten Fuß mit den Worten: „Gott
e feſt meinen Fuß auf der Siratbrücke*), wenn die Füße
f gleiten". Beim Waſchen des linken Fußes ſpricht
Worte: „Gott, laß meinen Wandel gebilligt und
Sünde vergeben werden, und meine Werke nimm
eine Waare, die nicht verloren geht durch deine
o Gnädigſter, von denen welche Gnade zeigen". Nach
Waſchung folgt noch der allgemeine Preis Gottes:
vollendeter Ruhm, o Gott, mit deinem Preiſe! (d. h.
e ich). Ich bezeuge: „es giebt keinen Gott als du
du haſt keine Genoſſen, ich flehe deine Vergebung
d kehre mich zu dir mit Reue"; dann ſchließt er
iligen Waſchungsakt mit: „Ich bezeuge, daß es
Gott giebt als ihn, ich bezeuge, Muhammed iſt
iener und Geſandter". Den Beſchluß des Ganzen
das einmalige oder öftere Herſagen der 97ſten Sure,
ure der vorherbeſtimmenden Macht: „Im Namen
barmenden Erbarmers, fürwahr wir ſandten ihn
(den Koran) in der Nacht der abſoluten Allmacht.
wird dir kund thun, was die Nacht der Allmacht?

*) Die Brücke, welche ſo ſcharf wie die Schneide des ſchärf-
hwerdtes iſt und über den Feuer-Abgrund zum Paradies

verrichten", dreimal wäſcht er die Hände murmelnd: „im Namen Gottes des erbarmenden Erbarmers. Dank ſei Gott, der Waſſer gab zur Reinigung und den Islam als ein Licht und eine Richtung ſetzte zum Führer zu deinem Garten, den Gärten der Freude, und deine Wohnung zur Wohnung des Friedens". Dreimal reinigt er den Mund und ſpricht indeſſen: „Gott ſteh mir bei, dein Buch zu leſen, dich zu erwähnen, dir zu danken und in der Schönheit deines Dienſtes". Aus der hohlen, rechten Hand zieht er darauf Waſſer in die Naſenlöcher murmelnd: „Gott laß mich riechen den Wohlgeruch des Paradieſes, ſegne mich mit ſeinen Freuden und laſſe mich nicht das Feuer riechen". Hierauf wäſcht er ſein Antlitz dreimal mit den Worten: „O Gott, mach' mein Antlitz weiß mit deinem Licht an dem Tage, da du weiß macheſt das Angeſicht deiner Begnadigten und ſchwärzeſt das Antlitz deiner Feinde". Dann wäſcht der Gläubige ſeinen rechten Arm, das Waſſer aus der hohlen Hand herunter rinnen laſſend, mit den Worten: „Gott gieb mir mein Buch in meine Rechte (jedes Menſchenleben iſt in einem Buch verzeichnet) und rechne milde mit mir"; ebenſo murmelt er bei der Waſchung des linken Arms: „Gieb mir nicht das Buch in die linke, rechne nicht ſtrenge mit mir und mache mich nicht zu Einem von den Leuten des Feuers". Wenn er dann die naſſe Hand über den Kopf ſtreicht, begleitet er dieſen Akt mit den Worten: „O Gott, bedecke mich mit deiner Gnade, ſchütte deinen Segen auf mich, laſſe mich unter dem Schatten deines Thrones weilen am Tage, da kein anderer Schatten iſt". Auch bei dem Streichen des Bartes und Benäſſen des

Ohres ſpricht der Gläubige, indem er den Bart mit der offenen Hand hält und die Fingerſpitzen in die Ohren ſteckt: „Gott, laſſe mich zu denen gehören, welche horchen auf das, was geſagt iſt, und gehorchen dem, was das Beſte iſt". Beim Waſchen des Nackens murmelt der Fromme: „Gott laß frei meinen Nacken vom Feuer, halte mich fern von den Ketten, den Hals- und Fußfeſſeln". Dann wäſcht der Gläubige ſeinen rechten Fuß mit den Worten: „Gott mache feſt meinen Fuß auf der Siratbrücke*), wenn die Füße darauf gleiten". Beim Waſchen des linken Fußes ſpricht er die Worte: „Gott, laß meinen Wandel gebilligt und meine Sünde vergeben werden, und meine Werke nimm an als eine Waare, die nicht verloren geht durch deine Gnade, o Gnädigſter, von denen welche Gnade zeigen". Nach dieſer Waſchung folgt noch der allgemeine Preis Gottes: „Dein vollendeter Ruhm, o Gott, mit deinem Preiſe! (d. h. bekenne ich). Ich bezeuge: „es giebt keinen Gott als du allein, du haſt keine Genoſſen, ich flehe deine Vergebung an und kehre mich zu dir mit Reue"; dann ſchließt er den heiligen Waſchungsakt mit: „Ich bezeuge, daß es keinen Gott giebt als ihn, ich bezeuge, Muhammed iſt ſein Diener und Geſandter". Den Beſchluß des Ganzen bildet das einmalige oder öftere Herſagen der 97ſten Sure, der Sure der vorherbeſtimmenden Macht: „Im Namen des erbarmenden Erbarmers, fürwahr wir ſandten ihn herab (den Koran) in der Nacht der abſoluten Allmacht. Was wird dir kund thun, was die Nacht der Allmacht?

*) Die Brücke, welche ſo ſcharf wie die Schneide des ſchärfſten Schwerdtes iſt und über den Feuer-Abgrund zum Paradies einführt.

die Nacht der Allmacht iſt beſſer, denn tauſend Monde. In ihr ſteigen herab die Engel und der Geiſt (Gabriel) mit der Erlaubniß des Herrn, in Betreff aller Dinge. Heil iſt ſie bis zur Dämmerung der Morgenröthe".

Schon der erſte äußere Akt zeigt ſomit eine merkwürdige Vermiſchung der geiſtigen Grundideen und des äußerlichen Ritus. Die blühende Hoffnung von der Zukunft und die gräßlichen Schrecken der Strafe bewegen den Sinn des Muslim; dennoch hat der ganze Reinigungsakt, wenn auch ein mißverſtandener Begriff, eine Verwechſelung der äußerlichen und inneren Reinheit hier zu Grunde liegt, eine ſehr praktiſche Bedeutung. Die Reinlichkeit iſt beſonders im Orient recht eigentlich das Mittel zur Geſundheit. Sieht man das ſchmutzige Volk auf den Gaſſen von Cairo und die große Anziehungskraft, welche der Schmutz auf den Muslim ausübt, ſo begreift man recht wohl, daß wenn Muhammed die Waſchung als die Forderungen der Religion ſetzte, er dadurch erſt dieſe Völker zu Menſchen machte.

Nun drängt ſich uns freilich die Frage auf, wie eine Religion, die ſo viel Waſſer zu ihren Dienſt verbraucht, die Religion von Wüſtenvölkern werden konnte, bei denen das Waſſer ſo ſelten und ſo koſtbar war. Muhammed wußte ſich hier zu helfen und ſetzte an die Stelle des hier ſo mangelnden Elementes das ſo Ueberflüſſige. Er verordnete bei Waſſermangel anſtatt der Waſchung mit Waſſer, die Reibung mit Sand. Dieſe ſteht indeſſen bei Weitem niedriger als die Waſchung mit Waſſer, und iſt ſo unangenehmer Art, daß ich ſehr ſelten einen Beduinen dieſelbe verrichten ſah. Bisweilen fragte ich in der Wüſte

unſeren orthodoxen Diener, ob denn die zur Zeit des Gebets ſehr tobenden Beduinen auch Muslim ſeien, und er antwortete: „was, hier Islam? es giebt ja kein Waſſer". Dennoch waren es gerade dieſe Wüſtenkinder, die das Schwerdt des Islam ſo flammend erachten.

Dieſe Rückſicht, welche Muhammed durch die Abreibung mit Sand auf die Wüſtenvölker nahm, hat in der Geſchichte des Islam manches Analoge, als z. B. Muhammed im erſten Theil ſeiner prophetiſchen Laufbahn ſehr auf den Uebertritt der Juden rechnete, entſtand der große Uebelſtand, daß den Juden Kameelfleiſch verboten iſt, welches eine Hauptnahrung der Wüſtenvölker war. Da Muhammed ſomit durch das Verbot des Kameelfleiſches dieſe Völker vom Islam faktiſch ausgeſchloſſen hätte, ſo mußte er von der ſonſt beobachteten Form abgehen und gebrauchte ſein Recht als ſpäterer Prophet, etwas von dem früher Verbotenen als erlaubt zu ſetzen. Die hauptſächlichſte Wirkung des Propheten Jeſus beſtand ja nach Muhammed darin, daß er Einiges, was den Juden verboten geweſen, als erlaubt ſetzte.

Doch wir kehren zu unſerem Beter zurück, der hat ſein ſäuberlich ſeinen Mantel vor ſich gebreitet, die Schuhe davor hingeſtellt und ſteht aufrecht noch da. Was iſt der Inhalt ſeines Gebets? Nachdem er ſtill vor ſich hin beſtimmt, wie oft er beten will, ruft er ſein allah akbar, die Hände breit hinter die Ohren haltend. Die Hände über einander faltend, ſpricht er dann die Fatiha, die erſte Sure im Koran: „Im Namen Gottes, des ſich erbarmenden Erbarmers! Preis Gott, dem Herrn der Geſchöpfe, dem ſich erbarmenden Erbarmer, dem Herrn des

Gerichtstages, dir dienen wir, dich rufen wir an um Hülfe. Führe uns den richtigen Weg, den Wandel derer, die du begnadigt, nicht den derer, über die du zürnest, nicht den der Irrenden". Hierzu fügt der Gläubige noch einige Koranverse oder eine kleine von den letzten Suren, besonders solche, die sich auf die Allmacht Gottes beziehen, und beginnt dann sein Gebet mit dem Ausruf: „Gott (ist) sehr groß; darauf beugt er sich so, daß sein Körper einen rechten Winkel nach vorne bildet und murmelt dreimal: „Ich bezeuge die Herrlichkeit meines Herrn, des Gewaltigen", er fügt hinzu: „Gott hört den, der ihn preiset; unser Gott, gepriesen seiest du". Nun erhebt er wieder sein Haupt mit den Worten: „Gott sehr groß, (allah akbar)", fällt dann auf seine Knie und mit den Worten: „Gott sehr groß" legt er sein Haupt auf den Boden vor dem Teppich. Wiederum zurückfallend auf seine Knie und Zehen, wiederholt er den Ausdruck: „Gott sehr groß", worauf er wiederum sein Haupt in den Staub legt. Hiermit hat der Muslim ein Reka' abgebetet und wiederholt das ganze Gebet so oft, als er sich in seinem Geist es vorgenommen. Nach je zwei Gebeten biegt der Muslim den linken Fuß so, daß sein Körper darauf ruht und murmelt die Worte: „Preis sei Gott und Gebete und gute Werke. Heil dir, o Prophet und die Gnade Gottes, sowie sein Segen, Heil uns und allen Gläubigen". Den ersten Finger der rechten Hand erhebend fügt er hinzu: „Ich bezeuge es giebt keinen Gott als Gott, ich bezeuge Muhammed ist sein Knecht, sein Apostel".

Dies Gebet ist ein Abdruck von der knechtischen Furcht des Muslim vor Gott. In dem ganzen Gebet ist nicht

vom kindliches Vertrauen. Die knechtiſche Unterwürfigkeit des ſchwachen Menſchen vor dem Allmächtigen zeigt ſich in den Worten, Stellungen und Geberden des Betenden. Aber mit dieſem äußerlichen Gebet hat der Knecht dem allmächtigen Herrn genügt. Gegen Ende des Gebetes noch auf ſeinen Knieen, beugt er das Haupt rechts und links, ſeinen Schutzengeln zu danken, murmelt dann vielleicht noch den Thronvers, Sur. 2, 256, vgl. S. 95. *)

Dieſe Gebete wiederholen ſich bei dem Frommen fünfmal: 1) vier Minuten nach Sonnenuntergang (mugrib), 2) bei vollkommener Finſterniß (ēscha), 3) bei Tages Anbruch (fag'r oder subch), 4) um Mittag (duhr), 5) wenn die Sonne ſich zu neigen beginnt (ʿasr). Der Stundenlauf der Tage, die Mühe und Arbeit derſelben, iſt ſomit ſtets durch das Gebet unterbrochen. Wohl ſcheint das erhaben und groß, doch iſt dies Gebet mit ſeinem Ritus nur der Abdruck knechtiſcher Unterwürfigkeit. Der Muslim hat Furcht vor Gott, aber nicht kindliche Hingabe an den himmliſchen Vater. Man braucht ſich im Islam des Gebetes nicht zu ſchämen, und man betet vielfach vor den Leuten. Von dem Gebet im ſtillen Kämmerlein, von einem Ausſchütten des Herzens vor Gott hat er keinen Begriff; ſtets iſt das Gebet mit dieſen Wiederholungen und Geberden die Erklärung zu der Stelle in Matthäi 6, 5 ff.: „Wenn du beteſt, ſollſt du nicht ſein wie die Heuchler; denn ſie ſtehen gern und beten in den Synagogen und an Straßenecken", und: „Wenn ihr betet, ſollt ihr nicht viel plappern".

*) Vgl. über Waſchung und Gebet: Lane, manners and customs the of modern Egyptians 1836. I. 76—81, 87 u. 88.

Beinahe ward mir das Gebet des Dieners zu lang. O Ali, rief ich, als er vollendet, was haſt du heute viel gebetet, wozu redeſt du ſo viel Worte, Gott kennt ja die Herzen. Ach, erwiderte er, das Paradies iſt eine große Freude, Gott mag es mir verleihen, rief er mit einem gewiſſen Triumphgefühl, als ob er ſagen wollte, aber du wirſt wohl dann in der Hölle ſein. So, ſagte ich, dafür, daß ich heute kalten Kaffee bekomme, ſoll ich ſpäter in der heißen Hölle leiden. Warte nur, du weißt, ich kenne alle die heiligen Suren, ich werde mich ſchon mit dem Herrn Muhammed verſtändigen; aber, fuhr ich fort, dein gutes Weib, das du mir ſo hoch geprieſen, was wird aus dem werden? O, erwiderte Ali, das iſt ein gutes Weib, das geht mit ein in's Paradies zu meinen Schwarzäugigen. Alſo, ließ ich ihn etwas rauh an, dafür, daß ſie dir hier ein treues Weib war, willſt du ihr ein untreuer Gatte werden; dafür, daß ſie dir hier dein Leben erheiterte, willſt du ihr eine Hölle im Himmel verſchaffen! Doch wohlan, mach raſch, gieb mir eine Taſſe Kaffee; denn wir wollen in's Bad gehen. Da verklärte ſich ſein Antlitz; denn ein Bad iſt dem Muslim ein Vorgeſchmack des Paradieſes, und das Badhaus wird von Arm und Reich vielfach beſucht.

Orientaliſches Bad.

Die Bäder des Orients ſind auch bei uns wohl bekannt, ſie entſprechen meiſt unſeren ruſſiſchen Bädern.

Man tritt in ein einfaches Haus, deſſen viereckiger Hof mit Hallen verſehen iſt. Hier entkleiden ſich die ge-

wöhnlichen Leute, während für die Wohlhabenderen in einem beſonderen Gemach Sorge getragen wird. Hat man ſich entkleidet, geht man mit einem Leintuch um den Mittelleib in die Badehalle, welche meiſtens rund und mit allem orientaliſchen Schmuck verſehen iſt; weiße Marmorquadern decken den Boden, in der Mitte iſt ein Baſſin und an den Seiten einige Niſchen mit gemauerten Badewannen. Die ganze Halle iſt erfüllt mit heißem Waſſerdampf, der uns nur unbeſtimmt die nackten, dunklen Geſtalten erkennen läßt, welche um das mittlere Baſſin herumſitzen und durch ihren Jubel die Wonne kund geben, welche ihnen dieſes Dampfbad bereitet. Die Aermeren gebrauchen die Bäder ohne die Badewärter zu beunruhigen *), ſie bleiben eine Weile in dem heißen Waſſerdampf, bis die ganze Haut tranſpirirt und reiben ſich dann mit einem rauhen Stein die Haut, während den Reicheren eine Wanne mit warmem Waſſer in einer Niſche beſonders gefüllt wird. Iſt die Haut durch den heißen Waſſerdampf und durch ein kurzes warmes Bad erweicht, erſcheint aus dem Waſſerdampf-Nebel ein Wärter, der mit einem ſcharfen Filztuch den ganzen Körper überkratzt, worauf ſich der Badende in der Wanne mit warmem Waſſer ergötzt.

Nach dem Abreiben ſcheint wirklich ein neuer Reiz die Haut zu ergreifen; die neu geöffneten Poren, von dem Waſſerdampf erweicht, laſſen den Schweiß vom Körper herunter träufeln. Man geht öfter in heißere Kam-

*) Der Preis, den die Aermeren für ein ſolches Bad bezahlen, iſt nach unſerem Gelde etwa 6 Pf. Die Reicheren bezahlen für die gütigen Rückſichten, die die Wärter für ſie nehmen, wohl 10 Sgr.

mern, aus denen zunächſt ein furchtbar heißer Dampf uns entgegenſtrömt, doch in der Dampfnebelhülle zeichnen ſich dunkel die Geſtalten der Frommen, welche wonnig hier niederkauern *). Dann erſcheinen unſere Plage-geiſter wieder, ſie bringen uns in ein kaltes Gemach und laſſen kaltes Waſſer auf uns niederſtrömen. Der Wärter ſeift ſeinen Frieslappen und reibt den ganzen Körper von Kopf bis zu Fuß ein. Ein neuer kalter Waſſerguß be-raubt uns bald wieder der wärmeren Gefühle, die unter der rauhen Hand des Wärters unſere Glieder allmählich durchzogen. Man ward wieder in den warmen Dampf getrieben, noch ein Bad im warmen Waſſer vollendet die Kataſtrophe der Hautbelebung. Aus dem warmen Dampfſalon kommt man dann in ein kaltes Gemach, in welchem der matte Körper in wollene Decken gehüllt wird.

Neue Wärter nahen ſich. Mit Wolle werden die Glieder gerieben und dann die Gelenke und der Rückgrath gerenkt, daß dieſelben knacken. Mit rauhen Steinen reibt man darauf die Fußſohlen und läßt den erſchlafften Kör-per in Wolle gehüllt liegen, bis ihm allmählich die Lebensgeiſter wiederkehren. Eine Pfeife Taback und ein Schälchen Nectarkaffee vollenden dieſen anſtrengenden mit den verſchiedenſten Gefühlen durchwebten Hochgenuß des Orients. Häufig hört man von den gebadeten, in der wollenen Decke liegenden Muslim, ein Gebet; denn das wird Gott gewiß anhören, der Muslim iſt ja dann ganz rein.

*) Dieſe Gemächer haben für uns vielmehr den Anſchein einer Hölle als den des Paradieſes, wofür der Muslim ſie nimmt.

Ich kehrte mit meinem Diener noch ziemlich früh m Bade zurück und wollte nun mich recht gemüthlich i großen Salon niederlaſſen, doch erwartete uns heute kleiner Hausſturm. Es flatterte ängſtlich eine Turtelbe vor den Fenſtern, die dort friedlich geniſtet hatte; e es ſchien, hatte ein nächtlicher Räuber ihre kleine milie zerſtört. „Ali", rief ich, „welcher Efrit*) hat hier hauſt?" Der Diener wurde ganz ängſtlich und verfärbte h, indem er rief: „Bei Gott, eine Schlange, ein Fremdg; doch ich will laufen, einen Retter der Gefahr zu len!" und er eilte davon. Bis der Diener zurückkehrt, ſſen wir nun ſchon allein im Hauſe weilen.

Man kann im Orient kein Haus, beſonders aber n Gartenhaus finden, in welchem nicht neben den entlichen Bewohnern ſich viele andere Geſchöpfe einrgerten. Gegen den Stich der Mücken ſchützt ſich der chlafende durch ſein mit einem Gardinenzelt überdecktes ett, und ſo lange er in dieſem Lager verweilt, wird er ſt nie beunruhigt.

Kaum aber beginnt er beim Aufſtehen ſeinen nackten ß dem Steinboden zu nahen, als auch ſchon ein ganzes eſchwader der ſpringfüßigen, ſchwarzen Thierchen, nach nem Blute lechzend, angeſprungen kommt. Schon am ühen Morgen werden wir an das mephiſtopheliſche Lied im

*) Die Efrit ſind aus tauſend und einer Nacht wohl als die ſen Geiſter bekannt. So ſtreng monotheiſtiſch auch die muammedaniſche Religion iſt, ſo konnte doch Muhammed den Glaun an Genien und halbüberirdiſche Weſen nicht vernichten.

Fauſt erinnert. Der menſchenfreundliche Reiſebeſchreiber Wilkinſon giebt deshalb jedem Miether den Rath, beim Miethen eines Hauſes zuerſt eine Menge gewöhnlicher Leute hindurchgehen zu laſſen, damit dieſe den Hauptſchwarm der Inſektenzüge mitnehmen und der einziehende Bewohner es nur noch mit den Nachzüglern zu thun habe. Häufiges Waſchen des ſteinernen Fußbodens und die größte Reinlichkeit kann das Geſchlecht der Ruheſtörer nicht ganz ausrotten.

Neben dieſen das Gaſtrecht verletzenden Hauſirern ſehen wir ein anderes Geſchlecht von friedlichen Mitbewohnern, nämlich eine Art Eidechſen, deren Marotte es zu ſein ſcheint, immer die ſteile Wand bis zur Decke in ſchräger Linie hinauf zu wandern. Dieſen liebenswürdigen Amphibien iſt der Araber nicht gram und hat ſie in vielen ſeiner älteſten Sprichwörter verherrlicht.

Dagegen hütet ſich jeder Bewohner vor den Skorpionen. Oft hat man lange ruhig ein Haus bewohnt, da ſieht man auf einmal ein garſtiges Gewürm, wohl zwei Zoll lang, mit dickem Kopf und ovalem Leib auf dem Boden entlang eilen; den Stachel trägt es ganz hoch, der obere Theil deſſelben iſt ſchwarz von Gift gefüllt. Da ſpringt man auf, vielleicht gelingt es den Skorpion mit einem Pantoffel zu erlegen, aber ſelbſt als glücklicher Sieger muß man ſagen: „meine Ruhe iſt hin“; denn, wenn auch das Thier ſelbſt nie angreift, ſondern nur, wenn es getreten oder gedrückt wird, ſticht, ſo iſt man doch nicht ſicher, ob man nicht ein ſolches Thier unbewußt beleidigt. Einſt ſaß ich in der engliſchen Kirche neben einer Dame, und als dieſelbe aufſtand, bemerkte

ich auf ihrem Sitz einen ganz breit gedrückten Skorpion. Die dicke Kleidung hatte die Dame geschützt, da der Stachel dieselbe nicht durchdringen konnte; wie aber würde es mir ergangen sein? *)

Von einem noch viel bösartigeren Thiere, einer schwarzen Spinne, erzählt man sich in Egypten und nennt dieselbe abu-sch-scharr, Vater des Uebels; in wenigen Stunden, sagt man, sei der von ihr Gebissene in's Reich der Schatten hinübergegangen.

Von allen den Bewohner offenbar oder heimlich umgebenden Mitbewohnern ist für uns die Schlange das widerlichste, doch nicht das schädlichste Thier. Schlangen giebt es fast in jedem Hause, doch beunruhigt diese braune Schlange selten den Bewohner; sie sucht das Dunkle und nährt sich von ihren Mithausgenossen, wie Mäusen ꝛc. Die Araber betrachten deshalb diese Schlangen meist als friedliche Hausgenossen, kommt aber dennoch eine Störung im Hause durch diese Thiere vor, so schreien sie garîb, d. i. ein Fremdling, den müsse man vertreiben. Es giebt in Cairo eine Klasse von Menschen, welche sich mit der Bändigung, Zähmung und Bezauberung der Schlangen abgeben. Oft sieht man in Cairo einen schmutzigen Alten mit einer Schlange, die ihm traulich um den Hals hängt. Die eigenthümlichsten Künste vollbringen diese Leute **).

---

*) Man hat im Orient stets Ammoniak bei sich, um eine Giftwunde durch Aussaugen und Einreibungen sogleich wieder zu heilen.

**) Das Mittel der Zähmung ist, daß diese Gaukler der hungrigen Schlange etwas Nahrung hinwerfen, sobald das Thier dieselbe im Maule hat, reiben sie die Gaumen desselben, bis die

Wie ein Hund gehorcht und folgt die Schlange den Worten ihres Herrn. Sie legt ſich gerade, erhebt lauſchend das Haupt und richtet ſich auf den Befehl des Herrn immer mehr auf. Auch die Taſchenſpieler gebrauchen vielfach das Thier zu ihren Künſten. Man kann ſich nicht enthalten, bei den Künſten der Schlangenbändiger vielfach an die Künſte der Zauberer vor Pharao zu denken.

Ein ſchmutziger, alter Mann erſchien alsbald mit meinem Diener, doch ließ ich denſelben nur in den Vorflur des Hauſes; denn man hatte mir geſagt, daß dieſe Leute ſelbſt ihre Schlangen in die Häuſer brächten, um die an den Ruf ihres Herrn gewöhnten Schlangen dann wieder herauszurufen. Mit geheimnißvoller Miene fuhr er mit einem Palmenſtecken an der Wand hin und her und murmelte dabei die Worte: „Ich beſchwöre dich, du ſeieſt oben oder unten, komm hervor, bei dem allmächtigen Namen beſchwöre ich dich, gehorche, komm hervor, wo nicht, ſo ſtirb, ſtirb!“ Es dauerte auch nicht lange, ſo kamen aus einer Spalte der Mauer zwei Schlangen hervor, die förmlich herunter ihm zu fielen. Wohlan, ſagte ich, als er dieſelben in einen Sack packen wollte, ſie haben meine Hausruhe geſtört, ich tödte ſie. Doch darauf wollte der Schlangenbändiger nicht eingehen, und ich erwiderte ihm, es ſei, behalte deine Schlangen, doch das nächſte Mal, daß du eine Schlange aus meinem

---

Giftdrüſen ſich ganz entleeren. Das ermattete, unſchädlich gemachte Thier iſt der Dreſſur fähig. Nach einigen Wochen, wenn ſich das Gift wieder gebildet, wiederholen ſie die Operation.

Hauſe lockſt, iſt ſie, bei Gott, des Todes. Hiermit bezahlte ich ihm einige Piaſter.

An meinem Diener fand der Schlangenbändiger einen gläubigen Anhänger, der wollte durch die Kunſt deſſelben vor dem Schlangenbiß ſicher geſtellt ſein. Unter heiligem Gemurmel legte der Schlangenbändiger in mehreren Windungen das Thier um den Nacken des Dieners, der dabei in ſeinem Geſicht ein eigenes Gemiſch von Vertrauen und Beſorgniß darthat und bald dunkelroth, bald bleich ward und zagend bebte. Die Schlange mußte dann in das Ohrläppchen ſo beißen, daß es ein wenig blutete, und hierdurch war nun der feige Ali zu einem Achilles, in Hinſicht des Schlangenbiſſes geworden, da er ſich nun unverletzbar wähnte.

Arabiſche Lehrſtunde.

Kaum hatte ich mich nach der etwas beunruhigenden Scene erholt und begann durch den lieblichen Anblick des Gartens mich zu erquicken, als ich durch die Gebüſche des Gartens einen ganz kleinen Eſel hindurch traben ſah, der auf ſeinem Rücken einen großen, ſchlanken Mann trug, ſo daß derſelbe ſeine Füße in die Höhe nehmen mußte, damit dieſelben nicht hinten nachſchleiften. Ich erkannte alsbald meinen verehrten Lehrer, den Scheich Ibrahim, welcher heute in ſeinem feinſten Kleide ſich mir nahte. „O Scheich", rief ich, „du erſcheinſt mir heute wie die Sonne in der Wolke", doch er blickte mich mit finſterem, trübem Auge an. Wie, rief ich, hat ein Gul oder Efrit dich betrübt, doch er erwiderte mir einige Verſe, die wir einige Tage zuvor geleſen:

Es leiſtet mir wohl Geſellſchaft die Gul,
O liebe Geſellſchaft, wie biſt du ſo graus,
Und wenn ihr nach meiner Geſellſchaft mich fragt:
Dort hinten im Sandwall, da iſt ſie zu Haus *).

Dabei erhob er ſich, „denkſt du, ich ſei ein Schwächling, den Furcht beſeelt". „Ach", erwiderte ich, „dein Antlitz verräth Kummer, doch ſieh, wie ſchwer haſt du deinen Eſel gedrückt. Das arme Thier, es hatte wohl heute die ganze Laſt deines Wiſſens getragen und gewiß trägſt du heim die Schätze der Dichtungen".

Da blickte er mich fragend an, biſt du ein Prophet? fragte er und fuhr ſehr verſtimmt fort:

Dahin ſind, denen Aufſchwung gab ein Lobgedicht,
So wie ein Krieger ſchwingt die Spitze ſeiner Lanze,
Aus deren Innern, von der Dichter Preis geweckt,
Freigebigkeit erſtand in vollem Glanze.

„Sieh, jenen Vezir hatte ich heute in einer wohl ſechszig Beit (Verſe) langen Kaſide beſungen, was hat er mir geſpendet? drei Thaler". „Ach", erwiderte ich, „jeder deiner Perlen ein Piaſter, doch du kennſt ja jenen Geizhals. Gedenke, der große Mutanabbi beſang auch einſt einen Großen und bekam einen Dinar, und man nannte ſeine Kaſide die Dinariſche. Ach, ſagte er, ſchweig, ſonſt nennt man am Ende meine Dichtung die Rijâlijja, etwa die Thaleriſche. Doch ich wollte ihn tröſten: Sieh, ein Vezir hat für Dichtung keinen Sinn, der freigebige König verſprach dem Firduſi, dem Sänger der Sänger,

*) Rückert Hamaſa I. 187. Gul ſind Geſpenſter, die den Wanderer umgeben und irre führen, doch vor dem kühnen Mann zurückweichen.

einen Dinar für jeden Vers, und die geizigen Vezire ſetzen den Golddinar zu einen Silberling herab. Ja, ſeufzte er, der ſtarb in Armuth. Doch, erwiderte ich, er rettete ſeine Ehre im Spottgedicht, konnte der Sultan dem Dichter auch ſein Leben verbittern, ſo ſtrafte der ihn doch für die Ewigkeit. Doch, fügte ich beſänftigend hinzu, im Buſen deines Schülers iſt dagegen die Dankbarkeit unauslöſchlich. Wohlan, laſſe dich nieder. Ali brachte ſogleich mit demüthiger Verehrung die lange Pfeife mit meiner beſten Bernſteinſpitze *) und bald darauf in dem kleinen Taſſenköpfchen Kaffee. Der mißmüthige, unbekränzte Dichter bließ gewaltige Dampfwolken in die Luft.

Darauf begannen wir die Lection. Der Gang dieſes arabiſchen Unterrichtes war von meinem Lehrer ſo gewählt: zuerſt ſtudirten wir Grammatik, dann erheiterten wir uns an der Dichtung und zuletzt laſen wir, gleichſam unſere Kunſt zu üben, in dem Beidhawi, dem ſcharfſinnigen Koraninterpreten. Erſt, ſagte mir mein Lehrer, mußt du bei der Grammatik dürſten wie der Araber in der Wüſte, dann kommſt du in den Roſengarten friſcher Dichtung und zuletzt klimmſt du hinan die ſchwierigſten Gebirge.

Heute ging es mir in meiner Stunde nicht beſonders. Schon beim grammatiſchen Studium murrte mein Lehrer. Wir hatten das Kapitel über das Anfangswort und mehreremal rief er mir zu: „Hat denn der Teufel deine Zunge gebrochen, weißt du was Ali ausrief zu dem falſchen

*) Je nach dem Stande des Beſuchers wird die Bernſteinſpitze gewählt, dies iſt ein Hauptgegenſtand der Etiquette.

Koranleſer? Er rief*) „ſtrebe dieſes Streben". Ich war etwas verſtimmt über den Mißmuth meines Lehrers, doch kamen wir an das in der arabiſchen Grammatik vielbeſprochene Beiſpiel akalûnî al-baragîthu, „es haben mich die Flöhe gefreſſen". War es Zufall oder verſtehen dieſe Thiere im Orient arabiſch? So eben machte ein ſolches Thier auf mich einen ſchmerzhaften Angriff, „Au", rief ich mitten im arabiſchen Beiſpiel und wollte den praktiſchen Erklärer der arabiſchen Worte ſtrafen, doch begann mein Lehrer dabei zu lächeln und ſagte, laß ihn, das iſt ein Freund der Wiſſenſchaft, der weiß, du biſt fremd und will dein Gedächtniß ſchärfen. So, erwiderte ich, bin ich doch noch ſchlimmer daran als du mit deinem Vezir, der gibt dir doch Silberlinge in die Hand, dieſer läßt auf meinem Fuße das Bild eines Kupferpfennigs. Hierauf fing mein Lehrer an zu lachen und war zunächſt etwas wohlwollender gegen mich.

Wir begannen nun das Studium der Dichter. Die Dichtung übte auf meinen Lehrer eine ganz magiſche Gewalt aus. Der ſonſt ſo ruhige Mann ließ in Freude ſein Auge erglühen, ſchüttelte oft ſein Haupt bei Schilderungen des Kriegsgetümmels, und bei jedem ſchönen Verſe rief er aus jâ latîf, o wie zierlich, oder bei einem mehr heroiſchen Vers, ʿazîm, ʿazîm, gut und groß! Unvergeßlich iſt mir die Stunde, als wir zuſammen in der

*) Es las Einer einſt im Koran für: „fürwahr, Gott iſt frei von den Ungläubigen und ſein Geſandter", „fürwahr, Gott iſt frei von den Ungläubigen und ſeinem Geſandten", worauf jener wüthend ausrief: „ſtrebe dieſes Streben", daher der Name an Nachwu, das Streben, für Syntax.

Hamâſa jene Beſchreibung eines Renners laſen (Rückert I. 218). Da nahm er ſeine Pfeife, da das Metrum den Lauf nachahmt, und verfolgte mit dem Pfeifenrohr daſſelbe. Oft erhob er ſich mehr und fiel dann wieder nieder auf ſeinen Sitz.

Wir ſtürzen zum Raub her uns über das Vieh
Da, wo es das Steinland zum Vorſchein uns bringt.
Ja, flog je ein Hufthier, ſo flog dies gewiß
Nur eben, daß keinem zu fliegen gelingt,
Und niemals ein Steinadler über der Höh';
Dem ſcharf iſt der Blick und das Herz iſt beſchwingt;
Der fern einen Haſen erſpäht in der Fläch',
Und kommt ihm zuvor, eh' in's Buſchwerk er bringt:
Iſt ſchneller als es, und ſo ſchnell nicht ein Pfeil,
Der hüpfend die ſchütternden Böden entſpringt.

Er las in etwas ſingendem Ton je nach dem Inhalt raſch oder langſam, und ſtaunend hört man zu, die Fülle und die Gewalt der Sprache beſtürmt uns mächtig.

Ach, erwiederte ich, warte noch ein Weilchen, ſonſt denkſt du, wenn du auf deinem armen Eſel ſitzeſt, er ſei auch ein Renner und jagſt ihn zu Tode. Du haſt recht, erwiderte er traurig, die Kraft der Wüſte iſt hier erſchlafft, auf Heroen folgen wir Zwerge. Jene waren, wie ihre Roſſe, gewaltig, doch wir ſind wie die Eſel ſchwach.

Ich wollte heute über einige Dichtungen ſpäterer und neuerer Zeit ſprechen, und ſo begannen wir mit dem Anfang eines längeren Heldengedichtes. Es iſt die gewöhnliche Einkleidung, daß der Dichter die Reſte einer früheren Lagerſtätte, auf der er mit der Geliebten geweilt, anredet. Es gehört dies förmlich zur Topik der Poeſie, und die Kunſtrichter nennen dies das Geizen der Wohnſtätten, d. h. mit Nachrichten.

O Stätte, die du ſchweigſt auf meinen Gruß,
Auf dich ſich ſtürz' der Regenguß.
So ſchwinde du im Zeitenlauf,
Wie mein Gebein in Sehnſucht muß.

Weißt du, ſprach mein Lehrer bitter, das nennt man die Geizung und von der ganzen Poeſie iſt nichts als dies zurückgeblieben. Nun folgen die Schilderungen von Heldenthaten der Männer und der lieblichen Anmuth der Frauen. Ich war heute in der Wahl der vorzulegenden Dichterſtücke nicht gerade glücklich; zwar erhob er ſich gewaltig begeiſtert bei der Schilderung eines Helden,

Denn wie der Leu hervorbricht aus dem Rohr,
Tritt zwiſchen Lanzen dieſer Held hervor —

jedoch ſchien ihn eine andere Stelle zu beleidigen, in der ein ſpäterer Dichter die Schönheit der Stadtbewohnerinnen der der Beduininnen weit hintenan ſetzt.

Die Schönheit der Städterinnen, die als ſchön ſich brüſten,
Iſt nicht zu vergleichen mit den zarten Beduinmädchen,
Wie kann auch ſtreiten die Geis mit der Gaſelle,
Sei's, daß ſie aufſchau' oder ſcheu darnieder blickt.

Hierauf folgt eine Schilderung aller Künſteleien, mit denen die Städterinnen ihre Schönheit erhöhen. Mein guter Scheich ärgerte ſich; denn er hatte ſich vor kurzem mit einem ſchönen Weib vermählt und murmelte oft: „Lügenrede, der Verliebte iſt beſeſſen, der verwechſelt Roſen mit Dornen. Schon die Kunſtrichter haben geſagt, daß dieſer Dichter Glimmer und Edelſteine zuſammenreihe, und wer ſo geſchmacklos dichtet, hat auch keinen Begriff von Schönheit". „Ach", erwiderte ich, „du biſt ſo böſe auf den Dichter; denn man ſagte mir, du habeſt eine ſehr ſchöne Frau,

zart wie die Perle und ſtrahlend wie Rubinen; ſag' mir, kann man nicht einmal deine Frau ſehen? Ich möchte ein Urtheil haben, wenn ich ſpäter die Beduininnen erblicke". Ich hatte dieſe Worte ſo ganz ohne mir etwas dabei zu denken ausgeſprochen, doch er war ſichtlich darüber empört; abadan, nie, rief er mir ſchroff entgegen, und ſetzte ängſtlich hinzu: „Ach, meine Frau iſt gar nicht hübſch, wozu willſt du ſie ſehen, du willſt mich doch nicht beleidigen?" „Ach nein", rief ich, „um Gottes willen, beruhige dich, ich will nicht deinen Hausfrieden mit dem böſen Blick eines Junggeſellen ſtören. Behüte Gott, doch bei uns verſchließen wir die Frauen nicht, jeder der will, kann ſie ſehen".

Wenn nun mein Lehrer ſein Urtheil ruhig über die vorliegenden Dichterſtellen abgab, ſo war er doch ſehr ſchweigſam bei der Lektüre der Koran-Erklärung; da verbeſſerte er nur grammatiſch meine Fehler, doch enthielt er ſich jedes Urtheils; denn er wollte durchaus nicht den Schein haben, als habe er hier Freude am Zweifel. Mein Scheich verließ mich heute etwas verſtimmt, doch hatte ich Grund, das weniger mir als ſeiner üblen Laune zuzuſchreiben.

Moſchee.

Der Freitag iſt der heilige Tag der Woche; denn Adam iſt an einem Freitage geſchaffen und an einem Freitage wird auch wieder das Ende der Gerichtstage ſein, deshalb hat er den Ehrentitel jôm al dschum'a, Tag der Verſammlung. Dennoch iſt nicht der ganze Tag, ſondern nur die Gebetſtunde Gott geweiht, vgl. Kor. 62, 9, 10. „Wenn man euch

Gläubigen am Tage des Gebets zur Verſammlung ruft, eilet zur öffentlichen Verehrung Gottes und legt die Handlungsgeſchäfte bei Seite". Die große Verehrung für dieſen Tag ſtimmt eigentlich nicht mit der früheren Anordnung des Propheten, der, ſo lange er auf den Beitritt der Juden hoffte, den Sabbath heilig hielt.

Eine halbe Stunde vor Mittag rufen die Muedhin von den ſchlanken, erhabenen Minarets den Gläubigen zum Gebet mit dem Salâm (Gruß) an den Propheten: „Segen und Friede dir, du von großer Würde, Apoſtel Gottes, Segen und Friede dir, zu dem die Wahrheit ſprach: Ich bin Gott. Segen und Frieden dir, der du biſt der erſte von Gottes Geſchöpfen und das Siegel der Propheten. Von mir iſt Frieden erbeten für dich, deine Familie und deine Genoſſen".

Nun wallen die Gläubigen zum Gebet in weiß gewaſchenen Gewändern, der Scheich im lang hinwallenden Kleide, der Effendi mit feiner Tracht, der gewöhnliche Mann im reinen Leinen, der Arme in ſeinem blauen Hemd. Die feierliche, äußere Haltung und der ernſte, ruhige Blick verbergen den Stolz und das Feuer des Haſſes, das ſo vielfach den einen gegen den anderen, das alle gegen anders Denkende entflammt.

Das Haus der Verſammlung, Dſchami' oder Medſchid, woraus durch Wortverdrehung „Moſchee" entſtanden, iſt meiſt ein weites Gebäudes, einige derſelben umfaſſen einen Raum von 3—400 Quadratfuß. Meiſt ſind die Mauern von Stein gebildet und roth und weiß geſtreift.

Gewöhnlich beſteht eine Moſchee aus Säulenhallen und einem mittleren Raum, der nicht überdacht iſt und

in deſſen Mitte ſich ein Baſſin befindet, an dem ſich die Gläubigen waſchen, um nicht beſchmutzt dem Dienſte ſich zu nahen. Gen S.-O. ſind die Säulenhallen am weiteſten; denn hier iſt die Wand, welche gen Mecca zu liegt. In der Mitte dieſer Wand iſt die Niſche „Michrâb", welche die Richtung nach Mecca hin angiebt und welche den Gläubigen als Richtung für ihr Gebet „Kiblah" gilt. Zur Rechten von dieſer Niſche iſt eine Art Kanzel, zu der eine Treppe hinauf führt „Minbar", und in der vorderen Seite der Säulenhalle, der Richtungsniſche gegenüber ſteht, von vier kleinen Säulen getragen, ein viereckiger Söller, zu deſſen zwei Seiten zwei Leſeſtühle mit Leſepulten verſehen, ſtehen, um den Koran zu tragen. Das ſonſtige Innere der Moſcheen iſt ſehr einfach, die Mauern ſind meiſt ganz einfach geweißt, hier und da zieren den unteren Theil der Mauern einige Linien verſchiedenfarbiger Steinplatten, und manche Stuckaturarbeit mit Sprüchen aus dem Koran ſind die einzigen Inſignien von der Heiligkeit des Ortes.

Es iſt dem Muslim nicht geſtattet, irgend ein Bild des Lebens in den Moſcheen zu haben: mit furchtbaren Strafen droht der Islam dagegen. Der Maler pfuſcht nach den Muhammedanern dem Schöpfer in's Handwerk. Gott wird zu ihm ſagen, er ſolle das Gezeichnete oder Gemalte beleben, und kann er das nicht, ſo trifft ihn ewige Verdammung. Wenn daher der Islam chriſtliche Kirchen in Beſitz für ſeinen Dienſt genommen, wie z. B. die Sophijja in Conſtantinopel, ſo hat man die heiligen Bilder entweder zerſtört oder mit Koranſprüchen überhängt. So ſchroff immer dieſe Strafe gegen die Kunſt

ſein mag, ſo bewahrte doch dieſer Rigorismus den Islam vor der furchtbaren Klippe des Bilderdienſtes, an der die chriſtliche Kirche des Oſtens gerade zur Zeit der Ausbreitung des Islams ſo oft geſcheitert iſt.

Auf dem Boden der Moſchee liegen Matten, auf denen die Gläubigen niederknieen, der Reiche neben den Armen, ohne allen Unterſchied. Frauen kommen in Cairo nicht in die Moſcheen, wiewohl im Koran es ihnen nicht gerade verboten iſt. Sie müſſen dann hinter einen ganz dicht verbarrikadirten Bretterverſchlag ihre glänzende Schönheit verbergen; dennoch aber giebt ſelbſt ihre ſo verſchanzte Gegenwart der Anbetung des Muslim einige ſinnlichen Verwirrungen, und man läßt ſie in Cairo deshalb nicht zu der Moſchee. Auch beten die Frauen meiſt gar nicht zu Hauſe; wozu auch, die armen Weſen haben ja dabei gar wenig zu gewinnen. *)

---

*) Es iſt eine irrige Meinung, daß Frauen gar keinen Anſpruch auf das Paradies hätten, vgl. Sur. 33, 27: „O Prophet, ſage deinen Gattinnen, verlangt ihr nach dem Leben dieſer Welt und ihrem Schmuck, ſo kommt, ich will euch das, was euch gebührt, zur Scheidung geben, und in Güte entlaſſen; zieht ihr aber Gott und ſeinen Geſandten und jene Welt vor, ſo hat Gott für die Beſſeren unter euch großen Lohn beſtimmt". Auch heißt es v. 34 von den gläubigen Männern und Frauen: „Gott vergiebt ihnen und hat ihnen großen Lohn beſtimmt". Jedoch ſind die Vorſtellungen über die Seligkeit der Frauen nicht mit derſelben Phantaſie ausgebildet, wie die über die Seligkeit der Männer, jedenfalls befinden ſie ſich nicht in einer entſprechenden ſchwarzäugigen Jünglingsgeſellſchaft. Viele Muslim, wie auch mein Diener, ſagten mir, es werde einmal von ihnen abhängen, ob ſie ihre Frau mit unter ihre Schwarzäugigen aufnehmen würden, eine Conſequenz der hieſigen Ehetyrannei.

Die, welche Gott am Freitag dienen wollen, treten durch das Thor, welches der gewelhten, nach Mecca zugekehrten Wand gegenüber ſteht, ein. Beim Thor nimmt der Gläubige ſeine Oberſchuhe vom Fuß, oder hat er nur ein Paar Schuhe an, nimmt er dieſe fort und tritt barfuß mit dem rechten Fuß über die Schwelle. Er trägt die Schuhe, Sohle an Sohle, bis zu dem Platz, wo er zu beten gedenkt und ſetzt dieſelben oberhalb des Platzes, wo er niederknieet. Auch von Piſtolen und Schwerdt, den Waffen des Krieges, entkleidet er ſich am Betort und legt ſie zu ſeinen Schuhen. Nun beginnt er zweimal ſeine Gebete her zu murmeln, er betet zwei Reka' und bleibt dann auf ſeinen untergeſchlagenen Knieen ſitzen. Hierauf beginnt der eine Koranleſer vom Leſepult herab den Beginn der achtzehnten Sure, die nach der Höhle der Siebenſchläfer benannt iſt, und fährt damit fort, bis der Mueddhin vom Minaret den Ruf adhân zum Mittaggebet verkündet. Dann ſetzt ſich die ganze Schaar auf ihre Kniee und Füße, bis der Ruf vorüber iſt, worauf ſie aufſtehen und zweimal die gewöhnlichen Gebete beten. Ein Moſcheediener, Murakki', d. i. der die Gebetsbeugungen Veranlaſſende, öffnet die Thüren zu den Treppen der Kanzel, und nimmt ein hinter ihnen liegendes gerades, hölzernes Schwerdt. Mit der rechten Seite zur Kiblah gewandt, läßt er die Spitze des Schwerdtes, das er in der rechten Hand hält, auf dem Grunde ruhen und ſpricht: „Fürwahr, Gott begünſtigt und ſeine Engel ſegnen den Propheten. O ihr, die ihr glaubt, ſegnet und begrüßet ihn". Dann ſingt einer oder mehrere der ſogenannten Muballig (Ueberbringer) von dem vor der Kanzel ſte-

henden Söller folgende Worte aus der Ueberlieferung: „Gott beſchütze und bewahre den Ehrbarſten der Araber und Fremden, den Imām von Mecca und Medina und den Tempeln, dem ſelbſt die Spinne gütig war und ihr Netz vor der Höhle wob, den die Eidechſe grüßte, vor dem der Mond geſpaltet war, unſern Herrn Muhammed, ſein Haus und ſeine Genoſſen". Bevor der Mittagsruf des Mueddhin vollendet iſt, beſteigt der Katīb oder Imām der Moſchee, nachdem er das hölzerne Schwerdt von dem Murakki genommen, die Kanzel und ſetzt ſich oben orientaliſch nieder.

Mit zwei großen Fahnen, die das Bekenntniß oder die Namen Gottes enthalten, iſt die Kanzel geſchmückt, und zwiſchen ihnen erhebt ſich der Prediger, nachdem der Murakki' noch einmal nach dem Gebetruf von dem vorderen Söller herab folgende Ueberlieferung vom Propheten hergeſungen: „Der Prophet, dem Segen und Frieden ſei, ſprach: „„Sprachſt du, während der Imām am Freitag predigte, zu deinen Gefährten „Schweig', ſo redeteſt du übereilt"". Seid ſtill, ſo werdet ihr belohnt". Nun folgen meiſt zwei Ermahnungen, welche der Katīb von der Kanzel vorträgt, das hölzerne Schwerdt mit der Spitze auf den Boden geſtützt. Die Ermahnungsreden, welche man vom Imām in dieſer martialiſchen Stellung herabhört, ſind eigentlich gar nicht ſo übel als man erwartet. Es ſind die ſchrecklichen Drohungen von dem Zorn und den Strafen Gottes auf der einen Seite und das Vorſpiegeln von der leicht zu erreichenden Seligkeit auf der anderen, die Faktoren, mit denen man das menſchliche Herz durch Aengſte und Lockungen zu feſſeln und zu fangen ſucht. Die gereimte

Proſa, die in halbſingenden Tönen und mit beſonderer Hervorhebung der Aſſonanzen vorgetragen wird, und der oft ſehr große poetiſche, feurige Schwung der Rede, die Schönheit der Sprache, die große Stille, die allgemeine Unterwürfigkeit unter Gottes Allmacht, welche ſich in der ganzen Haltung der Verſammlung ausſpricht, läßt auch uns bisweilen ſtaunen; wenn auch ſich bald darauf die erhabene Höhe unſeres Glaubens, der in den Gedanken von Gottes ewiger Liebe und des Menſchen Kindſchaft zu ſeinen himmliſchen Vater wurzelt, mit ſanften Schwingen wieder in unſer Herz einzieht.

Die größte und berühmteſte Moſchee in Cairo iſt die große Moſchee el Azhār*), welche durch hohe Thore mit prächtiger Stuccatur den Gläubigen empfängt. Mit dieſer Moſchee iſt ein großer viereckiger Hof verbunden, der in vielen Seitengebäuden dem Studium der muhammedaniſchen Wiſſenſchaften ein Obdach bietet. Es iſt dies eine Art theologiſcher Univerſität. Eine Anzahl jüngerer Effendi ſieht man oft in einem Kreiſe rings um einen alten ehrwürdigen Scheich ſtehen, der ſich auf einem Teppich an einer Säule vornehm niedergelaſſen hat. Die Schüler ſtehen ganz aufrecht, ſie leſen das heilige Buch, interpretiren daſſelbe und der ehrwürdige Scheich leitet mit großer Ruhe die Erklärung, ſowie er auch bei entſtehendem Zweifel und Meinungsverſchiedenheiten die

*) Die Moſchee el-Azhar ward von Dſchauhar el Ka'id, dem General von Moëz, etwa um 970 gegründet, doch iſt ſie neu reſtaurirt bis zum Jahre 1762. Dicht daneben iſt die ſchöne Moſchee Haſanein, den beiden Söhne des Ali, Haſan und Huſein gewidmet, deren Reſte ſie enthalten ſoll. Der Geburtstag derſelben iſt ein großer Feſttag in Cairo.

Disputation lenkt. Die Entstehung des Gebäudes führt auf viele Jahrhunderte zurück, weniger aber läßt uns der Studieneifer an die frühere Zeit gedenken; denn die Wissenschaft leidet auch hier an der Altersschwäche, die uns in allen Phasen des orientalischen Lebens entgegentritt. Sie bewegt sich nur noch fort in dem Lauf, in den das frische Leben früherer Zeit sie hineingelenkt. Das Studium concentrirt sich natürlich auf den Koran, welcher, da die Offenbarungen dem Propheten in abgerissener Ekstase zukamen, uns oft diese Zerrissenheit der Anschauungen auch in den von einander getrennten Gliedern der Rede wiedergiebt.

Hier hatte die Grammatik viel zu thun, die Auslegung dieses Buches auf einigermaßen wissenschaftliche Grundsätze zu begründen und die berühmtesten Religionslehrer waren daher auch berühmte Grammatiker. Es geschah bisweilen, daß ich von meinen gelehrten, arabischen Freunden in diesen Studiensaal eingeführt und irgend einem Scheich als ein Effendi vorgestellt ward. Dann bot der Lehrer mir einen Platz auf dem Teppich bei sich, und bei einem vorkommenden Streite unter den jüngeren Leuten fragte mich der Scheich auch nach meinem Urtheil. Da ich meist vorher mir die Stellen angesehen, konnte ich oft die Streitenden beruhigen; der Eine hatte dem Sinne nach und der Andere den Worten nach richtig interpretirt.

Wir finden jetzt im vorderen Theil des Orients vier Secten als orthodoxe sunnitische anerkannt, das sind die Hanifiten, Schafiiten, Malekiten und Hanbeliten nach den großen Rechtsgelehrten und Theologen benannt, welche

im zweiten Jahrhundert der Hedſchra dieſe Sekten ſtifteten. Sie ſtimmen überein in der Anerkennung der Sunna, der Ueberlieferung vom Propheten, in der Verehrung der vier Chalifen Muhammed, Abu Bekr, Omar und Ali, ſowie in der wörtlichen Auffaſſung des Koran; wo hingegen die Schiiten, welche in Perſien ihren Hauptſitz haben, Ali und ſeinen Sohn Huſſein als die größten Chalifen anerkennen und die Sunna verwerfen.

Die Wahhabiten ſind die Rationaliſten unter den Muhammedanern.

Es gelang, wie oben erwähnt iſt, dem Mehemed Ali, die Macht, welche in der Wüſte hauſte und ſelbſt einmal die heiligen Städte beſetzt hatte, zu brechen; er gewann hierdurch als ein ſieggekrönter Orthodox, großes Anſehen im Oſten. Die oben erwähnten vier orthodoxen Syſteme erkennen indeß einander als rechtgläubig an, die Unterſchiede zwiſchen ihnen liegen nicht in den Uſūl, den Grundwahrheiten (den Wurzeln) ſondern den Furu', den Ableitungen (den Zweigen). Das Ritual-Geſetz und die Geſetzableitung ſind bei ihnen von einander um ein weniges abweichend.

Die heutige Wiſſenſchaft zehrt von den Vorräthen, die frühere Jahrhunderte aufgehäuft. Man bewegt ſich in den Traditionen älterer Gelehrten; und wenn die alten Gelehrten ausſprachen, daß der Weisheitscoder der Araber die Dichtung ſei, ſo findet man gar wenige, welche bis! zu dieſem Quell der Lehre hinaufdringen. Erinnert gleich der Name der Univerſität Az'har (Blumen) an die Blüthen der Dichtung; ſo fand ich nur einen Scheich, der wirklich mit dem Strome friſcher Gei-

ſteskraft die jetzt verwelkende Wüſtenblume zu erfriſchen verſtand.

Zum Theil rührt dieſe Erſchlaffung der Wiſſenſchaft von der Noth der Gelehrten her. Die Univerſität war ſonſt durch große Stiftungen wohl dotirt, da erhob Mehemed Ali zum Kriege gegen die Wahhabiten eine Steuer. Die Scheiche, welche, ſo feurig ſie auch gegen die Ketzer predigten, doch nicht gern viel zu ihrer Unterdrückung bezahlen wollten, gaben ihre Einkünfte viel zu gering an. Ein türkiſcher Kopf konnte das ſich wohl zu Nutz machen. Mehemed Ali erbot ſich ihnen dieſe Einkünfte zu bezahlen und nahm dagegen ihre Capitalien in Beſitz, dadurch wurden die Gelehrten arme Knechte in der Hand des Paſcha und Mehemed Ali bereicherte ſich um viele Millionen. Es iſt ein ſehr einfacher Schluß, daß, wer die Gewalt hat, der hat auch das Recht. Die ihrer Unabhängigkeit beraubten Diener der Wiſſenſchaft und zugleich Sclaven des Paſcha, eröffneten mit ihrem Knechtsſinn den häßlichen Geſtalten der Beſtechlichkeit und Habſucht die Thore der Univerſität und ich konnte bisweilen mit Recht den ſonſt ſo bedenklichen Fehler machen, ſtatt Falſuf, welches im Arabiſchen Philoſoph bezeichnet, Filſuf zu ſagen, indem Fils das Geld heißt.

Die tanzenden Derwiſche.

Nachdem wir den Frommen in die Moſchee gefolgt ſind, möchte es wohl nicht unangemeſſen erſcheinen, auch noch eine andere Art der Gottesverehrung dem Leſer vorzuführen.

Wir reiten auf unſeren Eſeln durch die Gärten, welche ſich ſüdlich von Cairo am Nil entlang ziehen; Palmen, gigantiſche Akazien und große Kaktuszäune, im Verein mit dem friſchen Grün der hier gezogenen Gewächſe erheitern unſer Auge. Der Weg führt an dem Schloß des Ibrahim Paſcha, das hier aus den Fluthen des Nil emporſteigt, vorüber, auch bei dem großen Hoſpital, dem Kaſr el ain eilen wir vorüber. Dicht hinter dem großen Krankenhaus iſt ein Garten mit hoher Mauer umgeben, und in demſelben liegt das Verſammlungshaus der frommen Anhänger des berühmten Mewlâna Dſchelâl ed din Rûmî Muhammed. Wir treten in den Saal. Wir ſtehen an einem runden, ganz glatten Tanzboden. Da erſcheinen eine Anzahl älterer und jüngerer Leute mit langem Bart, auf dem Haupte eine Pyramidalmütze in Zuckerhutform, und in einem langen, weißen Gewand. Sie bilden zunächſt einen Kreis, doch dann beginnen die Heiligen ſich wie die Kreiſel zu drehen, der eine Fuß macht immer noch die Wendung, während der andere Fuß den Punkt zur nächſten Drehung findet.

So dreht ſich nun die ganze Geſellſchaft, Einer neben dem Anderen in geringen Fortſchritten. Die Kleider von den Hüften an, ſpannen ſich weit hin aus, den Regenſchirmen ähnlich, während die ausgeſtreckten Arme dem Körper bei dieſem Reigen das Gleichgewicht erhalten. Hat die Schaar der Gläubigen einen Umkreis gemacht, ſo hört man von oben herab die ſummende Flöte, das vornehmlichſte Inſtrument der ſchmelzenden, melancholiſchen Muſik, das dieſe Derwiſche zu ihrem myſtiſchen Reigen gebrauchen, und man beginnt in raſcher Weiſe im kreiſen-

den Reigen ſich zu bewegen. Nur wenn die Frommen bei den mitten in dem Umkreis ſitzenden Oberen vorbeikommen, neigen ſie auch in dieſem beſchwerlichen Gottesdienſt ſich demüthig vor ihnen. Ein Engländer, der mich bei dieſem Derwiſchbeſuch begleitete, rief einmal über das andere: „very odd“, ſehr närriſch. So eigenthümlich uns aber auch dieſe religiöſe Scene vorkommen mag, ſo bietet ſie uns doch einen wichtigen Rückblick auf die geiſtige Entwickelung in der Religion. Iſt es eine Zeit lang gelungen, den religiöſen Geiſt in äußere Formen zu bannen, ſo entſteht im Reiche des Geiſtes ein gewaltiger Kampf der Innerlichkeit gegen die äußeren Formen, das Mittelalter zeigt im Myſticismus dieſen geiſtigen Kampf.

Der Araber fanatiſches Flammenſchwerdt hatte die Perſer ſich unterworfen zu einer Zeit, als die Lebenskraft dieſes Landes noch nicht erſchlafft war, doch mit blutigem Siegel ward ihm der Islam aufgeprägt. So lange der Eiſenarm der arabiſchen Herrſcher währte, konnte das unterjochte Land ſich wenig ſelbſtſtändig entwickeln, ſobald aber dieſer Druck durch die Kämpfe um den Chalifenthron leichter ward, erwachte auch in Perſien das Nationalgefühl wieder, und eine Reihe von berühmten Dynaſtieen traten hier mit welterſchütternder Gewalt und hoher Achtung für die Wiſſenſchaft auf. Aber die ſeldſchuckiſchen Türkenhorden gewannen über dieſe Länder die Oberhand. Irrlehren, gnoſtiſch atheiſtiſche Secten untergruben die letzten Reſte des religiöſen und ſittlichen Bewußtſeins der Perſer. Auf dieſem Boden keimte die Saat des muhammedaniſchen Myſticismus des ſogenannten Sufismus, als deſſen Hauptvertreter der Scheich Mewlâna

Dſchelâl ed dîn Rûmî (1207—1273) angeſehen werden muß.

Im Sufismus rafft der in enge Formen bisher gebannte Geiſt ſich zuſammen und indem er die Zügel, die man ihm anlegte, zerſprengte, wollte er in kühnem Schwung über die Schranken unſeres Erkennens hinwegſetzen, um durch ein unmittelbares ſich Verſenken in Gott die Wahrheit, ſelbſt die Unendlichkeit zu erfaſſen.

Nur das vollkommene Einswerden mit dem Gewußten iſt Wiſſen. Die Folge dieſer Ueberhebung blieb nicht aus. Ohne einen klaren Begriff oder ein beſtimmtes Bewußtſein vom perſönlichen Gott befand ſich bald ihr Geiſt, der in kühnem Schwung ſich über alle Schranken erheben wollte, in dem unendlichen, dunklen Thal unbeſtimmter Ahnung. Sie blieben nicht frei von den Nachtheilen des vermaterialiſirten Gottesbegriffes und verſanken ſich ſelber unbewußt in den Pantheismus.

Der eigenthümliche perſiſche Geiſt erhob ſich im Sufismus gegen den im Islam gegen ihn losdrängenden ſemitiſchen, ſtarren Gottesbegriff, die alte Lichtlehre des Parſismus ſcheint in ihm ſich wiederzugeben.

Bei der dreifaltigen Faſſung der Gottheit unterſcheidet der Sufismus drei Grade: Der Ungrund iſt die noch nicht von ſich ſelbſt erkannte eine Urſubſtanz, aus der ſich die Gottheit entwickelt, es iſt die noch nicht geöffnete Roſenknoſpe; nun erkennt ſich Gott, dies iſt der erſte Akt des Geiſtes; dann liebt ſich Gott, er ſieht die Vollkommenheit ſeines Weſens, der zuſammen gehaltene Strahlenglanz bricht aus und die einzelnen Strahlen ſind die Eigenſchaften des Unendlichen, die doch eins ſind, ſie ſchaffen die

Welt, die Roſenknoſpe erblüht (Gott der Sohn); dann erfolgt die Vergöttlichung der Welt durch göttliches Handeln (d. i. der Geiſt).

Eine tiefe Melancholie geht durch die geheimnißvolle zarte Dichtung der perſiſchen Myſtik. Dſchelâl ed din Rûmî beginnt ſeine Geſänge mit der Anrede an die Flöte, deren Laut ſtets Klage iſt, in Sehnſucht nach dem ſchilfbewachſenen Weiher, von deſſen Rohre ſie geſchnitten iſt. Sie durchzieht die Welt, ſowohl in den Händen der Guten als der Schlechten bleibt ihr Ton eine Klage.

So iſt das Leben des Erleuchteten ſtets nur eine Klage über ſeine Trennung von der Gottheit, über die Sonderung des Theils vom Ganzen. Dahin ſehnt er ſich zurück, bis der Körper, d. i. die Schranken ſeiner Perſönlichkeit zerfallen und der reine Geiſt zur großen Einheit zurückkehrt. Es ſpricht die Flöte:

Als man mich abſchnitt am beſchilften See,
Da weinte alle Welt bei meinem Weh.
Ich ſuch' ein ſehnend Herz, in deſſen Wunde
Ich gieße meiner Trennung Leidenskunde,
Sehnt doch nach des Zuſammenweilens Glück,
Der Heimathferne allzeit ſich zurück.

Getrennter Liebenden Gefährtin ſie,
Zerreißt das Innerſte, die Melodie,
In Leid ſind unſere Tage hingeflogen,
Und mit den Tagen Plagen mitgezogen.

Wenn einmal der Geiſt die Perſönlichkeit als eine Schranke anſieht, die er von ſich wirft, ſo iſt er im dunklen Meer des Zweifels rettungslos verloren, und es fehlt jedes Mittel, die Früchte des Geiſtes für die Menſchen wirkſam

zu machen; denn das Gemüth und die wahrhaft ſittliche Würde iſt nur in der Perſönlichkeit begründet.

So ſchön und tief uns oft die Dichtungen des Mawlânâ erſcheinen, ſo konnte ſelbſt dieſer Reichthum der Gedanken ihn nicht vor der Sinnlichkeit bewahren, ſeine Auffaſſungen von Gott ſind von Sinnlichkeit getrübt, und auf die Sittenlehre hatte die große Fülle ſeiner Gedanken keinen Einfluß.

Man erzählt: einſt habe man bei ſeiner Mahlzeit von dem Scheich Auchad ed din Kirmânî geäußert; „Er liebt wohl ſchöne Knaben, doch in aller Reinheit, ſo daß er nie etwas Ungeziemendes beging", da antwortete Mewlânâ: „hätte er es nur gethan, damit es vorbei wäre, d. h. ſeine Phantaſie rein würde". Als er ſeinem Tode nahe war, äußerte Mewlânâ: „der Tod iſt das einzige Hemde, das mich, den Liebenden, vom Gegenſtande meiner Liebe trennt, oder wollt ihr etwa nicht, daß das Licht zum Lichte gelange, daß auf die ſtrahlende Enthüllung die Vereinigung mit dem Geliebten folge?" Zu ſeinen Dichtungen begeiſterte ſich Mewlânâ durch den Reigen, um eine in ſeinem Hauſe ſtehende Säule und dieſen Reigen ahmen ſeine Anhänger nach *).

Es iſt merkwürdig, wie im Islam man durch unnatürliche Mittel die Begeiſterung hervorrufen will. Die anderen Gläubigen verdunkeln durch den ewigen Ausruf allah, mit der Beugung des Körpers, die Klarheit der Sinne, und dieſe fallen durch die kreiſende Bewegung in ſanften Schwindel.

---

*) Vgl. beſ. Roſen, Mesnewi, Leipzig 1849.

Bei dieſen pantheiſtiſchen Gedanken dienen die muhammedaniſchen Glaubensſätze, ſowie Muhammed und Ali (dieſe Derwiſche ſind, wie faſt alle Perſer, Schiiten) nur zu Folien, in die der Fromme ſeine Gedanken hineinträgt.

Ich muß hoffen, daß die kurze Schilderung einer religiöſen Verirrung mit milderen Augen vom Leſer beurtheilt wird, als von meinem engliſchen Begleiter, einem alten Junggeſellen, der in praktiſchen Lebensgeſchäften ergraut war.

„Wie lächerlich iſt doch all der Unſinn", rief er einmal über das anderemal bei unſerer Rückkehr. Es war verlorene Mühe, ihm für dieſe kreiſelnde Derwiſche wenigſtens einiges Mitleid abzugewinnen. Er ſagte mir immer: „ach, ich liebe meine Hochkirche und nehme mir nicht die Mühe, über ſolchen Unſinn zu denken".

Die Sklaven.

Mein engliſcher Freund ſagte mir, er habe jetzt Alles in Cairo geſehen, was in ſeinem Buche ſtand, ſein Murray'ſches Reiſebuch, war durch und durch angeſtrichen, nur noch nicht den Sklavenmarkt. Da ich arabiſch ſpräche, ſo möchte ich doch mit dahin gehen; denn die thörichten Dragomane ließen ihn nicht Alles genau ſehen. Ich erwiderte ihm, daß es mir zuwider ſei, Elend anzuſehen, ohne irgend wie Möglichkeit zu haben zu helfen, und ich glaubte auch, daß ihm ſeine Hochkirche es verzeihen werde, wenn er nicht Alles ſähe. Doch er ließ nicht ab und ſo beſtiegen wir denn von Neuem die Reitthiere, dahin

zu reiten. Die Sklaven werden in Cairo nicht mehr auf dem Markte gezeigt, ſondern der ſchmähliche Handel wird in Häuſern betrieben.

Durch Trinkgelder wurde uns eins dieſer Häuſer geöffnet, und aus den höhlenartigen, dürftigen Gemächern kamen einer nach dem anderen der ſchwarzen Buben hervor; nur mit einer rauhen Wolldecke hatten ſie ſich umhüllt; ſie mußten vor uns auf und ab gehen, ſchienen aber gerade nicht traurig zu ſein und mit ihrem Schickſal ausgeſöhnt. They look like monkeys, ſie ſehen aus wie Affen, war der Ausſpruch meines Engländers. Aber ich will die Abeſſynerinnen ſehen, war ſein Ausſpruch; denn es ſtand in dem Reiſebuch, daß dieſelben auch verkauft würden. „So", erwiderte ich, „nehmen Sie nur etwa zehn Guineen in ihre Hand, und zeigen ſie dieſelben jenem gräßlichen Schwarzen, dem Sklavenhändler". Dies geſchah denn auch, und ich ſprach: zeige die Mädchen von Habeſch. Sobald der verruchte Schwarze die Goldſtücke ſah, führte er uns in ein großes beſſeres Gemach, ließ uns auf den Teppich niederſetzen, und befahl nun mehrere Mädchen vorzuführen.

Schlanke, braune Geſtalten mit vollem Wuchs, nahten ſich aus einer Thür und wurden uns vorgeſtellt. In ihren ſchwarzen, großen Augen ſchien ſich das Unglück wiederzuſpiegeln, und alle die gräßlichen Verwirrungen, in welche die rohe Sinnlichkeit den Menſchen verwickeln, ſchienen an ihre Erſcheinung ſich zu knüpfen.

Wehmüthig und doch freundlich ſchauten ſie uns an, und ich kann nicht leugnen, daß wie mit Stacheln der Schmerz durch meine Bruſt fuhr; denn das Elend ſehen

und nicht helfen können, iſt wohl das Traurigſte, was uns begegnen kann.

Man kann aber auch ruhiger darüber denken; denn die orientaliſchen Ehen ſind überhaupt wenig anders, als Sklaverei. Es muß gerügt werden, daß viele Fremde welche ſich in Cairo länger aufhalten, ſich die Laxheit der morgenländiſchen Geſetze zu Nutze machen und entweder ſich orientaliſch verheirathen, oder Sklavinnen kaufen. Man ſieht öfters in Egypten Ingenieure, leidlich gebildete Leute, mit Abeſſynierinnen leben. Die Mädchen ſind gelehrig, unterſtützen den Mann bei ſeinen arabiſchen Rechnungen und Schreibereien, ſie ſind häuslich und führen dem Manne ganz wohl die Wirthſchaft. Das geht denn ſo, ſo lange es geht, aber der Kontrakt des Ingenieurs läuft zu Ende, er muß fort. Was geſchieht nun mit dem unglücklichen Weſen? Die Meiſten ſchenken ihr dann die Freiheit, das heißt, der Edelmüthige giebt ſie dem Elend preis. Was ſoll das unglückliche Weſen weiter anfangen? es ſinkt tiefer und tiefer in den Abgrund. Mancher deutſcher Handwerker, deren es in Cairo eine ganze Anzahl giebt, wendet ſich an die Töchter des Landes und lebt, je nach ſeiner Kaſſe, mit einer Schwarzen, einer Braunen oder einer Weißen. Dieſe in der That zwiſchen Schwarz und Weiß gemiſchten Ehen haben etwas Erſchreckendes. Beſucht man einen deutſchen Handwerker, und ein kohlenfarbiges Geſicht ſchaut uns aus dem Hauſe entgegen, ſo ſcheint uns ſolches Eheglück gar ſchwarz. Auch die Sprößlinge, die als lebendige Beiſpiele der Farbenmiſchung, mit ihren milchkaffee Antlitz uns entgegen ſtaunen, können dieſen Eindruck wenig mildern.

Es iſt für uns höchſt betrübend, das im Chriſtenthum geiſtig erhabene, moraliſche Verhältniß hier wieder zu einem rein ſinnlichen herabſinken zu ſehen; denn von einer geiſtigen Gemeinſchaft, einer wirklichen Ehe, kann bei dieſer Racenverſchiedenheit nur in höchſt ſeltenen Fällen die Rede ſein. Und dennoch werden dieſe Handwerker meiſt vor den traurigſten Ausſchweifungen, vor Trunk und Spiel bewahrt; denn leider kann man im Muski, dem Frankenviertel in Cairo, immer rohes, deutſches Geſchrei hören und in der Schenke iſt oft die deutſche Sprache die obſiegende.

Die Illumination in Cairo.

Abbas Paſcha war von der Woge des Bosphorus heimgekehrt als legitimer Herrſcher Egyptens. Man bereitete den feſtlichen Empfang; eine allgemeine Zineh, d. i. Illumination ward angeordnet. Die Araber hingen ihre orientaliſchen Lampen vor ihre Thür. Vielfach waren Stäbe mit eiſernen Drathbehältern, in denen das Feuer loderte, aufgeſtellt. Ein rohes Holzgeſtell trug die düſteren Lampen, aber die Reicheren umkränzten ihre Thore mit hellen Lampen nach unſerer Weiſe, ein Theil der Straßen war prächtig erleuchtet, ein anderer wieder dunkler. In den erleuchteten geöffneten Fluren ſah man die Orientalen auf Teppichen darniederſitzen und bedächtig ihre Pfeife rauchen. In einem dieſer Cirkel der Muſelmänner ſah ich ein mir ſehr bekanntes Geſicht, auch ſtarrten mich die Augen deſſelben an. Ha Raïs, ha Effendi riefen wir beide wie aus einem Munde. Das war mein früherer Bootskapitain, und es waren beinahe

ſechs Wochen verfloſſen, daß wir uns nicht geſehen. „Nun“ begann ich, „ich glaubte dich noch in der Sa'ide“; denn ich wußte er war mit einem größeren Boote und einem engliſchen Ehepaare den Nil hinaufgereiſt. „Wie ging es dir, in Allah's Namen“. „Ach“, erwiderte er, „Geld viel, aber Spaß wenig und Aerger ſehr viel“. „Wie ſo“, erwiderte ich. Er erzählte mir nun, daß ſowohl die dürftige Kleidung ſeiner nur mit einem Hemd bekleideten Matroſen das Anſtandsgefühl ſeiner Reiſenden beleidigt habe; als auch ihr Diner aus der allgemeinen Schüſſel denſelben Ekel erregt habe. Dann wieder ſollten ſie nicht ſingen, und zuletzt habe der Herr geglaubt, daß, wenn die Matroſen jauchzten, ſie über ihn gelacht hätten. „Das war was anderes mit dir, o Effendi, dafür haſt du auch von uns noch beſſer arabiſch gelernt“. Des Raïs Reiſe-Schilderungen gaben zu manchen Bemerkungen der Muslim Anlaß.

Von den anderen Cirkeln laſen einige die Berichte, andere hatten einen Erzähler unter ſich, der mit gewaltigen Geſtikulationen ſeine Geſchichte erzählte. Ein anderer Kreis hatte zwiſchen ſich einen Tänzer, der in obſcönen Weiſen ſie ergötzte; Andere wieder liebten in ihrer Mitte den Sänger und die Muſik. Von allen Ecken her ertönte Beifall, Alles freute ſich über den Glanz. Beſonders waren die Muslim froh; unter dem orthodoxen Herrſcher, der die Fremden nicht mehr leiden könne, hofften ſie, werde das geſegnete Zeitalter nahen.

Durch die Straßen wogte es einher, ſelbſt die tiefverhüllten Frauen wollten an dem Glanze ſich weiden, und, aus ihrem Käfich entlaſſen, ſtaunten ſie die aus hellen Lampen gebildeten Figuren an, ſieh, den Glanz wie eine

Blume, wie den Mond, wie die Sterne, wie die Sonne, hörte man hier und da aus dem verwunderten Munde.

Der arme Mann im zerlumpten Hemd, der Reichere dagegen in dem schönsten langen Gewande, Knaben und Mädchen waren in dichtem Gedränge zusammen. Die Volksmassen wogten auf und nieder. Dazwischen hier sah man in großem Halloh maskirte Gestalten. Harlequins, Pierrots, Ritter und Andere hatten sich im bacchantischen Zuge umkränzt. Schuf maschara, siehe die Maskerade, schrie Alles, die Kinder staunten, aber die Alten murmelten madschnun, d. i. verrückt und Efrit, die bösen Geister. Die Helden des Abends lärmten und tobten durch einander und zwar auf deutsch. Uns war die Scene zuwider und ich sprach zu meinem Begleiter, einem deutschen Kaufmann, wozu nur die Deutschen sich von den Arabern auslachen lassen? Das war ein großer Fehler. Ha Landsmann, schallte es von allen Seiten, ja Landsmann, schrie ein Trunkenbold, du sollst Bachus sein. Ich ward umringt, der Kranz mir aufgesetzt, der Stab mir in die Hand gegeben und so mußte ich für mein nationales Mitgefühl büßen. Die Bachusehre ward mir nur zugetheilt, damit ich dem Zuge den passenden Stoff zu ihrer Begeisterung liefern sollte. Was half mein Widerstreben, als deutscher Bachus ward ich eine Weile umgeführt, bis ich an einer dunklen Ecke entrann, und froh und freudig die Zeichen meiner neuen Götterwürde von mir warf. Das war meine Strafe, warum hatte ich meine liebe Muttersprache gesprochen.

Schluß.

Nur noch wenige Tage bleiben wir in Cairo. Die Diener laufen aus und ein; denn die Vorbereitung zu einer Reiſe im Orient gleicht einer Heirathsausſteuer. Ein Zelt wird gekauft, ein länglicher Kaſten, d. i. eine tragbare Speiſekammer beſorgt, Küchengeräth und Bettgeſtell. Alles ſteht in bunter Reihe vor der Thür. Aber ſo geſchäftig das Leben auch ſein mag, können wir doch nicht die Gedanken hemmen, zurückzuſchauen auf die in Egypten durchlebten Zeiten.

Es hatte das Leben in ungewohnten Geſtalten uns umgeben und die Folgen einer liebeleeren Religion in den verſchiedenſten Geſtalten ſich uns dargeſtellt. Neben die Zerrbilder des Lebens traten dann wieder düſtere Geſtalten; denn der Tod hatte in jener Zeit rings um uns eine wohlbereitete Stätte gefunden, und die Füße derer, die die Todten beſtatteten, kamen nicht zur Ruh.

Wohl hatte es auch Tage gegeben, in denen alle Hoffnung des Lebens zertrümmert ſchien, als die Staaten Gebäude aus ihren Fugen brachen und aus den Gräbern der Erſchlagenen Rachegeiſter emporzuſteigen ſchienen.

Schien doch oft ein düſterer Schickſalsſturm an unſerem Horizont heraufzuziehen, um Alles um uns her in Nacht zu hüllen. Die Kräfte des Körpers ſchwanden, ruhelos ſchauten wir den folgenden Stunden entgegen. Alles um uns her ſchien zu wanken, doch Eins ſtand feſt, das Bewußtſein von der Liebe des Herrn. Wer in den trüben Zeiten, als der Aufruhr die heimathlichen Flure durchtobte, weit entfernt weilte, und rings umgeben war von den Zerrbildern des Lebens, die Herzenshärte und

Sinnlichkeit verbunden mit geiſtigem Hochmuth hervorriefen, der bekennt die Wahrheit der Worte ſeines Heilandes, das iſt mein Gebot, daß ihr euch einander liebet, ſowie ich euch geliebet habe.

Der Herr ſandte Iſrael nach Egypten zur Prüfung und Läuterung; möchte auch unſer Aufenthalt in dieſem Lande nicht vergeblich geweſen ſein.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Reiſebilder

aus

dem Morgenlande.

Von

Dr. Fr. Dieterici,

a. o. Profeſſor an der Univerſität zu Berlin.

Zweiter Theil.

Sinai, Petra, Paläſtina.

Berlin, 1853.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
Cairo nach Suez	1— 13
Ibreiſe	1— 2
Büſte	3— 6
Bedouinen	6— 8
Räuber Salim	8— 12
Sinai	13— 58
	13— 16
Quellen Moſe's	16— 18
Sinai	18— 31
Feiran, Serbal	31— 40
Sinai	40— 53
Serbal und der Sinai	53— 58
i bis Akaba	58— 65
Akaba zum Berg des Aaron	65— 86
a, Alawi-Beduinen, Wadi el Arabah).	
Ibrahamiten	86— 94
des Aaron	94—102
	102—131
chte Edoms	131—138
Nabatäer	138—144
Petra nach der Grenze Paläſtina's	144—156
	156
	156—161
n	161—169
Hebron nach Jeruſalem	169—173
hem	173—179

	Seite
Jeruſalem	179—206
Grabeskirche	190—200
Proteſtantiſche Kirche	200—204
Die klagenden Juden	204—206
Umkreis Jeruſalems	206—215
Umgegend von Jeruſalem	215—222
Ausflug nach dem todten Meere	222—234
Jeruſalem bis Nazareth (Siloh. Sichem, Samaria, Esdrelon).	234—258
Nazareth	258—262
Tiberias	262—268
Jordanebene	268—273
Gadara. Um Keis	273—280
Von Gadara nach Geraſa	280—295
Geraſa	295—308
Von Geraſa nach Tiberias	308—318
Umgegend von Tiberias	318—324
Umgegend von Nazareth. Tabor	324—329
Nazareth bis Beirut	329—349
Karmel	331—333
Akka	333—334
Tyrus	334—340
Sidon	340—345
Beirut	345—349
Ausflug von Beirut nach Damaskus	349—352
Damaskus	352—361
Der Antilibanon	361—363
Baalbek	363—365
Libanon	365—370
Geſtade von Tripolis nach Beirut	370—376

Druckverſehen.

Seite	4	Z.	11	v. o.	lies „zweirädrigen“.
„	46	„	10	„ „	„W. er“ für „Wer“.
„	47	„	14	„ „	„W. er“ für „Wr“.
„	67	„	2	„ „	„ſchätzen „für „ſchützen“.
„	76	„	12	„ „	„erhalten haben“ für „haben“.
			16	„ „	„Paläſtina“.
„	79	„	18	„	ſtreiche „je“.
„	86	„	2	„	lies „Gebirgsheere“ für „Gebirgsherrn“.
„	87	„	16	„ „	„gebährende“ für „gebietende“.
„	152	„	9	„ „	„ghuweir“ für „ghuwlir“.
„	155	„	13	„ „	„quer durchgezogen“.
„	157	„	1	„ „	„Nakb“ für Nahb“.
„	182	„	10	„ „	„dem öſtlichen Theile des Berges Zion“
„	198	„	17	„ „	„über die“.
„	214	„	14	„ „	„Tyropaion“.
„	235	„	7	v. u. „	„Antwort“ für „wort“.
„	271	„	13	v. o. „	„Medſchami'a“.
„	285	„	20	„ „	„die“ für „das“.
„	292	„	21	„ „	„Landbebauer“.
„	297	„	14	„ „	„Volksbad“ für „Bad“.
„	338	„	21	„ „	„Seleuciden“.
„	303	„	Anmerkung:		„Die von mir dem Herrn Geh. R. Böckh mitgetheilten Inſchriften von Geraſa hat derſelbe in dem Monatsbericht der Berliner Akademie vom Januar 1853 behandelt.

Reiſe von Cairo bis Suez.

Die Abreiſe.

Am 19ten Febr. 1849 lagerten vor unſerer Thür dreizehn Reit- und Laſt-Kameele, welche mit unwilligem Gebrüll die langen Glieder ſtreckten, ſich niederzulegen, und in dieſem Lager der Kameele ſtanden die Beduinen. Es waren lange hagere Geſtalten, die mit ihrem braun-gebrannten Antlitz und funkelnden Augen ſich dem Reiſenden vorſtellten. In der Mitte des Kreiſes erhob ſich Beſchara, unſer Scheich und Führer, ausgezeichnet unter ſeinen Genoſſen durch den rothen Terbuſch und lang hinwallenden Mantel. Mit freudigem Sabāch el-chair, „guten Morgen," wird der Fremde von ſeiner treuen Reiſegeſellſchaft begrüßt; doch dauert das freundliche Einverſtändniß nicht lange. Es geht an's Aufladen, über jedes kleine Päckchen muß geſtritten und gelärmt werden, und der Reiſende hat wohl ein Dutzend rauher Beduinenkehlen tobend und lärmend gegen ſich. Da hilft es nichts, ein Kameel wird ihm ſtets mehr aufgedrungen, wenigſtens für die erſte Strecke, bis zum Sinai. Das heißt, mit 150 Piaſtern, (zehn Thalern), muß er bei ſeinem erſten Wortſtreit mit den Beduinen die Waffen ſtrecken.

Nach ſeiner Redekunſt muß nun der Herr ſeine Reitkunſt probiren. Die engliſche Dame, welche, von ihrem Gemahl begleitet, als Königin unſere Karavane führte, wurde zwar mit aller Achtung ſelbſt von den Beduinen betrachtet, und bei ihrem Aufſteigen jede mögliche Vorſicht angewendet. Die Engländerin war bald in ihrem Kameelſattel gerecht. Das Thier ſprang auf ſeine Vorderfüße, die Hinterfüße folgten nach, und bald ſahen wir unſre Lady hoch erhaben über das Menſchengeſchlecht von einem hohen Dromedar getragen, mit dem Ausruf der Beduinen: tajjib jā sitteh, „Gut, o Dame", beehrt. Nicht ſo zart verfuhr man mit mir, der ich bei dem Wortſtreit mit den Beduinen am meiſten thätig geweſen war. Auf meine Reitkünſte trauend, ſprang ich in den Sattel, man ließ das Thier los, es ſprang auf ſeine Vorderfüße, und der junge Cavalier oder Kamelier lag hinten über, an den Sattelpflock mit dem Rücken geworfen, ſeine beiden Beine hoch in die Höhe. Ein Hohngelächter von den wilden Wüſtenteufeln konnte ich nur ungefähr in meiner ſchwierigen ſchwebenden Lage vernehmen; doch alsbald erhoben ſich auch die Hinterfüße meiner Dromedar-Stute, und hatte ich vorher einen Stoß von vorn bekommen, brachte mich jetzt ein Stoß von hinten wieder in's Gleichgewicht. Einmal auf meiner Höhe aber angelangt, ſchaute ich trotzend umher, und fragte kühn, was es denn gäbe, und pochte mir gleich noch das Herz in meiner jetzigen zurechtgeſtoßenen Poſition, ſo hatte doch meine Stimme Feſtigkeit. Es verſtummten die Beduinen, und ſprachen auch mir ein Tajjib, „gut" zu. Glücklicher war Mr. Blaine, mein Reiſegefährte, weil er vorſichtiger geweſen.

So war nun die Geſellſchaft alsbald beritten, und man zog auf erhabenem Sitz unter den gewaltigen Akazien der Esbekijjeh in Cairo entlang.

Hatte mein Dromedar mir das Aufſteigen etwas ſchwer gemacht, machte es mir das Reiten leicht; es ging ſo leicht, wie eine Tänzerin, über den Sand hinweg, bei jedem Schritt den Hals vorwärts ſtoßend, wie wenn es dem luftdurchſchiffenden Vogel gleich die Luft zertheilen wollte. Meine Lage war im Kameelſattel recht comfortable; rechts hatte ich einen großen Bettſack, in dem Matratze und Bett enthalten war, den Sattelhölzern parallel gebunden, links war in derſelben Weiſe ein kleiner Reiſekoffer mit mehreren Kiſten am Sattel befeſtigt, ein Beduinen-Reiſeſack hing darüber. Endlich war meine Bettdecke, vierfach gefaltet, darüber gelegt, und formte ſo den harten Holzſattel zu einem lieblichen bewegbaren Kanapee von etwa fünf Fuß Breite um. — Ich hatte vorher nie geglaubt, daß man ſo comfortable in ſo hoher Stellung ſich befinden könne; denn wiewohl das Kameel immer mit den zwei linken und dann den zwei rechten Füßen ſchreitet, und ſein Schritt, etwa fünf Fuß lang, ſomit dem Reiter einen ziemlichen Stoß mittheilt, erleichterte doch die Weichheit meines Lagers mir dieſe Unbequemlichkeit. Wenn ich alſo auch den ganzen Tag von hinten nach vorn mich beugen mußte, ähnlich dem Kinder-Spielwerk auf dem Weihnachtsmarkt, ſo konnte mir doch das meine gute Laune nicht verderben.

Die Wüste.

Nach ungefähr einer halben Stunde lag Cairo hinter uns, und nachdem wir bei dem Schloß des Abbas Paſcha in der Wüſte vorübergezogen, ſchienen wir vom Leben getrennt, wenn auch zuweilen die Telegraphen, welche die Wüſte überſchauen, und die Stationshäuſer für die oſtindiſche Poſt uns bisweilen in das Treiben der geſchäftigen Welt zurückriefen. Dieſer Weg zwiſchen Cairo und Suez wird alle Monat zweimal von einer langen Wagenreihe durchzogen; in vierzehn Stationen ſind die 85 engliſche Meilen eingetheilt. In achtzehn Stunden durchmißt die Poſt auf zweiräderigem, mit je vier Pferden oder Maulthieren beſpannten Wagen, Wann genannt, dieſe Strecke, während das Gepäck auf Kameelen, welche die ganze Strecke ohne niederzufallen durchſchreiten, in 24 bis 30 Stunden nachfolgt.

Die Stimmung, welche in der Wüſte ſich des Wanderers bemächtigt, iſt zu gewaltig, als daß man ſie beſchreiben könne. Das Leben der Welt hat man verlaſſen, und ein ewiger Tod, eine unendliche Leere ſcheint uns in dieſem Grabe der Natur zu umgeben. Von den grauen Hügelreihen, die das Sandmeer durchziehn, ſehen wir über die weite Fläche; ungeſtört ſchweift der irre Blick bis wo die graue Linie der Wüſte das blaue Gewölk des Himmels ſchneidet und das aufmerkſame Ohr lauſcht umſonſt nach den Tönen des Lebens. Nur der wilde Ruf der Beduinen unterbricht die bange Stille.

Dennoch thut dieſe Grabesſtille dem Gemüthe wohl. Der, welcher einſt in ſeinem Leben die Erfahrung gemacht hat, daß er von harten Schickſalsſchlägen und Zweifeln

getroffen, die Brücken des Lebens hinter ſich abgebrochen glaubte und vor ſich nur das dunkle Thal der Verzweiflung ſchaute, findet in ſeinem eigenen Innern das Bild der Wüſte wieder. — Wenn aber dann nach einiger Zeit des Zweifels und Ringens Gott mit neuer Kraft uns ſtählte und durch die Sturmwolken des Unglücks ein Hoffnungsſtern im Gottvertrauen heraufzog, ſo iſt das ein Abbild von der Stimmung deſſen, der ſich in der Wüſte neu belebt fühlt in ſeinem Gemüthe, in neuem Feuer entflammend für den gewaltigen Gedanken von der ewigen Liebe des Herrn; entſprang doch dieſer Gedanke in der ſtillen Wüſte, um die wahre Bildung der Welt zu begründen.

Mannichfaltig und lieblich ſind die Gebilde der civiliſirten Welt, wie ſie die heilige Ordnung der Staaten hervorrief; hoch und leuchtend ſind die Gedanken, welche das Leben des Geiſtes wie aus dem Nichts zum Sein, wie aus dem Dunkel zum Licht hervorgezaubert hat; doch mächtig und erhaben ſind die Gefühle, welche die Wüſte in den Herzen der Nomaden mit inniger Gluth erweckte. Waren es doch gerade dieſe Wüſten, die wir durchwandern wollen, in der der Herr ſeine Liebe zur Menſchheit ſo wunderbar geoffenbart und jenen Bund geſchloſſen hat, der den Grund zum wahren Glück und Frieden des Herzens gebildet hat. Es war gerade dieſe Sabbathſtille, welche das Gemüth eines Abraham und Moſe geweiht und jenen Glauben in ihr Gemüth gepflanzt hat, daß ſie rings vom Schickſal bedroht, auf den Allmächtigen allein bauten. Von ihnen ging dann jene großartige Kette von Offenbarungen aus, die die göttliche

Liebe im Treiben der Menſchheit kundgegeben haben. Durch Iſraels Sünden ward ſie zwar getrübt, doch erſtrahlte ſie in Chriſto zu jener wahrhaften Flamme reiner Liebe, um die Welt nicht allein zu erleuchten, ſondern auch zu durchglühen.

Die Beduinen.

Die ſtille Ruhe des Wüſtenlebens verwandelt ſich gegen Abend in ein geſchäftiges Leben. Die Dromedare und Kameele fallen nieder, alsbald ſind ſie ihrer Laſt entladen und zerſtreuen ſich, um an einigen ſpärlichen Wüſtenkräutern ſich für die Mühen des Tages zu entſchädigen. Geſchäftig greift der Beduine nach den Zeltpflöcken; der ſtärkſte unter ihnen hält den Zeltpfahl, und in weniger, denn einer halben Stunde, ſtehen drei zierliche Zelte in den Wüſtenſand gefeſtigt. Wir treten in die trauliche, friedliche Wohnung, und können die ermüdeten Glieder auf einem Feldbette ausſtrecken. Doch gefällt uns die Ruhe nicht lange, wir treten hinaus, der Sonne Scheiden auf dem Sandmeer zuzuſchauen. Der Sonne letztes Glühen überwebt die Spitzen der traurigen Sandwogen; es ſinkt der Himmelswanderer nieder im glühenden Horizont, und das Dunkel deckt die ſchlummernde Erde. Da kehren die Dromedare und Kameele auf den Ruf ihrer Herren von der öden Weide zurück, und lagern ſich neben den Beduinen, um aus ihrer Hand die ſpärlichen Bohnen zu empfangen. Die Vertraulichkeit zwiſchen Thier und Menſch iſt hier ſehr groß; denn das Leben beider iſt hier eng mit einander verwachſen. Die

Beduinen hocken nun hinter einem Wall von Kameel-
ätteln, ihren nur mit einem Hemd bedeckten dürren Leib
egen Abend mit einer wollenen Decke umhüllend; einige
ohnen, die sie ihren Kameelen entziehen, zerbeißen sie
it ihren schönen Zähnen; einige wenige Bissen Brot
zu sind ihre einzige Nahrung; doch munter und guter
une begrüßen sie ihre Heimath, die Wüste, mit heiteren
espräch en.

Man hockt nieder bei ihnen, und erfreut sich an der
triarchalischen Scene, die noch heute, wie vor vielen
hrtausenden, hier in derselben Weise spielt. Die Ci-
lisation der Staaten bedingte neue Lebensformen, doch
e Wüste blieb in ihren Sitten und ihrem Leben die
elen Jahrtausende hindurch dieselbe. Mit einigen Hän-
n Taback und einigen Kaffeebohnen ist man bei dem
ölkchen populär und hockt nieder bei ihnen; sie räu-
en uns alsbald den besten Platz ein und versuchen mit
erlei vertrauten Gesprächen das Herz des Reisenden zu
winnen, um nachher einige vom Mahle übrig geblie-
nen Körner Reis für ihren Nachtisch zu erhalten.
eschara war heute besonders guter Laune: er hatte
m wohlwollenden Mr. Blaine 150 Piaster zu einem
uen Anzug erhalten. Dennoch erschien er in seinen alten
mpen, denn für das Geld hatte der sparsame Mann
1 Kameel gekauft; nun bekam er auch noch dies drei-
nte Kameel für die Reise bezahlt — kurz auch des Be-
inen Weizen blühte, und der Geldwurm hatte sich auch
sein patriarchalisches Herz eingeschlichen, weshalb man-
er gegen ihn murmelte: Beschara bachīl, Beschara ein
eizhals. Meine zwei Kameeltreiber, Bachit und Omar,

waren mir dagegen innig ergeben; der eine davon, Bachit, war der Spaßmacher der Karavane, und überall gefoppt ertrug er Alles mit ſtoiſchem Gleichmuth; er vergalt ſogar Böſes mit Gutem; denn ſeine ſchnurrigen Einfälle mußten uns oft ergötzen.

Der Räuber Salim.

Als es ſpäter wurde, probirte ich die Feuerwaffe und fragte, ob es hier Räuber gäbe. Beſchara beruhigte mich; denn Mehemed Ali habe den Spitzbuben das Handwerk gelegt, doch früher ſei der Weg zwiſchen Cairo und Suez durch die Räubereien des verwegenen Salim höchſt unſicher geweſen. Vor ſeiner gewandten Gauner-Hand wären ſelbſt die größten Karavanen nicht ſicher geweſen. Endlich, fuhr Beſchara fort, hätte der Bey von Suez ſeine treueſten Mamluken und die ſchnellſten Reiter ausgeſucht, den verwegenen Dieb zu fangen.

Eine Tagereiſe von Suez ſchlägt man gegen Abend in der Wüſte das prächtige Zelt des Bey auf, und rings herum lagern ſeine treuen Mamluken und Reiter mit ihren Pferden und Kameelen. Der Bey wirft ſich auf ſeinen Teppichen nieder und legt die goldgefüllte Börſe unter ſein Haupt. Die mit Edelgeſtein verzierten Waffen und die prächtigen Kleider liegen dicht vor ſeinem Lager, und ſeiner Sicherheit trauend ſchläft er ſanft ein. Als er am Morgen erwacht, ſind die Waffen und Kleider vor ſeinem Lager verſchwunden, auch iſt die volle Börſe unter ſeinem Haupte nicht mehr da. Wuthentbrannt ſtürmt er hinaus, ruft ſeinen wachhabenden Mamluk, der bleich und

ternd eintritt, und als er ihn ſieht, laut aufſchreit und
Allah vor dem Geſpenſt um Hülfe ruft. Denn zitternd
richt der Mamluk: „Will Gott uns vernichten durch ein
raumgeſicht? Denn, o Bey, mit Morgenanbruch ſah
Dich mit Deinen Waffen auf Deinem ſchönſten Pferde
die Wüſte jagen, wie kommſt Du jetzt hierher.“

Ein verlegenes Staunen bemächtigt ſich Beider, die
deren Reiter verſichern ebenfalls, den Bey beim Da-
nreiten geſehn zu haben; man kann es ſich nicht mehr
hehlen, der Bey hat ſeinen Verſuch, den verwegenen
uber zu fangen, mit dem Verluſt ſeiner gefüllten Börſe,
ner in Edelſtein gefaßten Waffen, ſeiner goldgeſtickten
eider und ſeines beſten Roſſes bezahlt. Vergebens iſt
es Nachſetzen und Nachforſchen; den Räuber verbirgt
Wüſte in ihrem undurchdringlichen Trauergewand.

Der Bey vergaß allmählig ſeinen Verluſt, aber den
rger, getäuſcht zu ſein, vergaß er nicht. Wie hat es
Räuber angefangen, die wachſamen Augen ſeiner Ge-
uen zu täuſchen? Nach vielen vergeblichen Nachfor-
ungen verſpricht er dem Räuber eine reiche Belohnung
d volle Sicherheit, wenn er ihm die Weiſe kund thue,
e er ihn beraubt habe. Der Bey erhält alsbald die
eiſung, ſich an den Ort zu begeben, wo es geſchehen,
d Alles in derſelben Weiſe zu ſtellen, wie damals. Der
y folgt in ſeiner Neugierde dem Ruf, und Alle ſind
gsherum aufmerkſam, was geſchehen werde.

Schon war die Sonne geſchwunden, und die Nacht
nkelte über den Sandwogen der Wüſte, als ungefähr
ie halbe Stunde vom Zelt entfernt ſich ein Mann durch
Sandhügel hindurch ſchleicht. Da wirft er ſich nie-

der, und wie eine Schlange, kriecht er auf dem Bauch durch die kleinen Sandwogen vor den Augen der Beobachtenden geſchützt. Nur bisweilen erhebt er ein wenig das Haupt und wirft durchdringende Späherblicke durch die dunkle Nacht. Er naht dem Zelte, ſo daß ſelbſt die aufmerkſamen Wächter ihn nicht bemerken.

Im Zelte liegt der Bey auf ſeinem Lager, dem Scheine nach ſchlafend, doch höchſt geſpannt, was geſchehen werde. Da hebt ſich plötzlich ein wenig die ausgeſpannte Zeltdecke von der Erde, und ein paar funkelnde Schlangen-Augen heften ſich auf den ſcheinbar Schlummernden. Allmählig kommen die funkelnden Augen näher zum Lager; der Räuber ſitzt vor dem Bey, in der Rechten den ſpitzen Dolch, gerade auf das Herz des Schlafenden gerichtet, während die Linke mit der größten Geſchicklichkeit die Börſe unter dem Haupte wegzieht, ſo daß es der aufmerkſame Bey kaum bemerken kann. Iſt es gleich nur eine Komödie, muß doch der Bey erzittern, daß er ſein Leben in die Hand des Räubers gegeben. Die treue Schaar der Mamluken und Reiter außerhalb des Zeltes ſind ihm ohne Nutzen, ſein Leben hängt von der geringſten Verdacht erregenden Bewegung ab.

Von Furcht beherrſcht ſpielt der Bey ſeine Rolle wohl und regt ſich nicht; mit blinzelndem Auge ſieht er den Räuber ſeine ſchöne Kleidung und die ſchön gefaßten Waffen anlegen. Dann geht derſelbe, eines Bey würdig, aus dem Zelt, ruft den Lieblings-Mamluk mit treu nachgeahmter Stimme; man führt ihm das ſchönſte Roß vor, ſchon ſitzt der Räuber hoch im Sattel, eines Bey würdig, als er den Bey zu ſich ruft. — „Du haſt Deine Rolle

gut geſpielt", hob der Räuber an, „Du haſt Dein Wort gehalten, deshalb habe ich Dir Dein Leben geſchenkt, wiewohl es in meiner Hand lag, und Du mich verfolgteſt. Die verſprochene Belohnung von 100 Dinaren brauchſt Du mir nicht zu geben; denn die Börſe, das Pferd, die Waffen, die ich Dir jetzt entwende, ſind dreimal ſo viel werth." Ein Schlag mit den Steigbügeln in die Flanken des Roſſes und ein höflicher Gruß vollendete die Scene, und ſogleich hüllte eine Staubwolke den in der Wüſte davoneilenden Räuber ein, und ließ den Bey ſeine erſten Studien in der Diebeskunſt bitter bereuen.

Die Wüſte zwiſchen Cairo und Suez iſt höchſt einförmig und öde; die Stationshäuſer und Telegraphen abgerechnet war es nur noch ein mächtiger Baum, welcher, den Wüſtenſtürmen trotzend, ſeine Wurzeln in den Boden geſenkt hat, und auf der Mitte des Weges die Aufmerkſamkeit des Wanderers auf ſich zieht. Die Pilger nach Mecca bekränzen die dürren Aeſte des Baumes mit Lappen, die glückliche Rückkehr ſegnend, und nennen deshalb den Baum Ummu-ſch-Scheramīth, Mutter der Lappen. Der Pfad iſt von Kameel-Gerippen vielfach beſtreut; die Liebe und Weichherzigkeit der Araber für ihre Thiere macht ſie grauſam. Das Kameel trägt geduldig die Laſt, bis es darunter zuſammenbricht; ein Kameel ſtirbt ſtets in ſeiner Pflicht. Stürzt es zuſammen, entladet man es ſeiner Bürde und überläßt es ſeinem Schickſal; bevor es ſtirbt, hört es ſchon das Kreiſchen der gierigen Geier und das Brüllen der Hyänen, welche den ſterbenden Leib verzehren. — Es war dieſer Pfad mir eine Erklärung

mancher Stellen in den arabiſchen Gedichten, die die Schrecken des Weges uns zeichnen.

„Der Sterne Strahlbild führte leitend mich zu dir,
Und eine helle Bahn, mit Leichen auf dem Sand
Von den Verſchmachteten, ganz weiß war ihr Gebein,
Die Haut war hart gedörret von der Sonne Brand.“

Aus den poetiſchen Gedanken alter arabiſcher Vorzeit riſſen mich dann oft lange Reihen von Kameelen mit vollen Kaffeeſäcken beladen, die dieſe Nektar-Bürde zur Ergötzlichkeit der Orientalen nach Cairo trugen. —

Es iſt förmlich eine kleine Gebirgskette, welche von Cairo aus bis Suez ſich hinzieht und von der nördlich der Poſtweg oder der obere Weg und ſüdlich ſich der untere Weg entlang zieht. Die Theile dieſes Zuges werden verſchieden genannt: Gebel Mokattem bei Cairo, G. el-Ammuneh, G. el-Weberah, G. el-Gharbhun hörten wir, wie Robinſon, von den Beduinen nennen, bis endlich am vierten Tage die glühenden Purpurſtrahlen der ſcheidenden Sonne die kahlen Gebirgsrücken des Berges Atakah, der zum Meer ſich hinzieht, umwebten. Auf den klaren Wellenſtreifen des rothen Meeres zogen Schiffe mit weißen Segeln ſchwanengleich einher, und jenſeits der lieblichen Fläche zeichnete ſich das kahle Geſtein der Sinai-Halbinſel in hellen maleriſchen Tinten vor unſeren Augen. Mächtig wirkt dieſer Anblick auf das Gemüth des Wüſtenwanderers; denn die lieblichen Formen des Lebens treten ihm hier traulich wieder entgegen.

Suez bis Sinai.

Suez.

Vor uns liegt, von den Wellen umſpült, die Stadt in der Wüſte, Suez. Dieſer Eindruck wird noch vermehrt durch den Gedanken an das große Ereigniß, welches hier ſtattfand. Hier mußte der Ort ſein, wo die bedrängte Schaar Iſraels einherzog; vor ihnen lag das öde Geſtein; zur Linken die wogende See und hinter ihnen ſtürmte Pharao's wüthendes Heer an. Die wunderbaren Wege der Vorſehung treten hier dem Wanderer klar vor die Augen. Es lehrt uns die ſchaukelnde Woge, die ſchönen Farben der Sinai-Halbinſel und die Oede, in der wir uns hier befinden, daß der Herr die Zügel der Weltgeſchichte in unergründlicher Weisheit und unendlicher Liebe mit ſtarker Hand lenkt; denn die Errettung des Volkes Iſraels von ſeinen dringenden Verfolgern, gerade als das drückende Joch der Knechtſchaft den heiligen Funken ihrer Religion zu erſticken im Begriff war, und dann die wunderbare Weihung Iſraels in der Wüſte, ſind Ereigniſſe der Weltgeſchichte, deren Folge der Lauf der Jahrtauſende noch nicht erſchöpft hat.

Die Schwelle zwiſchen Afrika und Aſien, die Markſcheide zwiſchen den Ländern der Bildung in grauеſter Vorzeit, der Landſtrich, der von der Geſchichte ſo wunderbar bezeichnet iſt, lag vor uns.

Wir ſandten am folgenden Tage die Laſtthiere voraus, um auf den flüchtigeren Dromedaren Suez zu beſuchen. Der rege Handel dieſer vom Meer rings umwogten

Wüſtenſtadt verſetzte uns wieder mitten in's Leben. Hier ſchaukelten die kleinen arabiſchen Schiffe, denn die größeren müſſen wohl eine Meile ſüdlich von der Stadt halten, an ihren Ankern und ganze Schaaren von Kameelen lagerten hier um die reichen Schätze durch die Wüſte zu tragen. Friedlich bei einander ließ das Schiff des Meeres und das Schiff der Wüſte uns die Gefahren nicht ahnen, welche Beiden die Stürme bieten. Wir ließen unſere Dromedare vor dem großen engliſchen Hôtel niederfallen.

Von der Terraſſe dieſes Hauſes hatten wir eine klare Ausſicht über den ganzen Golf, der mit ſeinen grünlichen Wogen die Stadt umgiebt. Der nördliche Theil des Golfes, dicht bei Suez, iſt gleichſam durchbrochen durch eine Reihe von kleinen Inſeln, zwiſchen denen die Welle nur ſeicht hindurchzieht. Da nun die heilige Schrift uns überliefert, daß ein ſtarker Oſtwind der Vorſehung zu ihren Planen gedient habe, konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, mit Robinſon anzunehmen, daß dies die Stelle geweſen ſei, welche dem geängſtigten Volke Rettung bot, da es hier wohl möglich iſt, daß ein ſtarker Oſtwind zur Zeit der Ebbe dieſen Streifen des Golfes trocken gelegt habe. Zwar ringt in dieſem Golf das Land mit der See, und wohl möglich, daß das Land gewinnt; daß nämlich durch Anſpülungen die Spitze dieſes Golfes immer mehr verſandet und die Geſtade ſich erhöhen. Sollte aber das wirklich im Laufe von Jahrtauſenden geſchehen ſein, wie Linant vermuthet, ſo muß man wohl bemerken, daß drittehalb Stunden mehr nördlich, wo wir auf unſeren Dromedaren die Grenze

wiſchen Afrika und Aſien überſchritten, das Geſtade den-
ſelben Anblick gewährt. Die Sage legt jedoch den Ueber-
gang der Juden durch's todte Meer weit ſüdlich von
Suez, wo das Gebirge Atakah in's Meer ſich mündet;
ort iſt die Meerenge wohl drei Stunden breit.

Wir durchſchritten die Spitze des Buſens, als die
ückgende Fluth ſchon die Füße unſerer Dromedare netzte.
Bekanntlich paſſirte hier auch Napoleon bei ſeiner Rück-
hr von den Quellen des Moſe dieſen Golf. Wider
n Rath ſeiner Führer trat er, als die Zeit der Fluth
on vorgerückt war, die Rückkehr an. Schon war er
s zur Mitte gekommen, als die mächtige Woge immer
ftiger andrang, und das Schickſal Pharao's ihn mit
üllender Stimme zu lehren ſchien. Nur ſeine Beſon-
nheit, mit der er ruhig den Führern folgte, während
ne Generale ſchon an der Rettung verzweifelten, ent-
ſen den Pharao der Neuzeit der tückiſchen Woge, die
on bis an den Bauch ſeines Pferdes hinanſpülte.

Es ſtimmt Lepſius mit Robinſon darin überein, das
ham der Bibel hier an die Spitze des Golfes zu legen.
ier gelangten die Juden von Norden aus an's rothe
eer, wahrſcheinlich zur Zeit der Fluth, und von Pharao
drängt, eilten ſie am weſtlichen Ufer hinunter, während
das öſtliche Ufer zu gewinnen ſuchen mußten. Des-
lb konnte Pharao ſagen: ſie ſind verirret im Lande, die
üſte hat ſie beſchloſſen.

Nachdem wir den Golf paſſirt, und Aſiens Grenze,
ne es zu merken, überſchritten hatten, wandte ſich unſer
eg gen Süden das Geſtade entlang. Der öde Meeres-
um, den wir durchritten, wurde nur in weiter Ferne

von den dunkelblauen Streifen der Gebirge begrenzt; keinen Buſch, keinen Halm bot die mit Salz geſchwängerte Erde unſeren hungrigen Reitthieren. Die Sonne brannte uns auf's Haupt, und das Auge ermattete durch den gelblichen, blendenden, mit Salz gefüllten Sand. Wir waren in der Wüſte der Schrift. Die flache Ebene wölbte ſich allmählig in wild durcheinander geworfene Sandhügel, über die im Hintergrunde das Gebirge gebieteriſch ſein Haupt erhob.

Die Quellen des Moſe.

Immer noch bot die karge Erde kein Zeichen von ihrem grünen Gewande; gar freudig ward daher das ſich ſehnende Auge überraſcht, als wir gegen Abend von einem Hügel aus im Schatten grünender Palmen und friſcher Gärten unſre freundliche Heimath gewahrten. Unſere Zelte waren unter dem Schatten der Palmen an den ſogenannten Quellen des Moſe aufgeſchlagen. Gewiß tragen dieſe Quellen ihren Namen nicht ohne Grund; dies iſt die einzige grüne Scholle im nördlichen Theil des öden Wüſtenrandes, welche hier Waſſer bietet, und dicht am Meeresgeſtade, Suez gerade gegenüber, liegt. Wahrſcheinlich war es hier oder dicht in der Nähe, wo Moſe mit dem geretteten Volke die Wüſte betrat.

Hier unter den Palmen, den lieblichen Boten des Friedens, laſen wir in der weiten Stille der Wüſte, die nur unterbrochen wurde von dem Rauſchen jener welthiſtoriſchen Welle, den mächtigen Lobgeſang Moſe's in der Urſprache. — Wohl iſt nichts ſo geeignet, als dieſe Stelle,

die gewaltige Erhabenheit der altteſtamentlichen Poeſie uns einzuprägen. Das Brauſen der Wogen und rings umher die ſtille Oede, in der Ferne die nackten Gebirge, zu unſeren Füßen die grünen Gärten, laſſen das Gemüth des Wüſtenwanderers mit vollen Zügen jenen Lebenshauch einſaugen, der von dieſem viele Jahrtauſend alten hebräiſchen Geſange ewig friſch uns zuweht. — Fühlt doch auch der Wanderer, der die weite Wüſte zu durchwandern hat, eine heilige Stimmung in ſeinem Herzen; mächtig bewegt, ruft er mit Moſe: „Ich will dem Herrn ſingen; denn eine herrliche That hat er gethan, Roß und Wagen ſtürzt er in's Meer. Der Herr iſt meine Stärke und Lobgeſang, er iſt mein Heil. Das iſt mein Gott, ich will ihn preiſen; er iſt meines Vaters Gott, ich will ihn erheben. Der Herr iſt der rechte Kriegsmann, Herr iſt ſein Name. Die Wagen Pharao's und ſeine Macht warf er in's Meer; ſeine auserwählten Hauptleute verſanken in's Schilfmeer. Die Tiefe hat ſie bedeckt, ſie fielen zu Grund, wie die Steine."

Die rauſchenden Wogen in der weiten Oede lehrten uns mit unwiderruflicher Stimme die unendliche Gewalt Gottes, wie ſie den Grundton bildet in dieſem Geſange Moſe, dem älteſten Denkmal hebräiſcher Dichtung, dem reinſten Edelſtein im Diadem der ſemitiſchen Dichtung. Der Character der lyriſchen Dichtung zeigt ſich klar in dieſem Lobgeſang. Die gewaltige Gemüthserregung bringt im mächtigen raſchen Wellenſchlag großartige von einander abgeriſſene Anſchauungen hervor; im alten Teſtament werden dieſe Anſchauungen auf der erhabenen lyriſchen Höhe erhalten. Es werden dieſe Perlen auf ein er-

habenes Band gereiht in dem Gedanken an die Allmacht Gottes; denn der gewaltige Klang von Gottes Allmacht ist der Grundton der ganzen hebräischen Dichtung.

Die Wüste Sinai.

An den Quellen des Mose stehen jetzt zwei Villen, die, von Gärten umgeben, einem englischen Kapitain und dem englischen Konsul in Suez einen Sommer-Aufenthalt bieten. Die ostindische Kompagnie hat hier immer einen Kapitain, welcher von den Beduinen die Schafe kauft, um die englischen Dampfboote mit Fleisch zu versorgen. Es ist dadurch den Beduinen ein Nahrungszweig eröffnet, da die Engländer meist sechszig Piaster, etwa vier Thaler, für einen Schafbock bezahlen. Die ganze öde Halbinsel muß zur Contribution beitragen, die fleischessenden fremden Seefahrer zu nähren. Für den Reisenden in der Wüste sind dadurch die Kosten sehr gestiegen. Unsere Beduinen schlachteten heute das ihnen von uns geschenkte Schaf; wir hatten eine Unterhaltung mit den gebildeten englischen Familien; unsere Hühner spazierten, aus dem Käfig entlassen, einige Stunden im Freien umher; die Kameele fanden Futter, kurz alle Theile der reisenden Gesellschaft befanden sich hier auch in äußerem Wohlbehagen.

Das Wasser der Quellen Mose ist wegen des nahen Meeres brackisch und salzig. Suez bezieht daher seinen Wasserbedarf nördlich von diesem Ort, von einer Quelle, Ain Naba, welche mehr dem Gebirge zuliegt.

Im zweiten Buch Mose 15, 22—27 heißt es, daß Israels Volk von Mose geleitet, drei Tage in der Wüste

Sur ohne Waſſer einherzog. Unſer Weg ging durch eine weite öde Fläche, von den neblichten Gebirgen auf der inen und der ſpielenden Meereswoge auf der anderen Seite begrenzt, eine vollkommene Wüſte. Der mit Salz eſchwängerte Wüſtenſand bietet gar wenig verkümmerte üſche als Zeichen der Vegetation, und nur in den ſo= mannten Wadi's, d. h. den Thälern, welche den Gieß= chen vom Gebirge zum Meere hin als Bett dienen, ndet ſich einiges Geſträuch, an dem ſich die hungrigen müdeten Dromedare labten. Dieſe Thäler nennen ſich t nach den Bergen, von denen ſie ausgehen: W. Rei= neh, Kurdhijeh, W. el Ahtha, W. Sudr, W. Wardan, . el Amarah.

Wir konnten nicht zweifeln, daß wir uns auf dem= lben Weg befanden, den die Iſraeliten zogen; denn zwi= hen Gebirge und Meer iſt hier nur ein Weg.

Die weiten Flächen verwandelten ſich allmählig in e Hügelreihen, wir befanden uns in einem hochwogen= n Sandmeer, aus dem nur hier und da ein Fels als orpoſten des Wüſtengebirges wie eine Inſel hervorragte, in graues Haupt traurig über die ihn allmählig begra= nden Sandwogen erhebend. Drei Tage wanderte die chaar der Juden, ohne für den lechzenden Gaumen ühlung zu finden, bis am Ende von drei Tagen end= h eine Quelle ſich zeigte, doch das Waſſer war bitter . Moſe 15, 22). Am Nachmittag unſrer zweiten agereiſe ſtiegen wir an einem Hügel bei einer Quelle, in Hawârah genannt, ab, doch das Waſſer iſt mit laun und Salz geſchwängert, und trinkt gleich der dur= ige Araber davon, ſo nennt er doch den widrigen Trank

„Murr" bitter. — Unſere Reiſe von den Quellen Moſe bis hierher währte vierzehn Stunden, es ſind demnach etwa dreißig engliſche oder ſechs deutſche Meilen. Eine große Schaar, die zumal von Furcht noch getrieben war, — denn wie leicht konnte eine zweite Heeresmacht aus Egypten folgen, den Tod des Pharao zu rächen — konnte leicht dieſe Strecke in drei Tagen zurücklegen. Wir konnten nicht zweifeln, daß hier der Ort ſei, wo die Iſraeliten wider Moſe murrten, bis auf den Rath Gottes der gewandte Schäfer das Waſſer durch eine Art Holz trinkbar machte.

Die bittere Quelle findet ſich jetzt auf einer Anhöhe über dem Weg und fließt ſcheinbar ſehr ſpärlich; wir fanden das Becken, welches ſie ſpeiſt, nur ſehr klein, etwa vier Fuß im Durchmeſſer und einen Fuß tief. Der Hügel, welcher wohl nur durch die Condenſirung des Salzwaſſers und den Wüſtenſand entſtanden ſein mag, iſt nur von einigen verkrüppelten Palmen und dem Ghurkud-Geſträuch ſpärlich bewachſen.

Die kleine bittere Quelle in dem öden Sande und die geringe Vegetation laſſen uns nur mit Mühe eine Vorſtellung davon machen, wie das die Gnade Gottes ſo bald vergeſſende große Volk, die wilden gegen Moſe murrenden Männer, die ſchmachtenden Weiber und Kinder, das blökende durſtige Vieh ſich hier mag herumgelagert haben, und ſo viele durſtende Gaumen ſich hier an dieſem ſpärlichen Waſſerbecken ſollen gelechzt haben. Aber die jetzt verſandete Quelle kann einſt reicher geſtrömt haben, ſelbſt die Gaben der Wüſte kann der Menſch ſich reichlicher ertrotzen. Da nun alle Anzeichen darauf hin-

deuten, daß zur Zeit der Wanderung dieſe Halbinſel vielmehr bebaut war, wird man zu der Anſicht hingedrängt, ſich auch dieſe Quelle beſſer gehegt vorzuſtellen; ihr jetziger verwahrloſter Zuſtand iſt Urſache ihrer Spärlichkeit.

Von Marah kamen die Juden nach Elim und fanden dort zwölf Brunnen und Palmenbäume. Noch drittehalb Stunden von Ain Hawârah fielen unſere Dromedare im W. Ghurundel nieder, im Vergleich zu den bisherigen Oeden ein breites baumreiches Thal. Der Weg zwiſchen Ain Hawârah und dem W. Ghurundel bot manches Intereſſante für den Beobachter. Bisweilen nämlich erhoben ſich in der Sandfläche Gebirgsrücken, ſiebenzig bis achtzig Fuß hoch, ziemlich ſteil von der Ebene aus, ſo daß der Wüſtenpfad ſich durch die kahlen Gebirgsrücken hindurch zog. Wir konnten nicht umhin, im W. Ghurundel das Elim der Bibel wiederzufinden, wie auch Robinſon gethan. Hier und da beweiſen Palmen, die ſich über die Gebüſche erheben, die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit dieſes Streifens, welcher ſich vom Gebirge bis zum Meere dahinzieht und noch heute an mehreren Stellen Quellwaſſer bietet. Von Brunnen fanden wir freilich keine Spur, doch lernten wir bald auf unſrer Reiſe in den Brunnen einfache Gruben zu erkennen, in denen ſich an gewiſſen Stellen das Waſſer ſammelt. Abgeſehen nun davon, daß in den Jahrtauſenden, die zwiſchen der Wanderung der Juden und der jetzigen Zeit verfloſſen ſind, gar mancher Brunnen mag eingeſtürzt ſein, könnte man ſich nach der heutigen Beduinen-Art die Sache ſo vorſtellen, daß der der Gegend ſo kundige Moſe zwölf Stellen fand, in denen er

Brunnen konnte in kurzer Zeit graben laſſen, ſo daß ein jeder Stamm ſeinen eigenen Trinkort hatte. Das Waſſer in W. Ghurundel iſt zwar, wie alles Wüſtenwaſſer, brakiſch, aber doch nicht bitter, ſo daß man Marah deshalb hierher legen möchte.

Wohl iſt es von Intereſſe, hier in Elim den wandernden Fuß einige Augenblicke zu hemmen, da gerade hier auch eine Wendung in der bibliſchen Erzählung eintritt. Die Juden fanden dort Weide und Trinken, und lagerten ſich daſelbſt am Waſſer. Das W. Ghurundel erſtreckt ſich bis an's Meer, und ſomit können die Juden gar wohl bis zum Meere hin ſich gelagert haben. Die bis nach Elim ſo treue Erzählung im 2. Buch Moſe berichtet nun Kap. 16, 1.: daß die Juden von Elim ausgezogen und in die Wüſte Sin gegangen ſeien am funfzehnten Tage des anderen Monats nach dem Auszuge aus Egypten. Dies zwingt uns, einen längeren Aufenthalt der Juden hier anzunehmen. Dann ſetzt der Bericht im 2. Buch Moſe mit der Erzählung des Manna und der Wachteln ein und führt uns ſogleich nach Raphidim, während das Stationen-Verzeichniß im vierten Buch Moſe 33, die einzelnen Stationen genauer angiebt. Vergegenwärtigt man ſich die Lage der flüchtenden Juden, ſo trifft Alles wohl zuſammen. Die geängſtigte Schaar war gewiß von dem Marſche angegriffen und bedurfte der Ruhe, die ihm hier in Elim gewährt werden konnte. In dem wüſten Zugang nach Elim hätten die Streitwagen eines etwa nachfolgenden Egypter-Heeres anhalten müſſen, und konnten von einigen auf den weißen Felsrücken aufgeſtellten Bogen-Schützen leicht vernichtet werden. Das Sandmeer

konnte hier den Juden eine zweite Rettung gewähren, wenn die Egypter die Vernichtung durch die Waſſerwogen vergeſſen hätten. Bogenſchützen aber waren zweifelsohne eine große Macht im Heere der Juden, wie auch der den heiligen Sinai Berührende durch das Geſchoß geſtraft werden ſollte.

Von unſerem Lagerplatz im W. Ghurundel aus zogen wir am anderen Tage allmählich mehr gen Süd-Oſt. Die Sandhügel umgaben uns rings umher, aber doch hatte die Wüſte ein beſſeres Anſehn; denn in den Thälern, die hier und da die Ebene durchſchnitten, fanden ſich Quellen, die von Dattelbüſchen überſchattet waren, ſo im W. Uſeit. Als wir uns mehr dem Gebirge zuwandten, rief uns Beſchara zu, ſiehe den Serbal. Unſer Auge ſtaunte der angegebenen Richtung nach. Aus den hellen Sandwellen der Wüſte erhoben ſich rings vor unſeren Augen die düſteren, öden Gebirge, doch über dieſe Riffe im Sandmeer gewahrten wir, wie eine düſtere Bergkuppel ſich im blauen Aether abzeichnete. Der Aether, von den Sonnenſtrahlen durchwebt, ſchien mit zarten Lichtfaden das dunkle Rieſenhaupt zu umweben, und die Lichtſtrahlen ließen uns in der düſteren Bergesſpitze hellere Eisfurchen bemerken. Der alte ehrfurchtsvolle Gebirgsrieſe in ſeinem golden durchwebten Wolkengewande und dem eisgrauen Barte erſchien uns hier zum erſten Mal gewaltig groß, ein furchtbarer Herrſcher der Wüſtengebirge.

Gegen Mittag erreichten wir das W. Thâl, das ſchattige, ein breiter grüner Streifen im Wüſtenſchooß. Mein Dromedar hatte mich bisher ſehr angenehm ruhig

getragen, und bisweilen im leichten Trott mich ergötzte; als ein so friedliches, ruhiges Thier hatte es sich erwiesen, daß ich ganz sorglos auf ihm über die Erde dahin schwebte. Jetzt hob es mit einemmale sein Köpfchen hoch in die Luft, fing an zu knurren, riß die Nüstern weit auf; es entriß, als ich seine sonderbaren Aeußerungen nicht verstand, meiner sorglosen Hand den Zaum, und eilte nun im vollen Galopp dem Thale zu. Ich wußte zunächst gar nichts auf sein Knurren zu erwidern, bis ich den schnellen Gang gewahrte, und nun bei dem heftigen Gange zum Sattelknopf meine Zuflucht nehmen mußte; ich war ein steuerloser Schiffer auf dem Wüstenschiff. Nachdem es vielleicht zwei Minuten in dem hohen Schwung mich hin und her gestoßen, legte es sich plötzlich an einer Quelle nieder. Diese Aenderung seiner Neigungen erleichterte mir sehr das unfreiwillige Absteigen, ich lag ohne es zu wollen neben ihm, und es schlürfte gierig das Quellwasser. Jetzt verstand ich erst den eigentlichen Grund seines sonderbaren Benehmens. Es hatte mehrere Tage nicht getrunken; daß dann auch ein Kameel Durst bekommt, begreift sich wohl, nur hätte ich eine ruhigere Auseinandersetzung zwischen uns gewünscht.

Die in diesem Thale aus dem Sande hervorperlende Quelle hatte sich mit grünem Gesträuch lieblich umgürtet und mit schattigen Palmen hier und da sich überdacht. Weiter hin im Gebirg war sogar von dem in diesem Jahr reichlich gefallenen Regen förmlich ein fließendes Bächlein von frischem Gesträuch zart eingefaßt, so daß fürwahr das Wüstengebirge uns mit viel heiterer Miene empfing, als wir erwarteten. Heiter und froh

wanderten wir daher auf dem blühenden Wüſtenpfade fort bis wir durch ein Seitenthal das W. Schebek, von dem ſich öſtlich das Wadi Tajjibeh abzweigt, wieder das Geſtade des Meeres erreichten. Schon lange, bevor wir aus dem Gebirge heraustraten, begrüßte uns in dem heißen Geſtein ein kühler Luftzug, als Vorbote der friſchen, reinen See. Alsbald eröffneten ſich auch die Felſenwände, zwiſchen denen wir entlang zogen, und die liebliche bewegte Woge des Meeres bot einen angenehmen Contraſt gegen den ſtarren Tod der Felſen.

Jenſeit des rothen Meeres begrüßten uns noch einmal die gebirgigen Geſtade Afrikas, die wir nun auf immer verließen. Bald waren die Zelte in einer Felſenſpalte aufgeſchlagen und wir durchſchritten die Ebene, um uns an der Seeküſte zu ergehen. Wir konnten uns nicht des Gedankens erwehren, daß wir uns hier auf der Station des Schilfmeeres der Juden befanden, welche 4 Moſ. 33, 10 erwähnt wird.

Das Leben des Meeres wirkte friedlich und erheiternd auf unſer vom Tode des Wüſtengebirges ermüdetes Gemüth, und als ob das Meer mit der Schönheit der Tiefen die Oede des Wüſtengeſtades hätte ſchmücken wollen, hatten die Wogen mit feinen Muſcheln und Korallen das Geſtade wie mit einem Blumenſaum umkränzt. Der friedliche Eindruck, welchen das Meer in ſanfter Ruhe unſerem Gemüthe einprägte, wechſelte bei unſerer Rückkehr mit einem großartigen und erhabenen, als die nackten, rauhen Gebirgsgiganten uns entgegentraten. Die wild durcheinander geworfenen Gebirgsmaſſen ragten mit ihren ſpitzen Kegeln hoch in den dunkelnden Aether.

Erhabene Pracht einte ſich mit grauſender Starrheit, da die Purpurſtrahlen der ſcheidenden Sonne das öde Geſtein umwebten. Ueber die Bergſpitzen erhob uns zur Rechten der Serbal, der Gebirgskönig, in dieſem Theil der Halbinſel ſein weißliches Greiſenhaupt in dem ſich überwölbenden dunkelblauen Horizont, da die Purpurſtrahlen die Schnee- und Eisadern auf ſeinem Fünfzack furchtbar ſchön zeichneten. — Wie gewaltig mußte dieſer Anblick in jener heidniſchen, grauen Vorzeit, als der Menſch die Gottheit nicht kannte, ſondern nur in ungewiſſer Ahnung vor ihr bangte, auf die Schiffer wirken, die mit ihren Barken auf den Wogen des rothen Meeres einherzogen.

Die Sonne verſchwand und der gewaltige Gebirgskönig ſchien ſeinen Fünfzack in die goldenfunkelnde Sternendecke eines orientaliſchen dunkelnden Himmels hineinzuſtrecken, während wir zu den Zelten heimkehrten und bei dem flackernden Feuer der Beduinen in der öden Felsſpalte uns in einer höchſt maleriſchen Abendſcene niederließen.

Im vierten Buch Moſe 33, 11 wird berichtet: Israel brach auf vom Schilfmeer und lagerte in der Wüſte Sin.

Am folgenden Tage zog ſich unſer Wüſtenpfad nur noch einige Stunden an dem lieblichen blauen Meeresſpiegel dahin, bei dem Ras Zelime vorbei, bis ſich dann unſer Weg gen Weſten wandte und alsbald das ſtarre Gebirge, jene ewige ernſte Stille, uns in ſeinen Schooß aufnahm. Rechts und links umgaben uns wieder todte Gebirgsrücken und zwiſchen ihnen lagen die öden Thäler, die nur hier und da mit einigen grünen Halmen die Dromedare erfreuten. Die Gebirge hatten ein finſteres

Anſehn; dunkelröthlich von Farbe, waren ſie oft mit dunklgrünen Gebirgsrücken durchzogen.

Gegen Nachmittag befanden wir uns in einer wilden Gebirgsgaſſe, die ſich vor unſern Augen mit ſteilen Felſen ſchloß. Wir ſtiegen von unſern Dromedaren und überließen es ihrem Inſtinkt und ihrem ſicheren Tritt, den gefährlichen Paß zu erklimmen. Noch einmal blickten wir auf den öden Weg zurück, den wir zwiſchen den Felſen durchſchnitten hatten, und gewahrten dann unſere Dromedare auf einem Schlangenpfad den Paß in dieſem Felſenkeſſel Nakb el Butera erklimmend, als die einzigen Zeichen des Lebens.

In aller Frühe trat ich am folgenden Morgen aus dem Zelt, um, in den Beduinenmantel gehüllt, an der reinen Morgenluft mich zu erfriſchen. Noch lagen die Beduinen im Schlaf verſunken neben ihren Dromedaren und die lautloſe Stille ward durch Nichts unterbrochen. Die Nebel des Morgens begannen von der ſchlummernden Erde ſich zu erheben und die zarten Wolkengeſtalten ſchwebten in ihrem Silbergewand die öden, rauhen Felswände entlang dem Himmel zu. Sie kamen mir vor wie die reinen Gedanken, die ein gottergebenes Gemüth im Gebet dem himmliſchen Vater zuſendet. — Wie wohl thut uns doch die heilige Stille, die wie mit himmliſchen Glockentönen zum Gemüth zu reden ſcheint. Die Morgenſonne begann den oberſten Rand der Berge mit goldenem Saum zu bekränzen und als ich niederſchaute, ſah ich zu meinen Füßen zarte Wüſtenblümlein, die in den Thautropfen in ihrem Kelch den Glanz des Himmels wiederſpiegelten.

Alsbald regten ſich die Beduinen; im Zelte der Die-

ner begann ein Feuer zu lodern, den Morgentrank zu bereiten. Meine Reiſegefährten öffneten die Thüre ihres Zeltes und ein erwärmendes Frühſtück ward eingenommen. Dann gab man das Zeichen zum Aufbruch; die Diener mit den Beduinen riſſen die Zeltpflöcke aus, und unſere friedliche Wohnſtätte ſank noch raſcher dahin als ſie aufgerichtet war. Die Kameele werden an die Zelte geführt und unter Gebrüll fallen ſie nieder. Alle Hände rühren ſich geſchäftig, und ein Laſtthier ſpringt nach dem andern wohlbepackt wieder auf die Füße. Die Reiter ſetzten ſich in ihre wohlbereiteten Kameelſättel und in weniger denn einer halben Stunde iſt der ganze Zug in Bewegung. Nichts bleibt von dem Lager als die traurige Spur der Pflöcke, doch der nächſte Windzug hat auch dieſe wieder überhüllt.

Wir durchzogen das W. Sittereh, welches in einer ſeiner Buchten einen Beduinenkirchhof bildet, in dem ein paar Steine die Stellen der Gräber angaben. Hier ruhten die wilden Kinder der Wüſte im Schoße ihrer kargen Mutter, und eben ſo unruhig als ihr Wanderleben geweſen, eben ſo ſtill und ſtät iſt nun ihre Grabesruh.

Nach einigen Stunden kamen wir von W. Sittereh in das vielbekannte W. Mukattab, das beſchriebene. Eine große Anzahl von Inſchriften an den Felſen erinnern uns an das Leben von langentſchwundenen Völkern. Sie laſſen meiſt eine ungeübte, rohe Hand vermuthen, und ſind oft mit Kreuzen, Reitern und anderen Emblemen verſehen.

Jahrhunderte hindurch haben dieſe Inſchriften den wiſſenſchaftlichen Forſchungsgeiſt beſchäftigt. Den Ver-

thungen ward ein weites Feld gelaſſen. Die wan-
nden Juden, die Kreuzfahrer, Pilger und Saracenen
ßten Verfaſſer dieſer Schriftzüge ſein.

Es gelang zuerſt dem Profeſſor Beer in Leipzig das
phabet zu entziffern, und er ſchrieb dieſe Inſchriften den
irtenvölkern des peträiſchen Arabien zu.

In neueſter Zeit hat Herr Profeſſor Tuch in Leipzig
ine ſehr gründliche und geiſtreiche Arbeit uns über dieſe
nſchriften geliefert. Profeſſor Tuch beſtätigt zunächſt
as Alphabet des verſtorbenen Profeſſor Beer, iſt aber
i Betreff der Verfaſſer anderer Meinung. Er weiſt deut-
ch an der Diminutiv- und Comparativform, an dem Fe-
minum und vielen andern Sprachtheilen nach, daß die
prache durchaus eine arabiſche geweſen. Er zeigt darauf
n, daß in der vormuhammedaniſchen Geſchichte die Ama-
liter, zu denen die Pharaniter wahrſcheinlich gehörten,
rkommen und vermuthet in den Verfaſſern arabiſche
irtenvölker amalekitiſcher Abkunft als Bewohner dieſes
heils der Halbinſel. Die Religion derſelben iſt nicht die
riſtliche, ſondern ein ſabäiſcher Sternendienſt, wie dies
e heidniſchen Namen beweiſen; wir müſſen daher die
reuze als ſpäter dazu gemalte Zeichen annehmen. Zumal
i, wie bekannt, noch zu den Zeiten des Antoninus
artyr wir vor dem Horeb eine Statue der Mondgöttin
den, die ſo geſtellt war, daß ſie bei den verſchiedenen
tellungen des Mondes verſchieden beleuchtet ward und
ihrer geſpenſterartigen Majeſtät von den Stämmen
m Neumond allgemein verehrt wurde, während wahr-
heinlich die fünf Felſenhäupter des Serbal als die Throne

der fünf Planetengötter mit Ausschluß von Sonne und Mond betrachtet wurden.*)

Je weiter wir im W. Mukattab vorschritten, desto mehr sahen wir einige Spuren des Lebens; einige junge Kameele, mit rohen Decken behängt, stolzirten mit ihren steifen Beinen umher und versuchten auch wohl bei unserer Annäherung einen ungeschickten Galopp. Aus einem Seitenthal kam eine Ziegenheerde, von einigen verhüllten Beduinenmädchen gehütet, die nicht wenig erstaunt waren, unsere Dame hoch zu Kameel zu sehn; ehrfurchtsvoll nahten sie und begrüßten die Dame. Sie waren in ein dunkles Gewand gehüllt und über dem Haupte hatten sie ein gleichfarbiges Kopftuch. Ihre Haare waren in einem Knäuel auf ihre Stirn zusammengeflochten. In ihrer dunkeln Hautfarbe, aus der das schwarze Auge hervorfunkelte, erschienen sie uns eher als die Hexen von Endor, als wie die schöne Hirtin Rahel, bis wir später einige der Rahel mehr würdige Gestalten bemerkten. Die Nacht lagerten wir in einem Felsenkessel bei einem Beduinenlager, dessen Zelte aus schwarzen Ziegenhaardecken gebildet waren. Die Mädchen kehrten heim mit ihren Heerden, Schafe und Ziegen durcheinander, die Knaben spielten fast ganz nackt auf dem öden Gestein umher; alsbald wurde ein Topf auf drei Steine gesetzt, wir vertheilten etwas Reis und Zwieback und setzten uns heiter rings herum, während die Frauen uns von Ferne aus dem Zelte verstohlen zusahen, wie die neugierige Sarah.

---

*) Vergl. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. 1849. 151. 161. 168.

Wadi Feiran, Serbal.

Am folgenden Tage gewann das Thal einen freundlicheren Anblick, hier und da zeigte ſich ein Stamm, auf deſſen Aeſten der liebliche Geſang einer Droſſel vertraulich uns zur Heimath hinüberrief. Alsbald rauſchte auch ein klarer Bach zu unſeren Füßen, und nach kurzer Zeit lag vor uns ein grünender Teppich mit üppigen Dattelpalmen überdacht. Es war dies das W. Feiran, das ſchöne, ewig blühende Kleinod der ſonſt ſo öden Wüſte. Gewiß war dieſes Oaſenthal ſchon in älteſter Vorzeit die Sehnſucht aller hier umherziehenden Nomaden und gewährte den wandernden Stämmen eine friedliche Ruhe. Die ewig grünende Jugendſchönheit dieſes Thales iſt mit grauen öden Gebirgsgiganten umgürtet und über dieſen Gegenſatz des Lebens und des Todes erhebt der Serbal ſein fünfgezacktes und beeiſtes Rieſenhaupt. Er ſcheint wie ein wilder Tyrann gebieteriſch die unter ihm liegenden Berge und Thäler zu überwachen; wie des Schickſals düſtere Macht herrſcht er über den Tod und das Leben unter ihm. Wohl läßt ſein ganzes Ausſehn uns vermuthen, daß er einſt mit alter heidniſcher Naturvergötterung umkränzt war. Sein gewaltiger Fünfzack ließ den Naturmenſchen erbeben und zugleich ſpendete er durch den in ſeinen Klüften aufbewahrten Schnee der Welle friſches Leben dem durſtigen Eiland zu. So vereinigten ſich hier Furcht und Dankbarkeit, die beiden Urſachen des Naturgottesdienſtes.

Wir ſchlugen unſer Lager im W. Feiran grade da auf, wo ſich das W. Aleigat zum Serbal hin abzweigt

Mitten im Thale, vor den Mündungen der beiden Seitenthäler, iſt eine Erhöhung, die noch heute auf ihrer öden Spitze die Ruinen einer alten Wüſtenfeſte uns bietet. Spuren von Thürmen und Mauern ziehen ſich von dieſer Erhöhung nach dem anliegenden ſüdlichen Felſenrand des Thales. Die trauernde Wüſtenfeſte liegt jetzt von der Zeit zerſtört darnieder, und rings umher an den Felſen ſind längliche, viereckige Oeffnungen in den Stein gehauen, wahrſcheinlich die Gräber, die von den Leichen der Wüſtenſtadt bewohnt wurden. In einem derſelben ſtörten wir noch die Gebeine eines Menſchen aus ihrem langjährigen Schlummer. Es waren dies die Ruinen der alten Wüſtenſtadt Faran, die uns auch in den alten Zeiten, dem dritten und vierten Jahrhundert, als Sitz eines Biſchofs genannt wird. Ihr gegenüber liegen noch viele Steinhütten, welche von den Reſten der alten Stadt aufgebaut ſind. Von dem Trümmerberg, der an der grünen Schwelle der Oaſe liegt, ſchaut man in die beiden Thäler; das eine das W. Feiran, iſt lieblich wie ein blühender Garten voll Lebens, das andere iſt ein wildes, todtes Steinthal, welches von durcheinander geworfenen Felsblöcken gefüllt iſt, ein Bild finſterer Verzweiflung im Lebensſturm.

Auf dem nördlichen Felſenrande ſieht man hoch erhaben auf einer Bergkuppel die Ruinen eines Tempels, der das Wüſtendrama unter ſich beherrſchte. Dieſe Bergſpitze nennen die heutigen Araber Tachunet er rich, die Windmühle; denn fürwahr, die noch übrig bleibenden Mauern und kleinen Bogen ſcheinen wie ein Adlerneſt auf der Felſenſpitze den Stürmen zu trotzen. Wir be-

ſtiegen dieſen Ruinenberg, und als wir das ſtille Wüſtenſchauſpiel unter uns beſchauten, glaubten wir auf der Stelle zu ſtehen, auf der auch Moſe ſtand, als er ſeine Hände zu Gott erhob, um den unter ihm bei Raphidim gegen die Amalekiter ſtreitenden Juden den Sieg zu verleihen. Es bietet ſich hier gerade beim Eingang ins W. Aleigat ein weiter Kampfplatz dar, und jenen ſchönen Palmenſtreif, das Kleinod der Wüſte, konnten die Einwohner nicht gutwillig hergeben. Da der Serbal nach den neueſten Unterſuchungen des Profeſſor Lepſius, der dieſen Berg für den eigentlichen Sinai hält, von großem Intereſſe geworden iſt, wollten wir die Kuppel deſſelben erſteigen.

Zwei kräftige Gazellenjäger unternahmen es uns zu führen. Wir gingen das W. Aleigat herauf, welches voll iſt von wild durcheinander geworfenen Felsblöcken, die das Waſſer vom Serbal im Lauf der Jahrtauſende mag herabgeſpült haben, da das Thal ziemlich abſchüſſig iſt. Nach einer ſchwierigen Wanderung von einer Stunde, die mit jedem Schritt immer wilder ward, bogen wir um eine Ecke und plötzlich ſtand vor uns der wüſte Gebirgsrieſe, ſenkrecht ſeinen gewaltigen Fünfzack in den Aether erhebend, ein Gigant der Mythe, der den Himmel will erſtürmen.

Wir machten hier bei einem großen Felſen, der in der Mitte der Felſengaſſe lag, Halt; er war ganz ausgehöhlt und mit Luken verſehen, gewiß einſt der Aufenthalt mancher Anachoreten. In der Nähe fanden wir in einem Stein ein ausgehöhltes Waſſerbecken, auch mehrere ſinaitiſche Inſchriften, doch unverwandt heftete ſich das Auge an dies gewaltige, wilde Naturſchauſpiel. Zwiſchen den

ſtarren Wänden des ſteilen Serbal-Fünfzacks zog ſich eine jähe Felſenkluft, die von gewaltigen Felsblöcken angefüllt, in chaotiſcher Verwüſtung vor uns lag. Wie konnten die wilden Erdengeiſter dieſe jähen Felſenwände mit Kuppeln ſenkrecht aus der Erde zaubern? haben in dieſer Kluft die vorweltlichen Giganten geſtritten? Alle die ſagenhaften, dunkeln Märchen der Gebirgsländer reichen nicht hin, den Vorſtellungen hier auch nur einigermaßen zu genügen. Wie gewaltig erſcheint uns nicht dieſe fünfgezackte, ſchreckende Felſenburg, fürwahr ein Thron des Baal*), eben ſo furchtbar und grauſenhaft, als der Götze ſelbſt erſchien. Jetzt eben entkleidete ſich der düſtere Gebirgsrieſe von ſeinem Silberwolkenmantel und ſchaute wie das grauſe Geſchick wild düſter uns an. Die ſinaitiſchen Inſchriften, welche bis zu den Kuppeln hinauf reichen und die, wie wir oben geſehen, von den heidniſchen Wüſtenbewohnern herrühren, beweiſen, daß dieſer Berg mit heidniſcher Verehrung geſchmückt war, und auch wir fühlten wohl, wie ſehr dieſer Ort dem alten heidniſchen Schreckensdienſt entſprach.

Zwiſchen den jähen Felſenwänden mußten wir die Felſenkluft hinauf von einem Stein zum andern klettern, und jeden Schritt wohl wählen, in ſteter Sorge, mit den Steinen herab zu rollen. Immer wilder ward die Kluft, auch hatte hier ein verkrüppelter Stamm in das Felſenbett des Gießbaches ſeine Wurzeln eingeklemmt. Je höher

*) Profeſſor Roediger erklärt (zu Wellſted's Reiſen in Arabien, Halle 1842. Bd. 2. S. 412.) den zweiten Theil des Namens Serbal aus dem Namen der Gottheit Baal; über den erſten Theil iſt er zweifelhaft, ob es Sirr „Geheimniß", oder Serb „Palmenwald" ſei. Jedenfalls ergiebt beides eine für ein Heiligthum des Baal paſſende Bezeichnung.

wir ſtiegen, deſto mehr hatten wir mit Schnee zu kämpfen; auf der einen Seite der Kluft war die Eisfläche geſchmolzen, während ſie auf der andern Seite uns kalt entgegenſtarrte. Auch waren die Steine oft ſo von Eis überglaſ't, daß nur mit Mühe die müden Füße ſie überſchreiten konnten. Nach vier Stunden mühevollen Kletterns hatten wir den Kamm erreicht, von dem ſich die Spitzen zur rechten und linken Hand erhoben. Noch einmal mußten wir alle Kraft aufbieten, die eine dieſer Kuppeln zu erklimmen, die nur mit ihrer Spitze aus ihrem funkelnden Schneemantel hervorragte; erſt nach einer Stunde erreichten wir die Spitze. Auf der zweiten weſtlichen Bergesſpitze fanden wir die Kuppel mit rohen Steinen, wie mit Treppen verſehen, und auf der oberſten Spitze ſahen wir Trümmer von rohen Steinen und Cement, wie auch eine Höhlung auf der Grundlage uns zu beweiſen ſchien, daß hier ein kleines Gebäude geſtanden haben muß.

Von dieſer Spitze des rauhen Gebirgsſtockes aus belohnte uns eine großartige Ausſicht. Die todte Landſchaft lag rings um uns her; unter uns war eine hochdurcheinanderwogende See von Gebirgsrücken, dunkelröthlich von Farbe, doch mit grünlichen Adern durchfurcht, dazwiſchen die weißlichen, wüſten Streifen der Thäler. Zu unſern Füßen lagen die wirr durcheinander geworfenen Felſen in den chaotiſchen Klüften mit Schnee und Eis durchzogen, dagegen wieder ein grünes Eckchen von W. Feiran, und um uns her die ſtarren Granithäupter des düſteren Fünfzacks, über uns aber das heitere Blau, in dem die Adler ſich mit ihren Schwingen wiegten und das die glühende Sonnenkugel durchkreiſte.

Rings um uns her eine öde Stille. Wer mag die Stimmung des Reiſenden ſchildern, die hier ſich ſeiner bemächtigt! Faſt fühlt man ſich von der Erde getrennt, und die Seele ſcheint ſich emporſchwingen zu wollen zu der Himmelsburg des Vaters. Gegen Norden lag vor uns ausgebreitet die ganze Halbinſel, dieſe intereſſanteſte Stelle unſeres Planeten, die ewige Zeugin der unendlich weiſen Allmacht Gottes. Uns zur Rechten erhob ſich der düſtre Katharinenberg von zartem Schneeweiß lieblich umgürtet; eine feine Wolkenkrone zierte noch ſein düſteres Bergeshaupt. Gen Weſten ſchauten wir über die andre Kuppel des Serbal hinweg auf die wellenförmigen Gebirgsrücken und in weiter Ferne zeigte ſich die See wie eine reine Jungfrau mit ihrem Nebelſchleier zart umhüllt.

Viele Gebirgsgegenden gewähren gewiß einen ſchönern, mehr romantiſchen Anblick, aber dieſe Gebirgswogen des Todes um uns her, verbunden mit dem Gedanken an die großen Weltereigniſſe, die hier ſtattfanden, ließen einen unvergeßlichen Eindruck auf uns zurück. Die Schreckenshand eines eiſernen Tyrannenarms, der Schickſalsſturm und des Unglücks Woge, Alles ſchien in dem Blicke auf das wilde Wüſtengebirge enthalten. Das Bild des alten Baal, der finſtere Aberglaube an den todten, herzloſen Götzen trat hier vor uns. Wie iſt doch gewaltig das Bild des Todes, jene Wüſte auf dem Felde des menſchlichen Lebens der Erde!

Nach den wilden Naturſcenen auf dem Serbal erfreute uns das liebliche W. Feiran am folgenden Tage, das eine grüne, ſchöne Oaſe zwiſchen den ſtarren, öden Gebirgswänden darbietet. Wir bemerkten hier große An-

häufungen von antediluvianischen Anschwemmungen. Nach anderthalb Stunden schloß sich das W. Feiran durch ein gewaltiges Felsenthor, el Buêb, und bald darauf machten wir im wüsten Thal, dem W. Selaf noch vor Abend Halt, da die Zelte unserer Beduinen nur einige tausend Schritte von uns waren.

Der purpurne Saum des Abendglühens bekränzte den obersten Rand der Gebirge, während schon die Nacht die tiefen Thäler bedeckte.

Noch war ich im Anschauen dieses Schauspiels vertieft, als Bachit, mein Kameeltreiber, zu mir trat und zu mir sprach: „Herr, willst Du nicht bei mir essen? Siehe, ich habe nur ein Dromedar und ein Schaf; das Dromedar trägt Dich, und das Schaf habe ich geschlachtet zu Deiner glücklichen Reise.“ „O, erwiderte ich, „der Scheich Beschâra ist ein Bachîl (Geizhals), doch Du fürwahr bist ein Bachît (Glücklicher). Jawohl, ich komme als Dein Gast und Dein Freund.“

An einer Seite des öden Thales war eine Reihe schwarzer, viereckiger Zelte von schwarzen Ziegenhaardecken durch vier Stangen gehalten, eine erbärmliche Heimath; aber so erbärmlich sie auch sein mochte, waren doch die Zelte meist noch durch eine Decke in zwei Theile getheilt; der Theil hinter der Decke trug den vornehmen Namen des Harem, Frauengemach, und da hervor lugten die funkelnden Augen der Frauen, die neugierig den Fremden beschauten. Die Kinder unseres Scheich Beschara kamen hervor, Kinder mit blitzenden Augen und von schlanker Gestalt; das ältere von ihnen war ungefähr 11 Jahre, während sein ältester Sohn von 17 Jahren schon in der

Karavane war und das Kameel der Dame führte. Mit bunten Tüchern ward die Freundlichkeit der Kinder belohnt.

Ein Mädchen, das lieblicher zu ſein ſchien als die bisher uns begegneten Wüſtenbewohnerinnen, nahte ſich und bot mir aus einem gewöhnlichen Gefäß friſche Milch. „Einen Trank zur frohen Heimkehr biet ich Dir Fremdling.“ Ich blickte eine Weile ſie an, ſie war ganz in Schwarz gehüllt, nur das halbe Antlitz war zu ſchauen, da ſie ihr Kopftuch ſo viel als möglich vorgezogen, aber in ihrem Auge ſchien ſich natürliche Offenherzigkeit zu malen. „Wo tränkſt Du Deine Schafe,“ fragte ich. „Dort hinter dem Berge,“ erwiderte ſie, „iſt jetzt Waſſer, aber oft müſſen die armen Durſtenden weit umherziehen.“ „Ich danke Dir für Deine Freundſchaft, und da ein Wanderer ſonſt nichts hat, nimm dieſe Blumen.“ Ich hatte mir nämlich am Abend ein kleines Wüſtenſträußlein gepflückt. „Einſt wirſt Du Deine Schafe weiden, und dann kommt zum Quell ein Jüngling und trägt Dich davon in ſein Zelt. Zwar wird Dein Auge weinen, aber im Herzen wirſt du doch dich freuen.*) Siehe der Thau iſt in einer Blume in einem ſchönen Tropfen, das iſt die glückliche Liebe, doch auf der andern Blume iſt er in einzelnen Tröpflein zerſtreut, und das ſind die Thränen der unglücklichen Liebe.“ Sie verſtand das Bild nicht recht, ſondern

*) Die Liebe bei den Beduinen iſt eine reinere als bei den Städtern. Die Jünglinge und Mädchen lieben ſich von Jugend auf. Doch iſt es Sitte, die Mädchen zu rauben, die dabei gewaltig jammern, bis alsbald die Verwandten des Jünglings und der Jungfrau ſich verſtändigen und die Ehepakten ſchließen.

rief mir nur zu: „Kehre heim frohen Herzens zu denen die du liebſt.“ Es fielen mir dabei die Worte des alten arabiſchen Dichters ein:

Seh' ich der Kata*) flüchtigen Schwarm,
Dann wird mir ach mein Herz ſo warm;
Iſt hier nicht einer, der mir leiht,
Für heut' der Schwingen Schnelligkeit?
So gerne möcht ich mit Euch fliegen,
In reinem Aether mich zu wiegen.
Zu meiner Liebe möcht ich eilen,
Ihr eilt davon, ihr könnt nicht weilen!

Das Feuer praſſelte unter dem Topfe, ringsherum e Schaar der Beduinen, die ſich zu hungrigen Wüſten- lfen umgewandelt zu haben ſchienen. Das Fleiſch war kocht, es kam aus dem Topfe, jeder griff zu und bald ar's verſchwunden. Mein guter Gaſtgeber hatte mir t ſeinen Händen, die wegen Mangel an Waſſer in der üſte gar ſehr in ihrem Naturzuſtand bleiben, ein recht tes Stückchen ausgeſucht, die Augen gingen mir faſt er als ich daran ſollte, doch fand ich Gelegenheit, den ßten Theil meinem hungrigen Wehrwolf von Nachbarn uſchieben.

Am folgenden Morgen beſtiegen wir mit geſpannter wartung unſere Dromedare; denn wir wollten mit den hteren Dromedaren den kürzeren rauhen Paß Nakb awi zum Kloſter hinauf reiten, während wir die Laſt- neele den weiteren ebenen Weg durch W. eſch-Scheikh

*) Der Kata iſt ein Wüſtenvogel mit gewaltig raſchem Flug; heißt, er fliege vor Sonnenaufgang viele, viele Meilen und nge ſeinen Jungen noch das Waſſer friſch im Schnabel.

ſchickten. Schon mehrere Wochen waren wir in der wilden Wüſte gewandelt, und unſer Auge war wohl gewöhnt an wüſtes, ödes Geſtein, doch die ſchauerliche Oede dieſes Gebirgspaſſes, das ſtarre Gebirg, das rechts und links dicht herantrat, die wild durcheinander gewälzten und darniedergerollten Felsblöcke, verbunden mit dem welthiſtoriſchen Gedächtniß des Platzes, dem wir uns nahten, erſchreckten uns bald und erfreuten uns.

Erſchien uns doch dieſe wilde, chaotiſche Gebirgsſcene als ein Bild jenes ungeregelten, wüſten Lebens des Naturmenſchen, das dahinrollte in ewiger Unruhe und in dem wüſten Sturm der Leidenſchaft, gerade jetzt, da wir uns dem heiligen Orte nahten, wo Gott mit ſeinem heiligen Worte den Grund gelegt zu einem geordneten und geſitteten Leben, in dem er ſeine Kinder, die Menſchen, zu ſich heranzog.

Berg Sinai.

Gegen Mittag verließen uns endlich die uns dicht umgebenden, finſteren Gebirgsgeſtalten, und vor uns breitete ſich ein weites Thal aus, das W. er-Racha, wohl 800 Schritt breit, wüſt zwar und öde, aber eben und klar. Erſtaunt ſchweifte das Auge die dies Thal begrenzenden Gebirgsrücken entlang, bis es zum ſüdlichen Ende des Thales gelangte; denn dort wurde dieſes breite Thal durch die dreiſpaltige Spitze des Horeb geſchloſſen. Er bildet einen erhabenen maleriſchen Hintergrund für das weite, wüſte Gebirgstheater vor uns. Es erſcheint dieſer in jäher Steile ſich erhebende Gebirgsrieſe mit ſeinem Dreizack als

eine Schickſalswache der Ewigkeit über das wüſte, leere Menſchenleben, das unter ihm ſich hinbewegt.

Der gewaltige Eindruck, welchen dieſer erſte Blick auf die Gebirgsreihe des Horeb macht, ließ auch Robinſon, den ruhigſten Beobachter dieſer Gegenden, nicht unberührt, und es iſt ſeitdem dieſe Spitze des Horeb, der Ras es Suſſafah, der Beobachtung aller Reiſenden wohl empfohlen.

Wir nahten uns allmählich dieſer Felſenburg und gewahrten alsbald in dem Thale, welches dieſe Gebirgsſpitze im Oſten von den anderen Gebirgszügen trennt, die dunkeln Zinnen des Kloſters zwiſchen lieblichen Cypreſſen und Mandelbäumen. Der Glocke reiner Schall, der durch die große Stille tönte, mahnte uns an den heiligen Ernſt dieſer Stelle. Wir wurden bald mit unſeren Sachen hinaufgewunden, da das alte Thor noch immer vermauert iſt und fanden im Kloſter einen traulichen Aufenthalt. Zwei niedliche Zimmer mit Divanen wurden uns geöffnet.

Oft gingen wir auf den platten Dächern der Kloſtergebäude ſpazieren, um an den ringsher uns umgebenden Gebirgszügen, die ſo ſehr gegen den grünenden blühenden Kloſtergarten abſtachen, unſeren Blick haften zu laſſen. Der ſogenannte Horeb iſt ein öder Höhenzug, der ſich von N. W. gen S. O. entlang zieht und durch die zwei Thäler W. Schueib im Oſten und W. el Leja im Weſten von den benachbarten Gebirgszügen getrennt iſt, während er im Norden über das weite W. er-Rachah ſich ſteil erhebt. In dem öſtlichen Thale liegt angelehnt an den Horeb das Kloſter, deſſen blühender Garten von den Gewäſſern, die vom Berge niederrinnen, bewäſſert wird. Die Kloſtergebäude liegen rings um die erhabene Kirche, die auf ſchlan-

ken Säulenreihen ihr hoch gewölbtes Dach ruhen läßt, und mit den prächtigſten Moſaïk-Bildern geſchmückt iſt.

Die Kirche enthält dann eine ſehr heilige Kapelle an dem Orte, wo Gott zu Moſe aus dem feurigen Buſch geſprochen haben ſoll. Auch dieſe Kapelle glänzt in prächtigem Moſaïk, man darf ſie nur mit bloßen Füßen und großer Ehrfurcht betreten. Die Mönche feiern ihre Meſſe alle Woche nur einmal an dieſer heiligen Stätte.

Mit der Schönheit und Heiligkeit dieſes Ortes bietet aber der große Stumpfſinn der ruſſiſchen Mönche den grellſten Widerſpruch; die erhabene Kirche, die dem Juſtinian den Urſprung verdankt, hallt wieder von den unverſtandenen griechiſchen Gebeten, die in ſchrillendem Ton abgeſungen werden. Keiner von ihnen verſteht die altgriechiſche Sprache in dieſen Gebeten, doch traut man denſelben eine magiſche Kraft zu, und dieſe geiſtig todten ſelbſtgerechten Männer, welche zum Lohn für ihre Trägheit die höchſte Stufe des Himmels ſicher zu haben glauben, an dem heiligen Orte zu ſehen, an dem Gott im feurigen Buſche ſich Moſe in lebendiger Rede geoffenbaret und den zaudernden Hirten zu ſeinem großen Werke ermahnte, muß uns ſehr wehe thun. Die Trägheit ſcheint freilich den Herren ſehr gut zu bekommen, es war einer der Mönche über hundert Jahre, ein anderer über neunzig, ein dritter über achtzig. Die meiſten von ihnen ſprechen nur ruſſiſch, nur Wenige von ihnen kannten ein wenig italieniſch oder arabiſch.

Ich verſuchte mit dem Einen, der ein wenig italieniſch und arabiſch ſprach, eine Art von Unterhaltung, während wir auf den Vordächern des Kloſters bei ſchönem Mon-

denſchein umherwandelten. Wie lange lebt ihr hier? fragte ich ihn; es waren mehr denn dreißig Jahre. Doch warum bleibt ihr ſo lange an dieſem Orte? Um geheiligt zu werden, wie Moſe. Aber, fuhr ich fort, Moſe, als er des Herrn Rede vernommen, ging hin, lehrte ſein Volk, und befreite es von der Hand der Götzendiener; was thuſt Du? Ich lebe hier zum Nutzen meiner Seele, die Gott belohnen wird; denn die, welche die Freuden des Lebens genießen, deren Seele wird dafür leiden, und die, welche das Leben nicht genießen, deren Seele wird dafür belohnt. Kann denn der in der Welt Lebende nicht auch in den Himmel ſteigen? fragte ich. O ja, erwiderte der weiſe Mann, aber nicht ſo hoch. Verſteheſt Du griechiſch? fragte ich. Nein. Aber Du beteſt ja griechiſch. Ja, das iſt die Sprache der wahren Kirche. So verſteheſt Du nicht Deine Gebete? Aber Gott, erwiderte er. — Ich ſchaute hinüber nach dem zarten Mond, welcher in ſeinem ſanften Schein über die dunklen Gebirge heraufzog und Alles mit ſeinem Strahl erleuchtete, und der Schädel des Frommen ſchien mir dabei ſo dunkel; er ſtand vor mir mit ſeinem Barett, dem ſchmutzigen Kaftan und ſeinem langen ungekämmten Bart, in welchen ein langjähriger Gebrauch von Schnupftaback ſich ſehr kenntlich eingezeichnet hatte. Alles war ſo ſchön ſo rein um mich her, und dieſer Fromme erſchien mir ſo ſehr als ein übertünchtes Grab voll Moder, als einer jener Lippendiener, während doch jede Phaſe der Natur um mich her ſo laut zum Herzen ſprach. — Die Selbſtzufriedenheit, dieſer kleinliche, mönchiſche Hochmuth in einer Gegend, die uns

ſo ſehr an die unendliche ewige Liebe des Herrn erinnert, iſt wahrlich ein widerlicher Kontraſt.

Da wir Briefe vom ruſſiſchen General-Konſul an den Prior des Kloſters hatten, führte uns dieſer Würdenträger der griechiſch-katholiſchen Kirche ſelbſt herum. Er ſprach nur ruſſiſch, ein wenig neugriechiſch und ſehr wenig türkiſch. Die Verſtändigung, die uns ſomit durch die Sprache nur kümmerlich möglich war, wurde durch ein fortwährendes Gelächter von ſeiner Seite durchgeführt.

Einige einfache Zellen, das lange Speiſezimmer, in dem alle Mönche zuſammen ſpeiſen, und eine große Menge von Kapellen, die mit rohen heiligen Bildern ausſtaffirt waren, wurden uns eröffnet. So wenig man hier im eigentlichen Ort des Gebetes mit dem Herzen zu beten ſcheint, deſto mehr Bet-Orte ſcheint man hier zu haben. Das Kloſter iſt für einige ſiebenzig Mönche eingerichtet, jetzt aber zählte dieſe ehrenwerthe Betcolonie der griechiſchen Kirche nur einige zwanzig, die drei Veteranen mitgerechnet. Der nützlichſte von allen ſchien uns der Schuſter zu ſein, welcher unſere durch die langen Gebirgstouren etwas angegriffenen Stiefel, wenn auch auf eine ſehr rohe unhaltbare Weiſe, flickte.

Wir beſtiegen vom Kloſter aus den von der Ueberlieferung als die Stätte jener Offenbarung geheiligten Berg. Gleich hinter dem Kloſter zog ſich der Pfad ſteil hinauf; nach etwa einer Stunde langten wir auf einem niedlichen runden, grünen Plateau an, das mit der Kapelle des Elias, der hier den Herrn nach der Ueberlieferung erblickte, geſchmückt iſt, und von zwei ſchlanken

Cypreſſen in der Mitte geziert wird. Von hier aus erſteigt man die Spitze des ſogenannten Berges Moſe. Die Ausſicht von dieſer Bergſpitze iſt erhebend, wiewohl der erſte Eindruck der der Täuſchung iſt. Wir vermiſſen ein weites Thal, in dem ſich eine große Schaar hätte lagern können; denn das darunter liegende von Gebirgen beengte, gewölbte Thal der Juden erſcheint durchaus nicht genügend; auch zeigt ſich der Berg hier nicht ſo allein ſtehend, daß er leicht hätte berührt werden können.

Gewaltig ergreifen uns in der ſtillen Erhabenheit die wild durcheinander geworfenen öden Felsgruppen, die eiſigen Felszacken und die kahlen Thäler. Die grauſe Todesmacht rings umher, die wie im offenen ſtillen Grabe ſich uns darſtellt, durchzuckt krampfhaft die ſanfte Stimmung des Gemüths.

Nur in weiter Ferne nahm man an zwei Stellen im Süden und Weſten die Silberfläche des Meeres durch die Starrheit der Gebirge hindurch wahr. Zu unſrer Linken, gen Oſten, war unſere Ausſicht durch den gewaltigen eisdurchfurchten Rücken des Katharinen-Berges abgeſchloſſen; gen Norden und Weſten war rings um uns das wogende Meer röthlich grauer Granitfelſen. Die Welt der Verwüſtung, die ſchreckende Einſamkeit, erfüllt uns mit banger Spannung und läßt die Gedanken immer mehr weilen an der unendlichen ewigen Macht der Liebe Gottes. Die Beengung unſeres Gemüthes im Gebirgs-Chaos ruft uns mit donnernder Stimme durch die Stille Moſe's Worte zu: „Bevor Berge geboren waren und Du die Welt erzeugteſt, von Ewigkeit zu Ewigkeit biſt Du Gott."

Eine unſeren Erwartungen weit mehr entſprechende

Ausſicht gewährte der Râs es Suſſafah, welchen wir unter großem Schneegeſtöber erſtiegen. Man ſteigt vom W. Schueib empor, und nach einer mühevollen Tour von zwei Stunden hat man den Gipfel erreicht. Ein dunkler Nebel hatte die Spitze umhüllt. Schon verzweifelten wir, irgend eine Ausſicht zu haben, als plötzlich um Mittag die durch die Regenwolken durchbrechende Sonne wie mit goldener Zauberruthe den dunklen Nebel zertheilte und den Nebelſchleier um und unter uns aufrollte. Die weite Ebene Wer-Rachah lag vor uns, in der eine Reihe ſchwarzer Ziegenhaar-Zelte der Araber uns an das Judenlager erinnerten. Die jähe Steile, mit der dieſer Felſen ſich faſt ſenkrecht aus der Ebene erhebt, und deshalb die unter ihm liegenden Thäler deutlich ſehen läßt, ließen uns der Vermuthung Robinſon's beiſtimmen, daß dies der Berg ſei, auf dem Moſe verklärt vor dem Volke geſtanden. Klar und eben lagen die Thäler ſchon vor uns, während die öden Gebirgskuppeln um uns her noch mit ihren Nebelkronen ihr Haupt umhüllt hatten. Das Haupt des Râs es Suſſafah iſt dreigeſpalten; die mittlere Spitze gleicht mehr einer Kuppel, die anderen mehr dem Kegel. Hinter dieſem Dreizack geht ein tiefer Einſchnitt in's Gebirge, welcher eine tiefe Schlucht auf der weſtlichen Seite bildet. Hier oder im W. Schueib konnten die Prieſter und Aelteſten des Volkes ſtehen, während Moſe mit Gott verkehrte. Wiewohl aber ſo der Râs es Suſſafah uns der Berg zu ſein ſchien, auf dem ſich Gott dem Moſe im Angeſichte des Volkes offenbarte, ſo ließe ſich doch leicht, wenn man an der wohl funfzehn Jahrhunderte hinaufreichenden Ueberlieferung feſthalten wollte, auch die

Heiligkeit des Dſchebel Muſa rechtfertigen. In dem Berichte der Bibel vom 2. B. Moſe Kap. 19 bis 24, (vgl. Kap. 19, 11. und 18. mit Kap. 32, 1.), kann man wohl einige Unterſcheidungen finden; das eine Mal iſt Moſe dem Volke offenbar und ſichtbar, das andere Mal iſt er ihren Augen verhüllt und entfernter gedacht.

Man könnte nun, da Râs es Suſſafah und Dſchebel Muſa eigentlich nur zwei Spitzen des Berges Horeb ſind, die eine Spitze, den Râs es Suſſafah als die Stelle bezeichnen, wo Moſe dem Volke offenbar und ſichtbar war; die andere, Dſchebel Muſa, als die, auf der er dem Volke verborgen, mit Gott in ſtiller Ergebenheit verkehrte. Die Scene vergegenwärtigt ſich hier vortrefflich in der Wr. Rachah das Judenlager, im W. Schueib, wo jetzt das Kloſter ſteht, oder in der weſtlichen Schlucht die Aelteſten; auf dem jetzigen Dſchebel Muſa war Moſe getrennt von aller Welt, und auf dem Râs es Suſſafah Allen gegenwärtig. Der Berg Râs es Suſſafah ſteigt ſteil, faſt ſenkrecht, aus der Ebene hervor, doch iſt er nicht ſo gewaltig hoch und an der Seite konnte Moſe vor Aller Augen hinauf und herabſteigen. Wie dem aber auch immer ſei, jeder Wanderer ſchaut nach jenem Felſen mit heiliger Andacht, er erkennt dieſen Fels als den Quellort eines neuen Lebens, das fortan ſeine belebende Welle durch die Gefilde der Weltgeſchichte dahintreibt.

Noch ein anderer Gedanke drängt ſich den ſemitiſchen Philologen auf. Die ſemitiſchen Stämme waren Nomaden, ſie zogen unſtät umher; das jüdiſche Volk aber war lange in einem geordneten Staate geweſen und Moſe war in aller Weisheit Egyptens unterrichtet worden. Die

Geſetze Moſe's gaben im Hinblick auf Gott die erſten mächtigen ſittlichen Grundlagen zu dem geordneten Staatenleben dieſes ſemitiſchen Volkes.

Wenn man von den wilden Araberſtämmen, den Geſchwiſtern der Hebräer in der Wüſte, das Wort des Dichters ausrufen möchte: „wo rohe Kräfte ſinnlos walten, da kann ſich kein Gebild geſtalten;“ ſo ſehen wir hingegen bei den Hebräern die heilige Ordnung, „die eintrat in der Menſchen Hütte, ſie gewöhnt zu frommer Sitte, und das theuerſte der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande.“ Das Geſchenk der Semiten war die unruhige aber erhabene lyriſche Gemüthserregung, das geiſtige Geſchenk der mehr logiſch begabten indogermaniſchen Völker brachte den geordneten Staat hervor. Durch Moſe erhielt der ſchwankende Nachen eines mächtig erregten ſemitiſchen Gemüthes einen feſten Anker in dem mächtigen Grunde eines auf den Gedanken an Gott beruhenden Staates. Dies iſt ein Vorbild für den im Laufe der Jahrhunderte bewährten Gedanken, daß, wenn ſich nicht die Kräfte des Gemüthes mit denen des Geiſtes einen, die Entwickelung der Völker nie ſich ſchön entfalte. So iſt die Geſetzgebung auf dem Sinai in religiöſer, in geſchichtlicher und ſtaatlicher Beziehung ein mächtiges Glied in der Kette der Bildung.

Nach der Beſteigung des Dſchebel Muſa und Ras es Suſſafah wünſchten wir noch den viel höheren Dſchebel Katharin, der durch die Gebeine der heiligen Katharina geweiht ſein ſoll, zu erſteigen. Man beſteigt dieſen Berg von dem Kloſter der vierzig Märtyrer aus. Dahin führt der Weg zunächſt vom Kloſter zum W. Schueib hinaus,

dann an der Seite des Ras es Suſſafah entlang in das Thal el Leja ſüdlich hinein. Im Ganzen iſt dies ein Weg von anderthalb Stunden.

Der Weg dahin iſt einförmig, wenn man nicht durch aufmerkſames Anhören der frommen Mönchsüberlieferung ſeinen Wunderglauben ſtärken will. In dem W. er Rachah, dicht am Berge, iſt eine Aushöhlung im Felſengrunde, hier hat das goldene Kalb geſtanden. Dann liegt beſonders in der W. el Leja ein großer viereckiger Block von röthlichem Granit, mit einigen Streifen; das iſt der Fels, aus dem Moſe die Quelle ſchlug, gerade hier nämlich, wo ſtets eine Quelle vom Katharinenberge ſchon herunterſtrömt. Uns das Wunder recht anſchaulich zu machen, ſtellt ſich der fromme führende Mönch davor und haut mit ſeinem Knüttel auf den armen Stein ein. Man kann ſich bei dieſem frommen Eifer meiſt des Lachens nicht erwehren.

Das dem Andenken der vierzig Märtyrer geweihte Kloſter iſt ein ſehr einfaches Gebäude, jetzt unbewohnt. Man hat jetzt in der Sinai-Halbinſel nicht mehr die blutgierigen Saracenen, welche einſt die Frommen hier mordeten, zu fürchten. Die Araber ſind dem Kloſter zum Theil unterthänig, zum Theil leben ſie nur von demſelben. Eine griechiſche Kapelle wurde vom Mönch erleuchtet, da ſonſt in ſteter Nacht die heiligen Bilder hier einſam ſchlummerten. Nur ein einfacher Garten mit grünen Bäumen belebte etwas die todten Mauern, indem ihr Grün gegen die weißen Schneeſtreifen, welche hier und da im dunklen Gebirge zart gezogen waren, ſchön abſtachen.

Eine ſteile Schlucht gen Süd-Weſten führte uns

ein in den rauhen Gebirgspfad, den wir fortan zu erklimmen hatten, und wild drängten ſich oft die ſtarren Felſen um uns heran. Nach einer Stunde erreichten wir eine Quelle, Ain eſch-Schunnār, die Rebhuhns-Quelle, welche dort zwiſchen den Felſen hindurchplätſchert; ſie ſoll den verſchmachtenden Mönchen, welche die Gebeine der heiligen Katharina herabholten, durch den Aufflug eines Rebhuhns entdeckt worden ſein. Noch eine Stunde ging es in denſelben wilden Gebirgspfaden fort, bis wir den Kamm erreichten, von dem ſich die Kuppe des Dſchebel Katharin ſteil erhebt. Der arme Mönch, welcher vom Kloſter aus uns begleitete, hatte ſchon oft unter ſeinem langen Gewande geſeufzt, er blieb jetzt hier hinter einer Felswand zurück, um uns ein einfaches Frühſtück zu bereiten, wenn wir zurückkehren würden, während wir noch einmal die Füße anſtrengten, die letzte Kuppe zu erreichen.

Die Ausſicht von dem Dſchebel Katharin belohnte unſere dreiſtündigen Mühen; denn man hat von dieſer hohen Spitze einen weiten Blick auf die Halbinſel. Nur drei gewaltige Spitzen ragen aus dem wildwogenden ſchwarzen Gebirgsmeer empor. Im Süden ſteht eisdurchfurcht, als eine gewaltige Wache der Ewigkeit, die Gebirgsgruppe des Umm Schomer; der Berg ſcheint der höchſte und der ſteilſte unter den eisgrauen Gebirgsrieſen zu ſein; ſein ſchwarzes zackiges Haupt iſt von Eis und Schnee wild romantiſch durchfurcht. Der Dſchebel Katharin iſt die zweit-höchſte Spitze, und gen Nord-Oſten iſt der dritte dieſer eisgrauen Gebirgsbrüder, der uns ſchon bekannte Serbal. Ueberall, wo dieſe wilden Gebirgsherrſcher den

ſpähenden Blicken nicht entgegentraten, ſchweifte das Auge über die ſchroffen verwitterten, düſteren Felsſpitzen, die die Sonne mit ihren Strahlen vergebens zu verſchönen ſuchte, ein Ort für den Geiſt der Verwüſtung, die ihre furchtbaren Throne in dieſem Meer grauſender Wildniß aufgeſchlagen zu haben ſcheint. Ueber dieſem wüſten Gebirgsſchauſpiel kreiſten die Adler in weitem Flug, ſie haben in den öden Felſenkuppen ihre Neſter. — Sie erinnern uns an die Worte Jehovah's zu ſeinem Volk: „Wie auf Adlerflügeln habe ich euch getragen und euch zu mir gebracht."

Tief unter uns lag der Dſchebel Muſa, rings umher die Felsſpitzen und dazwiſchen die öden Thäler, überall der kahle Tod, nur wenige grüne Spuren in einigen Thälern ſchienen noch die Freude des Lebens hier zu vertreten — doch rings herum um dieſe wilden ſchwarzen Gebirgsſpitzen ſchlängelt ſich, einem Silberfaden gleich, die Welle des rothen Meeres, und die klaren Sonnenſtrahlen, die ſich in den Fluthen zu baden ſchienen, zeichneten in dieſer weißen Fläche gen Süd-Weſt die dunkleren Inſeln anmuthig heraus, ſchwarzen Schwänen gleich in dem Silberweiß des Meeres. Auch einige der afrikaniſchen Gebirge begrüßten uns, ihr Haupt im dunkelblauen Nebelſchleier gehüllt. Sahen wir gleich nicht die Spitze des Golfes von Akaba, zogen ſich doch die Berge jenſeits des Buſens in helleren Tinten auf dem Hintergrunde des öſtlichen Horizontes entlang. — Die Ausſicht des über 8000 Fuß hohen Dſchebel Katharin iſt weiter umfaſſend, als die vom Serbal; ſie iſt ſchaurig, aber doch erhebend; ſie iſt großartig und durch ihre Schrecken ſchön.

Wir kehrten am Abend spät zum Kloster zurück, und gedachten vielleicht schon den folgenden Tag den wandernden Fuß weiter zu setzen; doch, als wir uns am Morgen erhoben, hatten sich die öden dunklen Gebirge in ihren weiß funkelnden Schneemantel gehüllt, wogegen im Garten des Klosters die dunkel grünenden Cypressen und die blühenden Mandelbäume sich mit einem Frühlingskranze zu umflechten schienen.

Mitten in diesem Garten liegt die Schädelstätte des Klosters. Ist einer der Frommen entschlummert, so läßt man den Leichnam auf einem Rost verfaulen, und ist das Fleisch herabgeschwunden, werden die Knochen auseinander genommen und zu den gleichartigen hinzugefügt. Man tritt mit einer elenden Lampe in die Todesgruft. Da liegt auf der einen Seite eine unzählige Menge der Arme mit ihren knöchernen langgestreckten Fingern zusammengehäuft, auf der anderen Seite die dürren Beine mit der vertrockneten Sohle und weit gespreizten Zehenknochen; dann ein großer Haufen von Rippen in häßlichem Gewirr, und ein Berg grinsender Schädel blickt über dieses Todtengefilde herüber.

Die Gebeine der Prioren werden je in einem eignen Kasten aufbewahrt, so daß der Schädel des Prior, der noch Robinson so freundlich entgegengelacht hatte, uns im engen Kasten entgegengrinzte. Unter den Bergen von Gebeinen stehen in besonderen Kasten die Knochen der alten Eremiten aufbewahrt; an den Knochen hängen noch die Fesseln, womit dieselben zur Selbstkasteiung den frischen Lebenskörper belastet hatten. Daß doch selbst im Tode nicht die Thorheit aufhört. Sollen die Fesseln

des mönchiſchen Hochmuths noch über die Grenzen der Zeitlichkeit hinüberragen?

Auch eine Bibliothek wird dem Fremden auf dem Sinai gezeigt, in der manche intereſſante Handſchriften und Werke zu ſein ſcheinen, doch ſie kann eben ſo gut, als die Schädelſtätte, als ein todter Schatz bezeichnet werden. Keiner der ſtumpfen Frommen hat Kenntniß oder auch nur den guten Willen, ſich auch nur ein wenig mit der Wiſſenſchaft zu beſchäftigen. In geiſtiger Beziehung iſt dieſe Elite der frommen Menſchheit fürwahr lebendig begraben. Selbſt der Prior ſchien mir, als er uns eine werthvolle ſchöne Handſchrift zeigte, die einſt Kaiſer Theodoſius dem Kloſter geſchenkt haben ſoll, mehr aus dem Kopfe als nach den Buchſtaben zu leſen.

Das Schneegeſtöber hatte nachgelaſſen und die Sonnenſtrahlen hatten den funkelnden Schneepanzer der Gebirge durchbrochen; ſchon ſahen aus ihren weißen Hermelinpelzen die dunklen Spitzen der Gebirge wieder hervor und nach einem Aufenthalt von fünf Tagen wollten wir nun das Kloſter verlaſſen.

Der Serbal und der Sinai.

Herr Profeſſor Lepſius hatte ſelbſt die Güte gehabt, mir vor meiner Abreiſe ſeine Schrift: „Reiſe des Profeſſor Lepſius von Theben nach der Halbinſel des Sinai," mitzugeben. Ich fand bei meiner Reiſe ſeine Schrift in vielen Punkten ſo vortrefflich, daß ich danach zu reiſen beſchloß. Dieſer berühmte Gelehrte und Reiſende hat darin die Anſicht geltend gemacht, daß der Serbal der

eigentliche Geſetzesberg ſei, nicht der mehr denn ein Jahrtauſend dafür geltende Sinai.

Ich war im Voraus faſt ſchon entſchloſſen, den Serbal für den Sinai zu nehmen, bin aber nach meiner Beſteigung des Serbal ganz anderer Anſicht geworden.

Es war ſowohl mir, als meinem Reiſegefährten D. Blaine, welcher bei allen Lokal-Verhältniſſen einen merkwürdigen Takt bewies, unmöglich, auf dem Serbal uns irgendwie die Scene zu vergegenwärtigen.

Der Serbal iſt von Weitem her wohl durch ſeine Höhe ſichtbar, aber nicht in der Nähe, weder vom W. Aleigat aus noch vom blühenden Thal W. Feirân. Nur ein kleines Eckchen, da wo den Trümmern der Wüſtenſtadt gegenüber das Thal gen Norden weiter ausbiegt, iſt vom Serbal aus ſichtbar; in dem grünenden Thal W. Feirân aber iſt der Serbal durch die hohen Felswände verdeckt. Das W. Aleigât biegt kurz vor dem Serbal um, und eine jähe Felsſchlucht mit Blöcken im wilden Gewirr angehäuft führt zwiſchen dem Fünfzack hinauf.

Dem Berichterſtatter der Bibel iſt aber die Scene ſo gegenwärtig, daß vor Aller Augen die Offenbarung geſchah, 2. Buch Moſe 19, 11., und daß Moſe mehrere Male vor ihren Augen hinauf und herabſtieg. Vergl. Kap. 19.

Ferner muß der Berg aus der Ebene jäh aufgeſtiegen ſein, da er umhegt werden mußte, Kap. 19, 12. Jene Felsſchlucht aber, der einzige ſchwierige Zugang zum Serbal, bietet eine höchſt mühevolle Arbeit, ehe man den Serbal berühren kann, und hier ſtanden noch dazu die Aelteſten; wozu alſo ein Gehege.

Der ſcharfſinnige Gelehrte macht nun beſonders Folgendes für ſeine Anſicht geltend:

1) daß allein das W. Feirân auf längere Zeit dem Volke Unterhalt gewähren konnte;

2) daß Jethro nach der Schlacht an den Berg Gottes kommt und hier die Scheidung des Volkes in Abtheilungen geſchieht;

3) daß die Quelle, welche Moſe vor der Schlacht in den Horeb ſchlug, nur der im W. Feirân rieſelnde Bach ſein könne.

Da nun aber in der Bibel zwiſchen Raphidim und der Offenbarung, 2. B. M. 19, 1., ein Aufbruch berichtet iſt mit einer neuen Zeitangabe, was ſonſt nur bei Abſchnitten der Wanderung geſchieht, vergl. Kap. 16, ſo muß der erwähnte Gelehrte entweder jene Verſe als urſprünglich nicht hierher gehörend herauswerfen, oder dieſen Aufbruch nur von einer geringen Verlegung des Lagers verſtehen.*)

Was nun den erſten Punkt betrifft, ſo haben Ritter und faſt alle anderen Gelehrten angenommen, daß trotz der wunderbaren Speiſung des Volkes die Halbinſel in jener Zeit bei weitem mehr bebaut geweſen ſein müſſe. Herr Profeſſor Lepſius bringt dagegen darauf, die jetzigen Verhältniſſe der Sinai-Halbinſel auch für die damaligen Verhältniſſe als maßgebend anzunehmen.**) Wir laſſen es dahin geſtellt ſein, ob der gelehrte Egyptolog in dem jetzt ſo verwüſteten Egypten und Nubien, in den vom Sande vielfach begrabenen Fluren auch ſo beſtimmt

*) Lepſius Br. 353.

**) A. a. O. S. 341.

auf die jetzige Lage des Landes in ſeinen Forſchungen Rückſicht nimmt. Denn wie ſehr die Natur ein Land begünſtigt oder mit ihm kargt, die Arbeit bleibt ſtets ein Hauptmotiv für die Beſchaffenheit des Landes.

Nach der Bibel jedoch kommt Moſe auf ſeiner Flucht nach Midian, und es wird uns hier eine idylliſche Scene beſchrieben. Brunnen und Waſſerrinnen werden hier erwähnt, ähnlich wie da, wo Jakob mit Rahel zuſammen trifft, wie in einem glücklichen Hirtenlande. 2. B. M. 2, 16.

Das Wadi Feirân und der Serbal waren im Gebiete der Amalekiter, und die Midianiter ſind davon ein ganz getrennter Stamm, doch ſind auch ihre Verhältniſſe als die eines Hirtenſtammes wohl geordnet und wohl verwaltet. Als Moſe die Schafe Jethro's weidete, (2. B. Moſe 3, 1.) kam er zum Horeb; ſollte er ſeine Schafe in das Gebiet der Amalekiter getrieben haben, ſo würde ihm das gewiß verwehrt worden ſein; wenn die Amalekiter jenes Kleinod, das W. Feiran, allein vertheidigten, werden ſie es auch allein genutzt haben. Man muß ſomit unbefangen dafür halten, daß dieſer Horeb im Gebiet der Midianiter lag. Es treten dieſe beiden Stämme neben einander als wohlgeordnete auf. Es giebt auf der Halbinſel beſonders zwei große Gebirgsſtöcke, den Serbal und den Sinai, beide hegen in ihrem Schooße Waſſer, und beide konnten gar wohl Hirtenſtämmen zum Mittelpunkt dienen.

Will man aber die Unmöglichkeit des Unterhaltes ganz beſonders hervorheben, ſo kann man auch vom W. Feirân, wiewohl es mehr Lebensmittel bietet, als irgend ein anderer Theil der ſinaitiſchen Halbinſel, geltend machen, daß auch dies, wie ſehr man auch die Zahl der

Juden reduciren mag, ſelbſt für einige Tauſend Menſchen nicht Unterhalt bieten würde. Der Ertrag dieſes Thales ſind und waren gewiß ſchon in älteſter Zeit Datteln, die aber um dieſe Jahreszeit, welche Profeſſor Lepſius noch beſonders hervorhebt, nicht reif waren. Das Gras aber und die Gewächſe eines Thales, das kaum eine Meile lang und höchſtens 500 Schritt breit iſt, kann wohl ſchwerlich lange Nahrung bieten. Es iſt der Zug der Iſraeliten nicht anders denkbar, als daß, während das Hauptlager an den erwähnten Orten aufgeſchlagen war, die Heerden weit und breit umher ihre ſpärliche Nahrung ſuchten, ganz ſo, wie dies bei den heutigen Bewohnern der Halbinſel der Fall iſt. Dabei muß man aber die außerordentliche Speiſung durch den Herrn ſtets im Auge behalten.

Ferner, wäre der Berg Horeb der Serbal, ſo tritt noch die Schwierigkeit auf, daß derſelbe nach allen neueren Unterſuchungen dem Baal geweiht war. Nun ſoll Jehovah ſich dem Moſe offenbaren auf dem Baalsberge, und auf dem Berge des Baal ſoll das heilige Geſetz gegeben werden. Große Gelehrte der altteſtamentlichen Exegeſe führen durch, wie im Judenthum erſt aus dem Polytheismus heraus der Monotheismus ſich gebildet habe, und ſo viel iſt klar, daß die Kraftanſtrengungen dieſes Volkes unter Moſe durch den Grundgedanken von der Einheit Gottes hervorgebracht wurden. Aber das Volk kämpfte noch den heftigen Geiſteskampf und fiel immer wieder zurück; es bedurfte des gewaltigen Moſe, das halsſtarrige Volk zu zügeln. Bei dieſem Geiſteskampfe ſollte Moſe den Berg des Baal zum Gottesberge gemacht haben?

Den Widerspruch, welchen Herr Professor Lepsius hervorhebt, daß nämlich schon im 18. Kapitel Jethro zu Mose an den Berg Gottes kommt und ferner, daß Mose im Berg Horeb die Quelle schlägt, zu heben, muß man den kritischen Forschern über das heilige Buch überlassen, welche sich mit der schwierigen Aufgabe über die Entstehung dieser Bücher ausschließlich beschäftigen. Nimmt man die Ansicht an, die viele gelehrte Exegeten nun schon seit Jahrzehnden behaupten, und die jetzt von Hrn. Professor Ewald durchgeführt ist, daß die Bücher Mose in ihrer jetzigen Gestalt eine mehrfache Bearbeitung früherer Quellen bieten, so kann man beide Stücke als die aus andern Quellen mit aufgenommenen Stellen betrachten. Behauptet man hingegen die Einheit des Pentateuchs, so kann man sagen, daß die Stücke hier vorgestellt sind, um den Verlauf des folgenden nicht zu unterbrechen. Darin stimmen aber Alle überein, die Stationen als ein altes Vermächtniß des Israelitischen Volkes, woran man nicht rütteln kann, zu betrachten; die, welche verschiedene Bearbeiter annehmen, rechnen dieselben zur Urschrift.

Vom Sinai bis Akaba.

Wir nahmen alsbald vom Kloster Abschied, nachdem wir die Gastfreundschaft russischer Mönche mit theuren Geldgeschenken erwiedert und, da wir vom russischen General-Konsul empfohlen gewesen, auch ein anerkennendes und die Mönche belobendes Schreiben in die Hand der Frommen niedergelegt hatten. Die frommen Kinder der Kirche hatten auch den gebührenden Respekt vor der russischen weltlichen Disciplin. Diese Geschäfte trüben beim

Abzug den Ernſt der Gedanken, und wir waren froh, als wir wieder zwiſchen den wüſten Gebirgsrändern auf unſern Kameelen entlang ritten.

In der öden Todesſtille, die uns in den einförmigen Wüſtenthälern, dem W. Scheikh und W. Sa'l, umgab, konnten wir mit aller Ruhe den Bildern nachhangen, welche uns vom Kloſter aus noch vorſchwebten. Doch das W. Sa'l endete in einer furchtbaren Wüſte. Große Wogen des Treibſandes waren rings um uns her aufgehäuft, aus denen verwitterte Sandſteinfelſen in verſchiedenartigen Geſtalten hervortauchten; gräuliche und röthliche Geſpenſterhäupter, die aus den Grabesſandwogen wild ſich erheben.

Durch dies Labyrinth der Sandwogen mit ihren traurigen Klippen konnte ſich Beſcharah, unſer Führer, nur mit Mühe herausfinden. Einen Diener, den wir nach Akaba voraufgeſandt hatten, fanden wir hier herumirrend wieder. Mehrere von Höhenzügen eingefaßte Thäler, wie W. Murrah, el Burka und W. Ajeibeh, wurden durchſchnitten, als man uns die Quelle el Hudherah wies. Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt dies das Hazeroth*) der Bibel, wie Burkhardt, Robinſon, Wilſon nach dem Raum und der Ortslage annehmen zu können glauben.

Nach einigen Stunden nahm uns wieder ein Gebirgsthal Guſaleh auf, eine Felſengaſſe, zwei jähe Felſenwände, über die gen Abend die Schönheit der geſternten Nacht feenartig heraufzog. Als wir am andern Morgen noch etwa zwei Stunden geritten waren, erreichten wir das W. el Ain, das Quellthal. Von einem Bergabhang,

*) 4 Moſe 11, 35. 33, 17.

deſſen oberer Rand mit grünen Palmen umkränzt war, rieſelte ein klarer Bach herab, an deſſen Ufer die Manna Tarfa und andere Geſträuche in reicher Fülle wuchſen. Die Quelle dieſes Baches, behauptete Beſchara, ſei eine halbe Tagereiſe nordweſtlich. Da die ſteilen Felswände ziemlich dicht zuſammentreten, gewähren ſie dem rieſelnden, oft umgrünten Lauf des Baches einen lieblich romantiſchen Anblick. Nach Beſchara's Angabe iſt dies der eigentliche Ernteort für das Manna, welches im Mai von der Manna Tarfa wie Harz herabträufelt. Freilich reichen die paar Körner von Manna, welche jetzt dem Honigſeim ähnlich geſammelt werden, nicht hin, um auch nur ein paar Menſchen auf einige Tage zu erhalten, wiewohl ſie auf der andern Seite der in der Bibel gegebenen Beſchreibung, daß es wie der Reif auf dem Lande lag und dem Corianderſamen ähnlich ſehe, ziemlich entſpricht. Auch wir kauften eine kleine Büchſe voll auf dem Sinai.

Ritter und Lepſius nehmen nun das noch heute hier gefundene Manna für das, womit die Juden geſpeiſt wurden. Das Wunder läge dann in der großen Menge, womit der Herr die Juden ſpeiſte. Es zeigen ſich überhaupt in der Erzählung vom Durchzug manche Andeutungen, daß der Herr natürliche Mittel gebrauchte, um durch ihre Erhöhung und Verſtärkung die Plane ſeiner Vorſehung zu realiſiren, ſo der Nordoſtwind beim Durchzug, ſo die Wachteln, die noch heute gefangen werden und ſo konnte man hierzu auch das Manna rechnen. Dafür könnte nun noch ſprechen, die Stellung, welche die Erzählung von dem Manna im Exodus einnimmt. Das Volk kommt bis Elim, d. i. bis W. Ghurundel; bis dahin

ist der wüste Saum der Halbinsel noch von keinem Baum beschattet. Hier bei Elim aber setzt die Erzählung von der wunderbaren Speisung ein. Das heutige W. Ghurundel ist noch heute von Bäumen von der Manna Tarfa beschattet, wie uns Beschara versicherte. Die Erzählung steht also ganz an ihrer richtigen Stelle.

Der ganze Durchzug der Israeliten tritt uns wahrhaft als etwas ganz Außerordentliches entgegen. Der Glaube an den einigen Gott in diesem Volk, die höchste Erbschaft ihres Stammvaters Abraham, wäre beinahe von dem Joch des heidnischen Egyptens unterdrückt worden, als Gott Mose erweckt. Der befreit das unterdrückte Volk und führt es nach seiner wunderbaren Rettung durch die Wüste. Die Erhaltung des Volkes in der Wüste, die Reinigung ihres Gemüthes, die feste Gründung des Gottesstaats auf die aus dem Glauben an die Einheit Gottes fließenden sittlichen Gesetze, wodurch das kleine Israel von Heiden später rings umwogt, den Glauben der Väter bewahrte, sind so erhabene Zeugen von der Hand des Herrn daß die kleineren Wunder weit dahinter zurücktreten und die erhabene Wahrheit des Ganzen durch die natürlichere Auffassung und Erklärung eines einzelnen Wunders nicht leiden kann.

Am Nachmittag gewahrten wir durch die Felsen hindurch den lieblich blauen Streifen der See und zogen an ihrem mit Korallen und Muscheln bekränzten Gestade noch einige Stunden entlang. Auch den folgenden Tag hatten wir zu unserer Rechten die rauschende Welle, während zur linken Hand die Ausläufer der Gebirge von

ihren Thälern durchschnitten, den Wüstenpfad begrenzten. Zu unsern Füßen lagen Haufen von Muscheln und Korallen um das Meer herum und dazwischen wiesen Seekrebse, die stattlichen, spaßhaften Kämpfer, den sie verfolgenden Feinden ihre vertheidigenden Scheerenwaffen.

Einen ähnlichen Anblick gewährte uns die folgende Tagereise, wiewohl die näher an den Weg herantretenden Gebirge des Gebirgszuges et-Tih einen wilderen Charakter annahmen. Gegen Nachmittag traten sie selbst so nahe an die See, daß wir nicht mehr am Gestade entlang ziehen konnten, sondern genöthigt waren, durch wilde Felsschluchten hindurch zu ziehen, in denen die Kameele nur mit großer Mühe ihre langen, steifen Beine über die unsicheren Steine hinwegsetzen konnten. Das liebliche Meer hatten wir verlassen, und eine wilde Kluft ging's hinan, doch, als wir sie überschritten, senkte sich der Pfad wieder zur Ebene. Alsbald lag vor uns das Meer und mitten im Golf, auf einer durch die Wogen rings umspülten Klippe, sahen wir Mauern und Thürme eines alten, zerverwüsteten, jetzt unbewohnten Schlosses im Meer.

Es ist dies die Insel Kuraijeh, einst eine arabische Feste, den Golf zu beherrschen. Noch leiten zwei Thorwege mit Spitzbogen in die wüste, verlassene Feste, welche auf den beiden Felsenspitzen der etwa 900—1000 Fuß langen Insel ihre Grundlagen hat. Es ist dies wahrscheinlich die Citadelle von Ailah, von der Abulfeda sagt, daß sie im Meere lag. Jetzt jedoch beklagt sie trauernd die geschwundene Zeit; denn in ihrem wüsten, einsamen Alter hat sie nichts mehr von ihrer Jugendkraft, mit der sie

einſt den ſtürmenden Schiffen des ungeſtümen Kreuzfahrers Rinald von Chatillon 1182 ſiegreich widerſtand.

Damals war ſie Beſchützerin der Städte und Feſten am Golf und ſchaute nieder auf die dahin ziehenden Schiffe. Jetzt ſieht man kein Segel, keinen Nachen mehr auf den plätſchernden Wellen und ihre Schützlinge, die Städte, ſind in ihren Trümmern von der Grabesſchleppe der Wüſte überdeckt worden.

Am folgenden Morgen gingen wir noch einige Stunden nördlich bis an die Spitze des Golfes und zogen dann an der nördlichen Seite des Golfes von Akaba herum. Bisher, ſo lange wir gen Norden zogen, war das ſandige Geſtade in kurzer Entfernung durch den düſteren Hintergrund der Wüſtengebirge begrenzt geweſen, jetzt aber, da wir uns gen Oſten wandten, verließen wir dieſen düſteren Begleiter, der ſeine dunklen Häupter in wilder Kette ſo weit das Auge reichte gen Norden ſtreckte, und zu ſeinen Füßen lag das weite Wadi el Arabah, ein Sandſtreifen, welcher ſich nördlich an den Waſſerſtreifen des Golfes anſchloß, als ob das Meer des Sandes die Wogen der See hätte nachahmen wollen.

Das W. el Arabah, das wüſte Thal, eröffnete ſich hier zum erſtenmal unſern Augen und als wir etwa eine Stunde gen Oſten gezogen waren, ſtanden wir faſt in der Mitte derſelben. Zu unſerer Rechten war die Woge des Meeres und zu unſerer Linken erſtreckte ſich in unabſehbarer Ferne das wüſte Thal im Oſten von den Gebirgen des peträiſchen Arabiens, im Weſten vom Gebirgsrande der Wüſte et-Tih maleriſch begränzt. Der weiße Wüſtenſtreifen auf beiden Seiten von dem dunkelblauen

Nebelſchleier der wüſten Gebirgswände umhüllt, ſcheint fürwahr dazu beſtimmt zu ſein, die beiden Gebirgsbrüder, das wüſte Plateau et-Tih und das mehr grünende peträiſche Arabien für immer zu trennen. Es weiſ't nur eine wüſte Sandebene ohne beſondere Erhöhung, ohne wirkliche Berge; die Linie des Todes ſcheint es zwiſchen den öden gegen einander anrückenden Wüſtengebirgen. Hier wogen die Sandwellen auf und nieder, wie Ebbe und Fluth, von dem Südende des todten Meeres herunter bis zum Golf von Akabah und von Akabah herauf zum Südende des todten Meeres, um dort das traurige Schauſpiel des Sandmeeres mit dem ſchreckenden Anblick des bleichen Asphaltmeeres zu krönen. Hat die Wünſchelruthe des Todes dieſes öde Sandbett zwiſchen die Felſen eingeſchlagen, um es als Vorkämpfer des todten Meeres bis zum Golfe vorzudehnen?

An der weſtlichen Spitze des Golfes liegen weite Trümmerhaufen, welche Robinſon als das alte Aila, das Elath der Bibel, anerkannte. Hier alſo, an der Grenze zwiſchen dem Sand- und dem Waſſermeer, faßte der rüſtige Unternehmungsgeiſt des Menſchen feſten Fuß, um beide zu beherrſchen; hierher kamen zur Blüthezeit des jüdiſchen Staates die Waaren, um auf flüchtigen Schiffen verſandt zu werden, und Salomo, der prachtliebende Herrſcher, dehnte bis hierher ſeinen mächtigen Arm aus, um ſein bisher einfaches abgeſchloſſenes Hirtenvolk im Handel mit der Welt zu verſuchen.

Von hier aus zogen wir gen Süden am Rande des Golfes hinunter; allmählig begann etwas Vegetation und alsbald ſahen wir die Feſte Akabah mit ihren dunkeln

Mauern, durch das Grün des Palmenhains hindurch, ſchimmern. Vergebens ſuchten und fragten wir nach Ruinen, die uns die Lage von Ezeongeber anzeigen könnten. Die Schweſter-Handelsſtadt von Eloth, welche auch hier am Golf dem Handel ihre Thore und Häfen öffnete, iſt ganz verſchwunden.

Von Akaba bis zum Berg des Aaron.

Am Nachmittag ſchlugen wir dicht unter der Feſte Akaba zwiſchen Palmenbäumen unſere Zelte auf. Alsbald erſchien auch der Scheich Huſein. Er hatte ſeine Prachtgewänder angelegt, um uns als Wüſtenkönig zu imponiren. Ein feiner perſiſcher Mantel, mit feiner Schnur beſetzt, wallte von ſeinen Schultern, ein prächtiges rothgeſtreiftes, ſeidenes, den ganzen Körper verhüllendes Untergewand ſtach wohl dagegen ab, und, um die Würde ſeines Kleides zu vollenden, war ein koſtbarer Kaſhmirſchawl kunſtgerecht um ſeinen Mittelleib gewunden.

Schon der erſte Blick genügte zu zeigen, daß der Träger dieſer ſchönen Kleidung ihrer nicht unwürdig war. Unter dem regelrecht mit feinem Weiß umwundenen Terbuſch blickten von den ſchattigen Brauen überwölbt zwei funkelnde Adleraugen hervor, ſchwer zu ſagen, ob die raſche Kühnheit oder ruhige Ueberlegung aus dieſem Spiegel des Charakters mehr hervorleuchteten. Der wohlgezogene ſchon grauende Bart, die feſteingeprägten Züge des Geſichts, zeigten uns in ihm einen Beduinenkönig,

der ohne äußere Rechte, ohne Vermögen, nur durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes die wilden Horden bändigte und ſeinem Worte unterwarf. So lange Jahre hindurch hatte er glücklich die Blutfehde, die zwiſchen ſeinem Stamm der Wüſte, den Alawi, und dem viel mächtigeren Stamm der ſyriſchen Steppen, den Beni Sachr, am ſüdweſtlichen Ende des todten Meeres entbrannt war, glücklich geführt. Die Beduinenſtreiter ſtürmten ſchon viele Jahrzehnde auf und nieder durch das W. el Arabah. Wenn aber der Stamm der Beni Sachr mächtiger war und mit den ſtampfenden Hufen ſeiner edlen Roſſe raſcher zur Schlacht herbei eilen konnte, ſo hatte Huſein mit ſeinen Alawi die Wüſte mit ihren Bergen für ſich. Er wich dem mächtigen Stoße aus und richtete aus dem Hinterhalt der Wüſte den verderblichen Gegenſtreich.

Gerade jetzt erſt waren die Alawi von einem glücklichen Streifzug gegen die rückkehrenden Karavanen der Beni Sachr zurückgekommen; hunderte von Kameelen waren ihnen zugefallen, und viele Leichen der Beni Sachr ſchrieen nach Blutrache. Scheich Huſein aber hatte einen großen Schritt in ſeiner Politik gemacht und mit allen Beduinenſtämmen, von Gazah herüber bis jenſeit Akaba, zu einem Schutz- und Trutzbündniß ſich gegen die Beni Sachr vereinigt.

Gegen einen ſo mächtigen Beduinenkönig vermochten auch die Paſcha von Egypten nichts; auch gegen ihre Heere ſchützte die Wüſte mit undurchdringlichen Sandwogen ihre ſchlauen Kinder, und die Sicherheit der Pilgerkaravanen, die man nicht mit den Waffen erſtreiten konnte, erreichte man durch Geld und durch Geſchenke.

Die reichen Gewänder, die Huſein jetzt trug, bewieſen, wie der Paſcha den Wüſtenkönig zu ſchützen wußte.

Der Scheich, der Gouverneur der Feſte und ein Schreiber kamen in mein Zelt und nahmen auf meinem Feldlager Platz. Huſein iſt von Allen gefürchtet. Da er wohl den Werth kannte, welchen Petra für den Fremden hat, wußte er die Reiſenden ſtets ſehr zu ſchatzen, und mit ihm im Bunde war der alte Abu Zeitûn in Petra, der halsſtarrige Herrſcher der welthiſtoriſchen Gebirgsfeſte; doch der alte Abu Zeitûn, der Olivenvater, war geſtorben, und der engliſche Konſul nahm nun Gelegenheit, im Intereſſe der Reiſenden für Petra einen billigen Kontrakt mit dem mehr nachgebenden Nachfolger zu ſchließen. Da aber mit Huſein nichts anzufangen war, umging man ſein Gebiet und ſchloß mit dem Scheich von Nachle, im Wüſtenplateau et Tih, einen paſſenden Vertrag. Für jedes Kameel ſtellte ſich der Preis auf 300 Piaſter (21 Thlr.) Da wir jedoch wohl wußten, daß es beſſer iſt, unter dem Schutz eines Huſein zu reiſen, als ſich den ohnmächtigen Scheich der Hochebene et Tih anzuvertrauen, wir auch das W. el Arabah kennen zu lernen wünſchten, wollten wir es mit dieſem alten Wüſtenlöwen verſuchen.

Ich begann eine ſchöne Anrede, wir hätten viel gehört von ſeinem Edelſinn gegen Fremde, ſeinem mächtigen Schutze, und wären gekommen, ihn kennen zu lernen, und wie dergleichen Redensarten mehr ſind; er ſei ein Stern für den Himmel des Wüſtenwanderers. Doch der praktiſche Mann blickte mich gar mitleidig an, er hatte meine ſchöne Rede gleich durchſchaut, und ſein Blick wollte

ungefähr bedeuten, „müh' dich nicht vergebens". Das genügte denn auch, mir zu beweiſen, daß bei Geldſachen alle Gemüthlichkeit auch hier in der Wüſte aufhöre, und ich fuhr in ſehr gemäßigtem Ton fort: Ich hätte geglaubt, daß es ihm lieb ſein würde, mit dem engliſchen Conſulat und den engliſchen Reiſenden wieder in mehr freundliche Beziehung zu kommen, und wir wären hier, ihm die Gelegenheit dazu zu bieten. Als Gentlemen zeigten wir ihm hier den Kontrakt und, wenn er unter denſelben Bedingungen uns führen wollte, würden wir mit ihm reiſen.

Nun folgte eine Unterhaltung, die am beſten etwa mit einem orientaliſchen Schachſpiel könnte verglichen werden. Wie man da bisweilen eine Stunde zu einem Zuge gebraucht, um alle etwaige Gegenbewegungen reiflich vorher zu überlegen, ſo bot unſere Unterhaltung in jeder Stunde zehn Worte; eine Menge Pfeifen wurden ausgeraucht und man ſchied ruhig, ohne zu irgend einem Reſultate gekommen zu ſein.

Bei den unangenehmen Verhandlungen mit den Beduinen war der Tag dahin gegangen. Wir hatten jetzt vor uns jenes wüſte Thal, das nach der Felſenfeſte Petra führt. Es bemächtigte ſich meiner hier Sorge und Hoffnung, Freude und Kummer. Manchmal machte ich mir Vorwürfe über den Wankelmuth und ſchämte mich meines Mangels an Gottvertrauen. Selbſt die leichte Decke des Zeltes ward mir drückend und ich wandelte gegen Abend am Meergeſtade. In meinem Tagebuche finden ſich einige Verſe, welche ich dem gütigen Leſer mittheilen will, damit er erkenne, welchen eigenthümlichen Eindruck die Wüſte

in dem der religiösen Erinnerung so bedeutsamen Wüstengestade macht.

Im Osten, wo des Meeres Wogen
Benetzen öder Wüsten Sand,
Da schaut' ich nach den Wasserbogen,
In Strahlengluth wie festgebannt.

Denn auf des Meeres feuchten Pfaden,
Den Nachen sah ich schaukelnd zieh'n,
Der ach! nicht weit von den Gestaden
Dahinzog, in dem Abendglüh'n.

Aus Silber schien der Kiel gebogen,
Den doch die Welle leicht hin trug,
Zwei Schwäne, schien's, den Nachen zogen
So sanft hin, wie der Tauben Flug.

Doch jenem Bug wohl angehangen
Schaut ich den Anker golden rein,
Dem bei des Abends glüh'nden Prangen
Die Sonne lieh' den klarsten Schein.

Ein Knäblein, zart mit gold'nen Locken
Die Silberbarke sicher lenkt,
Sein frohes Aug' blickt unerschrocken
Hin, wo der Strahl in's Meer sich senkt.

Erstaunt dem Schiffer nach ich schaute:
Wohin der sanfte Lauf mag geh'n?
Da griff er rasch zu seiner Laute:
Kannst du den süßen Ton versteh'n?

Das klang so ahnungsvoll, so milde
In meiner Brust, so wunderrein:
Schau, Fremdling, deines Traums Gebilde
Ist deiner Jugend Wiederschein.

Dem Glauben, der sich Gott ergeben,
Wohl dieser sichre Nachen gleicht,
Der trägt dich durch den Sturm im Leben,
Wenn Menschenmuth vor Schrecken bleicht.

Ach, wenn dein Herz ſo rein ſtets bliebe,
Wie dieſer Anker golden roth,
Dann wird auch Gottes Vaterliebe
Dich wohl geleiten in der Noth.

Sieh jenem Strahle nach mich eilen,
Der durch die Fluthen golden ſpielt;
Zum Vater zieh' ich ohne Weilen,
Deß Liebe tief mein Buſen fühlt.

Wohl auf, vergiß denn Müh' und Sorgen,
Wozu haſt du dein Herz gequält?
Sei froh, dir lacht der Hoffnung Morgen,
Wenn du das beſſ're Theil erwählt.

Der Sonne Pracht war hingeſchwunden,
Und meinem Aug' das Bild verglüht;
Doch hab' ich Ruh' im Geiſt gefunden,
O Gott, gieb mir ein rein Gemüth!

Am folgenden Tage beſuchten wir die Wüſtenfeſtung Akaba. Es iſt für Akaba eine große Ehre, es eine Feſtung zu nennen; denn eigentlich iſt es nur ein befeſtigter Brunnen. Das Waſſer iſt auf der Pilgerfahrt natürlich am allernothwendigſten zu beachten, und da dem Paſcha die Pflicht obliegt, für die Pilgerkaravanen zu ſorgen, ſo ſind dieſe Brunnen meiſt durch Mauern geſchützt. Unter den befeſtigten Brunnen aber nimmt Akaba eine der erſten Stellungen ein. Ein längliches Viereck an den Ecken mit Thürmen, ja ſogar Feuerſchlünde geben dieſer Wüſtenfeſte ein martialiſches Anſehen.

In einem dieſer Thürme bewirthete uns am folgenden Tage der ſchmutzige, träge Befehlshaber der Feſte, indem faſt zwiſchen den Kanonen ein Teppich ausgebreitet wurde. Wir nahmen ſomit dem Scheine nach eine furchtbare Stellung ein, die uns jedoch bald als eine lächer-

licht vorkam; denn es drängte ſich die Frage auf, wozu die Kanonen in einem höchſt unbrauchbaren Zuſtande hier wären. Wenn ſchon die mit Maulthieren beſpannte Feldartillerie der Egypter ein mehr pittoreskes als furchtbares Schauſpiel bot, ſo gewährt die Feſtungsartillerie ein durchaus lächerliches Anſehen. Das Holzwerk, worauf die Kanonen ruhten, hing nur noch kaum an einander. Die Kanonen in Akaba ſind aber auch wohl nur, um mit ihren in der Sonne erglänzenden Schlünden den Wüſtenkindern zu imponiren, die in der Kriegswiſſenſchaft noch gar keine Stufe erreicht haben; den erbärmlichen Luntenflinten der Beduinen gegenüber können dieſe Kanonen noch ruhig ihren Wüſtenſchlummer fortſetzen.

Rings an den Mauern herum ſind mit platten, aus Palmenblättern gebildeten Dächern bedeckte Gebäude; dies ſind die Magazine für die Pilger, welche die Paſcha für die hungrigen Gläubigen füllen. Im Hofe ſaß Huſein, dicht neben ſeiner kräftigen, aber unanſehnlichen Stute, er ſchmollte und grollte; wir ſchmollten wieder und begaben uns in unſer Zelt, ohne ihm auch nur guten Tag geboten zu haben. Wir machten alsbald Miene, mit unſeren Tavarah-Arabern nach Nachle zu ziehen, und gaben ſchon die Befehle zum Aufladen. Das erweichte den zähen Alten, er gab nach, und wiewohl er vielfach betheuerte, ſo billig hätte er noch keinen Reiſenden durch die Wüſte geſchafft, ſtrich er doch mit großem Wohlbehagen die 36 Goldſtücke ein. Aus dem Gemurmel mit ſeinen Verwandten konnte ich wohl abnehmen, daß er eigentlich von dieſen 36 Goldſtücken zwei Drittheile für ſich behielt und jedem Kameeltreiber nur hundert Piaſter

für ſeine und ſeines Thieres Mühe gab, daß alſo auch der Beduinenſcheich die orientaliſchen Grundſätze wohl kannte. Doch gilt in der Wüſte noch mehr als irgend wo in der gebildeten Welt des Napoleon Spruch: „sans diner on ne peut pas régner“. Alle Augenblick ſchlachtet Huſein ein Schaf, alle hungrige Seelen ſeines Stammes können ſich daran lechzen. Die große Gaſtfreiheit ſchlägt dann alle Zweifel gegen ſeinen Charakter nieder. Die Beduinen ſind in jeder Beziehung große Kinder und ihr Magen der Barometer ihres Seins.

Das Geld war bezahlt, Scheich Huſein war noch von unſerer Seite beſchenkt; Alles war abgemacht, und war es gleich ſchon Nachmittag, wollten wir ſogleich fort; denn Akaba, das Vaterland der Skorpione und alles Ungeziefers, war uns verhaßt. Wir hatten ſchon genug von der Beduinennatur eingeſogen, um nicht die freie, weite Wüſte der Nachbarſchaft von ſchmutzigen Hütten, die rings um die Feſte herumliegen, vorzuziehen. Wir beſtanden darauf, gleich wegzureiſen. Huſein gab endlich nach und beorderte die Kameele. Unſer Lagerplatz, der bisher nur von einigen ſchweigſamen Neugierigen war beſucht worden, füllte ſich nun mit brüllenden Kameelen und wilden Geſtalten. Die Kameele waren bei weitem ſtärker als unſere bisherigen Reitthiere, aber auch viel widerſpenſtiger und unfügſamer; beſonders erlaubten ſie ſich, uns ganz unhöflich anzubrummen, ſo oft wir uns ihnen freundlich nahten, um uns ihnen ganz gehorſamſt als künftige Reiter vorzuſtellen. Auch unſeren Sachen bekam die erſte Bekanntſchaft mit ihnen gar ſchlecht, da mein Laſtkameel unter anderen dreimal die ihm aufgepackte

Bürde durch raſches, unruhiges Aufſpringen, unter allgemeinem Halloh der Beduinen abwarf.

Dennoch haftet der Blick des Reiſenden ganz beſonders an den wilden Beduinengeſtalten. Ihr hagerer, ſchlanker Leib war nur mit einem ſchmutzigen, zerlumpten Hemd bedeckt; auf dem Rücken die alte Luntenflinte, an der Seite ein ungeſchicktes Schwerdt. Ihr ſchönes Antlitz war von der Sonne dunkelbraun gebrannt, der dunkelſchwarze Bart umgrenzte Kinn und Mund, ganz perlenweiße Zähne blickten zwiſchen dem ſchwarzen Barthaar hervor. In dem dunklen Geſicht funkelten wild die ſchwarzen Augenſterne, und, was das düſtere Portrait beſonders maleriſch machte, war das Kopftuch. Ein ſtärkeres viereckiges Tuch war doppelt zum Dreieck gelegt und über den Kopf geworfen, ſo daß die beiden langen Zipfel vorn herunter hingen. Dies Kopftuch wurde durch ein aus wollenen Strehnen gebildetes rundes Stirnband feſtgehalten, das mit bunten Borten wohl an ſechs bis ſieben Stellen zuſammengefaßt war. Die Orientalen wenden Alles auf den Kopfputz, und wie in Egypten jeder, der nur Einiges beſitzt, einen feinen, rothen Terbuſch ſich kauft ſo hatten auch die Beduinen ihr bischen Schönheitsſinn meiſt in dieſem Kopftuch concentrirt. Unter dieſem meiſt roth und gelbgeſtreiftem oder weißem Tuch lugten im dunkelgebrannten Antlitz die funkelnden, ſtechenden Augen von den Brauen überwölbt, hervor, und damit das wilde Bild vollendet wurde, waren noch die blutigen, kaum verharſchten Wunden, die Andenken vom letzten Kampfe, auf ihren düſteren Wangen ſichtbar.

Dieſe, an ſich zwar intereſſante aber doch ſchrecken-

erregende Horde ſtellte ſich uns unter dem wildeſten Geſchrei dar. Huſein hatte es übernommen, uns mit unſeren Sachen auf zwölf Kameelen fortzuſchaffen, er hatte den Kameelen alſo ihre Laſten zu beſtimmen. Nun ſind die Beduinen großgewordene Kinder, Schreihälſe, zankſüchtig, unruhige Köpfe aber dabei doch gute Kerle. Keiner wollte eine ordentliche Laſt ſeinem Thiere aufbürden, jeder glaubte die ihm beſtimmte Laſt die ſchwerſte und die der anderen für viel leichter; durch Zanken und Toben wollte er ſich die leichteſte verſchaffen. Wie ein wildbrauſender Bienenſchwarm bewegten ſie ſich hin und her, und unter ihren Geſten und Drängen ſah man immer den rothen Mantel des Huſein ſich hin und herbewegen. Er war ihnen allen überlegen; denn er beſaß ein köſtliches Kleinod, die Ruhe, das war ſein Scepter, ſeine Zauberruthe, mit der er Wunder that. Im Eifer ſagte dieſer oder jener, die andere Laſt ſei leichter, und dann beſtimmte er dieſe ihm mit ſeinem kleinen Stäbchen. So brachte er ſie alle unter, bis er die letzteren hier und da mit einigen Piaſtern für ihre ſchwerere Laſt mit ihrem drückenden Schickſal ausſöhnte. Alle betheuerten, ihre Thiere, ihr einziges Gut, würden unter der Laſt ſterben, doch bewies die Erfahrung das Gegentheil, ſie wurden alle durch die fette ſyriſche Weide ſtark und groß.

Wir waren ſehr erſchreckt beim Anblick dieſer wilden Wüſtenſöhne, wie ſollen wir mit ihnen reiſen, uns dieſer Horde in der Wüſte anvertrauen? dennoch hatten wir darin ſehr unrecht. Bei der langen Reiſe, die wir mit ihnen in der Wüſte machten, iſt uns auch nicht ein Strick verloren gegangen; wir hatten uns auch nicht über die

geringſte Unart oder Trägheit zu beklagen, und bei einer ſcheinbaren Gefahr in Petra traten alle mit einer Entſchloſſenheit und Beſtimmtheit für uns auf, daß ſie eher ihr Leben aufs Spiel ſetzten, als daß uns auch nur das Geringſte geſchähe.

Endlich ließ das wilde Geſchrei ein wenig nach, die Sachen waren aufgepackt, und wir rückten allmählich heiteren Herzens wieder in die Wüſte. Das weite, wohl anderthalb Meilen breite, öde Thal zog ſich unabſehbar vor unſeren Augen hin, nur zu beiden Seiten von dem dunklen Nebelſtreifen der Gebirge umſäumt. Die Reiſe ging langſam von Statten; denn die Kameele waren ausgehungert und weideten die dürren Wüſtenſträucher mit voller Begierde ab. Somit kam es, daß ſich die ganze Karavane immer weit zerſtreute; denn die Thiere ließen ſich nicht lenken, und ſtanden ſie an einem Strauche ſtill, ſo half kein Schlagen und kein Schreien, der Hunger hatte mehr Gewalt über ſie als der Schlag. Nur ein unwilliges, dumpfes Brummen zeigte ihren Unwillen an, als ob ſie ſagen wollten, wir haben ebenſo gut Grund zu eſſen, wie ihr. Die Alawi-Araber, da ſie nicht mit Egypten in directer Beziehung ſtanden, konnten ſich keine Bohnen kaufen, die Thiere ordentlich zu füttern. Nun waren unſere Kameele meiſt die dem Beni Sachr vor Kurzem auf dem Raubzuge abgenommenen, und dieſe Thiere, auf den Weiden Syriens aufgewachſen, waren viel ſtärker als die Kameele der Wüſtenbewohner, aber ſie hatten auch nicht entbehren und im Mangel ausdauern gelernt. Wir machten daher nur ſehr langſame Fortſchritte, und lagerten nach einem kurzen, nicht beſonders befriedigenden

Probemarſch von drittehalb Stunden noch ziemlich nahe an Akaba.

Wir hatten ſchon die Zelte aufgeſchlagen, als wir den alten Huſein auf ſeiner kräftigen Stute uns nahen ſahen. Er machte uns hier mit den beiden Führern für unſere Karavane bekannt, und ſeine Wahl bewies, wie ſehr er die Menſchen kannte. Der Zug im W. el Arabah herauf war beſonders in der jetzigen Zeit für die Alawi-Araber ein gar nicht gefahrloſes Unternehmen. So eben mußten die Beni Sachr, die das Nordende dieſes wüſten Thals bewohnen, die Nachricht von dem Räuberüberfall der Alawi haben, in dem ſie ihnen eine große Zahl Kameele geraubt und viele ihrer Männer erſchlagen hatten; das friſche Blut ſchrie nach neuer Rache, und nun wagt es eine Handvoll Alawi mit den den Beni Sachr eben erſt geraubten Kameelen, gar nicht fern von ihrem Gebiete, Fremde nach Paleſtina zu führen. Deshalb gab uns nun Huſein zum Hauptführer einen ſeiner Neffen, den Scheich Aïd mit; einen Mann, deſſen kleinſte Bewegung die ruhigſte Beſonnenheit und ſchlaueſte Gewandheit bekundete: er war das Modell eines Beduinen. Als zweiter Führer begleitete uns Muhammed, ein Sohn Huſein's, ein ungeſtümer, wilder Jüngling, der gewiß am Tage der Schlacht ſeine Schuldigkeit gethan. Aïd hatte einen rothen Merino-Mantel mit grünem Zeuge gefüttert; doch ſonſt war er den anderen Beduinen gleich; er hatte gewöhnliche Sandalen, und ein gewöhnliches Hemd deckte den hageren Leib. Sein Antlitz war ganz dunkelbraun, und ſein ſchwarzfunkelndes, ſtechendes Auge war ein glänzender Seelenſpiegel. Die größte Gutmüthigkeit und der brennendſte Zorn, die ſchlauſte Berech-

nung und verwegenſte Kühnheit, Alles ſtrahlte im ſchwarzen Augapfel wieder. Scheich Aïd war arm, und hatte nur das eine Thier, welches er zur Reiſe und zur Schlacht ritt, ein ſchlankes, leichtes aber mageres Dromedar; dennoch hatte er eine unumſchränkte Gewalt über die wilde Horde; er ſprach ſehr wenig, aber dann vollgewichtige Worte. Sein geiſtiges Uebergewicht machte ſich bei den Beduinen wohl fühlbar. Tobte alles mit Geſchrei durcheinander, ſo ſprach er ein paar Worte, das hemmte den unbändigen Redeſtrom, man horchte ſeinem Worte und gehorchte ihm dann. Viel unbeſtändiger und unruhiger war dagegen Muhammed; ſeinem unruhigen, ſtürmiſchen Sinn ſollte durch die ruhige Beſonnenheit des Aïd der paſſende Zügel angelegt werden, er ſollte ſich an ihm bilden. Aïd kannte jede Stelle, jeden Strauch der Wüſte und jeden Riß, jede Kluft der viel zerriſſenen Vorläufer von den benachbarten Gebirgen; ſeine funkelnden, weitſpähenden Augen ſollten unſer Schutz ſein, kam es aber zum Kampfe, ſollte Muhammed ihm zur Seite ſtehen.

Huſein blieb bis gegen Abend bei uns. Ich ſaß mit Aïd, Muhammed, unſren Dienern, beim Kaffe und der Pfeife nieder, und als Huſein beim dunkelnden Abend auf ſeiner Stute davonritt und ſein funkelndes Gewand noch im Dunkeln ſichtbar war, wurde ich unwillkürlich an die alten Wüſtenhelden erinnert, deren Bild mir aus den arabiſchen Dichtern deutlich vorſchwebte.

Auf dem Schrecken ritt er einſam, kein Gefährt
Ihm zur Seite als ſchartenvoll allein ein Schwert.

Ruhig zogen wir am folgenden Tage das weite, wüſte Thal einige Stunden entlang, den Südwind,

welcher die Staubwolken unter den Füßen der Dromedare einhertrieb, zuerſt gar nicht beachtend. Zwar mahnte Aid alle Thiere nah aneinander zu halten, doch war das bei ihrem verhungerten Magen nicht möglich, der ſie alle Augenblicke an die Geſträuche feſſelte. Plötzlich aber erhob ſich der Wind mit Gewalt, die hochaufgetriebenen Staubwolken hüllten dicht uns ein, man ſah nicht mehr ſeinen Nebenmann, Himmel und Sonne waren uns nicht mehr ſichtbar. Ein Augenblick genügte, uns unſerer Sinne faſt zu berauben und uns faſt lebendig zu begraben. Alle Bilder eines Sandſturmes traten uns mit gräßlichen Farben vor die Augen.

Mein unwilliges, böſes Thier fiel nieder, und ehe ich es durch Schlagen und Stoßen wieder auftreiben konnte, befand ich mich allein in der Wüſte, von den ſchrecklichen Sandwolken rings umgeben, ohne einen Tropfen Waſſer, ohne einen Biſſen Brod. Wie die Gefährten wiederfinden, da man nicht ein paar Schritte weit ſehen konnte! Alle Sinne faſt ſtumpften ſich ab, Auge, Ohr, Naſe, Mund, alles füllte ſich mit dem gräßlichen feinen Sandſtaub. Es galt alle Geiſteskraft aufbieten, in dieſen peinlichen Minuten ruhige Ueberlegung zu behalten. Ich trieb das böſe Thier der Richtung nach, in der ich die Gefährten wähnte. Geſtoßen und geſchlagen, eilte es vorwärts, auch in Angſt, die Karavane wiederzufinden. Ich glaubte, daß ich den Zug ſchon hätte einholen müſſen, vergebens ſpähten die Augen und das abgefeuerte Piſtol blieb ohne Antwort. Ich mußte vorbei geeilt ſein, und ſchlug daher eine Querrichtung ein; wieder vergingen einige peinliche Minuten, und ein zweiter Schuß blieb unbe-

antwortet. Ich mußte zum dritten Mal die Sandmeerenge kreuzen, es blieb mir nur noch ein Schuß, fehlte auch dieſer, ſo hatte ich kein Mittel mehr, die Genoſſen wiederzufinden. Mit zitternder Hand ſchoß ich, da erhielt ich Antwort. Aïd hatte mein Zurückbleiben gemerkt, er hatte hinter der Karavane gewartet, mit herzlicher Freude fand er mich wieder. Die Wüſte, rief er, hat ſchon manchen begraben, aber der Tag deiner Beſtimmung iſt noch nicht gekommen.

Nur mit Mühe gelang es nun ſeinem Beduinenſcharfſinn die vorgeeilten Begleiter wiederzufinden. Durch Schießen ſammelte ſich die Karavane. Die Thiere wurden abgepackt, und ein kleines Zelt hinter einem ſtarken Strauch aufgeſchlagen. Wir hofften hier einigen Schutz zu finden, während die Beduinen unter den Büſchen oder hinter kleinen Anhöhen ſich niederlegten, um ſich ſo gegen den Treibſand zu ſchützen. So ſchauten wir den vorüberziehenden Sandwolken zu', je alle fünf Minuten wieder aufſtehend, um die über uns geſammelte Sandlage abzuſchütten, und uns nicht lebendig begraben zu laſſen. Es war dies kein Sandſturm, ſondern nur ein Sandtreiben des Südwindes gen Norden. Die Ausſichten waren jedoch unter dieſen Umſtänden ziemlich traurig für uns; dauerte dieſer Wind mit ſeinen Sandwolken mehrere Tage, ſo war nicht daran zu denken weiter zu reiſen, und eben ſo ſchlimm war es, wenn der Südwind ſich zum Nordwind umwandelte, da dann die Sandwolken, die uns jetzt eben erſt im Rücken angriffen, wieder in's Geſicht zurückgeflogen wären.

Wir hätten in dem einen und dem anderen Falle

jedenfalls Akaba wieder zu erreichen ſuchen müſſen, um dann den Weg, der öſtlich hinter dem Gebirgsrand von Akaba nach Petra hinaufführt, einzuſchlagen. Aber wie nach Akaba kommen, in dieſen und durch dieſe gräßlichen Sandwolken?

Glücklicher Weiſe legte ſich der Wind am Abend; wir ſahen wieder den klaren Himmel, wir konnten ruhig unſere Zelte aufſchlagen, um uns einigermaßen von dem unfreiwilligen Sandbade zu reinigen.

Aïd's Benehmen am heutigen Tage hatte mich ſehr für ihn gewonnen. Er hatte für mich, einem Fremden, Alles gethan, was möglich war, und ſeiner ſelbſt nicht geſchont; er hatte mit großer Ueberlegung die zerſtreuten Karavanen wieder zuſammengebracht. Ich ſaß daher des Abends freundlich bei ihm nieder, er theilte mit mir gaſtfrei ein Stückchen Brod, das man ſo eben gebacken und nahm ſpäter etwas von meinem Mahle zu ſich. Kaffee und Tabak vollendeten den Genuß der Gaſtfreundſchaft. „Wo ſind denn Eure Zelte aufgeſchlagen," fragte ich. „In den Gebirgen," war ſeine Antwort. „Aber warum wohnt Ihr nicht hier in der Ebene?" „Der Löwe ſchlummert nur in der Gebirgshöhle, wenn er auch der Wüſtenkönig iſt!" „Doch gehört nicht auch dem Beni Sachr die Wüſte?" „Nein," erwiderte er, „ſie können ſie nicht mit ihren Pferden beherrſchen." „Der Pferde Hufe ſind ſchneller als eurer Kameele Läufe." „Das wohl," erwiderte er, „doch wir haben dort auf den Bergen unſere Wacht, kommen ſie nieder in die Wüſte, ſtürzen wir uns von den Bergen auf ſie, und in der Wüſte verrinnt ihr Blut." „Wollt ihr euch denn nie verſöhnen?" „Das

Blut zwiſchen uns iſt viel, jedes Haus von uns hat Rache zu fordern.“ „Wie lange ſchon bekriegt ihr euch?“ „Wir erbten die Fehde von unſern Vätern.“ Wohl dachte ich, iſt die Wüſte nicht ſchrecklich genug? iſt ſie nicht ſo ſchon die Heimath des Todes, muß noch die Wuth des Menſchen ſie gräßlicher machen? Bleibt jenes Rachefeuer, das ſchon vor Muhammed die arabiſchen Stämme verzehrte, ewig lodern? „Doch,“ fuhr ich fort, „ihr habt Heerden, Milch und Fleiſch in eurem Beſitz, aber wer giebt euch Mehl zu Brod, und Kleidung für den Körper?“ „Wir ſchützen und verſorgen die Hadſch Karavane. Die frommen Pilger müſſen uns Brod und Kleidung geben, daß wir ihnen das Leben erhalten; auch verkaufen wir Vieh nach Akaba.“

Am andern Morgen brachen wir früh ſechs Uhr auf und zogen wieder das breite Wüſtenthal entlang. Von dem ſtarken Regen, der diesmal im Winter gefallen war, waren die Wüſtenſträucher dichter und voller aus der kargen Sandebene emporgeſchoſſen und boten den Kameelen reichliche Weide.

Um halb zwölf Uhr erreichten wir einen grünen Platz, welcher von einigen Datteln überſchattet und mit Schilf überwachſen war. Doch wie lieblich immer dieſer grüne Teppich im Trauerſchooß der Wüſte war, ſo hielt man hier doch nicht länger an; denn das Waſſer dieſes ſalzigen Sumpfes iſt widerlich, wogegen ein Quellort etwa eine halbe Stunde weiter nördlich, den Kameelen friſchere und beſſere Tränke bot.*) Auch am folgenden

*) Der von Akaba aus Reiſende hält hier gewöhnlich bei der Ain el ghadhjan am Abend an. Wir erreichten dieſe Stelle erſt am

Tage bot zuerſt bis gegen Mittag dies weite weißliche Thal immer nur denſelben Anblick. An ſeinen beiden Seiten zogen ſich die nebelumſchleierten Gebirgsvorſprünge das Auge ermüdend, entlang; aber nach etwa vier Stunden ſchien die Wüſte ein anderes Anſehn zu gewinnen: hohe Sandhügel, die mit vielem Gebüſch bewachſen waren, erhoben ſich vor unſerem Auge.

Aïd ſprang vom Dromedar und ſchlich ganz behutſam, tief gebückt und faſt auf dem Leibe kriechend, hinan, verbarg ſich hinter einigem Gebüſch und durchſpähte mit ſeinen Adleraugen die ganze Gegend. Erwartungsvoll verweilten wir einige Minuten am Berge, dann aber winkte er uns, und die Karavane nahm ruhig ihren Fortgang. Es iſt hier quer durch das bisher öde Thal eine Sandhügelreihe, die mit vielen Gebüſchen bewachſen iſt, gezogen. Dies iſt die einzige Höhe, in der von uns durchzogenen Ebene, und deshalb kann man von hier aus weithin ſpähen. Dieſe Hügelreihe erſcheint als die Waſſerſcheide in dem W. el Arabah. Die Beduinen zertheilten ſich durch die Büſche, und hielten ihre ſchlechten Luntenflinten bereit. Ich glaubte, es gelte einige verſteckte feindliche Spione hier aufzuſuchen, und wollte mit meiner Flinte auch meine Schuldigkeit thun. Doch wie groß war mein Erſtaunen, als ich hier hinter den Büſchen ein paar, aus meiner Heimath mir wohl bekannte Buſchbewohner enteilen ſah, ein Geſchrei „idhrib el arnab“ „ſchieße den Haſen“ machte mir Alles klar. Als ein unſchädlicher

---

dritten Tage. Den erſten Tag reiſten wir zwei Stunden, am zweiten Tag zwei Stunden und am dritten Tage ſechſtehalb Stunden.

Sonntagsjäger war ich ſo erſtaunt über das plötzliche Erſcheinen dieſer Thiere an dieſem Orte, daß ich den Schuß verſäumte und von den Beduinen höchlichſt ausgelacht wurde. Sie baten mich ganz artig, ihnen doch mein Pulver und Blei zu überlaſſen, doch ich erwiederte ſtolz: „Wir Franken ſchießen nicht ſo unſchuldige Thiere, unſere Kugeln ſind für Löwen, Hyänen und Feinde.“ Das rettete einigermaßen meinen kriegeriſchen Ruf, der bei dieſer Haſenaffaire gar ſehr auf dem Spiele ſtand.

O ihr ſeid Helden, ſagten ſie. O ja, erwiderte ich, ſchlagen wir uns einmal, müſſen viele Tauſend das Schlachtfeld decken; wenn bei Euch einige fallen, erhebt ihr ſchon ein großes Geſchrei. Ach, riefen ſie ungläubig, viele Tauſend? dann gäb's ja nach der Schlacht keine Menſchen mehr. So geht es dem Reiſenden, ſpricht er die Wahrheit, glaubt man ihm nicht, erlaubt er ſich aber einmal eine Unwahrheit, dann findet er Glauben.

Die Gegend änderte ſich auch am folgenden Tage nicht, nur daß bisweilen hier und da in der weiten Sandebene ein ſpitzer, ſteiler Berg ſich erhob, den Aïd ſtets mit größter Vorſicht beſtieg, um von dort aus durch ſeine Adleraugen den weiteren Wüſtenpfad zu durchſchauen. Gegen Mittag bogen die Beduinen in ein Thal ein, das unſeren Augen eine liebliche grüne Fläche mit Büſchen und Rohrgewächſen bot; eine vortreffliche Quelle, Ain Ghurundel, rieſelte zu unſeren Füßen, an deren Waſſer die Menſchen und Kameele ſich erquickten. Nachdem wir uns nun wohl eine Stunde auf dieſem grünen Teppich ausgeruht und an der klaren Quelle uns ergötzt hatten, ſetzten wir unſeren Marſch fort. Wir waren kaum zwei Stunden geritten, als Aïd, der

neben uns ritt, weit hinausſchaute, auch ich bewaffnete meine Augen um ſeinen Blicken zu folgen, und fragte, was es denn gäbe, „schuf es-sera", ſiehe die Saat! war ſeine Antwort.

Ich ſtrengte meine Augen an, und ſah wirklich in weiter Ferne eine grüne Borte gezogen, quer über den hellen Wüſtenboden hin. Sollte das wirklich Saat ſein, ſollte der Beduine ſeine alte Natur vergeſſen und das Land bebaut haben, oder iſt dort eine Art ackerbauende Colonie? Wir kamen näher und ſahen wirklich, wie die grünen Halme dem Wüſtentode trotzend ihre Spitzen zierlich erhoben, und wenngleich ſpärlich, doch in geſunder Friſche emporkeimten; eine kleine Art Malven, Chubēse genannt, hatte dazwiſchen vielfach ſich eingebürgert und bot den Kameelen gute Nahrung. Die Wüſte war hier wirklich bebaut. Unermeßlich war die Freude unſerer Beduinen; ſie legten ſich lang auf die Erde; einige vereinigten ſich bei einem Buſche zu einer fröhlichen, heiteren Verſammlung; andere ſuchten ſich ihr Hemd voll von den Malven-Pflanzen; ſie wollten durchaus hier übernachten. Nur durch den beſtimmteſten Willen und die ernſteſte Anſprache an die Führer konnten wir heute noch drei Stunden Weges zurücklegen. „Iſt die Saat Euer?" fragte ich den Alīd. „Ja". „Doch", begann ich wieder, „ihr verachtet ja die Landbebauer und überhebt euch über uns mit dem Wüſtenſtolze, nun bebaut ihr ſelbſt das Land? Iſt euer Beduinen-Adel nicht befleckt? Was konnte euch zu dieſer entehrenden That bewegen? „al-dschû'", war die Antwort, „der Hunger, doch iſt das Beſchäftigung der Weiber, die beſtellen das Land mit der Schaufel." „Ernten ſie die

Früchte für ihre Mühe?" „Bisweilen; oft verbrennt es die Glut der Sonne, oft begräbt es der Sturm mit den Sandwogen, oft zertritt es der Huf der feindlichen Roſſe. Doch wir lauern auf den Bergen, und des Feindes Blut muß dann das Land tränken."

Wir bemerkten jetzt, daß in dem weiten Sandbett des Wadi el Arabah noch ein anderes Bett, eine andere kleine Vertiefung ſich entlang ſchlängelte, bald dem einen Gebirgsrande, bald dem anderen ſich nahend. Dieſes kleine Bett im großen Sandſtrom nannten die Araber el dschib.

Wir machten in der Stille der Wüſte Halt, und ſahen mit Erwartung dem folgenden Tage entgegen, an dem uns, wie man ſagte, der Dſchebel Aarûn ſich in ſeiner Nebelkappe zeigen werde.

Als wir am folgenden Tage noch einige Stunden fortgeſchritten waren, wieſen die Araber gen Nordoſt mit dem Ausruf „schuf dschebel Aarûn", ſiehe den Berg des Aaron. Spähend ſchweifte das Auge die öſtliche Gebirgs-Mauer entlang, bis in weiter Ferne, noch im Nebelſchleier gehüllt, der Berg des Aaron als der höchſte Kegel ſich erhob. Der dunkle Gebirgsherrſcher, mit ſeinem Wolkenmantel umhüllt, ſchaute gebieteriſch auf die Ebene nieder, und ringsumher gleich Vaſallen um ſeinen Thron, ſind die Spitzen der anderen Gebirgszüge; als hätten die Erdengeiſter, welche das W. el Arabah mit einer gewaltigen Mauer der Ewigkeit, mit der wilden Gebirgskette im Oſten umſchloſſen, hier in der Mitte das Hauptglied gebildet. Hier haben ſie den Gebirgsthron eingeſetzt, um den mit der Wolkenkrone geſchmückten Herrn dieſer Gebirgswacht, nach Norden und nach Süden hin Ehrfurcht gebietend

darzuſtellen. Der Berg des Aaron beherrſcht den Vortrab der Gebirgsherrn von Petra, der bunten Felſenzüge, die den Edomitern zu ihren Felſenneſtern ihren Schooß darboten.

Die Abrahamiten.

Es iſt der Zweck dieſer Reiſebilder, bei der Betrachtung der Gegenden, welche wir durchziehen, die Pläne der Vorſehung uns zu vergegenwärtigen, zu deren Erfüllung ſie gedient haben. Verzeihe mir daher der Leſer, wenn ich hier an dieſem Punkte, im Angeſicht des Berges des Aaron, den wandelnden Fuß ein wenig hemme, um einige Betrachtungen hier anzuknüpfen, die für die Auffaſſung von der Entwickelung der ſemitiſchen Stämme von der größten Wichtigkeit ſind. Wir haben in der Einleitung die beiden verſchiedenen Sprachſtämme den indogermaniſchen und den ſemitiſchen, in dem vorderen Theil Aſiens, ſtreng zu unterſcheiden geſucht. Von Indien aus, der Mutter aller Geiſtesbildung, hatte ſich gen Norden durch Perſien, Kleinaſien, nach Griechenland herüber ein Völkergürtel gezogen, der die Entwickelung des Geiſtes durch die Vermittelung helleniſcher Bildung in der Welt begründete; während die Gegenden ſüdweſtlich von dieſem Völkergürtel den ſemitiſchen Stämmen zufielen. Die Anſchauung und die Erregungen des Gemüthes bildeten hier die Grundlage zur ſpäteren weltbeherrſchenden Religion. In vorgeſchichtlicher Zeit wurden die Gegenden unterhalb jenes Völkergürtels durch jene Völkerſchicht belebt, die man Canaaniter d. i. Bewohner des Niederlandes nennen mag.

Wahrſcheinlich von Nordoſt einwandernd, hatten die Phönizier an den Küſten ſich feſtgeſetzt und im regen Handel ihre Schiffe auf die See hinausgetrieben. Ihr Unternehmungsgeiſt hatte die Geſtade des Mittelmeeres durch Colonien bevölkert. Aber ſo großartig das Volk uns in den wenigen Spuren in practiſcher Hinſicht entgegentritt, ſo blieb doch ihre Religion eine Naturreligion, ihr Geiſt erhob ſich nicht über die Erſcheinungen der Natur zu jenem abſoluten Gott über der Welt. Nur die einzelnen Naturkräfte verehrten ſie. Die ſchaffende und zerſtörende Gewalt der Natur trat ihnen entgegen, und in dieſen Gewalten unterſchieden ſie wiederum das männliche und weibliche Princip. Als ſchaffende Götter galten Baal, die allgemeine ſchaffende Naturmacht, und in ſo fern der höchſte Gott: ēl. Die Aſcharah iſt deſſen weiblicher Gegenſatz, das empfangende, gebietende Naturprincip, d. h. die Erde und das Fruchtprinzip: ēm. Die zerſtörende, aber auch reinigende Gewalt war ihnen das Feuer, Moloch, und deſſen weibliche Ergänzung, die keuſche Aſchtoreth (der Mond).

Schon war die Küſte des Mittelmeeres von ihrem regen Handelseifer belebt, ſchon erglänzten im äußerſten Oſten die älteſten Geſänge der Veda, ſchon belebte mit geheimnißvoller Schrift der ſinnreiche Egypter die gewaltigen Denkmäler, die er geſchaffen, als noch Grabesſtille die Steppen bedeckte. Da ward dieſes Dunkel wie von einem leuchtenden Stern durchbrochen, im Gedanken von der Einheit Gottes, und eine heilige Harmonie durchtönte die Stille im Gedanken von der Gnade des Herrn. Abraham, das wahre Vorbild des wandernden, gottergebenen Nomaden,

nahm bei ſeiner Fremdlingswanderung den Gedanken von der allmächtigen Einheit Gottes zu ſeinem Leitſtern, und ſein Bewußtſein von des Herrn liebender Gnade ward der Stab, worauf er ſich bei ſeiner Lebenswanderung ſtützte. Sein Glaube ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.

Im ſüdlichen Theil der Gebirgsau Paläſtina machte er Halt und zu Hebron fand der unſtäte Nomade die erſten Spannen feſten Beſitzes zu einer Grabesſtätte ſeiner geliebten Sarah, der Stamm-Mutter Iſraels. Das Land der Verheißung, die Gebirgsau Paläſtina, ſollte nach langer Wanderung ihren Kindern die Wohnſtätte und Ruheſtätte bieten, und der Jordan ſollte den Lebensfaden bilden, der die einzelnen Stämme der großen Familie trennte und wiederum verband. Der Jordan bietet den Anfang eines tiefen Einſchnittes in die Erdrinde, die in fortlaufender Linie von Norden nach Süden drängt.

Die gen Süden wild vorgeſtreckten Züge des Antilibanon entſenden aus ihrem Schooße eine ſchäumende Welle, die ihres wilden Gebirgsvaters würdig mit der Schnelle des Pfeiles und in ſchreckender Tiefe vorwärts eilt, immer raſtlos gen Süden ſtürmend. Die ſchnelle Welle des Jordan, die ſchon an ſich einen gewaltigen Einſchnitt in die grünen Ränder macht, iſt meiſt noch von Gebirgen rings umgeben; in ewigen Krümmungen eilt der Strom fort, die Hinderniſſe, die ihm die Berge bieten, mit brauſenden Stromſchnellen oder in Katarakten umſpülend oder durchbrechend, dennoch aber immer gen Süden ziehend. Nur in einigen friedlichen Seen, dem See von Merom und dem viel bekannten See von Genezareth ſcheint die ſtürmende Welle einige Augenblicke zu raſten, doch

mit neuer Gewalt bricht ſie am Süd-Ende wieder hervor.

So tritt der Fluß als ein gewaltiger aus dem See von Genezareth, und die kühne Expedition des Kapit. Lynch hat uns mit dem tückiſchen Strom bekannt gemacht, der hier im ſteinigen wilden Bett dahinrollt. Eine grüne Ebene iſt ſein Begleiter zu beiden Seiten ſeines Silberrandes, aber dieſe Ebene wird überragt von wild romantiſchen Gebirgsrücken. So zieht ſich der tiefe Waſſereinſchnitt gen Süden fort, bis wo die lebendige Woge in das todte Asphalt-Meer ſich ſtürzt.

Ein Schrecken alles Lebens iſt dieſes todte Meer, wie eine ſtille Bleimaſſe liegt es da, und todtenbleich ſpiegelt die Sonne ihr Antlitz darin wieder. Rings herum ſind die ſteinigen wüſten Ränder mit todten Baumſtämmen bevölkert. Sie riß einſt blühend der Jordan mit ſich fort, doch in dem Asphalt-Waſſer gewaſchen, liegen ſie da, wie Schreckensbilder von der bleichen Welle gewaſchen.

Doch nicht genug des Schreckens. Als wollte die Natur all' ihre fürchterlichen Mächte vereinen, hat ſich das todte Meer im Oſten mit ſchreckender, öder Gebirgskette umgürtet. Zu einem wild düſteren Hintergrunde erheben die Berge Moabs ihre ſchwarzen Häupter, von Nebel noch umſchleiert, über das bleiche Todesſchauſpiel des Asphalt-Sees; ſie halten die fürchterliche Todeswacht der ewigen Vernichtung. So hatte dieſer Einſchnitt, der bisher vom lebendigen Jordan gebildet, die grünen Flächen des Lebens an ſeinen Ufern ausgebreitet hatte, ſich plötzlich zu einem Schauſpiel der Vernichtung umgewan-

nahm bei seiner Fremdlingswanderung den Gedanken von der allmächtigen Einheit Gottes zu seinem Leitstern, und sein Bewußtsein von des Herrn liebender Gnade ward der Stab, worauf er sich bei seiner Lebenswanderung stützte. Sein Glaube ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.

Im südlichen Theil der Gebirgsau Paläſtina machte er Halt und zu Hebron fand der unſtäte Nomade die erſten Spannen feſten Beſitzes zu einer Grabesſtätte ſeiner geliebten Sarah, der Stamm-Mutter Iſraels. Das Land der Verheißung, die Gebirgsau Paläſtina, ſollte nach langer Wanderung ihren Kindern die Wohnſtätte und Ruheſtätte bieten, und der Jordan ſollte den Lebensfaden bilden, der die einzelnen Stämme der großen Familie trennte und wiederum verband. Der Jordan bietet den Anfang eines tiefen Einſchnittes in die Erdrinde, die in fortlaufender Linie von Norden nach Süden drängt.

Die gen Süden wild vorgeſtreckten Züge des Antilibanon entſenden aus ihrem Schooße eine ſchäumende Welle, die ihres wilden Gebirgsvaters würdig mit der Schnelle des Pfeiles und in ſchreckender Tiefe vorwärts eilt, immer raſtlos gen Süden ſtürmend. Die ſchnelle Welle des Jordan, die ſchon an ſich einen gewaltigen Einſchnitt in die grünen Ränder macht, iſt meiſt noch von Gebirgen rings umgeben; in ewigen Krümmungen eilt der Strom fort, die Hinderniſſe, die ihm die Berge bieten, mit brauſenden Stromſchnellen oder in Kataraften umſpülend oder durchbrechend, dennoch aber immer gen Süden ziehend. Nur in einigen friedlichen Seen, dem See von Merom und dem viel bekannten See von Genezareth ſcheint die ſtürmende Welle einige Augenblicke zu raſten, doch

mit neuer Gewalt bricht ſie am Süd-Ende wieder hervor.

So tritt der Fluß als ein gewaltiger aus dem See von Genezareth, und die kühne Expedition des Kapit. Lynch hat uns mit dem tückiſchen Strom bekannt gemacht, der hier im ſteinigen wilden Bett dahinrollt. Eine grüne Ebene iſt ſein Begleiter zu beiden Seiten ſeines Silberrandes, aber dieſe Ebene wird überragt von wild romantiſchen Gebirgsrücken. So zieht ſich der tiefe Waſſereinſchnitt gen Süden fort, bis wo die lebendige Woge in das todte Asphalt-Meer ſich ſtürzt.

Ein Schrecken alles Lebens iſt dieſes todte Meer, wie eine ſtille Bleimaſſe liegt es da, und todtenbleich ſpiegelt die Sonne ihr Antlitz darin wieder. Rings herum ſind die ſteinigen wüſten Ränder mit todten Baumſtämmen bevölkert. Sie riß einſt blühend der Jordan mit ſich fort, doch in dem Asphalt-Waſſer gewaſchen, liegen ſie da, wie Schreckensbilder von der bleichen Welle gewaſchen.

Doch nicht genug des Schreckens. Als wollte die Natur all' ihre fürchterlichen Mächte vereinen, hat ſich das todte Meer im Oſten mit ſchreckender, öder Gebirgskette umgürtet. Zu einem wild düſteren Hintergrunde erheben die Berge Moabs ihre ſchwarzen Häupter, von Nebel noch umſchleiert, über das bleiche Todesſchauſpiel des Asphalt-Sees; ſie halten die fürchterliche Todeswacht der ewigen Vernichtung. So hatte dieſer Einſchnitt, der bisher vom lebendigen Jordan gebildet, die grünen Flächen des Lebens an ſeinen Ufern ausgebreitet hatte, ſich plötzlich zu einem Schauſpiel der Vernichtung umgewan-

iſt das Leben des Arabers. Da herrſcht kein Recht, als die Kraft ſeiner Fauſt; hier kennt man keine Religion, als des Schickſals räthſelhafte Schwingen; hier gilt kein Geſetz, als das der Natur.

Es war der Hagar, die ſchon mit kummervollem Mutterherzen den Ismael verſchmachten ſah, verheißen, daß er ein großes Volk werden ſollte.

Ein großes Land iſt jene Wüſte, doch heilige Sitte und Ordnung herrſcht hier nicht; das Land der Verheißung kann hier nicht ſein.

Jahrtauſende hatte in derſelben Weiſe der Stamm Ismael's ſein Wüſtenleben geführt, und dieſer Stamm Abrahams war wieder in Vielgötterei verſunken; rings um ſein Heiligthum in Mecca ſtanden die Götzen. Da gelang es Muhammed, die wilden Horden der Wüſte zuſammen zu ſchaaren und ſie zum Feuereifer zu entflammen. Es war nicht die moraliſche Kraft des Religionsſtifters, es war nicht ſeine erhabene Geſinnung, die das gewaltige Werk gelingen ließ: es war der Gedanke von der Einheit und Allmacht Gottes, der ihm als Hebel diente zu der gewaltigen Erhebung.

Der Gedanke von der Allmacht des Herrn greift mächtig in das Getriebe des Weltrades ein; doch ſoll dieſer Gedanke ein belebender werden, muß er mit dem Bewußtſein von Gottes ewiger Liebe ſich einen. Die Wolke der Allmacht wird in Iſrael immer mehr durchglüht von den ſanften Strahlen einer neuen Geiſtesſonne, bis in Chriſto, dem Gottmenſchen, die Kindſchaft des Menſchen zu Gott ward gegründet, und mit dem Bewußtſein der Liebe die Allmacht des Ewigen gedacht ward.

Das war der Segen aller Völker, der dem Abraham verheißen war. Sechs Jahrhunderte nach Chriſto erhebt ſich Muhammed als Vollendung der Offenbarung, als das Siegel der Propheten. Er hat den Gedanken von der Allmacht des Herrn, aber das Bewußtſein ſeiner Liebe kennt er nicht. So zerriſſen, wie der Stamm Ismael's vor ihm war, eben ſo getrennt bleibt er ferner; denn die Folge von der Bruderliebe iſt ſeiner Religion fremd. Der Heiland hatte am Kreuz für ſeine Feinde gebetet und der Menſchheit zugerufen: „So ihr in meiner Liebe bleibt, ſeid ihr in Wahrheit meine Jünger.“ Jener Prophet in Ismael aber predigte die Rache und das ſinnliche Paradies; er war ſelbſt der Racheſüchtige, der Wollüſtling; Mord und Raub ſcheute er nicht. Es gelang ihm, die Horden, wie eine Lavagluth, auf die gebildete Welt zu ſchütten, um die entarteten, die Liebe vergeſſenden Chriſten zu ſtrafen. Ein großes Volk iſt Ismael geworden, aber das Volk der Verheißung ward Ismael nicht!

Muhammed redete wie mit Feuerzungen der Engel und hatte einen Glauben, daß er Berge verſetzen mochte, aber er hatte die Liebe nicht. Wie ein ſchrillender Schreckenston durchbebte ſein Name die Welt, und mit blutriefendem Schwerdte ward ſein Name gepredigt. Eine furchtbare Lehre gab Muhammed, aber die Lehre der Verheißung, die Lehre der Liebe war es nicht!

So iſt das Land, die Sitte, die Geſchichte und die Religion der beiden Brüder, des Sohnes der Verheißung und des Sohnes des Fleiſches, die Beſtätigung der bibliſchen Wahrſagung; ſo war das Lebensdrama am nördlichen und ſüdlichen Ende der ſemitiſchen Lebenslinie.

Wir nahen uns jetzt den Sitzen eines anderen Stammes der Familie Abrahams, den Felsenburgen der Edomiter. Jakob erbte den Segen des sterbenden Isaak und die Verheißung des gelobten Landes. Esau hingegen geht in's Gebirge. „Ohne Fett des Bodens wird dein Wohnsitz sein und ohne Thau des Himmels von oben her, und auf dein Schwerdt wirst du leben und deinem Bruder dienen. Aber es geschieht, wenn du dich losreißest, so schüttelst du sein Joch ab von deinem Halse."

Berg des Aaron.

Es war Dienstag, den 20. März 1849 *), als wir in dem Wadi el Arabah von unserer bisherigen Richtung gen Norden mehr gen N.-O. abbogen. Immer mehr enthüllte sich der düstere Berg des Aaron von seinem Wolkenschleier, um auf dem klaren blauen Hintergrund des Aethers seine gebieterischen Kegel deutlicher einzuzeichnen. Es zieht sich eine Art Vertiefung von dem W. el Arabah zum Berge des Aaron, von den Arabern Wadi Daileh genannt, die in ihrem Schooße üppigeren Kräuterwuchs hat. Nur zwei Stunden ritten wir in dieser Richtung, als sich der Pfad zwischen zwei Gebirgsrücken hindurchzog. Es sind dies zwei Vorposten, die das Gebirge in die Wüste vorgeschoben hat. Vom rothen Granit erheben sie sich über die bleichen Flächen des Sandes; wie ein Paar wachthabende, ruhende Gebirgslöwen mit gesträubtem Kamm

*) Wir waren am 16ten am Nachmittag von Akaba aufgebrochen. Die Beduinen rechnen gewöhnlich vier Tagereisen von Akaba nach Petra.

liegen ſie da, um die Felſenburgen von Edom an dieſer Seite treu zu beſchützen. Es waren dies die erſten Proben des zarten roſarothen Sandſteins, die ſich uns zeigten, und wiewohl niedrig, hatten ſie doch ein gebieteriſches Anſehen. Hat der gewaltige Gebirgstiger, der Berg des Aaron bis hierher ſeine Fänge geſtreckt, um ſeine Herrſchaft ſelbſt in der Wüſte zu begründen? Auf der Kuppe eines dieſer Gebirgsrücken ſahen wir eine Grotte, ſie war im regelrechten Viereck aus Stein gehauen, drei Fuß breit, fünf Fuß hoch und acht Fuß tief, einem Schildwachhaus ähnlich; denn von hier aus kann man die Wüſte weithin überſehen. Eine Inſchrift konnte ich nirgend entdecken, die Spuren des Steinmeißels waren aber ganz deutlich ſichtbar. Dieſe beiden Gebirgsrücken leihen noch bis heute den nach den Feinden ſpähenden Beduinen ihren Schutz. Viele Steinhaufen bezeichneten das Grabmal hier gefallener Wüſtenkämpfer. Aïd und Muhammed galoppirten hier kriegeriſch mit ihren leichten Dromedaren, ihre Stöcke als Lanzen ſchwingend, umher.

Der Pfad wurde nach dieſen Gebirgsrücken ſanft anſteigend, auch zeigte ſich ſchon hier und da eine mehr grüne Stelle, und dies Grün war bisweilen geſchmückt durch die hochrothe Mohnblume. Dies war indeß nur eine kleine Vorbereitung zu der Ueberraſchung, die uns noch bevorſtand; denn nach etwa einer Stunde befanden wir uns im Gebirgsthal Abu Kuſcheibeh. Ringsherum an den Felswänden ſtand in üppiger Kraft der Oleander; blühende Sträuche mit weißen, ſchönen Blumen überwuchern den ſteinigen Boden. Zu unſeren Füßen lag ein friſcher, grüner Teppich, reich geſtickt und geziert mit der

rothen Anemone und Mohnblume. Der Geſang der Vögel, das Flattern der ſchönſten Schmetterlinge, das Geſumme der Käfer vollendete den unbeſchreiblichen Reiz für den Wüſtenwanderer, der ſeit länger denn ſechs Wochen nur in öden Wüſten und wilden Gebirgsgegenden gewandelt war. Sind wir aus dem Wüſtentode plötzlich in ein paradieſiſches Leben eingetreten? Iſt das die verführiſche Eingangspforte, die zu den wilden Felſenburgen Edoms führt?

Bald hatte der bezaubernde Reiz dieſes Thales uns gefeſſelt, doch es drängte uns die Erwartung gen Petra zu. Alsbald ſchloß ſich das blühende Thal durch einen ſteilen, kahlen Gebirgsrücken; hier ſtiegen wir von den Dromedaren und klommen den ſteilen Pfad entlang; je höher wir ſtiegen, deſto mehr wurden die umliegenden Gebirgsrücken uns ſichtbar; die wilde romantiſche Ausſicht entfaltete ſich immer mehr vor unſeren Augen, und wir gewahrten Ruinen gen S.-O. zwiſchen zwei weißen Felſenrücken. Einen viel erhebenderen Anblick hatten wir, als wir den Pfad erklommen; denn da lag unter uns, jäh zu unſeren Füßen, eine gewaltige Schlucht, wild zerriſſen, das Auge ſchreckend; doch auf der anderen Seite dieſes wilden Gebirgsriſſes zog ſich in jugendlicher Schöne ein roſa Sandſtein-Felsrücken entlang. Die zarte Farbe eint ſich hier mit der ehrwürdigen erhabenen Pracht grauen Alters; denn die roſa Felſenwand überdeckte ſich mit gigantiſchen Felskuppen, die ſich in drohender, aber ſchöner Felſenkette durch das Gebirgsmeer entlang zogen. Etwa eine halbe Stunde ging es an dieſer Schlucht hin. Wir überſchritten den Felſenpaß er Rubaï und von hier ging

es wieder Berg an gen N.-O. Nach einer mühevollen Wanderung von drei Stunden hatten wir den Kamm erreicht.

Je höher wir stiegen, desto mehr entfalteten sich vor unseren Augen die Gebirgszüge unter uns, und als wir die Höhe des Kammes erreichten, ließen wir noch einmal das staunende Auge über die Gebirgslandschaft hinschweifen. Der Anblick ist freilich der eines wilden Wüstengebirges, aber eine Abwechselung wird dem Auge durch das Farbenspiel der verschiedenen Höhenzüge gewährt. Aus dem Gebirgschaos konnten wir deutlich die verschiedenen Höhenzüge unterscheiden; wir befanden uns auf einem weißlichen Kalksteinrücken, uns gegenüber zog sich ein rosa Sandsteinzug mit seinen weißlichen Kuppen in langer Reihe dahin, und dahinter erhob sich ein anderer Höhenzug von weißem Sandstein, als ob er die jugendliche Rosenfarbe seines Genossen mit dem düsteren Bleich grauen Alters umzingeln wollte. Ein Heer von Gebirgsgiganten scheint in verschiedenen Reihen aufmarschirt, um in ihrer Wildheit die Augen des schwachen Menschengeschlechts zu erschrecken und eine ewige Grenze zu ziehen zwischen den östlichen Steppen und den westlichen Wüsten bis zum Gestade hin. Das sind die Gebirge des Seïr, d. i. des Rauhen, der seinen wilden Nachkommen, den Horiten, d. i. den Höhlenbewohnern, diese Wohnsitze bestimmte, 1. Mose 36, 20., damit sie, im rauhen Gestein aufgewachsen, eine rauhe Stirn ihrem Schicksal böten, bis die Nachkommen Esaus, des Jägers, hier ihren Fuß hasten ließen, um allmählich über jene Höhlenbewohner die Herrschaft zu gewinnen und hier im Gebirge

in den frisch bewachsenen Gebirgskesseln das Land zu finden, in dem sie sich kümmerlich nähren konnten *).

Von diesem Kamm aus senkte sich allmählich der Pfad, bis wir nach einer Stunde auf einem grünen Teppiche, am Fuße des gewaltigen Berges des Aaron, Halt machten. Wir hatten bei diesem Wege wohl bemerkt, daß zwischen den öden Bergen doch Zeichen einstiger hoher Kultur nicht zu verkennen sind; denn der flache Einschnitt im Gebirge, an dem wir den Pfad herabzogen, war gar sorgfältig terrassirt, um so das herabströmende Wasser einige Zeit aufzuhalten und der wenigen steinigen Erde die gehörige Nahrung zu gewähren. Ungeduldig warfen wir uns auf unser Lager, als der Mond mit seinem goldenen Sternenheer den dunkelnden Himmel über den wilden Gebirgsspitzen erleuchtete, und den düsteren Gebirgsriesen, den Berg des Aaron, auf dem der große Gesetzgeber seinen Bruder verscheiden sah, mit dem aus Mondstrahlen gewebten klaren Aethermantel umhüllte. Lange währte es, ehe das staunende Auge sich von dem düsteren Felsentheater, das so feenartig sich erhellte, trennen konnte und wir den ernsten Mahnungen Gehör gaben, uns zu unserer Anstrengung für morgen durch kurzen Schlaf zu stärken.

---

*) Vgl. 1. Mose 36. Zunächst herrschten die Könige Edoms neben den Stammhäuptern der Horiten, wodurch sich der Widerspruch erklärt, daß die Edomiter, 4. Mose 20, 14—21; 21, 4. Richt. 11, 17, 18, den Hebräern den Durchzug verwehren, die Esaviten ihn aber gestatten, 5. Mose 2, 4—8, 29. Die Edomiter erheben im Gesange Moses, 2. Mose 15, 15. An den König von Edom sendet Mose vergeblich Gesandtschaften, den Durchzug zu erbitten, 4 Mose 20, 14. Später galt aber der Name Edomiter allgemein. Vgl. Rosenmüller's biblische Alterthumsstudien III. 65—76.

Ein kräftiger Imbiß ſtärkte uns zu dem ſchweren Werk und gleich nach dem Frühſtück ſtiegen wir hinan, nachdem wir die Laſtkameele nach Petra vorauf geſandt, unſere Dromedare aber an einem anderen Ende des Dſchebel Aarun auf uns warten ließen. Wir hatten zuerſt geglaubt, es werde nur ein ſpitzer Kegel ſein und mit einer Anſtrengung werde Alles gethan; doch darin hatten wir uns getäuſcht, mehrere Abſätze waren zu erklimmen, und dann zog ſich der Pfad, oft ſchlangenförmig an Tiefen entlang. Der an ſich ſchon rauhe, ſteile Weg ward noch unterbrochen durch viele Steinhaufen, welche das von den Arabern hier zur Ehre Aaron's vergoſſene Schafblut bedeckten. Bei jedem Abſatz hatte ſich ein Theil des Vorhangs von dem grauſen Felſenſchauſpiel vor unſeren Augen aufgerollt. Nach zwei Stunden erreichten wir das letzte Plateau dieſer gewaltigen Felſenterraſſe, auf dem ſich die letzte Kuppe mit jäher Steile erhob. Auf dieſem Plateau, an der weſtlichen Seite, gewahrten wir die Ueberreſte eines großen Gebäudes, das ſeine Façade nach dem W. el Arabah einſt wenden mochte. Die letzte Kuppe des Berges des Aaron iſt tief eingeriſſen, und dieſer Spalt hegt in ſeiner Tiefe einen Waſſerbehälter, der mit wohlgewölbten Bogen überdeckt iſt. Auch hier hat die kunſtreiche Hand des Menſchen in dieſem Felſenriß ſich angebaut, ein grünender Baum hatte in die Spalten ſich eingedrängt und ſog aus dieſen Waſſern kräftige Nahrung; friſch grünend ſtrebte der ſchlanke Stamm an der Felſenwand entlang, den wilden Gebirgsſchooß zu ſchmücken.

Nach einer halben Stunde erreichten wir die Spitze, auf der ein muhammedaniſches Grabmal, dem Gedächt-

niß Aaron's geweiht, ſteht; das Gebäude bietet durchaus nicht viel Intereſſantes, eine muhammedaniſche Kuppel überragt und verunziert die auf feſten Bogen gebaute, kleine Kapelle, ſie ſcheint chriſtlichen Urſprung zu verrathen. Unbeholfen ſteht an der einen Seite das Grab des Aaron, ein ungeſtaltetes, arabiſches Grabmal mit den zwei aufrecht ſtehenden Steinen zu Kopf und Fuß, der vordere Stein bietet eine ſehr gewöhnliche Inſchrift mit dem Glaubensbekenntniß.

Mit heiliger Andacht führen die Araber eine düſtere Stiege hinab und zeigen die nach Mecca gerichtete Stelle des Grabes Aaron. Zwei alte eiſerne Gitter hangen nur noch matt in ihren Angeln, anſtatt den heiligen Platz zu ſchmücken. Mein Reiſegefährte, Mr. Blaine, machte mich darauf aufmerkſam, wie auf der einen Seite die Treppe zugemauert erſcheint; wahrſcheinlich war das ein älteres Grab, das die heilige Richtung nicht genau beobachtete. Man bettete die vermeintliche Aſche des islamitiſchen Propheten Aaron nach der heiligen Gegend zu um. Dieſe Stellen ſind daher nur für den frommen Muhammedaner von Intereſſe. Den gebildeten Wanderer drängt es heraus, das Gebirgstheater unter ſich zu beſchauen.

Von N.-O. zieht der graue Sandſtein eine vielburchbrochene, gezackte dunkle Mauer, daran ſchließt ſich gen S.-O. der roſarothe Felſenrücken von Petra in ſeiner jugendlichen Feenſchönheit, gen Süden zieht ein weißer Gebirgszug, die dritte Grenzlinie, und im Weſten liegt der weiße Sandſtreif des wüſten W. el Arabah, in dem der Wind die Sandwogen ungeſtüm einhertreibt. Das ſcheinen die mächtigen Züge zu ſein, mit denen die Natur das furcht-

bare Schlachtſchauſpiel der Himmelsſtürmer hat umgürten wollen. Rings um die gewaltige Kuppe des Dſchebel Aaron ragen in wildem Gewirr die verwitterten weißlichen Häupter der Gebirgskegel hervor, von den dunklen Schluchten zwiſchen ihnen in düſterem Kontraſt durchzogen. Der Berg des Aaron iſt der Knoten, um den die wirren Fäden der Bergſpitzen ſich ſchlingen; er iſt der Tyrann, der im Bewußtſein ſeiner Höhe auf die ſteinernen Rieſengeſellen herabſchaut.

Wollte es ein Maler unternehmen, mit ſeinem ſchwachen Pinſel ein Chaos darzuſtellen, in dem die Elemente mit einander kämpfen, und das Feuer die Steinadern aus der ruhenden Erde hervortreibt, um ſie mit zerſtörender Wuth in Tauſende von Spitzen zerberſten zu laſſen, er müßte dieſe Gegend zum Modell ſich wählen. Die Phantaſie kann es hier verſuchen, ſich die Welt der Unordnung vorzuſtellen. Als der Schöpfungsengel die ruhenden Kräfte der Welt entfeſſelte, und dieſe mit eigener Macht die Welt ſich unterwerfen wollten; als die Berge gen Himmel ſtrebten und die Wellen die Tiefen durchbohrten; als das Feuer mit glühenden Adern die Grundfeſten durchwühlte, und die Luft in wildem Sturm das Geſtein zerriß, da, ſcheint es, entfuhr hier dem Schöpfungsengel ein Schrei des Entſetzens über die wilden Mächte, die er entfeſſelt, und im bleichen Entſetzen erſtarrte dieſe Gegend. Ein wild gezackter Steinwald ſtreckt die Spitzen hier hoch empor, um rauhen Menſchen, die der Hand des Herrn ſich nicht fügen, den Adlern gleich, zum Felſenneſt zu dienen. Eine lebendige Erklärung zu Obadja's Wort, das er den Edomitern zurief: „Der Trotz deines Herzens

verführete dich, weil du auf Felsenhöhen wohnest, auf deinem erhabenen Sitze du sprichst in deinem Herzen: „„Wer stürzet mich herab zu Boden?““ Ob du wie der Adler erhöhest und zwischen die Sterne setzest dein Nest, von dannen stürze ich dich herab, spricht Jehovah.“

Wir stiegen nieder, den Geist ganz versetzt in die lebendigen, höchst poetischen Schilderungen der Propheten, die mit ihrer Feuerzunge den Hochmuth der rauhen Gebirgsverwandten zu strafen wußten.

Petra.

Wir fanden unsere Dromedare an einer anderen Ecke des Berges, die wir alsbald bestiegen, um nun nach Petra einzuziehen. Das Thal, welches wir hinan ritten, war sanft ansteigend und bot auf seinem Grunde eine liebliche Wiese. Das frische Grün war mit dem Roth der Anemone geschmückt. Das Auge staunte die Felsenreihe entlang. Es war nicht eine Felsenwand, wie wir bisher stets geschaut, auch nicht Bergspitzen, die sich an den Pfad scharf herandrängen, sondern in größeren Bogen ziehen sich die Gebirge entlang und auf den gewaltigen Felsenringen sind die Felsenmassen in immer kleineren Kreisen aufgethürmt, indem noch die oberste Spitze eine lieblich gewölbte Kuppel bildet. Denke man dazu die schöne Farbe des Sandsteins, das reine Grau, oder das liebliche Rosa, in verschiedenen Schattirungen, so wird man mit dem Wanderer fühlen, daß hier die Natur ihre gewaltige Größe mit lieblicher Schönheit vereint hat. Es

iſt eine Reihe von gewaltigen Felſendomen, die hier ſich aneinander reihen als ein ewiger Prachtſchmuck der ſchönen Bildnerin, Natur.

Die von der Natur ſo erhaben an einander gereihte Prachtkette wurde allmählich belebt durch Gebilde der Menſchenhand; denn die im eilenden Zeitlauf vorüberſchwindenden Menſchengeſchlechter wollten ihre Vergänglichkeit aus der Vergeſſenheit erretten, indem ſie ſich in die ewigen Grundfeſten der Erde mit Künſtlerhand einmeißelten. Gerade die Form, welche in Egypten den Zeiten am meiſten getrotzt, fanden wir hier wieder. Es war die abgeſchnittene Pyramidalform, die man hier dem Stein eingezeichnet hatte. Die in der Steinfläche eingegrabenen Seitenpfeiler erhoben ſich in einem, nur ein wenig vom rechten abneigenden ſpitzen Winkel, und in einer Höhe von ungefähr dreißig Fuß waren die einander nur ſanft ſich zuneigenden Pfeiler durch feingezogene, gerade Querlinien abgeſchnitten. Ueber dieſen verzierenden und begrenzenden Querlinien waren oft über den beiden Außen-Viertheilen je drei Stufen in rechten Winkeln und gleichen Schenkeln dem Steine eingezeichnet. Innerhalb des von den beiden Seitenpfeilern und den eingezeichneten Querbalken umgrenzten Vierecks, fand ſich eine einfache Pforte, durch die man in ein einfaches, viereckiges Steingemach trat. Bisweilen war auch ein hervorſpringender Felsblock zu einer abgeſtumpften, ſteilen Pyramide umgewandelt und bot in ſeinem Schooße ein ſolches Steingemach. Oefter ſah man in einem, ſo dem Felſen eingezeichneten Viereck den Raum getheilt, mit zwei Thüren in zwei Stockwerken.*)

*) Vgl. auf der Karte Nr. 2.: nabatäiſches Grabmal.

Das Thal war ſanft anſteigend, bis wir auf der höchſten Erhöhung deſſelben eine einzeln ſtehende Säule gewahrten, die aus mehreren Stücken gebildet wird. Dieſe Säule bezeichnet den Eingang in die Felſenſtadt Petra; denn alsbald ſahen wir ringsherum in beiden Felſenwänden die viereckigen Oeffnungen zu den Felſenkammern. Die ſchroffe Felswand iſt höher und niedriger ganz durchbrochen von ſolchen Thüren; das ſind die Oeffnungen zu den Felſenneſtern, deren die Schrift erwähnt. Wie ſind ſie da hinauf gekommen, die wilden Edomiter, waren denn die Füße der Bergbewohner beſchwingt? Wer mag uns hier herunter reißen, dachten ſie trotzend, wer hat die Schwingen des Adlers? Doch die Hand des Herrn war gewaltig über ſie. Er hat die in ihrem Stolze ſich hochwähnenden herniedergeriſſen. Ihre Felſenneſter ſind geblieben, doch ihre Geſchlechter ſind vernichtet. Erfüllt iſt des Propheten Jeſaia Wort: „Es ſchießen Dornen und Diſteln auf in ihren Paläſten, es wird eine Wohnung der Schakale, ein Gehöft für die Strauße.“ *)

Kaum erholen wir uns von unſerem Staunen, als ſchon wieder andere Geſtalten uns aus unſeren Gedanken reißen. Noch ein paar Schritte thun die Dromedare, da liegt vor uns eine Ebene, die zwar mit Geſtein überſäet iſt, dennoch aber als ein grünender, mit Blumen geſchmückter Teppich uns zu ſich einladet. Das war die Trägerin der einſt weltberühmten Stadt Petra; das war einer der Strahlenpuncte in dem Ruhmgeſchmeide der ſtolzen Roma. Durch die ganze Welt waren die ſieggekrönten Adler Roms gepflogen, aber die ſonſt ſo harte

*) Vergl. Karte Nr. 1.: W. Muſa.

Stiefmutter Arabien hatte durch ihre Sandwogen und ihre Felſenkränze ihre Kinder ſtets treu beſchützt. Im zweiten Jahrhundert nach Chriſto erſt gelang es, unter Trajan, den römiſchen Adlern, ſich in dieſen Felſenburgen feſtzuſetzen, und mit übertriebenem Stolze rühmten ſich die Kaiſer der Weltſtadt, daß nun auch der wilde Sohn der Wüſte und das rauhe Kind des Geſteines ſeinem Scepter ſich beugen müſſe, während doch nur der äußerſte Steinrand Arabiens Roms Macht anerkannte. Seine ſtolzen Worte wollte Hadrian mit unvergänglichen Zügen dem Stein eingraben, und mit den Denkmälern ſeiner Kunſt iſt die lange Reihe der Felſenwände geziert.

Die Fläche im Gebirge wird von allen vier Seiten durch Felſen eingeſchloſſen. An der Oſt- und Weſtſeite ziehen ſich die großen Gebirgsketten in ſanften Bogen entlang, während im Norden die Ausläufer der Gebirge in tieferen Kreiſen in die Fläche eindringen; im Süden, von welcher Seite wir in die Ebene traten, iſt nur ein kleinerer Höhenzug, doch erhebt ſich ein erhabener Gebirgsrücken dem unteren Rande der Oſtkette gegenüber, und geht der Hauptkette parallel. Immer näher treten die Felſen zuſammen, bis nur die ſchaurige Felſenſchlucht es Sîk, im Süd-Oſten, in wildromantiſcher Schönheit ſie von einander trennt.

Es iſt die ſanftgewölbte öſtliche Gebirgskette, welche der Römer ſich ausgewählt hatte, mit dem Griffel der Kunſt ſich im Stein hier einzugraben. Eine ganze Reihe von Denkmälern zeigt ihre Façaden in dem ſanften Roſaſandſtein; ſie beginnt mit dem großartigen Denkmal, welches aus drei übereinandergethürmten Säulenrei-

hen beſteht: die untere Reihe bietet vier Pforten, von denen zwei mit Bogen überwölbt, die anderen zwei mit ſchlanken Dreiecken überdeckt ſind. Zwiſchen den Pforten, die ihr Dach auf je zwei Säulen tragen, ſteht noch eine andere, um in Geſammtheit mit den anderen die ſcheinbar aufgelegte Laſt zu tragen; denn über den Pforten iſt eine Querlinie in dem Stein gezogen, und auf dieſem in den Stein eingegrabenen Querbalken ſtehen in ewiger Jugendpracht, gleichartig und gleich ſchön, achtzehn ſchlanke Säulen in gleichen Zwiſchenräumen aufgeſtellt. Als gleiche Geſchwiſter der Kunſt ſcheinen ſie vereint, um in lieblicher Reihe des Menſchen ſinnvolle Künſtlerhand als Herrſcherin im grauſen Geſtein darzuſtellen. Die liebliche Mittelreihe wird wieder geſchloſſen durch eine wohlgezogene Querlinie, auf der man begonnen, eine dritte Reihe Säulen im Stein einzuzeichnen. Die Mittelreihe ſteht da in voller Reihe, um die ſcheinbar darauf geſtützten Oberſäulen ſicher zu tragen. Aber es ſcheint, daß die wilden Gebirgstitanen das zarte Gebild ſchwacher Menſchenhand in ihrem rauhen Naturwerk nicht hätten leiden wollen, nur eine kleine Zahl von der dritten Säulenreihe iſt zu ſchauen; denn gleich daneben iſt die Felswand wild durchklüftet, und dicht neben dem Werke ordnender Menſchenhand iſt das ordnungsloſe Spiel der Zerſtörung. Iſt das ein Pallaſt für den hier thronenden Gebirgsgeiſt? Iſt der Feen Königin hier eingezogen? ſo möchte man fragen, je nachdem man die erhabene Pracht oder die Zartheit der in Roſa eingegrabenen Gebilde betrachtet.

Dicht daneben iſt ein halb verwittertes Kunſtgebilde. Eine Reihe von ſechs Säulen trägt das dreieckige Giebel-

dach; darauf erheben ſich drei kleinere Gebilde; zu jeder Seite ein viereckiger Säulenſchrein, und in der Mitte eine Wölbung, einer runden Laterne vergleichbar. Dieſe Form kehrt öfter und in vollendeterem Maaße in Petra wieder.

Gleich darauf folgt an derſelben Seite eine Bergeshöhle, zu der eine erhabene, in den Stein gehauene Pforte zum Eingang dient. Zwei Pfeiler tragen den Querbalken, auf welchem als einfache Verzierung die gleichſchenkligen rechten Winkel je drei zu jeder Seite eingegraben ſind.

Kaum daß ſich dies dem Wandrer zeigt: gleich dahinter ſteht ſchon ein anderes, viel größeres Denkmal im Stein eingearbeitet. Auf Gewölben leiten dort von beiden Seiten Säulenreihen zu einer Roſaſandſteinfläche, in der vier gen Himmel ſtrebende Pfeiler eingearbeitet ſind. Ein ſchlankes Dreieck überdacht ſie, und auf der Spitze des Dreiecks ſteht eine fein gearbeitete Urne. Sie ſcheint gleichſam auf der Spitze zu ſchweben als die vollendete Höhe des ganzen Gebildes, als ob ſie eine Gedächtniß-Urne wäre für die geſchwundene Pracht. Auf ſchwindelnder Höhe ſah ſie unter ſich Völker entſtehen und vergehen. Sie hätte ſich mit Thränen füllen mögen über das wandelbare Geſchick; denn wie ſie einſt niederſchaute auf die Herrlichkeit Petra's, ſo ſieht ſie jetzt nur Trümmer und Verwüſtung.

Verfolgen wir dieſen Gebirgsbogen weiter, ſo bemerken wir, daß von hier an, ihm gegenüber, ein anderer Gebirgszug entlang geht. In den wunderbarſten Tinten malt ſich der Felſen bald dunkler, bald heller, und oft iſt das Roſa mit dunkelrothen, weißen und anderen Farben durchzogen. Wir ſehen auf beiden Seiten die Sandſteinfelſen unregelmäßig durchbrochen, und hinter der hellen

lieblichen Rosafläche tritt uns der düstere Höhlengrund entgegen. Der Geist der wilden Edomiter scheint von hier aus uns entgegenzuwehen. Als die Löwen in den Felsenhöhlen, als die Adler in den Felsennestern erscheinen uns die rauhen, Jehovah trotzenden Kinder Esau's noch in ihren Grabeswohnungen.

Diese Felsen erklären uns die Worte der Schrift, Jer. 49, 16.: „deine Fruchtbarkeit verführte dich; der Trotz deines Herzens, weil du auf Felsenhöhen wohnest und Berggipfel inne hast. Ob du wie der Adler dein Nest erhöhst, von dannen stürz ich dich herab, spricht Jehovah. Und zur Wüste wird Edom: wer vorüberzieht vor demselben, wird sich entsetzen, und spotten ob all seinen Plagen." Der Herr hat Gericht gehalten mit ihnen. „Gleich der Umkehrung von Sodom und Gomorra, und all ihren Nachbarn, spricht Jehovah, wird daselbst kein Mann wohnen und darin kein Menschensohn weilen." Oede und leer stehen die schreckenden Felsenhäuser, und nur düstere Grabesschatten scheinen aus ihnen uns entgegenzuschweben. So war der Geist ganz beschäftigt mit den wilden Felsenbewohnern und der wörtlichen Erfüllung jener Wahrsagung des glühenden Prophetenmundes, als wir plötzlich den westlichen Felsenrücken in einem großen Bogen sich dem östlichen nahen sahen.

In diesem Bogen ist der Fels zu vielen Bänken ausgemeißelt. Dreiunddreißig solcher Steinbänke zeigen sich noch im Halbkreis, theils ganz erhalten, theils durchrissen, und die oberste Bank zählte noch neunzig Schritt. Der Halbkreis umschließt unten eine Fläche, die jetzt freilich von Grün überwuchert und von Steinen zum Theil bedeckt

iſt. Das iſt das römiſche Theater. Von den Scenen aus dem alten Teſtament tragen uns die Gedanken zu den Bildern des römiſchen Volkes, als ob ein wildes Geſchlecht dem andern hier folgte. Wie romantiſch liegt doch dies Theater! Der roſa Sandſteinkeſſel iſt rings durchbrochen von Grauſen erregenden Felſenhöhlen, und hier fanden im Theater vor den Augen des Volkes die Darſtellungen des römiſchen Heldenlebens ſtatt.*) Ein ernſter Charakterzug geht durch die Erſcheinungen von Petra; den Felſenburgen ſeiner Heimath entſprechend bildet ſich der Charakter des Menſchen.

Rechter Hand ſind beide Sandſteinrücken dicht aneinander gedrängt, und nur ein wilder Riß, eine kühne Schlucht trennt noch die Felſen von einander. Doch, als ob die Steinrieſen grollten, daß man die Einigung ihnen wehrte, thürmen ſie auf gewaltige Felſenmaſſen, einen Vorſprung wilder, als den anderen; eine Kluft jäher, als die andere; eine Kuppe düſterer, als die andere. Die Spitzen ſetzen ihre verwitterten Felskuppen auf, und dazwiſchen iſt die furchtbare Schlucht, das W. es-Sik.

Vom Theater aus gen Süd-Oſten treten wir ein in die jähe Schlucht, nur ein Riß im Gebirge ſcheint dieſes Thal zu ſein; rechter und linker Hand erheben ſich die Felſenwände furchtbar gezackt und drohend ſich überwölbend, das ſonſt durch die Sonne ſo lieblich erleuchtete Roſa wandelte ſich, der Beleuchtung nur ſpärlich geöffnet, zu dunkleren Farben. Das Bett eines rei-

*) Es iſt ein Irrthum, bei dieſem Theater an die Gladiatoren-Kämpfe zu erinnern, da dieſe nur in den geſchloſſenen Amphitheatern aber nicht in dieſen offenen Halbkreiſen der Theater ſtattfanden.

ßenden Baches, das freilich jetzt trocken war, bildet den Weg, und die von beiden Seiten herabgeſtürzten Steine liegen in troſtloſer Verwirrung zu unſern Füßen. Das dunkelrothe Felſenſchauſpiel wird nur in den Spalten der Felswände durch das dunkle Grün der Oleander-Sträuche unterbrochen. Wir waren ganz ergriffen von dem romantiſchen Naturſchauſpiel, als plötzlich die eine Felſenwand rechts abbog und die andere in dem einmal begonnenen Bogen ihn umgab; dadurch ward ein Halbbogen gebildet in der engen Schlucht. — Das Auge ſchaute ungeſtört hinauf zu der in Kuppen auslaufenden Wand des Felſenbogens; denn das Geſtein zeigte ſich hier in ſeiner vollendeten Naturſchönheit. Wenn aber das Auge an dem Felſenbogen herumwandelt und ſich der flachen Felſenwand zuwendet, der wir bisher den Rücken zudrehten, ſo ſteht der Wanderer wie feſtgebannt. Zeigte ſich die wilde Macht der Gebirgstitanen in dem Felſenbogen, ſo entfalteten die Genien ſanfter Kunſt auf dieſer Felſenwand ihr Meiſterſtück.

Die Schönheit und Weichheit des Materials auf der einen Seite und das wild romantiſche Naturſchauſpiel rings herum bot hier eine Stelle zur Verwirklichung eines genialen Schönheitsgedanken, wie wohl nirgend weiter in der Welt. Es galt die hohe Schönheit des menſchlichen Gedankens im wilden Treiben der Gebirgswelt einzuzeichnen; es galt ein Bild zu geben von den lieblichen Formen des Lebens in der ſtarren Todesmacht des Geſteins. — Dieſe Aufgabe löſte der Künſtler mit bewundernswerther Genialität.

Zum Unterbau meißelte er ſechs zarte kunſtvolle Säulen aus dem lieblichen Roſaſandſtein. Die erſten beiden

von jeder Seite enger an einander; in weiteren Zwiſchenräumen die mittleren. In gleicher Schlankheit, in gleichem Kleide und gleicher Jugendſchönheit ſtehn ſie hier im vertrauten Kreiſe, wie ſechs treue Schweſtern, ſich aneinander zu ſchließen gegen das Grollen ihres ſchreckenerregenden greiſen Gebirgsvaters umher. Ihre jugendlichen Häupter umkrönte der Künſtler mit einer Greifenreihe, und darüber iſt im kunſtgerechten Giebeldach ein Adler in wohlgezogenen runden Bogenlinien. Zwar iſt eine der Säulen von roher Hand umgeſtürzt, aber die anderen fünf reihen ſich doch ſo lieblich noch aneinander, daß man die fehlende wenig vermißt. Ein Fluch der rauhen Hand, die dieſe zarte Jugendſchöne zu ſchänden wagte!

Ueber ihren bekränzten Häuptern grub der Künſtler eine neue Kunſtkette dem Steine ein, die aber nicht in einer Reihe uns entgegentritt. Den Oberbau auf beiden Seiten mit lieblichen Säulen begrenzend, ging er um ein Sechstheil von beiden Seiten der Breite vor, und von hier drang er um eben ſo viel ſenkrecht in den Sandſtein ein, worauf er wieder auf dem Hintergrunde je um ein Feld vorging; jedes dieſer Felder iſt von zarten Säulen begrenzt. Nun blieb dem Künſtler noch ein Drittheil der ganzen Breite; hier galt es, den Diamanten dem Diadem der Kunſt einzufügen.

Hatte der Künſtler bisher in geraden Flächen und rechten Winkeln das ſinnige Kunſtwerk dem Steine eingezeichnet, ſo vollendete er den Mittelpunkt in Wölbungen und Kreiſen. Von der hinteren Felswand aus meiſelte er einen Cylinder, den er mit vier Säulen umgrenzte. Der in Wölbungen zugeſpitzte Deckel des Cylinders trägt

auf ſeiner Spitze eine volle aus Stein gemeißelte Urne. Das ganze Mittelgebild iſt ſomit der Laterne des Diogenes in Athen zu vergleichen. Eine Blumenguirlande zieht ſich über die Spitze der oberen Säulen hin, ein paſſender Jugendſchmuck für die anmuthige Blüthe erhabener Kunſt.

Hatte der Künſtler ſchon in der ganzen Anlage den Gedanken erfaßt, die Schönheit der Kunſt, die Freude des Lebens hier in der wildromantiſchen Naturſchönheit darzuſtellen, ſo tritt das noch deutlicher hervor in den Bildern, mit denen er die zwiſchen den Säulen befindlichen Flächen belebte. Im Unterbau, zu beiden Seiten des Eingangs, ſtehen hinter den beiden Säulen zwei Gebilde, männliche Kraft und Rittertugend darzuſtellen; kräftige Jünglinge ſcheinen hier ihre Roſſe zu bändigen, während im Oberbau in den neun kleineren Flächen drei ſtehende und ſechs ſchwebende Figuren, wie es ſcheint, eingegraben waren; eine Art Beil ſchwingen die ſchwebenden über ihrem Haupt. Auf dem Mittelſchild des Cylinders aber zeigt ſich eine erhaben ſtehende Figur; als eine Segensgöttin mit dem Füllhorn erſchien ſie uns. Die Hinterwände zu beiden Seiten dieſer Figur wieſen wahrſcheinlich beſchwingte Siegesgöttinnen dem Beſchauer. Weibliche Schönheit und weibliche Anmuth belebten die obere Prachtkette, während männliche Kraft den Unterbau zierte.

Das erhabene Kunſtdenkmal ſteht gerade einer engen Schlucht gegenüber, welche aus dem kleinen Gebirgskeſſel führt. Durch dieſe zogen die Schaaren von Reiſenden, die von Bagdad her nach Syrien eilten. Nach langer Steppen- und Wüſtenreiſe traten ſie in die wilde Schlucht, und während noch düſtere Felſenwände ſie rings umgaben, ſtrahlten dieſe

Kunſtgebilde als die frohen Boten des Lebens ihm entgegen. Die Zeiten römiſchen Glanzes ſind geſchwunden, und die ganze Völkerſchaar, die hier gelebt, iſt vernichtet. Anderthalb Jahrtauſend deckte ein geſchichtliches Dunkel dieſe Gegend, doch in unvergänglicher Jugendpracht blieb dieſes Denkmal.

Bei dem Prachtſchmucke der Kunſt zieht der rauhe Beduine mit düſtrer Miene vorüber; ein Werk des Zauberers Pharao ſcheint das Gebilde ihm zu ſein. Der alte Zauberer hat dort oben in der hochſchwebenden Urne ſeinen Schatz aufbewahrt. Da nimmt der Beduine die Luntenflinte von der Schulter, und der rauhe Mann zielt nach dem Kunſtgebilde, vielleicht daß es ſich ſpalte und die Schätze zu ihm niederfallen. Aber die aus Stein gemeißelte Urne widerſteht dem Schuß und murrend zieht der Beduine vorüber. „Phiraun bachil," murmelt er, „der Pharao das war ein Knauſer."

Wenn von Damascus her die Karavane der Pilger nach Mecca durch dieſe Schluchten hindurchzieht, ergreift Entſetzen dieſelben. Ein Bild göttlichen Zornes ſcheint ihnen das Geſtein zu ſein. Zum raſchen Trabe treiben ſie die Reitthiere und rufen zu Allah, damit ſie das um Rache brüllende Kameel des Propheten Salich überſchreien.*)

*) Die Thamudiden waren nach dem Koran Nachkommen Arams. Zu ihnen ward der Prophet Salich geſandt. Die Felſenbewohner verlangten zum Beweiſe der Wahrheit, daß er ein Kameel aus dem Felſen zaubere. Auf das Gebet des Propheten ſpaltete ſich der Fels, es erſchien eine Kameelſtute, welche ſogleich auch ein Füllen gebar. Dennoch glaubten nur Wenige. Da be-

Erſt dem Reiſenden Burkhardt war es vergönnt, dieſes verborgene Kunſtdenkmal wieder den Augen der Gebildeten zu eröffnen. So kommt denn bisweilen ein Wanderer aus ferner ferner Heimath, um dieſer ewigen Jugendſchöne einen Gruß zu bringen von der gebildeten Welt, ihr Bild ſich einzuprägen und an jener Augenweide ſein Gedächtniß zu erquicken.

So vollendet aber die äußere Façade dieſes Denkmals iſt, ſo leiten uns die mit zartem kleinen Sims verſehenen Thüren doch nur zu drei rohen Steingemächern; zum Hauptgemach geht man grade zwiſchen den Mittelſäulen durch einen Vorflur, an deſſen beiden Seiten ſich noch zwei kleine Steingemächer befinden.

Trotz mancher Unbill, welche die ſchönen Gebilde dieſes Denkmals erhalten haben, machen ſie doch den Eindruck eines ebenvollendeten und in den lieblichſten Formen geſchloſſenen Kunſtgebäudes. Der friſche Roſaſandſtein, der in der Kluft vor dem Luftzug geſchützt iſt, thut hierzu das Seine, und die auf beiden Seiten des Denkmals in regelrechter Reihe bis zum oberen Rande eingegrabenen Stapfen verſetzen uns gar leicht in die Zeit, in der die Arbeiter an der ſteilen Wand hinauf und herab kletterten.

Nur ſchwer trennten wir uns von dem lieblichen Kunſtgebilde und gingen die enge Schlucht hinauf, welche

---

gann das Kameel das Laub aller Bäume abzufreſſen, und das Waſſer aller Brunnen auszuſaufen. Als man daſſelbe getödtet, eilte das Füllen zum Felſen, brüllte dreimal, und ging dann wieder in das Geſtein ein, wonach der Untergang des Stammes begann. Vgl. Beidhawi ed. Fleiſcher I. 332, 33. Koran 7, 71.

gerade dem Chazne, dieſer Schatzkammer des Pharao, gegenüber mündet. Dicht drängten ſich die Felſen über unſere Häupter zuſammen.

Der Schluchtenweg, den wir jetzt verfolgten, bot viel Intereſſantes dar, die Felſen gewannen ein immer wilderes Anſehn, in dem ſie ſich über uns dicht an einander drängten.

Aber die welterfahrne Hand der Römer hatte auch hier Mittel gewußt, dem Felſen ihren Handelsweg abzutrotzen, und ſo iſt der Felſen unten ſoweit weggehauen, daß ein Laſtwagen ruhig den Weg unten im Gebirg dahin fahren kann, während die Felsmaſſen drohend über ihn herüberhängen. Auf dem wohlgeebneten Weg bemerkten wir noch den Einſchnitt der Räder, nach engliſchem Maaße 4′ 2″. Noch intereſſanter war es, an beiden Seiten des Felſenweges die Spuren von großen in den Stein gehauenen Felſenrinnen zu bemerken. Ueberall, wo der Römer ſich niederließ, war es ſein Hauptaugenmerk, das friſche, klare Waſſer den Bewohnern der Städte zuzuführen, ſelbſt wenn er auf weiten, hochgewölbten Bogen den klaren Segensſtrom entlang leiten mußte. Hier war es dagegen wegen der Abſchüſſigkeit des Thales eine viel leichtere Mühe, und neben dem ausgehauenen Handelsweg zog er auf beiden Seiten im Felſen die Waſſerrinnen.

Im Uebrigen hatte man, einige kleine Götterbilder in der Felswand abgerechnet, der Natur ſelbſt Alles überlaſſen, die denn auch ein würdiges Meiſterſtück vollbracht. Jeder Felſenriß, jede Kuppe, jeder Rand des roſafarbenen Sandſteins war in andern Formen wildromantiſch und

ſchön. Die Felſen ſelbſt ſind nur 80 bis 100 Fuß hoch, aber ihre Farbe, die Enge und die jähe Steile bringen vereint einen großartigen Eindruck hervor und das Dunkelgrün des üppigen Oleanderſtrauches zeichnet ſich in den dunkelrothen Felsſchluchten ſchön ab.

Mehr denn eine halbe Stunde ging's den ſteilen Felspfad entlang, bis am Ende deſſelben wir die beiden oberſten Felsränder durch einen in kühnem Schwung gezogenen Steinbogen verbunden fanden. Wie wild auch die Gebirgstitanen ſtürmen, der Römer Eiſenhand überthront auch ſie. Der römiſche Adler erhebt ſich noch über die Felſenneſter der Edomiter.

Hier am Eingange in die Felſenſchlucht nach Petra trotzt jener Steinbogen ſo viele Jahrhunderte den Stürmen und überbrückte die enge Felſenpforte zur Wunderſtadt im Felſen. Eine Hand voll Bogenſchützen konnte hier einem andringenden Heere den Eingang wehren.

Jenſeits dieſes Eingangs hört der Roſaſandſtein auf und der weiße zeigt ſich in hohen Rundungen unſeren Augen. Das Thal iſt weit und man ſieht überall Spuren der Bebauung; ein Bach durchrieſelt die grünenden Felder. Auch der weiße Sandſtein iſt durchhöhlt und hier hauſen in den Höhlen die jetzigen Bewohner Petras, ein wildausſehendes Geſchlecht.

Wir waren etwa eine Viertelſtunde den Bach entlang gegangen, als wir zu unſerer Rechten in der flachen Felswand drei Höhlen tief eingearbeitet fanden, und über der Decke einer jeden erhob ſich ein roh gearbeiteter Pyramidalſtein. Robinſon bezeichnet dies Denkmal als ein wirklich edomitiſches; man glaubt auch in demſelben eins

der, von dem Propheten erwähnten Felsenschlössern wiederzufinden. Unser Eifer ließ uns hinanklimmen, wir drangen in die Höhlen, da sahen wir ganz in schwarze Hüllen eingewickelte Gestalten um Kessel sitzen, die ihr rußiges, schmutziges Gesicht uns halb verhüllt entgegenstreckten und riefen „Charim, Charim." In diesen Scheusalen, diesen Abbildern der Hexe von Endor, sollten wir das schöne Geschlecht verehren. Wir waren unversehens in ein Frauengemach gedrungen und hatten die Ausbrüche der gekränkten Weibertugend auf uns herabgerufen. Alsbald krochen auf das Geschrei der Weiber die Felsenhäusler aus ihren Höhlen.

Ein zerlumptes, graues Hemd wird mit einem Gürtel um den Leib festgehalten, ein rohes Messer steckt darin. Ein Mantel, meist aus dunkelbraunen und gelben Streifen zusammengesetzt, hängt wie ein in der Mitte aufgeschnittener Sack über ihren Schultern und aus den oberen Ecken desselben streckt der rauhe Mann den nackten, nervigen Arm hervor.

Sein braungebranntes Antlitz sieht unter dem Kopftuch hervor, das mit einem Stirnband festgehalten wird. Unter den Füßen nur rohe Sandalen, und die lange ungeschickte Luntenflinte vollendet die erschreckende Erscheinung. Ihr Anzug entsprach wohl dem unserer Beduinen, aber ihr Gesicht hatte einen roheren Charakter, es war breiter, als das wohlgeformte Beduinengesicht.

Dennoch standen wir ruhig oben auf dem Felsenvorsprung und sahen dem Toben und Gewirr um und unter uns ruhig zu. Aber fürwahr, man dachte die alten Felsenhäusler von Edomitern hätten hier noch einige Schreck-

bilder zurückgelaſſen; ihr Geſicht ſchien rauh gegen Jedermann und Jedermann rauh gegen ſie. Alsbald zeigte ſich ein Mann mit ſchönerem Mantel und feinerem Kopftuche mit vier Bewaffneten. Dieſe erſchienen als die Nobelgarde der Felſen und geboten uns gebieteriſch herunterzukommen. Wir erwiderten, indem wir die Flinten zurechtſetzten, es wäre ſeine Pflicht zu uns herauf zu ſteigen. Wir vereinigten uns auf dem halben Wege. Er erklärte, er ſei Scheich Soleiman, und hätte an uns Forderungen, denen auch andere Reiſende vor uns genügt hätten.

Mit den einfachen Worten, was billig wäre, würden wir bezahlen, ſie möchten ſich nur ruhig nach unſerm Zelt verfügen, entfernten wir die tobende Menge von uns und gingen noch das weite Thal hinauf, in dem eine friſche Saat von einem rieſelnden Bach bewäſſert ward, bis wir etwa eine halbe Stunde oberhalb noch ein einfaches Denkmal in weißem Sandſtein fanden. Zwei verſtümmelte Löwen bewachten den Eingang in einen kleinen, viereckigen Vorhof, und dahinter war im Stein eine einfache vom Wachtfeuer der Einwohner ganz ſchwarz berußte Halle.

Die Sonne ſank ſchon gen Weſten und wir traten deshalb den Rückweg an. Bei dem Denkmal mit den vier Pyramidalſteinen erwarteten uns noch viele Höhlenbewohner, und mehrere von ihnen zeigten auf ihren Fingern ein häßliches Gewürm; ich ſah näher zu und erkannte die widerlichen Scorpione, den langen Stachel noch mit ſchwarzem Gift gefüllt. Sie ließen das häßliche Thier, wovor doch ſonſt ein Jeder ſich ſcheut, ruhig auf ihren Fingerſpitzen mit den Worten schuf el akrab had

bachschisch, sieh den Skorpion, gieb Trinkgeld. Für ein paar Pfennige spielen die Leute also mit dem giftigen Thier, das hier in der Mitte der Verwüstung heimisch geworden ist.!

Wir bogen wieder um die weißen Felsendome herum in das dunkle W. es Sīk ein, und gingen noch einmal unter den Triumphbogen Roms fort. Durch den engen Felsenriß schien uns die Mittelfigur in Chazne entgegen zu schweben. So eben umglühte die scheidende Sonne den oberen Rand der Felswand, der das Denkmal eingegraben ist. Jener Juwel der Kunst erglänzte in reinen Strahlen, um mit aller Gewalt das staunende Auge zu fesseln.

Immer mehr dunkelte es, als wir am Theater vorübergingen, und die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten die Prachtkette der peträischen Felsenwände. Noch einmal zeigten sich die Denkmäler in ihrem von der scheidenden Sonne gewebten Strahlenmantel, als plötzlich die öde, unbewohnte stille Todesstadt mit schaurigem Dunkel sich überdeckte. Gar Manches hatten wir heute gesehen, Bilder aus dem alten Testament, sowie der letzte Glanz des schwindenden Heidenthums war an unserem Auge vorübergezogen, aber jetzt umhüllte die Nacht Petra, das weite prächtige Felsengrab menschlichen Hochmuths. Schaute man auf, wo die von Höhlen durchbrochenen Felsen sich gegen den bestürmten Himmel erhoben, so hatten wir die Erklärung der Worte, „und wenn du dein Nest setzest zwischen die Sterne". Schauten wir aber nieder auf die schaurige Einöde, traten uns die Worte des Propheten Jesaia (34, 11) vor die Seele: „Man zieht über Edom

die Meßſchnur der Verwüſtung und das Bleiloth der Verödung. Seine Edlen da ſind keine, daß ſie das Königthum ausrufen und alle ſeine Oberen ſind dahin. Es ſchießen in ſeinen Palläſten Dornen auf, Neſſeln und Diſteln in ſeinen Feſten, und es wird eine Wohnung der Schakale, ein Gehöft für die Strauße. Da treffen ſich Steppenthiere mit Schakalen, und ein Waldteufel begegnet dem anderen; nur raſtet daſelbſt das Nachtgeſpenſt und findet ſeine Ruheſtatt. Daſelbſt niſtet die Pfeilſchlange und legt Eier, ſie brütet und ſitzt über ihren Jungen in ihrem Schatten, nur Geier ſammeln ſich daſelbſt einer zu dem anderen."

Kein Reiſender mag eine treffendere Schilderung geben, als die vorherſagenden Worte des Propheten. Die ſchaurige Nacht wird durchheult von Schakalen, die Schlangen niſten in dieſem Geſtein, und die Dornen und Neſſeln wachſen über den Trümmern. Kein Menſch bewohnt jetzt Petra, nur bisweilen treibt ein Hirt ſein Vieh hierher, und die Heerde nimmt Platz in den Palläſten der einſtigen feenartigen Felſenſtadt.

Wir wurden aus unſeren Gedanken geriſſen durch das Toben und Stürmen der Araber. Der Scheich der Bewohner des oben beſchriebenen weiten Thales, Soleiman verlangte von jedem der Reiſenden zweihundert Piaſter und ein Ehrenkleid, im Ganzen den Betrag von ſiebenhundert Piaſtern, gleich 49 Thlrn. Dabei war er ſo unbeſcheiden, ohne weiteres in unſer Zelt zu gehen und ſich ein Mahl zu beſtellen. Wir, die wir mit den Alawi-Arabern reiſten, brauchten uns die Unbill nicht gefallen zu laſſen, die dieſer Scheich an anderen Reiſenden ausüben

mochte, die mit dem ſchwächeren Stamm von Nachle aus kamen. Ich hatte aus den Geſprächen mit Aïd gemerkt, wie dieſe Fellach von Petra vom Scheich Huſein nur durch einen Tribut an Getreide ihre Sicherheit erkauften, und Scheich Huſein hatte mit ihnen einen alten Vertrag, daß er für jeden Reiſenden, den die Alawi nach Petra oder wie es bei ihnen heißt, nach Wadi Muſa, dem Thal Moſe, brächten, hundert Piaſter Gratifikation bezahle, alſo war das bei uns dreihundert Piaſter (21 Thlr.) womit jene Leute wohl hätten zufrieden ſein können. Dennoch wollten ſie die oben erwähnte Summe von uns erpreſſen. Als Beduine verachtete auch ich das ungeſtüme Weſen des landbebauenden Scheich Soleiman, wies ihn aus dem Zelte mit ruch Fellach, gehe Bauer. Ich ſagte ihm, er hätte gar nichts mit uns, ſondern allein mit unſeren Alawi-Arabern und Aïd die Sache abzumachen. Nun begann ein Zanken, ein Toben, ein Schreien, ein Schwerdtergeklirr, als ob es wirklich etwas Ernſtes gelte, indeſſen hörten wir das mit der größten Ruhe an, ja ich ſchlief ſanft dabei ein.

Am anderen Morgen verſuchte Soleiman mit ſeinen Lumpengeſellen noch die letzte Drohung. Wir ſollten keinen Schritt thun, wenn wir nicht das Geforderte bezahlten. Lachend zeigten wir unſere Waffen, die wir zurecht machten. Die Alawi ſtellten wir in förmlicher Schlachtreihe auf, als ob wir wirklich die Schlacht mit der groſſen Menge beginnen würden. Die ganze Kriegsſcene machte auf mich und meinen Begleiter einen höchſt ſpaßhaften Eindruck; denn wir wußten auch recht gut, daß die Fellach mit ihren liegenden Gründen keinen Streit

mit dem alten Wüſtenlöwen Huſein beginnen würden. Ihre Felder ſtanden ja dann den verheerenden Zügen der Araber offen. Da trat Aïd mit der größten Ruhe herzu und ſagte zu Soleiman: „Wir haben einen Vertrag mit Euch, der ſchon lange beſteht, wir ſind den Bedingungen nachgekommen, doch ihr ſeid damit nicht zufrieden. Ein Vertrag kann nicht einſeitig abgeändert werden, ſondern nur mit Uebereinſtimmung beider, wollt ihr ſomit andere Bedingungen, wendet euch an Huſein, unſer Haupt, um einen neuen Vertrag zu ſchließen". Die Worte waren ſo einfach und ruhig, daß Alles damit zufrieden ſein mußte. Damit übrigens Scheich Soleiman nicht ganz umſonſt die Nacht über gelärmt, ſo gaben wir auf Aïd's Rath jeder einen türkiſchen Thaler. Statt der dreihundert Piaſter, die er zu viel gefordert, erhielt er ſechszig und von dem Ehrenkleid war natürlich nicht mehr die Rede. So endete das: Viel Lärmen um Nichts.

Wir hatten für heute einen Gang nach dem hoch auf dem Bergrücken thronenden Denkmal beſtimmt, welches die Araber ed Deir, das Kloſter, nennen. Von unſeren Zelten, die auf dem ſüdlichen Rande der begrenzten Ebenen lagen, aus, gingen wir nun an der weſtlichen Seite gen Norden entlang. Die Felſenhöhlen, die uns hier ihre Façade zeigen, ſind anderer Art als die in dem ſüdweſtlichen Kreisbogen von Petra, die wir geſtern beſucht. Man möchte ſie den römiſchen gegenüber die nabatäiſchen nennen.

An der Südſeite des Oſtrandes, dicht hinter den Ruinen des erbauten Tempels, den wir ſpäter beſchreiben, findet ſich ein unvollendetes Denkmal, welches deshalb beſonders intereſſant iſt, weil es uns zeigt, wie man die

großartigen Denkmäler in Stein eingrub. Von dieſem Denkmal iſt nur der obere Querbalken vollendet und vier gebauſchte Säulen angefangen. Da bemerkte wohl der Baumeiſter, daß ein Riß die Felswand durchziehe, wodurch ſeine mühevolle Arbeit leicht zerfallen konnte, er ließ deßhalb die begonnene Arbeit ruhen.

Geht man weiter an der erwähnten Felſenwand, ſo findet ſich unter den vielen Höhlen und Felswohnungen noch eine beſonders zu erwähnen; denn ſie erſcheint uns ganz deutlich als ein feiner, beliebter Aufenthaltsort. Von Außen mit Säulen verſehen, bietet es im Innern einen Felſenſalon, während zu beiden Seiten ein kleineres, längliches Gemach mit einem Felſenfenſter, doch von gleicher Tiefe, als der in der Mitte liegende Salon ſich vorfindet. Wir konnten nicht umhin, in dieſem Pavillon uns auf einige Augenblicke niederzulaſſen, in Ruhe eine Pfeife zu rauchen und auf die noch in ihrer Verheerung ſo glänzende Felſenſtadt aus dieſem Pavillon niederzuſchauen. Die Steine der einſtigen Prachtbauten ſind vom Gras überwachſen, die Gebäude ſind zerfallen und die Geſchlechter geſchwunden, wenn auch erhabene Kunſt noch rings umher die Felſen belebt.

Wir gingen weiter an mehreren einfacheren Felſenhöhlen vorüber. Da iſt etwa in der Mitte die gigantiſche Steinwand zerborſten, und erhabene Felſendome erheben ſich an den Seiten der Kluft. Im Grunde zwiſchen dem Geſtein wächſt üppig der Oleanderſtrauch, er bekränzt mit dunklem, friſchen Grün das Bett des Baches, welcher durch die Schlucht des W. es Sīk ſeinen Zugang zur Felſenſtadt fand. Dann aber durchſchneidet er quer die

Ebene im Felſen und trennt ſich hier wieder von dem mit Trümmern überſäeten Gefilde, um zwiſchen dem rauhen Geſtein forteilend zuletzt in der Wüſte zu verrinnen. Das Thal noch romantiſcher zu machen, finden ſich auch hier zu allen Seiten Felſenhöhlen in den Stein gehauen. Das Thal iſt oft geſpalten und bietet Seitengänge, die vielfach einfache Höhlen haben, und uns wiederum an die im Stein hier eingeſchloſſenen wilden Felſenbewohner erinnern.

Wir kehrten aus der Felſenſpalte zurück, um an dem weſtlichen Felſenſaum von Petra die großartige Antiquenſchau wieder zu beginnen. Jenſeit des Einſchnitts in der weſtlichen Felſenreihe ziehen wieder die im Sandſtein eingehauenen Denkmäler aneinander hin, doch haben ſie meiſt die Pyramidalform, wie wir ſchon beim Einzuge in Petra gewahrten. Beſonders feſſelt unter ihnen ein Denkmal unſere Aufmerkſamkeit; denn über einem einfachen Steinfelde und einfacher Thüre ſind vier Säulen im Stein eingezeichnet, und oben, überdeckt zwiſchen den mittleren, findet ſich eine fünf Zeilen lange Inſchrift ſchön eingemeißelt; die Schriftzüge erinnern das Auge alsbald an die im W. Mukattab eingegrabenen Inſchriften, die Linien ſind in der Mitte durch einen Querſtrich getheilt. Das Innere bot einen größeren Raum in Stein gehauen, mit drei Einbuchtungen in den Wänden.

Nach einer halben Stunde bildet die Felſenreihe mit den von Norden her in die Ebene weit eingebogenen Felſenkreiſen eine hohle Gaſſe, deren Boden vom Geſträuch dicht bewachſen war. Auch hier waren wieder die Felswände von Höhlen durchbrochen, und in einem der Felſen-

gräber, in einer Höhle, zeigte man uns die Reſte eines menſchlichen Körpers, die aber augenſcheinlich nicht aus ſehr alter Zeit herrührten. Sonſt hat man keine Spuren von Leichnamen hier in den Höhlen gefunden. Es ſchloß ſich die Felſengaſſe, und auf Stufen, die in den ſteilen Felſenwänden eingehauen ſind, klimmt man das Felſentheater hinan, das links und rechts mit den gewaltigſten Felſendomen uns erſtaunen macht. Der rothe Sandſtein wechſelt hier ab mit den grauen und weißen Wölbungen der Sandſteinzüge. Oft waren wir von zwei ſolchen Bergrücken umgeben, die in verſchiedenen Farben uns mit ihren Steingebilden und Kuppen umgaben. Der Pfad wandte ſich immer mehr nach Weſten, bis wir nach anderthalb Stunden die Höhe des Gebirges erreichten. Ein weites Thal iſt hier, in dem das große Denkmal der Römer dem Steine eingezeichnet iſt.

Es war dem ſtolzen Römer nicht genug, die Stadt im Thale zu beſitzen, auch im hohen Gebirge mußte er die Spuren ſeiner Herrſchaft eingraben, und daher finden wir im weißlichgrauen Sandſteinrücken, welcher die Gebirge von Petra im Oſten umſchließt, das Denkmal noch ganz unverſehrt, und ganz entſprechend in der Anlage und Form dem oben erwähnten Chazne, der Schatzkammer des Pharao. Aber der Schönheit und Zartheit jenes Meiſterſtücks kann es nicht verglichen werden. Schon die graue Farbe des Sandſteins iſt bei ihm nicht ſo vortheilhaft, dann iſt zu beiden Seiten noch eine Säule hinzugefügt, die, da ſie das darüber gebildete durchbrochene Giebeldach nicht mit tragen helfen, auch nicht den Eindruck des vollendeten Ganzen gewähren. Wenn ferner

jenes liebliche Kunſtwerk unten in der diametral entgegengeſetzten Felsſchlucht ſeine blühende Jugend mit dem Kranze lieblicher Verzierung und den ſchönſten Figuren geſchmückt hat, ſo iſt dieſes Denkmal ungeſchmückt und die Capitäler ſeiner Säulen ohne Zierde.

Die acht Säulen des Unterbaues tragen auch hier das durchbrochene Giebeldach. Zu jeder Seite iſt ein viereckiges Gebild, und in der Mitte die wohlgewölbte Laterne des Diogenes und darauf die Urne; das Innere bietet, wie alle Denkmäler in Petra, dem forſchenden Reiſenden große Täuſchung, nur eine viereckige große Steinhöhle, zu der man durch eine viereckige kleine Thür eingeht, iſt hier zu ſehen. Wir unterſuchten weiterhin das Thal, und fanden dort die Trümmer von mehreren großen Gebäuden, die dieſen Platz geziert haben mögen. Beſonders bemerkte ich eine weite Ellipſe, die durch Trümmer deutlich bezeichnet war. Da man hier auf der Bergeshöhe an eine Rennbahn nicht denken kann, rangen vielleicht hier in einem Amphitheater mitten im wilden Felſenſchauſpiel die Gladiatoren den gottverſuchenden blutigen Kampf. Ueber die Trümmer hinweg ſieht man den Berg des Aaron mit ſeinem Nebelmantel umhüllt. Wir kehrten zurück, nachdem wir in einer geräumigen Höhle, die dem Denkmal ed Deir gerade gegenüberſteht, unſer Frühſtück eingenommen, und ſtiegen jetzt wieder nieder, indem uns bei jedem Schritte der romantiſche Weg ergötzte, und allmählich immer mehr von der Ebene, die die alte Stadt trug, ſichtbar wurde.

Als wir bis ans Ende der Schlucht gelangt waren, da, wo dieſelbe in die Ebene hinaustritt, bogen wir links ab, um noch jene Felſenbogen zu unterſuchen, die vom

Norden her in die Ebene eindringen. Der meiſt verwitterte weiße Sandſtein birgt in ſeinem Schooße viele einfache Höhlen. Sie erinnern uns vielfach an die alten Edomiter, die man ſich doch als einfache Hirten in den Felſen denken muß. Die ganze Ebene mit ihren Steinrändern liegt hier vor uns von den Ruinen einſtiger Pracht beſäet. Bedenkt man das gewaltige Trauerſpiel, das auf der Stadtebene Petra im Laufe der Zeiten geſpielt hat, ſo kann man ſich nicht mehr gegen die Gewalt des Prophetenworts wehren, welches Ezechiel 35. den Edomitern zuruft: „So ſpricht der Herr Jehovah: Siehe ich will an Dich Gebirg Seïr, und ich ſtrecke meine Hand wider Dich aus und mache Dich zur Wüſte und Wüſtenei. Deine Städte will ich in Trümmern wandeln und Du ſollſt zur Wüſte werden, damit Du erkenneſt, daß ich Jehovah bin."

Viele Ruinen findet der Wanderer im Oſten, aber nirgend zeigen ſich die alten Werke der Menſchenhand in ſo jugendlichem, friſchem Charakter, wie wenn ſo eben erſt der Werkmeiſter die Meißel aus der Hand gelegt hätte, mit der er es verſuchte, das Andenken ſeines kurzen Daſeins dem Felſen einzugraben. Dieſe jugendliche Friſche iſt es aber eben, die uns mit Grauſen erfüllt, wenn man ſie mit den Worten der alten Prophezeihung vergleicht, die auf dieſe Orte Bezug hat. Es erſcheinen dem Geiſte die Werkmeiſter, wie ſie die Meißel niederlegen, die Arbeiter, wie ſie hinabklimmen, und dann rufen wieder die ſtille Oede, die einſamen, verwitterten Häupter der Berge des Propheten Wort uns zu, indem Jehovah ſprach: „Ich mache das Gebirge Seïr zur Wüſte und Wüſtenei, und rotte aus von dannen die hin- und wiederziehn. Und ich erfülle ſeine Berge

mit Erſchlagenen; auf deinen Hügeln und in deinen Gründen und in all deinen Thälern ſollen vom Schwerdt Erſchlagene fallen. Zur ewigen Wüſte will ich Dich machen, und Deine Städte ſollen nicht bewohnt werden, daß ihr erkennt, daß ich Jehovah bin.

Kein Zeichen des Lebens iſt mitten unter jener Pracht, es iſt als ob alle jene raſtloſen Arbeiter nur ſchlummern. Da umſchweben kreiſchend die Adler und Geier jene Felſenſpitzen, das durchzuckt wie mit Flammenpfeilen das Herz. Die Stolzen rieſen, wer ſtürzt mich herab zu Boden? Aber, „ob Du wie der Adler erhöhſt, und zwiſchen die Sterne ſetzeſt Dein Neſt, von dannen ſtürz ich Dich herab," ſpricht Jehovah.

Nachdem wir die Gebirgszüge, welche nebeneinander aufgereiht in die Ebene hineintreten, überſchritten hatten, ſo gingen wir von Norden herab wiederum den öſtlichen Felſenrand herunter. Auch im nördlichen Theile dieſes Felſenrandes ſind ſchöne Denkmäler, wiewohl ſie dem Prachtgeſchmeide der Baukunſt, das ſich an ſeinem ſüdlichen Theile entlang zieht, nicht gleichkommen. Es erheben ſich öfter noch mehrere Säulen, die den Aetos, das beſchwingte Giebeldach, tragen, auch manche verwitterte Figuren laſſen ihre zerſtörten Züge noch erkennen. Intereſſant iſt darunter beſonders die Façade einer Felſenhöhle, welche überwölbte Säulen an ihrer Vorſeite, und darüber in der Façade die verwitterten Züge einer lateiniſchen Inſchrift hat. Dieſelbe beweiſt durch einige noch erhaltene Buchſtaben, daß hier ein Gewölbe war, das einſt mit dem Legaten des römiſchen Kaiſers in Beziehung ſtand. Ueber der unteren lateiniſchen Inſchrift war in einem anderen Felde eine griechiſche, ebenfalls aus zwei Zeilen beſtehend.

Wir haben die Rundſchau an den Felſenwänden von Petra vollendet, und es ſind nur noch die Ruinen zu erwähnen, welche von Menſchenhand ſelbſt erbaut ſind. Dieſelben ſind an einem Orte, wo die Natur mit ihren Prachtwerken der Kunſt ſo die Schwingen lieh, von geringer Bedeutung. Nur in dem ſüdöſtlichen Theil ſtehen noch die Ruinen eines erbauten Tempels, welche die Araber das Schloß der Tochter Pharao's nennen; denn Pharao nebſt Familie ſpielt in Petra eine gewaltige Rolle, wie die Muhammedaner ja auch Petra das Thal des Moſe nennen und hierher jene Erzählung verlegen, in der Moſe Waſſer aus dem Steine ſchlug. Die Tochter Pharao's muß, wenn anders ihr das Schloß gehörte, eine Römerin aus ſpäterer Zeit geweſen ſein. Das ganze Gebäude beweiſt ſich als ein Product ſpäter römiſcher Kunſt. Die Vorwand iſt niedergeſtürzt, man ſteigt über die Steine hinweg und bemerkt eine weite Vorhalle hinter der drei andere Hallen liegen; in der mittleren derſelben erkennt man noch deutlich die heilige Stätte der Götter. Die Außenwände weiſen einen hohen, mit Verzierungen verſehenen Zinnenkranz. Davor ſtehen noch die Pfeiler eines einſtigen römiſchen Triumphbogens, denen weiter gen Oſten andere entſprechen. Die Bogen ſind heruntergeſtürzt, der Glanz der Römerherrſchaft iſt geſchwunden, und die vollen Blumenroſetten ſchmücken nach den Eingebornen den Ruhm der Tochter des alten Zauberers. Hätte der ſtolze Römer je glauben mögen, daß ſeine in Stein verewigten Triumphkränze einſt einer mythenhaften, unbekannten Figur zum Andenken dienen ſollten? Selbſt die Namen der ſtolzen Weltbeherrſcher ſind hier verſchwunden.

Wir ſind an den vielen Denkmälern der Wunderſtadt im Felſen mit dem raſchen Schritt des Wanderers vorübergeeilt, und was der ſchaffende Geiſt Jahrhunderte, ja Jahrtauſende hindurch gebildet, iſt an unſerem Auge in wenigen Stunden vorübergezogen.

Wir haben beſonders drei Arten von Denkmälern zu erwähnen; die erſten verrathen die geringſte Kultur, es ſind die in dem Stein eingehauenen viereckigen Höhlen, wahre Felſenneſter. Dieſe finden ſich beſonders in dem von Norden her in die Ebene ſpringenden Gebirge, wie auch in dem ſüdlichen Thal dem W. es Sik zu. Die zweiten waren die durch ſich zuneigende Seitenpfeiler gebildeten, welche quer oben von einem Querbalken durchſchnitten waren und als einfache Verzierung die rechtwinkligen gleichſchenkligen Grundformen der Pyramiden im Stein eingezeichnet boten. Dieſe ſind beſonders in dem weſtlichen Gebirgsrand, ſowie in der nördlichen Häfte des öſtlichen. Drittens endlich als das Vollkommenſte erſchienen die in kunſtgerechten Figuren und ſchönen Bogen ſich darſtellenden Steinarbeiten römiſch-griechiſcher Kunſt in der ſüdlichen Hälfte des öſtlichen Gebirgsrückens.

Wenn die Außenſeite ſolche Verſchiedenheit bot, ſo iſt dagegen vom Innern gar wenig zu ſagen. Es ſind rohe, in Stein gearbeitete Gemächer, der eleganten Außenſeite gar wenig entſprechend. Doch faſt in Allen finden ſich lange, in den Boden eingehauene Gruben, der Größe des Menſchen entſprechend. Oft ſind nur wenige, oft viele neben einander; in größeren Felſengemächern ſind zu jeder Seite ſechs ſolcher Gruben eingehauen, und ebenfalls ſteht dazwiſchen eine Querreihe von anderen gleichen

Gruben. Es lag daher nahe, alle dieſe Gemächer als Gräber zu bezeichnen, in denen in dem ewigen Geſtein die Betten des nimmer aufhörenden Schlafes eingegraben ſind.

Bei näherer Betrachtung jedoch glaubt man Spuren des Lebens in dieſen Höhlen zu finden, wenn auch das bewegliche unſtäte Leben ſich nicht mit ſo ſichrer Hand hat eingetragen, als der ruhende Tod. Oft ſieht man Linien, die in der Steinwand ſich durch den Gebrauch eingegraben haben, wie durch einen daran reibenden Tiſch oder Seſſel. Oefter kennt man den Platz, wo die Lampenhalter befeſtigt geweſen. Haben denn die Todten geſpeiſet und bei ihrem Grabesſchlummer am Licht ſich erfreut? Dazu ſieht man in den Felsſpalten dabei, wie jede Gelegenheit benutzt war, das herabrinnende Waſſer zu fangen. Was braucht der Todte an der plätſchernden Welle ſich zu erfreuen? Nur zwei kleine Inſchriften ſind in einer großen Höhle mit Pyramidal-Einfaſſung, dem Theater gegenüber, eingegraben. Da dieſe Züge noch nicht entziffert ſind, kann man nur nach dem Verlauf der Geſchichte einige Vermuthungen aufſtellen.

Geſchichte Edom's.

Eſau hatte an Jakob die Erſtgeburt verſcherzt, und der ſchlaue Jakob hatte den Segen des Vaters ſich erſchlichen; ihm rief der Vater zu: „Der Geruch meines Sohnes iſt wie der Geruch eines Kornfeldes. Gott gebe dir vom Thau des Himmels und dem Fett der Erde und Fülle von Korn und Moſt. Es ſollen dir dienen Völker, und

Stämme ſich vor dir beugen. Sei Herr über deine Brüder und beugen ſollen ſich vor dir die Söhne deiner Mutter". Eſau kam zu ſpät, für ihn war nur der geringere Segen des unſtäten Hirten im Felſen: „Ohne Fett des Bodens wird dein Wohnſitz ſein und ohne Thau des Himmels von oben her". Rauh und hart war Eſau's Schickſal, friedlos wie das der Hirten im Gebirge. „Von deinem Schwerdte wirſt du dich nähren und deinem Bruder dienen, aber es geſchieht, wenn du dich losreißeſt, ſo ſchüttelſt du dein Joch ab von deinem Halſe".

Es iſt unmöglich, das Leben beider Brüdervölker beſſer zu ſchildern. In der Gebirgsau Paläſtina war aller Segen des Landes für einen Hirtenſtamm, war eine ſegensvolle Entwickelung möglich. Der rauhe Mann im Felſen aber war in den Klüften der Berge wie eingeſchloſſen. Der gutmüthige Eſau vergaß die Kränkung vom Bruder und empfing ihn nach vielen Jahren der Trennung mit offenen Bruderarmen. Eſau, der Jäger, ließ ſich auf dem Gebirge Seïr nieder, und es entſteht ein Stamm der Edomiter, der zunächſt neben den Ureinwohnern, den Horiten, den Höhlenbewohnern beſteht, bis er dieſelben ganz verdrängt; ſo ſtehen 1. Moſe 36 neben den Stammhäuptern der Eſawiten auch die der Horiten. Von Theman, dem Enkel Eſau's, war der Süden des Landes benannt. Die Eſawiten behielten ihre Stammesverfaſſung bei, während der nördliche Theil des Landes, die Dſchebal, die königliche Regierung einführten, von denen acht ſchon geherrſcht, ehe das Königthum unter den Juden Platz griff, (vgl. 1. Moſe 36, 31—39). Die Verſchiedenheit der Stämme erklärte, daß, während die Einen,

die Horiten, den auf ihrer Wanderung ermüdeten Juden den Durchzug wehrten, die anderen, die Eſawiten auf dem Gebirge Seïr, den Verwandten denſelben geſtatteten

Damals ſchien noch ein befreundetes Verhältniß zwiſchen den verwandten Stämmen obzuwalten. Es iſt dieſer Punkt gar wohl bei der Geſchichte des hebräiſchen Volkes zu beachten. Während Moſe auf das Strengſte gebot, die fremdartigen Stämme mit Feuer und Schwerdt auszurotten, ſo ſcheint es ganz deutlich, daß der weiſe Führer doch ein freundſchaftliches Verhältniß mit den Blutsverwandten Iſrael's wollte beobachtet wiſſen. „Bekrieget ſie nicht; denn ich werde euch von ihrem Lande nichts geben, auch nicht einen Fuß breit; denn zur Beſitzung dem Eſau habe ich Seïr gegeben", (5. Moſe 2, 5), und ähnlich redet der große Führer (V. 9) in Betreff der anderen Vettern, der Moabiter. Es ſcheint daraus hervorzugehen, daß Moſe ein freundſchaftliches Verhältniß der verwandten Stämme beabſichtigte und ein Hauptſtachel, der das Leben Iſrael's kränkte, war der, daß ſie mit ihren eigenen Blutsverwandten zerfielen.

Das beweiſt beſonders die Geſchichte der Edomiter. Hatte gleich Moſe geſagt, daß von dieſem Lande Iſrael nichts ſollte verliehen werden, daß das karge Erbtheil dem Eſau nicht ſollte geſchmälert werden, ſo bekriegte Saul doch die Verwandten mit Glück, (1. Sam. 14, 47), es unterwarf ſie David, (2. Sam. 8, 14); Salomo ſtreckte ſeinen Herrſcherarm bis zum rothen Meer aus, damit die Juden auch die wogende See beherrſchen möchten, und die Schätze des Meeres ihnen zufielen (1. Kön. 19, 26).

Jetzt entbrannte jener Haß zwiſchen den alten Stamm-

vätern nach langen Jahrhunderten in ihren Nachkommen Das triefende Schwerdt zeichnete ſeine Spuren mit Bruderblut im Gebirge Seïr und den Gefilden Süd-Paläſtina's, und die Fackel des Krieges wogte hin und her in den Bruderſtämmen. Als Iſrael mächtig war, beherrſchte Jakob den Eſau, doch als Iſrael zerfiel, rächte ſich Eſau für die Kränkung. Bis auf Joſaphat (vgl. 1. Kön. 22, 48) diente der rauhe, kräftige Eſau ſeinem ſchlauen, mächtigen Bruder; ein Statthalter, ſo ſcheint es, beherrſchte in Iſrael's Namen den Bruderſtamm, und bis zum rothen Meere hin war Jakob Herrſcher. Unter Joram jedoch ſchüttelte Eſau das Joch ab. Da hatte ſtatt der Ausſpruch Iſaak's: „Wenn du dich losreißeſt, ſo ſchüttelſt du ſein Joch ab von deinem Halſe.".

Die Edomiter hatten einen König aus ihrem Volke (2. Kön. 8, 20—22; 2. Chron. 21, 8—10). Wenngleich ſpäter der König von Juda Amazia Petra d. i. Sela*), die Felſenfeſte eroberte und Jaktheel nannte (2. Kön. 14, 7; 2. Chron. 25, 11—14), auch Uſia, ſein Nachfolger, bis zum Hafen Aelath (2. Chron. 26, 2) die ſiegreichen Waffen Juda's trug, ſo konnten doch nicht mehr die Stämme Jakob's die wilden Bergbrüder bändigen. Unter Ahas waren die Edomiter ſiegreich gegen den Bruderſtamm und führten viele Gefangene aus Juda fort. Als darauf Rezin, König von Syrien, bei ſeinem Einfall in Judäa die Juden aus der Hafenſtadt Aelath vertrieb, faßten die Edomiter hier wieder feſten Fuß. Als die Juden immer ſchwächer wurden, wuchs ihnen gegenüber der Bruder-

*) Vgl. über die Namen und Geſchichte Petra's Robinſon III. 108 ff., 760.

ſtamm im Felſen, ſo daß zur Zeit Jeremia's, nördlich bis Bosra im Chauran und ſüdlich bis Dedan in Arabien, der Felſenbewohner, der Nachkomme Eſau's, mächtig herrſchte; (Jer. 49, 20; Jeſ. 34, 6; Ez. 25, 13), doch ihr Stolz bethörte ſie.

Die Chaldäer drangen gegen die Juden vor, da beſiegelten die Edomiter durch den Bund mit den feindlichen Chaldäern jenes Jahrhunderte währende Trauerſpiel der feindlichen Brüder; denn ſie riefen in ihrem Bruderhaß gegen Zion: „Reißt, reißt um, bis auf ihre Grundfeſte" (Pſ. 137, 7).

Die Edomiter hatten mit Rachſucht gehandelt und Schuld auf ſich geladen, ſie hatten ihr Gebiet zu vergrößern gehofft (vgl. Ez. 25, 12—15; 35, 10; 36, 5). Blieben gleich die Edomiter nicht verſchont beim Vordringen der fremden Heere, ſo wurden ſie doch nicht aus ihrem Vaterlande verpflanzt. Wir finden ſie auch wirklich im ſüdlichen Thal von Judäa, als Beſitzer von Hebron, bis Judas, der Maccabäer, ſie daraus vertrieb, (1. Macc. 5, 65).

Scheinbar hatten die Edomiter durch den Verrath an ihren Brüdern gewonnen, doch in der That ſich recht eigentlich den Todesſtoß gegeben. Das politiſche Leben der Abrahamiten, Iſrael's und ſeiner Brüderſtämme hing eng zuſammen; es mußte eine enge Kette von Völkern ſein, die ſich an jener Lebenslinie entlang zog, wenn das Leben aller Bruderſtämme gedeihen ſollte. Wurde ein Glied in dieſer Kette zerſtört, war das ganze Leben dieſer Völker zerriſſen. Der Bruderhaß hatte jetzt dieſe Kette durchbrochen. Das Leben der Edomiter ſcheint ſomit allmählich auch zu

verkümmern, und die harten Strafreden der Propheten haben ſich vollkommen erfüllt, bis Johann Hyrkan von den Maccabäern ſie den Juden einverleibte (130 v. Chr.) und ſie zur Beſchneidung zwang. Sehen wir nun, was wir aus dieſer Geſchichte für die Betrachtung der Denkmäler Petra's gewinnen mögen.

Die Propheten drohen jenen, die den Adlern gleich ihre Neſter zwiſchen die Sterne ſetzen wollen.

Es kann uns nicht ſchwer werden, in dem Geſtein von Petra die Erklärung dieſer Stelle zu finden; jene einfachen Felſenhöhlen, die oft bis hoch hinauf im Stein eingehauen ſind, daß man davor ſteht, zweifelnd wie ſie dort hinauf gekommen ſeien, laſſen uns über die Worte des Propheten nicht zweifeln. Die Edomiter waren rauhe Hirtenvölker; im Steine aufgewachſen, waren ihr einziges Gut die zwiſchen den Felſen liegenden Thäler; das war die Nahrung für ihr Vieh, während die öden Sandſtein-Gebirge gar nichts bieten. Sollten ſie die paar Fuß breit Erde zu Wohnungen für die Lebenden oder für die Todten gebrauchen? ſollten ſie darauf Häuſer errichten oder zu Gräbern ſie umwühlen? Dazu kommt, daß in dieſen Felſenkeſſeln die Hitze unerträglich wird, indem die von dem kahlen Geſtein abprallenden Sonnenſtrahlen wie glühende Pfeile den menſchlichen Körper durchzucken. Im Schooße des Geſteins mußte der Menſch für ſein Leben wie für ſeinen Tod ſich hier eine Stätte ſuchen. Wohl mochte es uns daher nahe liegen, dieſe einfachen, rauhen, oft im hohen Felſen eingegrabenen Höhlen, ſowohl für die Wohnſitze der alten Edomiter, als auch für ihre Gräber zu halten.

Es erſcheint unwahrſcheinlich, daß das Leben mit dem Tode hier friedlich bei einander wohnte, und dies beſonders bei den Nachkommen Sem's. Aber die eigenthümliche Lage des Volkes, daß ſie hier eingepfercht waren in die engen Schranken, welche die ſchroffen, unüberwindlichen Felſen hier bieten, der Mangel an Raum für ein Volk macht eine ſolche Anſicht erklärlich. Dazu kommt, daß in dieſem Klima der Körper bald eintrocknet und verdorrt, und dann keine unangenehme oder gefährliche Ausdünſtungen von ſich giebt.

Die Scheu endlich, welche beſonders die Semiten vor den Leichen als vor etwas Unreinem haben, iſt ſpäter freilich groß, aber nicht in der früheren Zeit. Mit welcher Sorge und Liebe gedenkt nicht Abraham ſeines Todten, der Sara, und trugen nicht die Juden die Gebeine Joſeph's mit ſich auf ihrer weiten Wanderung? Das ſind vielmehr Züge, die beweiſen, wie ſehr man die Aſche der Verſtorbenen ehrte. Der rauhe Edomiter, welcher von ſeinem Schwerdte lebte, er ehrte die Todten, wie noch heute die Hirtenvölker thun. Warum ſollte der Sohn, der ſeines Vaters Tod zu rächen hatte, nicht auch bei den Todten wohnen? In allen Höhlen, die wir beſuchten, und das war eine große Anzahl, fanden wir Gruben

Der wilde felſenbewohnende Stamm, der ſeine Geſchichte nur mit dem vom Blute des Bruders triefenden Schwerdte einſchrieb, verſchwand; er mußte verkommen, ſobald ſein Bruderſtamm von Feindes Hand geknickt ward. Die Nachrichten über die Edomiter oder Idumäer verſchwinden; nur wird noch vor der Belagerung Jeruſalems durch Titus erwähnt, daß über zweitauſend Idumäer den

letzten Zug der Schande in ihrer Geſchichte niederſchrieben, indem ſie in Jeruſalem einzogen, um dort zu plündern, zu morden und zu rauben.

Die Nabatäer.

Ein merkwürdiges, anderes Völkchen finden wir hier in der Zeit vor und nach Chriſto, das ſich hier feſtgeſetzt hatte und das uns unter dem Namen der Nabatäer entgegentritt. Mit der Herrſchaft Rom's war ſein Luxus hochgeſtiegen, je weiter die Genüſſe kamen, deſto ergötzlicher erſchienen ſie. Indien mußte beſonders ſeine Schätze hergeben, das Wohlleben der allmählich entnervenden Römer angenehm zu machen. Noch beherrſchte man nicht die gefährlichen Tücken des rothen Meeres, und die Seefahrt an Arabiens ungaſtlichen Geſtaden entlang. Zu Lande mußten die Schätze Indiens den Römern herbeigeſchleppt werden, und da thaten ſich beſonders zwei Wege auf. Im Norden von Paläſtina über Damascus ging der eine zum perſiſchen Golf, und hatte ein Waarenlager im wunderbaren Palmyra in den Steppen. Ein anderer ging ſüdlich von den ſüdlichen Häfen Phöniciens oder von Egypten hinauf in die Wüſte, und von da oſtwärts dem perſiſchen Golfe zu. Hier mußte auch für die Karavanen ein ſicherer Raſtort ſein, eine Handelsniederlage für die hin- und herwandernden Schätze. Dazu ward Petra, die ſichere Felſenburg, auserſehen. Dieſen Handelsweg hatte ein ſchlaues Handelsvolk beſetzt, welches uns unter dem Namen der Nabatäer beim Diodor Hist. lib. II. p. 160 (Haverc) entgegentritt. Der Krieg des Antigonus und Demetrius gegen dies im Felſen ſich einniſtende Handels-

geſchlecht zeigt ſie uns zuerſt auf der Bühne der Weltgeſchichte, nicht ſowohl als ein tapferes, ſondern als ein ſchlaues Volk, und den Ruf eines ſolchen bewährten ſie bei der freundlichen Irreleitung des Gallus mit ſeinem Römerheer zur Zeit des Auguſtus vollſtändig. Der nabatäiſche König Obodas konnte natürlich den Römerzug nicht gern ſehen; denn wenn man auch gleich nur gegen Arabien ging, waren doch die Römer gewiß nicht gewillt, eine Felſenburg wie Petra aufzugeben, wenn man ſie einmal beſetzt; der Nabatäer Unabhängigkeit, ihr Handel ſtand auf dem Spiele. Und wenn die Nabatäer auch durch viele Geſchenke die ſtolzen Helden, denen ſie nicht recht widerſtehen konnten, für ſich gewannen, ſo erlag doch das Römerheer ihrer ſcheinbar freundlichen Führung durch die Wüſten.

Der Glanz dieſes vortrefflichen Binnenhandels, deſſen ſich dieſes Volk bemächtigt hatte, verſchwand, ſobald man einen leichteren Handelsweg als dieſen, der aus dem untern Euphratland Babylonien nach Petra, und von da nach Egypten oder nach den Handelsſtädten Phöniciens führte, auffand; denn auf dieſen ſtützte ſich der Glanz des nabatäiſchen Handelsvolkes. Dies geſchah, als die Römer Egypten beſetzten, die Waſſerſtraße zum perſiſchen Golf kühn befahren ward, und die Arſaciden nach den Seleuciden den Nordweg beunruhigten.

Ueber die Nabatäer, welche die zweite Periode in der Geſchichte von Petra bilden, hat der gelehrte Orientaliſt Quatremère im Journal Asiatique von 1835 eine höchſt wichtige Arbeit geliefert. Die Nabatäer ſind ihm nicht, wie den meiſten römiſchen Schriftſtellern, ein arabiſcher Stamm, ſondern ein aramäiſcher, der von ſeinem Heimath-

lande vom ſüdlichen Euphrat aus dieſen Handelsweg beſetzten. Schon die paar Züge, die uns die Geſchichte von ihnen liefert, ſind dem Charakter der unſtäten, wilden Hirten, der Edomiter ſowohl als den Arabern gerade entgegengeſetzt; das harte Abſtoßen dieſer gegen die Fremden, paßt gar wenig mit jener feinen, Alles berechnenden Gaſtfreundſchaft.

Woher kam nun dieſes Volk, das wie ein Meteor in der Weltgeſchichte nur auf kurze Zeit erſcheint, um nach einem kurzen Auftreten wieder davon zu verſchwinden? Sie ſind eine Phaſe eines größeren Völkerlebens, welches zwar in Dunkel uns verhüllt iſt, das aber nichts deſto weniger einſt ein mächtiges Werkzeug der Vorſehung für die Entwickelung der Weltgeſchichte geweſen iſt. Der gelehrte Orientaliſt bleibt uns die Antwort auf unſere Frage nicht ſchuldig. Aus den Nachrichten Maſudi's und anderer orientaliſcher Schriftſteller giebt Quatremère die Beweiſe, daß die Nabatäer aramäiſchen Urſprungs waren. Sie bildeten eine große Nation, die man oft mit den Syrern vermiſchte, mit denen ſie einen gemeinſchaftlichen Urſprung und gemeinſchaftliche Sprache hatten. Sie bewohnten jenes Land zwiſchen Euphrat und Tigris, Chaldäa und Meſopotamien genannt (vgl. Ritter Erdkunde XII. 130.)

Die Nabatäer durchſchnitten als ein friedliches aber regſames Handelsvolk mit ihren Karawanen die weiten Steppen und Wüſten. Wenn der kühne Seefahrer, der Phönizier, durch ſeinen Seehandel die Schätze der Welt ſich zueignete, ſo ſcheinen die Nabatäer den Landhandel durch die weiten Steppen und Wüſten an ſich geriſſen

zu haben. Zum Landhandel bedurften ſie vieler Kolonien und mußten die Orte beſetzen, welche auf der gefahrvollen weiten Karawanenſtraße den ermüdeten Männern und Reiſethieren ſicheren Schutz bieten können. An allen für den Handel wichtigen Punkten wußte das ſchlaue Volk Kolonien zu gründen. In Damascus, Medina, Mecca hatten ſie ſich angeſiedelt; beſonders aber iſt hier intereſſant eine gewiß ſehr alte Niederlaſſung der Nabatäer am ſüdlichen Ufer des perſiſchen Golfes. Strabo berichtet (XVI. 766.), daß die Chaldäer d. i. die Nabatäer aus Babylon vertrieben, ſich im tiefliegenden Meerbuſen von Gerrhae niedergelaſſen. Der Großhandel zwiſchen Babylon, Gerrhae und Petra erhält dadurch ſein Licht und die weiten Handelsſtraßen zogen ſich ſo durch die weiten Flächen. Welthandel begleitete die nabatäiſchen Niederlaſſungen. Es war nicht das Schwerdt, mit dem dieſes Volk blutig ſeine Geſchichte aufzeichnete, es war nicht das hohe Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaft, das ſie durchglühte und wodurch die Nabatäer ſich in der Geſchichte des Geiſtes hervorgethan hätten, nur der praktiſche, auf's Erwerben gerichtete Sinn war ihr Erbtheil. Weil ſie nur am Erwerb und Beſitz im Leben hingen, ſind ſie im Dunkel der Geſchichte verſchwunden, und nur aus verworrenen Kunden ſucht der Scharfſinn einige Erinnerungen dieſes Völkerlebens zu retten.

In dem gigantiſchen Denkmal, dem Saal von Petra, möchte man ihnen die große Menge von Denkmälern die nur aus zwei einander wenig zuneigenden Pfeilern mit dem darüber gelegten Querbalken zuſchreiben. Es iſt keine feine Kunſt hier zu ſehn, die einen hochſtrebenden

Geiſt anzeigte, wohl aber eine gewiſſe praktiſche Eleganz und der einfache Geiſt der Ordnung, wie ſolcher den blos handeltreibenden Völkern eigen iſt.

Das Innere bietet meiſtens eine einfache vierkantige Steinhöhle und jener vorher erwähnten, dem Stein eingegrabenen Gruben giebt es eine große Anzahl. Den Naturgeſetzen der Felſenſtadt waren ſie eben ſowohl unterworfen wie die Edomiter. Man iſt verſucht, dieſe Steinhöhlen auch für Waarenlager des handeltreibenden Volkes zu halten.

Die Pyramidal-Denkmäler, welche wir den Nabatäern zuſchreiben möchten, ſtehen alle dicht an der Erde; ſie hatten nicht den kühnen Geiſt der Edomiter, den Adlern gleich ſich in dem hohen Felſen anzubauen.

Der Reichthum und der Glanz Petras mußte ſinken, ſobald nach den Seleuciden die Arſaciden ſie auf ihren Landwegen plagten und die Römer durch die Beſitznahme Egyptens einen wohlfeileren direkten Verkehr nach Südarabien und Indien hatten.

Der römiſche Kaiſer Trajan unterwarf endlich (Dio Cassius LXVIII. 14.) die Stadt. Den kunſtliebenden Römer mußte das prächtige Material, der Roſaſandſtein, in ſteilen Flächen zur Einzeichnung von Denkmälern reizen, beſonders da er mit Stolz nach der Beſetzung dieſer Felſenburg ſich rühmte, daß auch der wilde Wüſtenſohn, der Araber, ſich jetzt dem Joche der Römer gebeugt.

Das Siegel ihrer Herrſchaft und ihrer Bildung wollten ſie dem Stein einprägen. Die Werkleute und Künſtler belebten die Stätte, um mit geübtem Meißel der Kunſt Griechenlands und Roms hier ein Gedächtniß zu

errichten. Hadrian ſcheint beſonders die Stadt verſchönert zu haben (vergl. Ekhel Doctr. N. II. p. 503., wo Petra Hadriane Petra Metropolis heißt.)

Auch die prächtigen Gebilde römiſch-griechiſcher Kunſt ſind wohl ſchwerlich allein den Todten geweiht. Sollte nicht auch der Römer aus der Glut der Ebene hier im kühlen Schooß des Felſens ſeine Zuflucht geſucht haben? die rohen Wände der quadratartigen, in den Stein gehauenen Zimmer laſſen ihren Zweck nicht genauer kennen.

Es war am letzten Abend meines Aufenthalts in Petra, daß ich in einem der Prachtgebäude von Petra mit mehreren unſerer Beduinen und dortigen Einwohnern gegen Abend zu einem Kaffee zuſammenkam. Das Feuer, das mit trocknem Kraut gezündet war, flackerte auf und warf ſeinen Schein auf die wilden Geſichter meiner Geſellſchaft. Düſter maleriſch war dort die Scene. Vielleicht hatten hier einſt die Römer bei ihrem Falerner froh geweilt und hatten in ihrem Uebermuth die Welt zu beherrſchen gemeint. Einen ewigen Glanz glaubten ſie um ſich zu verbreiten, und die Herrlichkeit ihres Staates, meinten ſie, könne nie untergehn. Jetzt ſitzt hier der rauhe Beduine mit dem wilden Einwohner, düſtern Erdengeiſtern vergleichbar, die in ein Feen-Paradies verſchlagen worden, und die Hallen, die einſt der gebildeten Welt erglänzten, ſtehen jetzt in traurigem Dunkel und ſchauriger Einſamkeit. Nur ſelten zieht von fernen Landen ein Fremdling hier ein, der doch wenigſtens die Namen der einſtigen Bildner noch kennt. Alle dieſe Völker ſind nun dahingegangen und zurückgekehrt in den Schooß der Erde, von der ſie genommen ſind. In dem raſchen Strome der

eilenden Zeit ſuchten ſie an dieſem ewigſtehenden Felſen ſich anzuklammern, aber ſie ſind davongeriſſen und von der Höhe ihres Stolzes daniedergeſtürzt. Hoch im Felſen glaubten die Geſchlechter über der Welt zu thronen, doch ſie ſind heruntergeriſſen, und im Winde ſcheint ihr Staub verweht. Nur ihr Grab ſcheint zu währen. Alles iſt todt ringsum, nur Adler kreiſen im blauen Aether. Sie zeichnete der Propheten Mund als ein Sinnbild des einſt hier thronenden Hochmuthes. Auch im Gebiete des Geiſtes erhebt ſich oft ein kühner Streiter, mit ſeinen Schwingen will er den Himmel erfliegen und im Hochmuth gegen ſeinen Schöpfer die Welt ſich conſtruiren, doch herunter ſtürzt ihn die Hand Jehovah's.

Den Segen des Vaters hatte Eſau nicht erlangt, ihm war nicht gegeben Thau des Himmels und Fettigkeit der Erde, noch auch Fülle von Korn und Moſt.

In den rauhen Felſenkeſſeln konnte ſich kein rechtes Staatenleben bilden, der rauhe Mann mußte von ſeinem Schwerdte leben. Ein hohes Land bewohnte Edom, aber ein Land des Seegens war es nicht. Er ſchüttelte das Joch ſeines Bruders ab und fröhnte ſeiner Rache. Mit Blut ſchrieb er ſeine Geſchichte, aber eine Geſchichte des Segens war es nicht.

Es erſcholl ſein wilder Ruf durch die Felſen, kühn und herausfordernd in ſeinem Hochmuth, aber der Ruf des Segens war es nicht.

Von Petra nach der Grenze Paläſtinas.

Nachdem wir vier Tage in der wunderbaren Felſenſtadt geweilt, brachen wir am 25ten März 1849 unſre Zelte

ab. Lange noch hielten wir auf der Anhöhe bei jener Säule, die den Eintritt in Petra bezeichnet, und mit einer tiefen Melancholie über das Hinschwinden menschlicher Herrlichkeit wandten wir uns ab von dieser wüsten Welttribüne, wo so viele Geschlechter einst in Glanz vorübergewandelt sind.

Das Thal bis zum Fuße des Berges Hor hinuntergehend, bogen wir gen Norden in einen wilden, steilen Felsenweg ein. Wir mußten von den Dromedaren steigen und voraufgehen, damit die Thiere sich selbst über die in den Weg gerollten Felsen den Weg suchten. Auf der Spitze nahe dem Thal, welches wir hereingekommen, bemerkten wir die Ueberreste eines Forts, wahrscheinlich aus der Römer Zeit.

Nachdem wir zwei Stunden den ermüdenden Felsenpfad hinabgeklommen waren, kreuzten wir die ebnen Wege zwischen den Felsen-Vorsprüngen. Dies geschah aber mit vieler Vorsicht, die größte Stille wurde anbefohlen. Mehrere wurden voraufgesandt, Ali ritt an der Spitze; seine Augen funkelten wie die eines lauernden Leoparden. Er betrachtete jede Kameel-Spur auf dem Wege mit größester Aufmerksamkeit, und lauschte auf jedes auch noch so geringe Geräusch. Die heißen Sonnenstrahlen prallten von dem kahlen Sandstein in drückender Hitze ab. Die Spannung, in der wir uns befanden, machten uns die Reise dieses Tages gerade nicht sehr angenehm. Eine Tagereise nördlich mußten die Beni Sachr, die Todfeinde unsrer Alawi, hausen, und auf ihren raschen Rossen konnten sie gar bald zur Schlacht herbeieilen. Vielleicht konnten die falschen Bewohner von Petra sie benachrichtigt haben, und was dann aus meinen Bedui-

nenfreunden, was aus uns dann werden möchte, war nicht zu berechnen.

Nach einer Stunde der größten Spannung fanden wir die voraufgesandten Spione friedlich an einer Wassergrube sitzen; das war der Punct, wo wir am ehesten den Zusammenstoß mit den Beni Sachr gefürchtet hatten.

Ruhiger, wenn auch nicht weniger vorsichtig, zogen wir noch eine Stunde hin, doch machten wir bald Halt. Die Gebirge haben einige Berge, gleichsam als die Vorkämpfer ihrer Heereszüge, weit voraufgesandt, und hinter einem derselben, welcher sich ganz steil dicht am Saum des W. el Arabah erhebt, schlugen wir still unsere Zelte auf. Aïd hatte sich um den Berg herumgeschlichen und die Ebene durchspäht, er kehrte jetzt mit ruhigerer Miene wieder zurück.

„Du schleichst ja wie eine Hyäne", erwiederte ich, warum machen wir denn hier schon Halt? „Nicht wie die Hyäne", erwiederte er, „wie der Wolf; denn der Wolf greift den Reiter von vorn an, die Hyäne aber hinterrücks. Wir halten hier; denn die Beni Sachr durchstürmen in ihrer Rachegluht bei Nacht die Ebene. Das Feuer ihres Zornes erwärmt sie in der Kälte der Nacht. Sehn sie unsere Feuer, stürzen sie sich auf uns. Denke nicht, daß wir uns fürchten, der Alawi ist im Kampfe erprobt, aber Klugheit ist keine Schande. Und euer Leben ist uns anvertraut. Wenn wir aber sterben, habt ihr keine Führer und keine Beschützer; wollt ihr dann in der Wüste verschmachten?" „Du hast recht gethan," erwiederte ich, „deine Klugheit ehrt Dich, tapfer ist auch das Thier, aber du bist tapfer mit Klugheit." Es wurde alle Vorsicht angeordnet, man brannte nicht die Wachtfeuer hell an,

feſſelte die Kameele, daß ſie nicht in die Ebene liefen, und man enthielt ſich auch der lauten, heftigen Unterhaltung.

Es war grade Sonntag, und ich ſuchte noch einmal durch das Leſen der Bibel mir die Lebensbilder zu vergegenwärtigen, welche auf der Bühne dieſes Felſentheaters vorübergegangen waren. Die Weiſſagungen gegen Edom und der Tod des Aaron bildeten heute den Gegenſtand unſrer religiöſen Betrachtung. Die Sonne war hinter uns untergegangen, und der Purpurſtrom, den ſie bei ihrem Scheiden durch den Himmel ergoß, war ſchon verblichen. Aber die Schönheit der Nacht ließ uns die ganze Gegend noch einmal überſchauen. Gegen den Hintergrund des Horizonts, jener durchſichtigen Decke des feinſten Dunkelblau, ſtachen die düſteren Züge der Gebirge in großartiger Schönheit ab. Ueber ſie ragte in gebieteriſcher Höhe der dunkle Kegel des Berges des Aaron hervor. Mit einem Herrſchermantel von den feinſten Silberfäden ſchienen die Mondesſtrahlen ihn zu umweben, und ein Diadem der goldenen Geſtirne ſchien ſein düſteres Haupt zu umkränzen. Die düſtere Macht der Erde war mit der ewigen Pracht des Himmels hier umwogt. Auf dieſem Berg verſchied Aaron in Gegenwart ſeines Bruders, des großen Moſe. Ihr Leben war im Naturſchauſpiel wiedergeſpiegelt. Der Erde dunkler Schooß hat ſie wiedergenommen, und wie Aaron hier auf dieſem Berg verſchied, ſo ſtarb Moſe auf dem düſtren Gipfel der Berge Moab's. Ihr Leben war oft ſtürmiſch und trübe wie jene Berge, aber der Gedanke an ihren Herrn umkrönte es mit himmliſchem Glanze. Sie ſind geſchieden, wie es das Loos der Menſchen iſt. Aber in ihnen hat Gott die Grundlage

zu einer Geistesentwicklung gelegt, die länger dauern wird als die Festen der Erde, und welche von den Pforten der Hölle nicht wird überwunden werden. Der spitze, düstre Kegel scheint mit dem Himmel sich zu einen; in ihnen begann ein Geistesleben, das aus den dunklen Trauerschichten der Erde, im Vertrauen auf Gottes Liebe zum klaren Himmel sich erhebt.

Den folgenden Morgen (26. März) bestiegen wir früh die Dromedare; denn es galt heute, so bald wie möglich das W. el Arabah zu durchschneiden, um in den gegenüberstehenden Vorsprüngen der Felsen vor den gefürchteten Feinden geschützt, unsere Reise fortzusetzen. Ein ungeübtes Auge glaubte das W. el Arabah nicht so groß, und auch wir schmeichelten uns, die gegenüberstehenden, in Nebel gehüllten Gebirge bald zu erreichen. Darin täuschten wir uns aber. Wir zogen gegen N.W. durch das W. el Arabah. Hier und da war ein Gesträuch, auch wohl bisweilen ein knorriger, verkümmerter Wüstenbaum (Sejâl), doch standen diese Gewächse meist immer in einem Zuge, den Verlauf der Regenströme, welche sich wieder im Wüstenschooß verlaufen, bezeichnend. Schon brannte uns die Sonne auf's Haupt, und immer war noch nicht der gegenüberstehende Gebirgsrand erreicht. Vorsichtig spähten die Beduinen rechts und links und betrachteten besonders mehrere Feuerstellen, die durch Kameelspuren und verkohltes Holz die Lagerstätten anderer Züge bezeichneten.

Bei der genauen Beobachtung, mit der Aîd das Alter der Lagerstätten prüfte, konnte man wohl merken, daß die Gegner unserer Führer bei weitem nicht so vorsichtig

zu ſein brauchten als unſere Beduinen. Die Beni Sachr ſind ein ſehr mächtiger Stamm, und in der Ebene lagern ſie ruhig, indem ſie weithin ihre Wachtfeuer leuchten laſſen; ihre Gefahr beginnt erſt, wenn ſie in die zerriſſenen Vorſprünge der Gebirge kommen, da lauert der Alawi ihnen auf, und durch die Gebirge iſt der Schwächere bei ſeiner Ortskenntniß geſchützt und ſelbſt überlegen.

Hinter einer Erhöhung in dem W. el Arabah machten wir um Mittag Halt, nachdem Muhammed und Aïd die ganze Gegend vorher recognoscirt hatten.. Die Kameele ruhten ein wenig, wir nahmen einen kleinen Imbiß und eilten dann mit neuen Kräften der anderen Gränze des W. el Arabah zu. Gegen drei Uhr hatten wir dieſe Grenze erreicht, wir traten ein in die Höhenzüge, welche im Weſten das W. el Arabah begrenzen. Wie groß war unſer Erſtaunen, als ſich zwiſchen den kahlen Bergen, dem Anſcheine nach eine grüne, bewachſene Fläche darbot. Bei näherer Betrachtung zeigte es ſich, daß mehr Sumpfrohr als friſches Gras dieſe Fläche beſetzt hatte. Wir konnten leicht die Urſache dieſer Vegetation ergründen; denn vom Fuße einer niedrigen Bodenerhebung fließen drei Quellen aus. Zwei derſelben ſind brakiſch, doch die ſüdliche füllt ein kleines Baſſin mit friſchem, klarem Waſſer. Dies iſt der Hauptquellort in dem oberen Theil des W. el Arabah, von den Arabern Ain el Waibeh genannt, und groß ſind die Schaaren der lechzenden Thiere und Menſchen, welche ſich hier am koſtbaren Waſſer ſtets laben.

Ein ſolcher Punkt verdient in einem Lande, in der ſo wichtige Begebenheiten ſich zugetragen, eine große Be-

achtung, und es ist ein Verdienst Robinson's, auf diese Stelle besonders aufmerksam gemacht zu haben. Der genaue Beobachter schlägt hier ein Hauptmerkmal ein für die ganze Geschichte der späteren Wanderung Israel's. Der Hauptpunkt für diesen Theil der mosaischen Erzählung ist Kades.

Nach der Wanderung in der Wüste Sin sandte Mose aus der Wüste Paran (4. Mose 13, 1) Kundschafter in das gelobte Land, die nach Kades heimkehren, wo Mose sie erwartet. Viel reden sie von dem Segen des Landes, aber sie verbreiten auch gewaltige Furcht vor den Einwohnern. Josua und Kaleb allein sind Männer, die dem Feinde in die Augen zu sehen wagen. Das Volk, welches doch so viel Beweise von der rettenden Gnade des Herrn erfahren, zittert in Feigheit. Ein so wankelmüthiges Geschlecht, das in der Knechtschaft Egyptens den Muth verloren, konnte das Land nicht erobern; zu oft schon hatten sie in ihrem wankenden Sinn Jehovah versucht, ein neues Geschlecht mußte in der kargen Wüste aufwachsen, das eine muthigere Stirn den Gefahren zu bieten bereit wäre. Wieder zurück mußte die Schaar, den Sandstrom des W. el Arabah hinunter bis zum Schilfmeer, nachdem der Versuch der Widerspenstigen, gegen Jehovah's Willen das Land zu erobern, mißglückt war. So weit die Erzählung 4. Mose 14. *)

Wir finden im zwanzigsten Kapitel in Kades wiederum die Israeliten bei Wassermangel wider Mose murrend. Der Stab Mose ruft Wasser hervor. Die Quellen

*) Vgl. Robinson's Palästina III. 170—175.

von Ain el Waibeh ſind freilich nur klein und konnten bald erſchöpft ſein, oder auch in der Hitze verſiegen. Hier prophezeiht der Herr dem Moſe und Aaron, daß auch ſie nicht das heilige Land betreten würden, darum, daß ſie nicht vertrauten, Gott zu verherrlichen vor den Augen des Volkes. Das Waſſer ward genannt das Waſſer des Haders. Von hier aus geht dann die Erzählung in geordneter Reihe weiter. Man bittet um den Durchzug durch Edom, der verwehrt wird. Dann zieht die Gemeinde zum Berge Hor, wo Aaron verſcheidet; wiederum müſſen die Iſraeliten das Sandbett des W. el Arabah hinunter, und von dannen ziehn ſie jenſeits der Berge herauf, das Gebiet der Edomiter zu umgehn. Nach den Zeitangaben der vierzig Jahre, womit die im 5. B. Moſe 2, 14. gegebene Nachricht von 38 Jahren zwiſchen dem Auszuge aus Kades und dem Gelangen zum Bach Sared ſtimmt, iſt eine Zwiſchenzeit von 38 Jahren zwiſchen dem erſten und zweiten Weilen Moſe's bei Kades anzunehmen. Dieſe Zwiſchenzeit iſt ein noch nicht erklärtes Problem für jeden, der dieſe Gegend durchreiſt. Das W. el Arabah von Akaba bis el Waibeh iſt eine Strecke von höchſtens 45 Kameelſtunden, etwa zwanzig deutſchen Meilen, ein weißer, bisweilen zwei bis drei Meilen breiter Sandſtrom. Zwar haben wir oben erwähnt, daß die Wüſte hier gerade nicht ſo ganz unfruchtbar ſei; es giebt mehrere Quellen (vgl. 5. Moſe 10, 7.) und der Beduine verſucht einige Felder zu bebauen. Dennoch iſt die Möglichkeit des Unterhalts bei der Länge der Wanderung viel unerklärlicher als im Sinai. Die Reiſeſtätten, 4. Moſe 33, 1—49., ſind bisher nicht wiedergefunden.

Wir ſaßen nieder bei der Quelle, um die Gegend zu beſchauen. Zu unſeren Füßen lag die grüne Fläche und eine Quelle friſchen Waſſers, noch heute der Ort des Hadders für gar viele umherziehende Schaaren. Ein lieblicher Palmbaum beſchattete unſeren Sitz und wir ſahen über das weite W. el Arabah, aus deſſen Hintergrund der Berg des Aaron ſüdöſtlich gebieteriſch ſchön emporſtieg.

Nördlich von dieſem Berge mündet das W. el Ghuwlir in das W. el Arabah, welches einen ebenen Pfad hat, und die Israeliten lockte, durch das Gebiet der Edomiter jenſeits der Berge zu ziehen, da wo noch heute die Pilgerſtraße hinaufgeht, öſtlich am todten Meere entlang, nach Kerak durch das Gebiet der Ammoniter und Moabiter.

Nördlich von uns war wieder in der Ferne ein gewaltiger Gebirgszug, welcher eine ewige Grenze der Natur bildet, der Nakb es Suffah, wahrſcheinlich die alte Grenze von Juda. Ueber dies Gebirge zogen die Kundſchafter nach dem gelobten Land, und kehrten ſo wieder zurück, wie auch jene Widerſpenſtigen, die gegen Jehovah's Willen jetzt ſchon das heilige Land betreten wollten, auf dieſem Gebirgspfade umkamen.

Das ganze Schauſpiel zieht an dieſer Stelle vor unſerem Auge vorüber, vor uns der Wüſtenſand und der gewaltige Todesberg Aaron's, hinter uns jener Gebirgszug, welcher die fruchtbare Gebirgsau Paläſtina von der Wüſte ſcheidet, und der grüne mit Rohr bewachſene Flecken zu unſeren Füßen, Alles vereinigt ſich hier, jene Scene des alten Teſtaments uns vor Augen zu malen.

Gern wären wir an dieſem intereſſanten Orte noch länger geblieben, aber unſere Beduinen ermahnten uns

noch weiter zu reiſen; denn dieſer Ort iſt von den Schaaren der umherziehenden Araber vielfach beſucht, und hier lagerten ſich gewiß häufig die Todfeinde unſerer Alawi, die Beni Sachr. Wir fanden hier bei Feuermalen in der Erde Spuren von einer Wurzel, von der die Beduinen uns ſagten, daß ſie dieſelbe wie Brod büken und äßen; es ſchien eine Art Nymphäe zu ſein.

Unſer Weg ging nun immer nördlich durch die zerriſſenen Vorberge, doch immer nur mit der größten Vorſicht, indem Aïd voraufſchlich, und über die Spitze jeder Erhöhung erſt in dem Thal umherſpähte. Oede Kreiſe von ſandigen Bergreihen umgeben, ermüdeten ſtets das Auge; denn die Vegetation war äußerſt ſpärlich und nur einige dürre Baumſtämme gaben ein treues Abbild von der Kargheit der Erde, der ſie entſproſſen waren. Bisweilen hatte ein großer Geier ſich auf den Aeſten niedergelaſſen und ſpannte kreiſchend die weiten Schwingen bei unſerer Annäherung aus, um über die weiten Flächen des W. el Arabah dahinzuſchweben.

Aïd wählte ſehr vorſichtig den Weg, indem er wohl zu vermeiden ſuchte, von der Ebene aus geſehen zu werden, was in ſofern ſchwierig war, als dieſe Thäler in weiter Mündung ſich in das W. el Arabah ergießen. Kaum ein paar Stunden konnten die Beni Sachr entfernt ſein, und bei der fürchterlichen Blutrache, die zwiſchen den Stämmen wüthete, wären ſie gewiß bei dem erſten Verdacht auf ihren Roſſen herbeigeeilt, um mit blutigem Sold die Alawi den Preis für die ihnen geraubten Kameele, die wir eben jetzt ritten, bezahlen zu laſſen. Aïd wählte daher unſer Nachtlager gerade hinter mehreren Bergen, die uns

ganz vor dem W. el Arabah verbargen. Man enthielt ſich der lauten Geſpräche, und vermied die helleren Wachtfeuer.

Auch am folgenden Tage zog ſich unſer Pfad durch ſolche zerriſſene Vorberge und Thäler. Auch heute wandte man alle Vorſicht an; denn wiewohl wir uns immer weiter von dem gefürchteten W. el Arabah entfernten, ſo liefen doch immer noch die Thäler darin aus, wie das Wadi Khurâr. Wir bemerkten hier einmal einen Menſchen auf fernem Abhange, und ſogleich ſprang Muhammed vom Dromedar und eilte ſchnell der Stelle zu. Glücklicher Weiſe kehrte er mit beruhigter Miene wieder.

Am folgenden Tage behielt der Weg immer noch denſelben Charakter, bis wir um zehn Uhr hinter den Vorbergen in einem weiteren Thal, das mehr den Charakter der Ebene trug, entlang zogen. Auch hier hatte ſich das Bett eines kleinen Gießbaches in der Sandebene durch mehr Vegetation und einige Sejalbäume eingezeichnet, und dieſes jetzt trockene Bett zog ſich hin bis zu einem weißen Gebirgsrücken, der in ſteiler Höhe das Thal, in dem wir ritten, quer im Norden durchſchnitt. Die Sonne brannte uns mit glühenden Strahlen auf's Haupt, jeder Luftzug ſchien hier in der Gebirgsebene zu erſticken, und vor uns erhob ſich immer drohender der ſteile Bergesrücken. Wir wußten nicht, wie da hinaufzukommen.

Nachmittag endlich hatte uns der Gebirgsrücken in ſeinen Schooß von Stein aufgenommen, und wir ruhten, von den Felſen vor den Sonnenſtrahlen geſchützt, ein wenig aus. Wir konnten unſere Dromedare nicht wieder beſteigen. Die Laſten wurden feſter gebunden, und ein Strick von den Laſten aus noch um die Bruſt der Thiere ge-

zogen, was auf ein sehr steiles Aufsteigen hindeutete. Jeder Beduine blieb nun bei seinem Kameel, so ging es denn den steilen Pfad hinauf. Muhammed wollte uns zu Fuß einen anderen kürzeren Pfad durch die Felsen führen; doch zogen wir es vor, in dieser Gegend die Karawane zusammenzuhalten. Wir hatten zuerst gemeint, daß der Pfad ein rauher sein werde, doch wie erstaunten wir, als wir einen weiten glatten Weg den steilen Berg hinaufführen sahen; eine weite schöne Chaussee möchte man sagen, denn der Kalkstein war eben in einer großen Breite ausgehauen. Damit die Thiere nicht auf dem glatten Boden ausglitten, waren kleine Rinnen in demselben quer durchzogen, das Ganze war ein Meisterstück des Wegebaues. Dabei war der Pfad so steil, daß man die Kameele in ganz schräger Stellung sah und die um die Brust gezogenen Stricke durch die Schwere der Bürde tief in das Fell einschnitten.

Die armen Thiere keuchten und stöhnten, und mußten gar oft anhalten, sich zu erholen. Die Karawane nahm sich auf dieser glatten, weiten Heerstraße ganz eigen aus; Alles mühte sich ab, den armen Thieren das Aufklimmen zu erleichtern, indem man hinter die Lasten sich stämmend, das Rückgleiten derselben verhindern wollte.

Nach anderthalb Stunden mühevoller Arbeit hatten wir denn den Kamm erreicht, und konnten niederschauen auf den Weg, den wir zurückgelegt. Meisterhaft war der Weg gearbeitet, geebnet und für die Reisenden möglichst bequem gemacht.*) Dies war ohne Zweifel

*) es Suffah erinnert an das hebräische Zephath, wo die Wi-

eine Arbeit früherer Geſchlechter, die den rauhen Felſen für die Handelskarawanen eröffnet. Schaaren von Karawanen zogen hier vorüber, um nach den Handelsſtädten am Meer, von Petra aus die reichen Schätze Indiens zu tragen; doch wie todt und öde iſt der Pfad jetzt, kaum daß bisweilen hier eine Schaar blutlechzender Beutemacher herüberzieht. Von den Spuren der gebildeten Welt iſt nichts geblieben als allein das, was in den feſten Stein eingehauen war.

Auf dem Kamm des Berges ſahen wir noch die Reſte eines Forts, welches jetzt öde und verlaſſen niederſchaut auf die in der Wüſte einherziehenden Staubwolken. Hier hatten wir noch einmal den Blick auf das W. el Arabah, über das ſich im Süd-Oſt noch der Berg des Aaron in ſeiner umwölkten Höhe erhob, daran ſchloſſen ſich gen Morgen die Gebirgszüge faſt in gleicher Höhe. Neugierig ſpähte das Auge dort entlang, ob man vielleicht zur Woge des todten Meeres ſehen könne, aber vergebens. Wir ſtanden auf der Grenzſcheide zwiſchen der gelblichen Wüſte und grünen Steppen; auf der Grenzlinie des geſegneten gelobten Landes gegen ihre weniger glücklichen Stammverwandten. Wir hatten hier über die öden Gebirge hinweg zum letzten Mal den Anblick des weißlichen Sandſtriches, über dem ſich im Hintergrunde düſter die Berge Edom's erhoben. Das Bild der Vernichtung, das Bild eines wüſten Grabes prägte ſich uns noch einmal ein.

---

derſpenſtigen gegen Moſe's Rath in das Land eindringen wollten. Eine Stadt gleichen Namens lag hier in alter Zeit. (Robinſon a. a. O. III. 150.)

Paläſtina.

Juda.

Nahb es Suffah war die von der Natur gebotene Grenze für den Stamm Juda; denn kaum waren wir ein wenig niedergeſtiegen, als jenſeit des Berges die Ebene in friſchem, grünem Kleide ſich vor uns ausbreitete. Die vorher ſo gefürchtete Wüſtenreiſe war vollendet, das Reich des Todes lag jetzt hinter uns, und ein neues Leben wehte uns aus den mit mehr Grün überzogenen Flächen entgegen.

Jeder kleine mit Gras bewachſene und mit Blumen geſchmückte Hügel ſchien uns die Schönheit Paläſtina's zu lehren, und Viehheerden, die wir viel hier weiden ſahen, riefen uns jenen Theil des Segens an Juda zu: „weiß ſind ſeine Zähne von Milch."

Wir machten hinter einem kleinen Höhenzug Halt und zogen dann früh am Morgen weiter. Eine größere mit Grün bewachſene Fläche bot ſich dem Auge, die immer mit niedrigeren Höhenzügen durchzogen waren. Zu dem Grün machten oft die aus ſchwarzem Haartuche beſtehenden Zelte der Beduinen einen maleriſchen Gegenſatz, und ganze Heerden von Kameelſtuten mit ihren Füllen kamen, uns anzuſtaunen. Beſonders kamen die kleinen weißen Kameelfüllen uns mit ihren ſchwarzen Augen, die aus

dem weißen Köpfchen in ſchöner Schwärze hervorfunkelten, zu bewundern, indem ſie, wenn ſie uns in Augenſchein genommen, mit angeborner Gliederſteifheit davon galoppirten.

Wir hatten heute am Morgen eine patriarchaliſche Scene, die unſere Gedanken auf das Hirtenleben vor vielen Jahrtauſenden zurückwies. Auf einem von einem alten Mann geführten Dromedar ſaß tief verhüllt in rothem funkelnden Gewande die Braut, welche jetzt ihrem Bräutigam zugeführt wurde. Wohl konnte man ſie in der ganzen Scene für die Rebekka halten, welche dem Iſaak vom treuen Diener zugeführt wurde. Dahinter folgten einige Frauen in blauen Gewändern ebenfalls zu Kameel, mit Jubelgeſchrei die Braut geleitend.

Fortan wurden die Spuren der alten Civiliſation immer mehr ſichtbar. Wir ſahen ſchon am Morgen Ruinen, die man uns Kurnub nannte, und ſpäter traten uns Ruinen auf einem Bergeszug entgegen, Ararah genannt, welches Robinſon als Aroer erkannte. Beſonders aber bemerkten wir im W. Milh vier tiefe eingemauerte Brunnen mit alten Mauerreſten, nach Robinſon das alte Melatha.

Wir eilten vorwärts, da wir nach längerer Reiſe uns ſehnten, Hebron zu erreichen. Eine Ebene, die wir betraten, beſetzte ſich immer dichter mit Grün, und häufiger bemerkten wir in ihren Kreiſen die ſchwarzhaarigen Zelte der Tihaja-Araber, der reichen geſegneten Hirtenvölker. Noch einmal durchſchritten wir einen anderen Arm des W. Milh, dann aber ſuchten wir noch wo möglich heute das W. Chalīl, d. i. das Hebron-Thal zu erreichen.

Nach einem langen Marſche machten wir Halt, und
gen am folgenden Tage das W. Chalîl nach Hebron
unter. Das Thal gewährte einen ſehr ſchönen Anblick,
: Anemone-Blumen wiegten ſich zahlreich in den grü-
n Teppichen, während reichlicher Thau in ihren Kelchen
länzte. Unſere Dromedare fraßen mit großer Gier die
önen Blumen. Allmählich aber zogen ſich höher die
rgränder, in welchen die grauen Felſen ſtets mit Blu-
n und grünen Graskränzen umgeben waren. Eine
pige Vegetation war zu unſern Füßen. In den Thä-
n war noch der friſche Thau, während ſchon gegen
: Bergwände die heiße Sonne ihre Pfeile ſandte.

Wir befanden uns gegen Mittag rings von dieſen
rgen umgeben, und Aîd wußte hier nicht mehr ſo wohl
ſcheid, als in der Wüſte. Aber das war auch nicht
thig, da die Gegend bewohnt iſt und uns auf den
pitzen der Bergränder alsbald Leute entgegenkamen, die
ar wild dem Ausſehn nach waren, aber doch gern
r ein Trinkgeld uns nach dem Flecken Dhahariijeh ge-
leten.

Man führte uns über einen Gebirgszug weg, wo
r Pfad zwiſchen den von Gras umgebenen Felſen ſich
durchzog, die ganze Gegend aber mehr einen rauhen
harakter annahm, und ſtiegen dann in eine weitere
ene nieder, in der Dhahariijeh, der erſte bewohnte
ßere Flecken ſeit Akaba, lag.

Unſere erſte Begegnung mit der bewohnten Welt
ar gerade keine angenehme; denn man vermied es,
gendwie in unſre Nähe zu kommen, wiewohl ſich die
ächer mit neugierigen Weibern und Männern füllten.

Wir mußten außerhalb bei der Stadt vorbeiziehn, und es wurde uns ein reitender Soldat zur Aufſicht mitgegeben; wir waren Gefangene durch das ſtrenge Geſetz der Quarantäne. Die Wüſtenluft, in der wir anderthalb Monat ohne Berührung mit der gebildeten Welt gewandelt, hatte uns noch nicht gereinigt; der giftige Peſthauch von Egypten her, wo ſchon lange keine anſteckende Krankheit mehr geweſen war, konnte uns doch noch innewohnen.

Der Reiter war beauftragt, wohl zu ſehen, daß wir Niemanden unterwegs berührten. Ging ein Mann mit ſeinem Eſel im Weg vorauf, trieb er ihn mit aller Sorgfalt weit ins Gebüſch. Dennoch aber ſchützte uns die Furcht vor der Peſt nicht ſo weit, daß nicht auch der ehrenwerthe Reiter einen Bachſchiſch verlangte, den er doch ohne alle Furcht vor Anſteckung, und ohne erſt das Geld in's Waſſer zu werfen, gern annahm.

Der Weg von Dhahariijeh noch Hebron geht durch Felſen und Gebirge, aber doch bieten die Berge in ihrem Schooß gar manche Flächen, die wir ſorgſamer, als wir vermutheten, beſtellt fanden. Grenzſteine in langen Reihen durchziehen noch heute die Stücke bebauten Landes, wie vor Alters, und erklären die Weisheit jenes Ausſpruchs: „Verflucht, wer den Grenzſtein rückt.“ Die Gegend hat eher etwas Rauhes, und wenn man den rauhen Charakter der Bergrücken mit den ſchönen Thalkeſſeln vergleicht, in denen die Flecken liegen, ſo begreift man gar wohl den Segen des ſterbenden Vaters an Juda. „Ein junger Löwe iſt Juda. Vom Raube mein Sohn,

ſteigſt du auf; er liegt und ruhet, wie ein Löwe und eine Löwin; wer reizet ihn, aufzuſtehen?"

Ein mächtiger Stamm war Juda und dem Löwen gleich hauſte er im Gebirge. Doch auch den Segen des Landbaues verhieß ihm der Vater und in dem von der Sonne durchglühten Felſenthälern die volle Traube. „Er bindet an den Weinſtock ſeinen Eſel und an die Edelrebe ſeiner Eſelin Sohn; er wäſchet in Wein ſein Kleid und im Blut der Trauben ſein Gewand; trübe ſind ſeine Augen von Wein und weiß ſeine Zähne von Milch."

Dies trat uns beſonders vor die Augen, als wir nach einem Wege von ſechs Stunden Hebron, von den Arabern el Chalîl nach Abraham genannt,*) in einem Felſenkeſſel vor uns liegen ſahen.

Stark war Juda und geſegnet. Dieſer Stamm wurde deshalb hier an die Südgrenze vorgeſchoben, um den feindlichen Edomitern die rauhe Stirn im Kampf zu bieten und mit Simeon vereint den kriegeriſchen Philiſtern einen Damm entgegen zu ſtellen.

Hebron.

Sobald wir vom Berge ins Thal von Hebron herabſtiegen, hieß man uns bei dem neuen, eben erſt vollendeten Quarantänegebäude halten; es erſchienen im Dunkel einige Männer, die uns ankündigten, daß wir ſieben Tage Quarantäne halten müßten, und man wies uns hierzu das eben erſt vollendete, noch ganz nicht ausgetrocknete

*) El-Chalîl, der Freund, d. i. Gottes, weil im Koran Abraham genannt.

Quarantänegebäude an. Im friſchen, dumpfen Kalkgeruch iſt es nicht angenehm zu weilen, und wenn man auch keine Peſt mitbringt, ſo kann man doch ſehr gut die ſchlimmſten Fieber davontragen. Wir entſchloſſen uns daher in unſeren Zelten zu bleiben, und mußten dieſelben auf dem Kirchhof aufſchlagen.

Auf Reiſen gewöhnt man ſich an Alles, ſelbſt auch an die imaginäre Geiſtergeſellſchaft. Mit den Geſpenſtern wären wir leicht fertig geworden, wiewohl unſere Araber davor bebten, aber ein gräßliches Geheul, wie von ſchreienden Kindern, durchtönte die ganze Nacht hindurch die ſonſt ſo ſtille Todesſtätte. Der Ton war von uns bisher nur ſelten gehört. Wir erſtaunten; ſollte es hier in Hebron unruhige Geiſter geben? Doch gar bald bemerkten wir, daß dies Schakale waren, welche zum Todtentanz hier heulten. Schakale ſind die Hauptbewohner von Paläſtina und ſo wurden wir gleich bei unſerem Eintritt in Paläſtina an Simſon mit den dreihundert Schakalen erinnert.

Dieſe Thiere halten auf der Todesſtätte ihre Zuſammenkunft, um vielleicht einen oder den anderen der rechtgläubig begrabenen Muſelmänner zu verſpeiſen, da die Gräber derſelben weit ſind und ſie ohne Sarg in der Erde liegen, damit ſie aufrecht ſitzend ihren Glauben bekennen mögen. Auch ſind die Gräber nur ſehr nachläſſig überbaut. Das Geheul dieſer Thiere die ganze Nacht hindurch iſt fürchterlich; kaum, daß unſere ſo ſehr ermüdeten Glieder auch nur einige Augenblicke Schlaf genoſſen.

Wir hatten uns geſchmeichelt, ohne Quarantäne zu paſſiren, da wir länger als vierzig Tage in der Wüſte

geweilt hatten: es mußte doch bei der Quarantäne ein fränkiſcher Arzt ſein, der unſere Geſundheitsbriefe leſen konnte. Aber wie erſtaunten wir, als am anderen Tage uns klar ward, daß nur einem ſchmutzigen Türken, der von Medicin gar nichts wußte, die Sorge für unſeren Leib und unſere Seele anvertraut war. Der Quarantäne-Doktor wohnte in Gaza; bis derſelbe erſcheinen konnte, währte wenigſtens 28 Stunden. Die Quarantäne iſt gegen Peſtkranke; die Peſt verläuft in einigen Stunden; kommt alſo ein ſolcher Fall vor, muß der Todte ſchon längſt begraben ſein, ehe der ärztliche Pfuſcher herbeikommen kann. Ich ſtelle dieſe Verhältniſſe einigermaßen dar, zu zeigen, wie vortrefflich die Franken im Orient ihre Pflichten erfüllen, und zweitens, wie vortrefflich die Orientalen die Einführungen der Franken zu benutzen verſtehen; denn auch die Quarantäne muß den Beamten Geld einbringen. Man denke ſich die vortreffliche Fürſorge, fünf Tage und ſechs Nächte auf einem feuchtgraſigen Kirchhofe zuzubringen, unter den heftigſten Regenſchauern, ohne Arzt, nach einer ſo anſtrengenden Reiſe, und man wird mir zugeſtehen, daß eine ſolche Quarantäne wirklich ein indirekter Todſchlag genannt werden kann. Die wenigen Stunden, in denen es nicht regnete, wurden benutzt, unſere Zelte wieder zu trocknen, und ſo hatten wir denn das Glück, den Fiebern zu entgehen, die unſerer im Quarantänegebäude ſicher erwarteten.

Auch konnten wir uns bisweilen an den Erſcheinungen des Lebens ergötzen. Auf dem grünen Anger ſüdlich von der Stadt, graſeten ſchöne Roſſe, die oft einen Wettlauf unter ſich anſtellten und die Erde unter

ſich erdröhnen ließen. Ganze Schaaren von Eſeln, die am Morgen mit ſchweren Säcken bepackt an uns vorüberzogen, erfreuten ſich hier, von ihrer Laſt befreit. Heerden von Schaafen und Ziegen weideten dazwiſchen. Die verhüllten Weiber gingen nach den Bergen zur Arbeit, und die Syrer zogen in träger Gemächlichkeit ihres Weges. Man ſah ſie mit ihrem gelblichen Kittel, der nur bis zum Knie hinabreichte. Auch militairiſchen Schauſpielen konnten wir von unſeren Zelten aus zuſchauen; denn es wurden die Soldaten in ganz ähnlicher Kleidung als bei uns einexercirt. Der Offizier war gerade um dies Geſchäft nicht zu beneiden; denn die ſchlaffen und unaufmerkſamen Rekruten konnten faſt nie die Linie halten. Bisweilen kam dann ein Beduine auf edler Stute, das finſtere Antlitz dunkel umhüllt, mit ſchwarzem Mantel und dem langen Speer vorübergeritten, der mit großen ſtaunenden Augen dieſen Fortſchritten militairiſcher Bildung zuſchaute, verächtlich lächelte, den langen Speer drohend ſchüttelte und eilig dann davon ſprengte. Auch in Hebron ward ich ſomit an meine Soldatenpflicht erinnert.

Die weißen Häuſer der Stadt liegen im grünen Grunde und ringsherum an den Bergrändern ſind ſie von Oliven-, Feigen- und Weingärten umkränzt. Noch heute kann man es ſehen, daß der Eſel an die Edelrebe gebunden wird, was der ſterbende Vater als Sinnbild des Reichthums ſeinem Sohn verhieß.

Auf dem Abhange des öſtlichen Berges liegt das Hauptviertel der Stadt, um die geweihte Moſchee, den Grabplatz des Abraham, ringsherum; nördlich davon,

durch Felder getrennt, liegt eine andere Gruppe von Häuſern, und auf dem Abfall des weſtlichen Berges ein drittes Viertel der Stadt. Zwei Teiche in großen Becken von wohlgefügten Steinen liegen in der Stadt; der eine am Südende, 133 engl. Fuß an jeder Seite lang, vielleicht jener Teich, an dem David die Mörder Isboſeth's durch den Strang hinrichten ließ (2. Sam. 4, 12); der andere am Nordende des Hauptheils der Stadt iſt 85 Fuß lang und 53 Fuß breit. Das Hauptgebäude von Hebron, jener Punkt des Sehnens für den gläubigen Muslim und Juden, iſt die heilige Stätte, welche die Gräber der Patriarchen umſchließen ſoll. Ein langes Parallelogramm von hohen, wohlgefügten Mauern gezogen, beinahe 200 Fuß lang, 115 Fuß breit und wohl 50 Fuß hoch, ſchützt vor den Augen der Ungläubigen die heilige Stätte; die Steine der Mauer haben Fugenränder. Viereckige Wandpfeiler zieren die Längen der Mauer, an jeder Seite ſechszehn, an den Ecken drängen ſich acht derſelben zuſammen, ein flacher Karnieß zieht ſich über ſie hin, und darüber haben die Muhammedaner noch um zehn Fuß die Mauer erhöht und mit Minarets verziert. Robinſon glaubt, daß der Unterſatz der Mauer noch jüdiſchen Urſprungs ſei.*)

In dieſem großen Hofraum ſteht die Moſchee, wohl früher eine chriſtliche Kirche. Aber verwehrt iſt ſelbſt der Blick den Ungläubigen. An dem Eingange iſt bisweilen eine Schauklappe geöffnet, durch die die Juden in den heiligen Vorhof hineinſchauen dürfen. Wie befehdet ſich

*) Vergl. E. Robinſon, Paläſtina II. 711.

hier doch die verſchiedene Nachkommenſchaft des Abraham! Die Ismaeliten, die Muhammedaner unterdrücken mit Härte die über ihren einſtigen Glanz trauernden Juden, jene Nachkommenſchaft des Iſrael, die einſt geiſtig und leiblich ſo ſehr von ihnen bevorzugt wurde. Wie hat doch ſeitdem ſich das Schickſal gewandt, und wie tief verachtet liegt jetzt Juda unter der harten Hand ihrer natürlichen Brüder, weil ſie die Vollendung ihres geiſtigen Segens von ſich ſtießen!

Im Oſten rings um die Stadt ziehen ſich die Berge, die mit Feigen- und Weinſtöcken bepflanzt ſind; im Weſten dagegen breitet ſich noch eine grüne Ebene neben der Stadt im Felſenkeſſel hin. Dieſe Ebene wird begrenzt von einem Hain der älteſten Oliven; in dieſem Hain ſind noch die Spuren älteren Gemäuers, welches die Araber ed Deir, das Kloſter nennen, und weiterhin zeigen ſich Reihen von Grabſteinen, der frommen Juden gedenkend, die hier bei der ihnen verwehrten Grabſtätte ihres Stammvaters zu ihren Vätern verſammelt wurden. Wir gingen häufig um den grünenden Felſenkranz dieſer im Alterthume hochgeprieſenen Stätte. Wenn wir dann niederſchauten auf das Thal, dann traten uns mit aller Macht die Erinnerungen des hohen ſemitiſchen Alterthums vor die Seele.

Hier ſchlug Abraham nach ſeiner Wanderung aus N.-O. und nach ſeiner Trennung von Lot ſein Zelt auf; hier empfing er die Weiſſagung der Gnade, die ſeinen Nachkommen dies Land verhieß. Dieſer grüne Kreis, mit den fruchtbaren Bergen ringsumher, gab ſeinen Heerden Nahrung (1. Moſe 13, 18). Hier ſchaute der

fromme, gottergebene Mann ſo oft gen Himmel, um den begonnenen Bund zwiſchen Gott und den Menſchen durch treuen Gehorſam zu befeſtigen. Hier in Kirjath Arba, d. i. Hebron, beweinte der Greis den Tod ſeiner Gattin, und hier gewann er, der unſtäte Wanderer, die erſten Spannen Landes zu einer Grabesſtätte für die geliebte Sarah. Nachher umfing dieſe Höhle die anderen Patriarchen. Als nach Verlauf von Jahrhunderten die Kinder Iſrael's in das Land der Verheißung zurückkehrten, wurde Hebron beſonders die feſte Grundlage, von der aus ſie das gelobte Land eroberten, nachdem Hebron von Joſua eingenommen und von Kaleb die Enakiter hier vertrieben waren (Joſ. 10, 36. 37; 15, 13. 14; Richt. 1, 20).

Selbſt David reſidirte hier noch die erſten ſieben Jahre, und manche ſeiner begeiſternden Pſalme mögen hier von dieſem Felſenkranze aus auf den Schwingungen der Harfe gen Himmel geſtiegen ſein. Der Name dieſer Stadt ward dann geſchändet durch den Aufſtand ſeines Sohnes, und der Glanz, der ſie ſonſt umgab, verſchwand, als Jeruſalem ſein Haupt erhob. Rehabeam befeſtigte zwar die Stadt, und nach dem Exil erfreuten ſich hier wieder die rückkehrenden Juden der heimathlichen Fluren (2. Chr. 11, 10; Nehem. 11, 25); doch die wilden Vettern Iſrael's, die Edomiter, bemächtigten ſich der Stadt, bis Judas Maccabäus ſie wieder eroberte (1. Macc. 5, 65).

Auch zur Römerzeit war dieſe Stadt mit Blut getränkt. Simon Georides, der Aufrührer, belagerte ſie, bis Cerealis, ein Offizier Veſpaſian's, ſie wieder eroberte.

Aus der Macht der Muhammedaner kam es auf

kurze Zeit in die Hände der Chriſten, und Gottfried von Bouillon belehnte Gerhardt von Avennes mit Hebron (Wilken Geſch. d. Kreuzzüge 2, S. 44), bis es wieder an ſeine alten Herren zurückfiel. Der Muhammedaner Religionsſtolz haftet noch heute an dieſer Stätte, indem ſie ſich als die wahren Nachkommen Abraham's, als die wahren Bekenner der Religion ihres Stammvaters brüſten. Ueberall von den Bergen hört man das muhammedaniſche Glaubensbekenntniß abſingen, an jener Stätte, die die Gebeine des Stammvaters umſchließt, mit welchem die Kette der die Welt beſeligenden Offenbarungen begann.

Wir hatten unſere fünf Tage abgeſeſſen, durchnäßt und wieder getrocknet, durch Schakalgeheul vom Schlaf aufgeſchreckt und dann wieder eingeſchlafen, da kam der Quarantäne-Inſpektor zum erſtenmal, ſeine Pflicht zu thun, das heißt das Geld einzunehmen. Wir hatten an den Arzt in Gaza geſchrieben, uns bitter beſchwert über eine ſolche Quarantäne-Verwaltung und eine Beſchwerde in Conſtantinopel angedroht. Der Arzt konnte den Brief am Abend erſt erhalten haben, doch ſaß er, wie es ſchien, ſogleich auf, ritt die Nacht durch, und kam des Morgens noch zur Zeit, uns unſere Freiheit wieder zu geben. Der Arzt entſchuldigte ſich vielfach und ſchob Alles auf die Quarantäne-Verwaltung, da er Arzt in Gaza und Hebron zu gleicher Zeit ſein ſolle.

Als wir von Hebron aufbrechen wollten, hatten wir noch eine eigene Scene, die uns an die älteſte Zeit von Hebron erinnerte. Auf unſeren Ausflügen hatten wir einen ſchönen Schimmelhengſt bemerkt, der dem Quarantäne-Inſpektor gehörte. Mr. Blaine, mein Reiſegefährte, hatte

Miene gemacht, als wolle er das Thier kaufen. Nun erſchien auch der Schimmel vor unſeren Zelten. Wir fragten nach dem Preiſe, doch man denke ſich unſer Erſtaunen, als der ſchmutzige Türke uns das Thier zum Geſchenk anbot. Aber es iſt leicht großmüthig zu ſein, wenn man weiß, daß das Geſchenk nicht angenommen wird, und vortheilhaft, wenn man ein beſſeres zu erlangen hofft. Mr. Blaine erklärte, daß er gar nicht daran denke es anzunehmen, und der Türke erwiederte dann, was ſind denn 5 Beutel (25 Pfund Sterling) für Dich?

Von Hebron nach Jeruſalem.

Wiederum hatten wir nun Lärmen und Zank beim Miethen der Kameele und Pferde, und dieſe Leute waren ſtörriſcher und unangenehmer als irgend welche früher; doch endlich waren wir auf dem Wege, und verließen den Felſenkeſſel, in dem Hebron liegt, auf dem Weg, der im Norden in das Thal ſich hineinzieht. Hier auf der Nordſeite der Stadt rieſelt auch ein Quellbach, an dem wir ſchon in den Tagen vorher ſtets Leute verſammelt fanden. Wir blickten von der Höhe des Weges noch einmal zurück auf den grünen Kreis, der von grünenden, bebauten Bergen umgeben iſt. Dieſe Gegend entſprach dem friedlichen Hirtenleben Abraham's, aber ſchwer ſchien uns die Lage der jetzigen Stadt mit der kriegeriſchen Geſchichte derſelben vereinbar. Viele Jahrtauſende hindurch ertönte hier das Kriegsgeſchrei der verſchiedenſten Na-

tionen, während doch die Stadt selbst ganz wehrlos jedem darliegt, der den Bergrücken bestiegen hat. Gewiß aber mußten die Eingänge zum Thal und die Hauptpunkte des Gebirgskranzes befestigt sein, davon finden sich auch vielfach Spuren. Ein dichter Staubregen verhüllte uns die Aussicht, und oft überfielen uns starke Regengüsse. Wir sahen die Bausteine von Ramet el Chalil, zwei gewaltige Mauern, die eine mit der Front nach Süd-West, 200 Fuß lang, die andere mit der Front nach Nord-West, 160 Fuß lang, mit einem offen gelassenen Raum in der Mitte, wie zum Portal bestimmt. Nur zwei Lagen behauener, geränderter Steine erheben sich über dem Erdboden und zeigen sich so in Uebereinstimmung mit der Mauer in Hebron. Möglich, daß hier längere Zeit das Zelt des gottbegnadigten Stammvaters der Juden stand, und daß von hier aus die reiche Zahl seiner Heerden in der Gebirgsau herumweidete. Das dunkle Grün, welches die grauen Felsen rings umgab und das mit rothen Anemone-Blumen geschmückt war, muß uns hier vielfach an den gottbegeisterten Nomaden erinnern.

Zwischen Gebirgsthälern zog sich unser Pfad fort, auf dem man das Rufen der Rebhühner überall vernahm. Gegen Mittag stiegen wir nieder; es lag vor uns ein weites Thal zwischen den Gebirgszügen, welches uns den überraschendsten Anblick bot. Die Mauern eines alten Kastells, wahrscheinlich arabischen Ursprungs, erhoben sich düster vor uns, doch dahinter zogen die drei berühmten Teiche des Salomo, mit Wasser gefüllt, sich das Thal entlang. Kunstgerecht sind sie eingeschnitten in den Boden

in großer Tiefe und mit feſten Steinen gefügt. *) Die großen Baſſins werden durch eine Quelle geſpeiſt, die etwa 200 Schritt N.W. von Kaſtell iſt. Man ſieht hier die Mündung eines tiefen Brunnens, welche mit einem großen Stein verſchloſſen war; doch konnten wir das rieſelnde Waſſer darin wohl ſehen. Der Anblick der Gegend zeigt, daß hier die Waſſer von den Bergen von allen Seiten her zuſammenfließen. Ein Theil des Waſſers geht abwärts nach einer Waſſerleitung, die am nördlichen Ende dem Teiche entlanggeht und noch heute Bethlehem mit Waſſer verſorgt, während eine andere Waſſerleitung bis nach Jeruſalem ſich hinzieht, um die heilige Moſchee mit Waſſer zu verſorgen.

Der gewaltige Waſſerbau ſtellt dem Reiſenden die Größe des jüdiſchen Staates recht dar. Jahrtauſende leiten dieſe Kanäle das labende Waſſer den dürſtenden Städten zu, und wären die jetzigen Bewohner Jeruſalems und das türkiſche Gouvernement nicht gar zu ſorglos und geiſtig träge, ſo könnte ganz Jeruſalem, das oft im Sommer durch Durſt hart leidet, reichlich getränkt werden.

Wir ritten an der Waſſerleitung hin nach Bethlehem.

---

*) Robinſon hat dieſe Meiſterwerke gemeſſen (II. S. 386.). Der untere Teich iſt 582 Fuß lang, am öſtlichen Ende 207, am weſtlichen 148 Fuß breit und 50 Fuß tief, 6 Fuß Waſſer; der mittlere iſt vom unteren Teich 248 Fuß entfernt, 423 Fuß lang, am öſtlichen Ende 250, am weſtlichen 160 Fuß breit, am öſtlichen Ende iſt er 39 Fuß tief und hat 14 Fuß Waſſer; der obere Teich liegt vom mittleren 160 Fuß entfernt, 380 beträgt die Länge, am weſtlichen Ende iſt er 236 Fuß und am weſtlichen 229 Fuß breit, am öſtlichen Ende iſt er 25 Fuß tief, wovon 15 Fuß mit Waſſer gefüllt ſind.

Neben uns rieſelte das Waſſer und dicht daneben ſenkten ſich die Berge im jähen Abhange. Sah man aber weiter hinunter, erblickte man erſtaunt im Grunde die lieblichſten Gärten. Da grünte der Oelbaum, der Weinſtock, die lieblichen Mandelbäume und die Rinnen labenden Waſſers durchzogen den üppig grünenden und wohl bebauten Thalgrund.

Zwiſchen den dunkelgrünen überwachſenen und mit Felſen durchbrochenen Bergabhängen bildete dies Thal einen lieblichen Contraſt. Dem Paradieſe gleich erſchien es uns an dieſem regnichten Tage. Es liegt der Gedanke nicht fern, daß die Teiche des Salomo und dieſer ſchöne Thalgrund wirklich in jener Prachtperiode der jüdiſchen Geſchichte, unter Salomo eine bedeutende Rolle mögen geſpielt haben. Zwar fehlen Belege aus der Schrift, doch bringt Robinſon aus ſpäteren jüdiſchen Schriftſtellern (vgl. II. 167.) die Belege bei, wie der Tempel des Salomo, an deſſen Stelle doch jetzt zweifelsohne die heilige Moſchee der Muhammedaner ſteht, aus einer Quelle Etham, die in einer Entfernung von der Stadt auf dem Wege nach Hebron lag, mit Waſſer verſehen wurde; auch Joſephus (Antiq. 8, 7, 3.) erwähnt die Stadt mit dem Bemerken, daß Salomo ſie mit Gärten und Waſſerleitungen ausſchmückte. Im Dorfe Urtas, das in dieſem Thalgrunde liegt, findet Robinſon das alte Etham wieder.

Oft mag Salomo der Weiſe in dieſen ſchönen Gärten gewohnt haben. Denn auch an die ſinnliche Ueppigkeit, die den Charakter dieſes Königs trübte, mag der liebliche, anmuthige Thalgrund uns wohl erinnern.

Die herannahenden Regenwolken mahnten uns zur Eile, und wir ſprengten einen Berg hinan, deſſen Spitze mit niedlichen Häuſern geziert war; an einem überdeckten Brunnen ſahen wir viele Frauen und Mädchen verſammelt, welche uns durch ihre Tracht und ihre Schönheit auffielen. Ihre Gewänder waren in hellen Farben geſtreift und hingen am ſtarken Körper herunter, während auf ihrem Kopfe eine barettähnliche Bedeckung war; ſie trugen ſich nicht verſchleiert. In ihren kräftigen Geſichtszügen wie in ihren ſchönen Augen zeigte ſich eine gewiſſe Entſchloſſenheit. Noch war ich zweifelhaft, ob wir wirklich in den Mauern der geſegneten Stadt waren, wo wir übernachten wollten; denn bei der Eile unſerer Pferde konnte ich die Begleiter nicht fragen. Wir bogen um eine Ecke, und nachdem wir die breite Straße entlanggeeilt, hielten die Pferde vor den langen Kloſter-Mauern der Kirche von Bethlehem; vor dem Punkte, nach dem die Chriſtenheit der ganzen Welt mit der innigſten Dankbarkeit und herzlicher Demuth hinſchaut.

Auf unſerer langen Wüſtenfahrt waren wir ſeit dem Sinai in kein Gotteshaus gekommen, häufig hatten wir uns danach geſehnt. Oft hatte uns in der ſtürmiſchen Wüſte das wilde Treiben der Beduinen rings umgeben. In Hebron, der erſten Stadt Juda's, auf den fetten Triften Abraham's, weilten wir auf der Grundſtätte des alten Bundes, und nun traten wir in die hochgewölbte, der Geburt des Heilandes geweihte Kirche, zu dem Anfangspunkte des neuen Bundes. Dieſer Gedanke war uns gegenwärtig,

und mit andächtigem Gemüthe wollten wir in die Kirche treten. Doch ſogleich waren wir umringt von ſchreienden Knaben und Männern, die uns die Pferde halten wollten, uns kleine Dienſte für Geld anboten, und einer großen Schaar von Händlern, die uns aus Perlmutter geſchnittene Kreuze und kleine Schilder mit heiligen Scenen zum Kauf anboten. Viele drängten ſich zu uns, indem ſie betheuerten, ſie kennten alle die heiligen Stellen am Beſten.

Nur mit Mühe kann man ſich des drängenden Schwarmes erwehren und tritt in die Vorhalle. Gewaltige Säulen tragen die hohen geſpitzten Bogen in langer ſchöner Reihe. Am oberen Theil der Wände ſind noch die Spuren herrlicher Moſaikbilder. Dieſe Kunſt hatten die Kreuzfahrer hier hervorgerufen. Wir ſchritten ſtaunend die Halle entlang, da öffnete ſich der Vorhang, und die heilige Kapelle ſtand in blendendem Glanze vor uns. Die Kapelle war von Menſchen angefüllt; am Altar, der durch Leuchter und Lampen licht erglänzte, ſtand der Prieſter und ſang mit unverſtändlichem Gemurmel ſeine Gebete ab. In den beiden Flügeln zur Seite des Altars und vor demſelben ſtanden im ſtumpfer, äußerlicher Gottesverehrung Männer und Frauen und viele Kinder. In einer kleinen heiligen Halle, die zur Rechten des Eingangs in der Mauer ſich befindet und mit ſchönen Lampen herrlich geziert iſt, küßte man eine mit Weihwaſſer gefüllte beckenartige Stelle. Das iſt der Platz, an dem die Weiſen das wunderbare Kind verehrt haben ſollen.

Hierauf ſtiegen wir die Höhle hinab, wo der Heiland geboren ſein ſoll.

Alles, was der Gläubige nur ſehen mag, wird hier

gezeigt: die Ecke ſelbſt, in der der Engel dem Joſeph erſchien; der ſtumpfe Führer ſtellt ſich hin, um uns die Erſcheinung des Engels zu vergegenwärtigen. Dann wird man in eine andere Höhle geführt, in der der heilige Hieronymus die Bibel überſetzt haben ſoll; ein dunkler Aufenthalt iſt ſie, doch zur ſinnigen Ueberlegung wohl geſchaffen. Abſichtlich verweile ich nicht länger bei der Beſchreibung der heiligen Stellen; denn es macht einen zu wehmüthigen Eindruck, wenn man die Erhabenheit der Religion an Aeußerlichkeiten geheftet ſieht.

Noch einmal drängte ſich die Schaar der Anweſenden in der Kapelle an das heilige Becken und küßte es, auf den Knieen liegend, dann gingen ſie mit froher Miene davon; die unverſtandenen Gebete und dieſe Ceremonien ſichern den Gläubigen mit magiſcher Kraft die Seligkeit. Die wirklich fromme Stimmung, mit der ich die Kapelle betreten, war verſchwunden, als ich heraustrat, und nur Wehmuth über die Verblendung der Menſchen erfüllte das Herz.

Es iſt etwas Großes, den Gegenden zu nahen, welche ſchon ſeit früher Kindheit unſerem Gedächtniß als heilig eingeprägt ſind, und erhebend iſt es, dieſe Erinnerungen durch den Anblick uns zu vergegenwärtigen; knüpft man aber an den Beſuch dieſer Orte ein Verdienſt und glaubt durch die äußere That ſich geheiligt, ſo wandelt ſich die Quelle heilſamen Segens zur Verderbensgluth. Anſtatt daß der Menſch durch die Gedanken der Liebe an dieſem Orte ſeinen Glauben erheben ſollte, erſtickt er ihn vielmehr im Haß. Den Eindruck gewähren alle heilige

Stätten und nirgends entbrennt der Haß der verſchiedenen Secten der Kirche glühender, als an dieſen Orten. Lateiner, Griechen und Armenier theilen ſich in die heilige Stätte, und man hauſet hier mehr mit der Wuth der Tiger neben einander, als in der Sanftmuth des chriſtlichen Lammes. Die vernünftigſten und achtbarſten der Mönche ſind noch die Armenier, die auch mit der proteſtantiſchen Gemeinde in Jeruſalem gerade kein unfreundliches Verhältniß haben.

Wir hatten im lateiniſchen Kloſter freundliche Aufnahme gefunden. Ein großes Zimmer mit mehreren durch Vorhänge verſchloſſenen Niſchen, iſt dem Reiſenden Schlaf-, Wohn- und Eßzimmer zugleich. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt, ich ging hinaus auf den Weg nach Jeruſalem, der ſich ſogleich bei Bethlehem ins Thal ſenkt und von wo man eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt hat. Der ſchön bepflanzte und mit Oelbäumen verzierte Berg, auf dem Bethlehem gegründet iſt, erhebt ſich ziemlich ſteil vor unſeren Augen, und ſeine Spitze iſt dann umkrönt mit den düſteren Zinnen des Kloſters und der Kirche. Das iſt der Zielpunkt ſo vieler Pilger, das iſt eine Augenweide ſo vieler frommen Augen. Hier in dem Thale war ich allein; nicht umtobt von den lärmenden, äußeren Religionsceremonien; hier ſammelt man ſich in ſtiller Andacht und immer mächtiger ruft es in uns, gehe hin und bete, denn hier iſt dir der Heiland geboren.

Die Wüſten hat man durchſtreift, das wilde Wüthen der Natur hat uns oft umdrängt, und nun ſteht man vor jenem Städtchen, da der Segensſtrahl der Liebe das

wilde Dunkel menſchlicher Selbſtſucht durchbrach. Jener Stern, der damals erſchien, leuchtet noch heute in ungetrübter Reinheit jedem, der ihn ſehen will. So erfährt der Wanderer an ſich, was jene Weiſen des Morgenlandes erfuhren, hinzugehen, jenen Geiſteskönig der Welten zu verehren, wenn auch nicht mit Myrrhen und Weihrauch, ſo doch mit der Demuth und Ergebenheit eines ſtillen Gemüthes. Die beſeligende Harmonie durchrauſcht noch heute unſer Herz, und die Schaar der Engel glaubt man ſingen zu hören: „Freuet euch; denn heute iſt dir der Heiland geboren.“

Die Gegend um Bethlehem, das bei den Arabern Beit lachim, Fleiſchhaus genannt wird, während das hebräiſche Bet lechem „Brodhaus“ hieß, iſt durch den Fleiß und die Betriebſamkeit der Einwohner wohl bebaut. Meiſtens ſind die Einwohner griechiſche Chriſten und leben vielfach von dem Schnitzen der Perlmutter zu Kreuzen und anderen heiligen Darſtellungen.

Man kann ſich kaum erwehren, bei dieſen Feldern an die liebliche Idylle im Buche Ruth zu denken, welche auf dieſen Feldern ſpielt; denn bei den Frauen auf dem Felde, die in ihrer eigenthümlichen Tracht, in kräftiger Schönheit einhergehen, wird es der Einbildung gar nicht ſchwer, ſich die ganze Scene mit der liebenswürdigen Garbenſammlerin zu vergegenwärtigen. Schaut man aber den Berg hinauf und ſieht die ſteilen, düſteren Kloſtermauern, welche ſich einer Feſtung ähnlich auf den Bergen ſteil erheben, dann tritt wiederum eine andere Scene vor unſere Augen. Wir ſehen den kühnen, frommen Streiter Tankred, der die Mauern hinaufklimmt, und ſein chriſt-

liches Banner, den Saracenen zum Trotz, hier aufpflanzt. Tankred nahm Bethlehem allein ein, bevor noch Jeruſalem fiel, und pflanzte hier ſein Banner auf, was ihm die eiferſüchtigen Fürſten vor Jeruſalem ſehr übel nahmen.

Der Weg von Bethlehem nach Jeruſalem führt den Berg hinab, und dann wieder einen rauhen, ſteinigen Felspfad hinan. Auf dem Abhange eines Berges ſteht dort ein kleines arabiſches Grabmal mit muhammedaniſcher Kuppel, welches die Ueberlieferung als Rahel's Grab bezeichnet; die bibliſche Erzählung ſtimmt mit dieſer Gegend überein. Hier brach das Auge der geliebten Gattin des Jacob, nachdem ſie mit Schmerzen den Sohn geboren, den ſie Ben Oni „Sohn meines Schmerzes" in ihrem Kummer genannt; der Sohn des Schmerzes ward eine Freude für den alternden Vater, und deshalb Benjamin „Sohn des Glückes" genannt. Noch heute wandern die Juden hierher und bezeugen mit ihren Klagen den Schmerz des Mutterherzens, das von dem neugebornen Sohne ſcheiden mußte.

Auf der Höhe des Berges, Bethlehem gegenüber, erheben ſich die düſteren Mauern des Kloſters Mar Elias. Schaut man von hier aus zurück, ſieht man Bethlehem, die Geburtsſtadt des Heilandes, wie einen Häuſer- und Mauerkranz auf dem umgrünten bepflanzten Berge, und ſchaut man vorwärts gen Weſten, zeigen ſich in dunkler Ferne die Häuſer und Mauern von Zion, der Todes- und Grabesſtadt des Herrn.

Die Pferde ahnen das Ziel der Reiſe, raſcheren Schrittes gehen ſie vorwärts, immer deutlicher zeigen ſich die gezackten, mit Thürmen verſehenen Zinnen der erſehn-

ten Stadt, und nicht lange währt es, ſo reitet man durch das Jaffathor in Jeruſalem ein.

Jeruſalem.

Die weſtliche Anſicht der Stadt und das Innere derſelben, entſprechen nicht den Erwartungen, welche man von dieſem, in der ganzen Welt mit Andacht verehrten Ort hegt. Die Straßen ſind eng, ſchlecht gepflaſtert und um Oſtern meiſt ſehr ſchmutzig. Die Häuſer ſind klein und unanſehnlich, und auf den Straßen drängen ſich in merkwürdigem Gewirr alle Nationaltrachten einher. Der Syrer iſt in ſeiner bunten Chabaja, einem röthlichen Sacküberwurf mit Gold geſtickt, gekleidet; der Grieche in ſeiner Effenditracht oder dem weibiſchen Rocke; der griechiſche Mönch zieht einher mit ſeinem langen Gewande und dem Barett; ähnlich die katholiſchen Geiſtlichen; auch manche in fränkiſcher Tracht drängen ſich durch die Straßen; der Jude geht ſtolz einher in ſeinem Kaftan und mit fanatiſch funkelndem Auge; dazu ſieht man den Beduinen, das ſchöne Antlitz maleriſch mit dem Kopftuch umwunden, mit weitem Mantel und langer Lanze auf ſchönem Roſſe. Die fanatiſchen Araber erblickt man in ihren verſchiedenen Trachten, und zerlumpte Derwiſche, Alles wogt durcheinander hin und her. Aber in keiner Stadt läßt der Religionsfanatismus mehr ſich aus den ſprühenden Augen und dem verächtlichen Benehmen des Einen gegen den Anderen abnehmen. Der Jude, der Chriſt und der Muhammedaner kommen hierher ihrem Gott zu die-

nen. Die Erhabenheit ſeines Herrn zu verherrlichen, glaubt jeder, ſei der Haß und die Verachtung gegen die Andersdenkenden das wirkſamſte Mittel.

Der Wanderer fühlt ſich bei ſeinem Einzug in einer ſonderbaren Stimmung; die Welt, wie ſie ihm hier entgegentritt, iſt im ſchreienden Gegenſatz gegen die Gedanken, die er von Jeruſalem hegte. Wie iſt der Haß dem Menſchen doch ſo leicht, und wie ſchwer wird ihm die Liebe!

Es war am grünen Donnerſtage 1849, als wir die Schritte des müden Reiſepferdes in dieſer Stadt geiſtlichen Friedens hemmten.

Unſer Ziel war erreicht und unſer Wunſch erfüllt. Nach langer Reiſe durch die Oeden konnten wir in Jeruſalem in einer proteſtantiſchen Kirche niederknieen und bei den ſegensreichen Worten des Biſchof Gobat unſer Gemüth erheben und Gott am heiligen Charfreitage für ſeine Gnade danken.

Am Nachmittage ging ich hinaus nach dem Oſten der Stadt, aus dem Stephansthor. An der ganzen Oſtſeite von Jeruſalem erhebt ſich der Berg, der die Mauern trägt, ſteil aus dem tiefen Thal Joſaphat, in welchem der Bach Kidron floß, und jenſeit des Baches ſteigt ebenfalls in großer Steilheit der Oelberg empor. Hoch überragt der Berg das Thal, und rings umkränzt von dem ſanften Grün der Oliven, ſcheint er uns zuzurufen: „Wie ſchön ſind auf den Bergen die Füße des Glücksboten, der Frieden verkündet, gute Botſchaft bringet, Heil zuruft, der zu Zion ſpricht: Dein Gott iſt König.“

Scheuen Trittes hatten wir ſo eben die öde Wüſte durchmeſſen, wo die Beduinen einhertoben, nach dem Blute

des Feindes lechzend, und nun ſtieg ich den Berg hinan, auf deſſen Blumenteppichen, beſchattet vom lieblichen Grün des Oelbaumes, der Erlöſer, der Herr des Friedens, ſo vielfach wandelte. Hierher zog Jeſus ſich zurück, ſein kummervolles Herz vor ſeinem Vater auszuſchütten und im inbrünſtigen Gebet von Gott die Kraft zu erflehen, den dornenvollen Weg, den ſeine Menſchenliebe ihn führte, ruhigen Schrittes zu wandeln. Nach der wilden Wuth, welche die öde Wüſte durchtönte, nach dem fanatiſchen Toben der Parteien in der Stadt unter uns, redete die Stille auf dieſem Berg zu uns mit ſanfter, doch unwiderſtehlicher Gewalt: Gott der Allmächtige, der Ewige, iſt Euer Vater in Liebe, und ihr Menſchen alle ſeid Brüder.

Dem Oelberge gerade gegenüber, nur durch das jähe Thal des Joſaphat getrennt, liegt, von Mauern rings umſchloſſen, der Berg Moriah, auf dem ein großes längliches Viereck von Mauern begränzt wird. Dieſer Berg, geheiligt durch das Andenken an den großartigen Gehorſam des Abraham im Glauben (1. Moſ. 22.), trug einſt den Tempel. Alles Herrliche, was der ſinnige Jude nur kannte, war hier vereinigt; der Berg Moriah erglänzte weit hin mit ſeiner Herrlichkeit ihm nahte ſich der gläubige Jude mit ſcheuer Ehrfurcht. Auf Moriah, d. i. Jehovah erſtehet, erſchallten die Feuerreden der begeiſterten Propheten, um das ſündige, heuchleriſche Volk auf den Richterſtuhl des Herrn hinzuweiſen; die Schmerzen der gottergebenen Gemüther dagegen zu lindern mit der Heils-Verkündigung der Erlöſung durch die duldende Treue des Knechtes Jehovah's.

Auch die Worte des Erlöſers hallten mit warnender

Trauerſtimme auf dieſer Stelle wieder, und ſeine drohende Weiſſagung von dem Verſchwinden aller dieſer Herrlichkeit, wie hat ſie ſich doch wörtlich erfüllet! Kein Stein iſt auf dem anderen geblieben von jenem prachtvollen Tempel, dem einſtigen Stolz des Judenthums. Nur noch die Mauer des Umriſſes bietet vielleicht einige elende Reſte früherer Arbeit, und auf der weſtlichen Seite derſelben ſind noch die gewaltigen Steine, welche den Bogen einſt trugen, der das Thal zwiſchen dem Berge Moriah und dem öſtlichen Berge Zion überbrückte.

An jener weſtlichen Seite dieſes Vierecks iſt noch der Klage-Ort der Juden. Hier beweint der Jude noch heute mit ſelbſtiſcher Thräne jene Pracht ſeines Volkes, die dahingeſchwunden, und das Elend, das ſeine irrende und wandernde Nation durch alle Völker getrieben. Er hofft mit ſeiner Thräne den Meſſias zu erwecken, nicht um ihm geiſtiges Heil und den Segen des himmliſchen Friedens zu verleihen, ſondern um ihm die Macht und den Reichthum der Welt zu gewähren. Mag er weinen immerfort. Einſt hatte ein ſeelenvolles Auge über ſie geweint. „O Jeruſalem," rief Chriſtus, „wie oft habe ich dich zu mir ſammeln wollen, wie die Henne ihre Küchlein, aber du haſt nicht gewollt; und wie du die Propheten geſteinigt, wirſt du auch des Menſchen Sohn tödten." Das Seelenheil von Gottes Vaterliebe haben ſie verſchmäht, und faſt zwei Jahrtauſend weinen ſie an dieſer Stätte um einen Meſſias des äußeren Glanzes. Wie niſtet doch die Natter der Selbſtſucht im Buſen des Sterblichen ſo tief!

Das große Viereck auf Moriah bietet jetzt zwei Mo-

ſcheen, die von den Muhammedanern heilig verehrt werden; die eine iſt die Moſchee des Omar, ein weiter viereckiger Unterbau im Quadrat, und darüber erhebt ſich die weit gewölbte Kuppel. Die Moſchee ſteht frei in der Mitte der nördlichen Hälfte des länglichen Vierecks und iſt geheiligt durch das Märchen von der Himmelsreiſe des Propheten.

Der orthodoxe Muhammedaner glaubt, daß das Flügelpferd Borak den Propheten, die Perle der Schöpfung, von Mecca aus nach Jeruſalem verſetzt und von da ihn bis über den ſiebenten Himmel getragen habe, bis vor das Antlitz Gottes, in ſolche Nähe, daß ſelbſt die Engel den Strahlenglanz nicht mehr ertragen konnten. Die ganze Fahrt geſchah in einem Augenblick. Nach dieſer Moſchee wallfahrtet, jenes Märchens wegen, der gläubige Muhammedaner, und an der Stelle, wo einſt Iſrael in ſeinem Glanze den Herrn verehrte, begegnet uns heute die Religion des Stammes Ismael, die mit heulendem Geſchrei durch die Anrufung des Gottes-Namens und in knechtiſcher Unterwürfigkeit vor Gott, mit äußeren Werken, aber ohne Liebe, die ſinnlichen Freuden des Paradieſes ſich ermarkten will.

In der ſüdlichen Hälfte auf Moriah ſteht die andere Moſchee, el Akſa, ein länglich viereckiger Bau. Ganze Reihen von Derwiſchen ſieht man zwiſchen beiden Moſcheen mit der Erwähnung Gottes beſchäftigt. Ihr dumpfes Geheul „Allah, Allah,“ ſo wie ihre rechts und links hin wankende Bewegung, erregen ein trauriges Mitleid für dieſe rohe Art der Verehrung eines Rachegottes.

Das Südoſt-Ende der langen Mauer, welche die

Moſchee umgiebt, begrenzt faſt rechtwinklig gen Weſten in jäher Tiefe das Thal Hinnom, jenes den Iſraeliten ſo furchtbare Greuelthal, in welchem einſt den Götzen geopfert ward. Wir können mit unſeren Blicken noch einen Theil des Thales verfolgen. In dem grünen Abhange, welcher ſüdlich das tiefe Thal umgrenzt, ſieht man Gräber in die Felſen gehauen. Die dunklen Bäume, der jähe Abhang, die Grabesſtätten, der Schatten, der über dem Thale zu ſchweben ſcheint, prägen mit düſteren Farben dieſen Abhang dem Gedächtniſſe ein. Am deutlichſten aber tritt in dem Bilde eine Stelle hervor, die ſich rothgelblich unter den Oliven unſeren Blicken zeigt. Dies iſt Hakeldama, der Blutacker, für das Geld des Verrathes erkauft.

Gewährt der ſüdliche Abhang des tiefen Gräuelthales Hinnom einen düſteren Anblick, ſo ſchwebt ein anderes ſchöneres Bild uns von dem nördlichen Thalrande deſſelben entgegen. Da erhebt ſich der Berg Zion in jäher Steile, und rings umgrünt und bepflanzt, erhebt dieſe Höhe, wie eine gebieteriſche Königin unter den umgebenden Bergen, ihr Haupt, geſchmückt mit einem Kranz von Zinnen. Jetzt ſteht hier eine Moſchee des Nebi Dawûd (Propheten David) mit ihrem Halbmond, und daran reihen ſich eine Maſſe ſchmutziger Häuſer, das Judenquartier. Wie biſt du doch gefallen, erhabene Schöne! Das war der Berg, auf dem die Harfe des David erklang, wo der gottgeſegnete König heraustrat, um das Erſcheinen wie das Scheiden des Tages mit heiliger Harmonie zu begrüßen. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veſte verkündiget ſeiner Hände Werk. Ein Tag

ſagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der anderen. Die Sonne gehet heraus, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer und freuet ſich, wie ein Held, zu laufen den Weg. Vom Ende des Himmels ihr Aufgang und ihr Umſchwung bis an ſeine Enden; nichts iſt geborgen vor ihrer Glut."

Durch die ganze Welt ſind dieſe Himmelslieder erklungen, um das kummervolle Herz mit ſanften Schwingen gen Himmel zu tragen. „Ich liebe dich Jehovah, meine Stärke, Jehovah mein Fels, meine Burg und mein Erretter; mein Gott iſt mein Hort, zu dem ich flehe, mein Schild, Horn meines Heils, meine Feſte."

Wie geſchwunden iſt die Pracht der einſt ſo hoch erhobenen Stadt! „Weit hat die Unterwelt ihren gierigen Schlund aufgeriſſen, und hinab fährt ihre Pracht und ihr Reichthum."

Ein Vorbild aller Völker iſt Jeruſalem, als eine Blume erſcheint es in der Gebirgsau Paläſtina. Herrlich ließ ſie der Herr erblühen, und ſo oft ſie ihren Kelch zum Himmel öffnete, ward ſie getränkt von Gottes Gnadenthau. Doch der Wurm des Hochmuths nagte an ihrer Wurzel, da ſenkte ſie die Krone ſchwach zur Erde nieder, ihre Pracht welkte, bis der Feinde Roß mit rauhem Huf ſie zertrat.

Es weinte Rahel, die ſchöne Mutter, gebrochenen Herzens über ihre Kinder, und wollte ſich nicht tröſten laſſen. In langer Gefangenſchaft ſeufzte Juda, des Herren Hand lag ſchwer auf ſeinem Nacken; an den Bächen von Babylon ſaßen ſie und weineten, wenn ſie an Zion gedachten. Doch noch einmal ſollte jener Sproß erblühen.

Die Schaar der Juden kehrte mit heiligen Geſängen heim nach Jeruſalems ſchönen Bergen. Der Propheten begeiſterte Rede ermahnte wiederum das wankelmüthige Volk. Hatte das Unglück ſie gebeſſert und ihr Herz in Liebe geöffnet zu ihrem Mitbruder? Laſſet uns hinwegeilen über die düſteren Jahrhunderte, in denen der Menſch es ſo vortrefflich verſtand, ſein Herz vor den heiligſten Geboten zu verſchließen und durch äußere Satzungen den heiligen Forderungen des Geſetzes zu genügen meinte, um in ſeinem Hochmuth vor Gott zu treten und liebeleer zu ſprechen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener Sünder.“

Im Weſen der Liebe hängt nach Chriſti Ausſpruch das ganze Geſetz, doch der Menſch machte das Gnadengeſchenk des Herrn zu einer Bruſtwehr ſeines ſelbſtiſchen Hochmuths.

Wir wenden in unſrem Umblick unſer Auge von Zion ab gen Norden zu, zum dritten Berge der heiligen Stadt, Akra. Eine einförmige weiße Häuſermaſſe mit platten Dächern ermüdet weithin das Auge, nur bisweilen bemerkt man zwiſchen ihnen ein grünes Fleckchen. In dunkleren Farben zeigen ſich nur die höheren Mauern der Klöſter. Die Armenier, Syrer, Kopten, Griechen und Lateiner, alle haben hier nebeneinander Stätten für ihre ſelbſtgerechten Mönche. Im Hintergrunde begrenzen bisweilen noch die Zinnen und Thürme das Weichbild der Stadt.

Doch vor allen ragt ein prächtiges Gebäude hervor, mit hochgewölbten Kuppeln gen Himmel ragend, eine melancholiſche düſtere Schönheit, die heilige Grabeskirche.

Mit ſinnender Trauer weilt das Auge des Reiſenden an dieſen düſteren Mauern; die Ueberlieferung vereinigt hier die Orte der geweihteſten Erinnerungen. Jahrhunderte war ſchon der Mund der begeiſterten Seher verſtummt, das Volk der Juden hatte unter vielfacher Knechtſchaft geſeufzt, als die Jahrhunderte währende Nacht des Kummers mit der ſchönen Morgenröthe eines neuen Glückes durchbrochen wurde; als die roſigen Strahlen der Gnadenſonne im Geiſtesdunkel erglänzten. Die unendliche Kluft zwiſchen Gott und den Menſchen, vor der das Gemüth erſchrickt, überbaute der Heiland mit der erhabenen Himmelsbrücke, dem Gedanken der Liebe. Der allmächtige Herr der Welt ward als der Vater von uns Allen erkannt, und in der ſtürmenden Welt unter der grauſamen Tyrannen-Herrſchaft, als die blutige Wuth des Menſchen gegen den Menſchen entflammte, erklang aus des Erlöſers Munde jene Himmels-Harmonie einer allgemeinen Bruderliebe. Durch die Nacht der Trübſal trauriger Zeit reihte der Erlöſer jene Perlenſchnüre leuchtender Gedanken, und ließ die kummervollen Herzen ihre Sorge auf Gott werfen. Mit der Kraft ſeiner Rede riß er die Gedanken der Menſchen aus ihren gewöhnlichen Kreiſen und ließ das Herz eines Jeden in den reinen Strahlen von Gottes Vaterliebe ſich ſpiegeln.

Wer nur dieſen Strahlen göttlicher Liebe ſich nicht verſchloß, dem reichte der Erlöſer ſelbſt die treue Bruderhand und goß in ſein reuevoll Gewiſſen den Balſam eines ewigen Friedens und eines ewigen Seelenheils.

Dafür mußte der Erlöſer verbluten im ſchmachvollen Tode am Kreuz. Seinen Tod verlangten die glaubens-

gerechten Schriftgelehrten, die Phariſäer, und die kalten Verſtandes-Menſchen, die Sadducäer.

Denn mit kühner unerbittlicher Hand riß der Heiland jenes Vertrauen nieder, das nur auf äußeres Bekenntniß und ſcheinheilige Gerechtigkeit begründet ward; er zerſtörte jenen Hochmuth des Knechtes, er wollte nur die Demuth und die Liebe des Kindes.

Jenen kalten ſinnlichen Denkern aber, den Sadducäern, wies der Herr ihre innere Leere.

So viele der Gnadenbeweiſe hatte Gott ſeinem Volke gegeben, nun ſtieß es auch von ſich die Krone der Offenbarung. „Da errichtete der Herr ein Panier den Völkern in der Ferne und lockte eins herbei. Seine Pfeile ſind geſchärft, ſeine Bogen geſpannt, ſeiner Roſſe Huf gleich Kieſeln, ſeine Reden wie der Sturmwind, ſein Gebrüll wie das der Löwin, es brüllet wie junge Löwen, es tobet und faſſet die Beute, es trägt ſie davon und Niemand rettet. Es tobte gegen ſie am ſelbigen Tage gleich des Meeres Toben, und ſchaute man zur Erde, ſiehe da iſt Finſterniß der Angſt und das Licht verfinſtert ſich durch ihr Gewölk."

Iſrael fiel für immer, weil es die äußere Glaubensgerechtigkeit des Knechtes höher ſchätzte als die reuevolle kindliche Hingebung des Herzens an Gott. Seit dem Tode des Erlöſers ſind bald zwei Jahrtauſende verfloſſen. Viele Völker tauchten auf ſeitdem, ſie erblühten und zerfielen. Was war die Urſache des Sturzes? Dieſelbe als bei den Juden. Es iſt jene liebloſe Geiſtesrichtung, welche die Form einer Glaubensfaſſung höher ſchätzt als das Weſen des Glaubens, die Liebe. Es iſt trotz aller äuße-

ren Demuth der menſchliche Hochmuth, welcher wegen einer Glaubensform Andersdenkende in Gottes Namen verachten und verfolgen zu können meint. Das ſchneidet ein in die Lebensnerven der Völker und trennt den Bruder vom Bruder. Man will die Liebe meſſen nach dem Glauben und nicht den Glauben nach der Liebe. Das iſt der Wurm, der am Leben der Völker nagt, das iſt die Todesſchaufel, die ſie alle begräbt.

Es ziehen jetzt nach Jeruſalem Schaaren aller chriſtlichen Völker und aller chriſtlichen Bekenntniſſe. „Kein Matter und kein Strauchelnder iſt darunter, man ſchlummert nicht und ſchläft nicht, nicht löſ't ſich der Gürtel von ihren Lenden und nicht zerreißt der Riemen ihrer Schuhe.“ Iſt es die Liebe gegen den Mitbruder, die ſie beſeelt, iſt es der Gedanke, daß die Völker eine Familie ſeien, ein Hirt und eine Heerde? Nein. Es iſt der Glaube, durch die Wanderung, durch nicht einmal verſtandene äußere Gebete ein Verdienſt vor Gott ſich zu erwerben. Jeder traut nur ſeiner Gebetsform magiſche Kraft zu, er haßt und verachtet den Andern. „Das Haus des Herrn ſoll ein Bethaus ſein, doch ſie machen es zu einer Räuberhöhle.“

Wie ſind doch furchtbar die Verwüſtungen im menſchlichen Herzen durch die Selbſtzufriedenheit, durch Vertrauen auf äußeres Werk! Wie unendlich ſchwer iſt die chriſtliche Selbſtüberwindung, ſelbſt ſeinen Feind zu lieben!

Nördlich von der Grabeskirche liegt der vierte Berg Jeruſalems, Bezetha. Nur Trümmer ſieht man hier und da, er iſt unbewohnt. Pilgrime ſchlagen bisweilen ihr Zelt hier auf. Die Tochter Zions iſt geworden, „wie eine

Hütte im Weinberge, wie eine Nachthütte im Gurkenfeld, wie eine belagerte Stadt."

Grabeskirche.

Kehrt man vom Oelberg zurück, betritt man, nachdem man das Thal des Joſaphat durchſchritten, durch das Stephansthor die Stadt. An dem ausgemauerten Teich Bethesda (Birket Israil) vorbeigehend, kommt man bald in eine ſchmutzige Gaſſe, welche die Ueberlieferung als den Weg bezeichnet, den der Erlöſer zur Richtſtätte wandelte, und der deshalb die via dolorosa (die Schmerzensſtraße) genannt wird. Ein über die Straße ſich wölbender Bogen hat noch den Namen ecce homo. Wir wandern fort in der ſchlecht gepflaſterten, viel beſchmutzten Straße, bis wir zu der heiligen Grabeskirche, dem Zielpunkt ſo vieler frommen Gemüther, hingelangen.

Ich beſuchte die heilige Grabeskirche einſt an dem Sonnabende des Feuers, dem großen Feſttage der Griechen, und bitte den Leſer, mich auf dieſem Gange zu begleiten. Auf dem Platze vor dem Eingang zu dieſem Heiligthume der Chriſtenheit haben die Krämer aus Bethlehem ſich niedergelaſſen. Sie bieten Roſenkränze, Perlmutter mit heiligen Bildern, Steine und allerhand Gegenſtände den frommen Pilgern zum Kauf an. Ein Feilſchen, Schreien und Schwören durchtönt unſer Ohr. Griechen in ihrer weibiſchen Nationaltracht ſowie in der Effendi-Jacke, Syrer mit bunten Ueberwürfen, Levantiner in lang hinwallenden arabiſchen Mänteln, Alles drängt und tobt um die ausgelegten Roſenkränze, und über dieſes lebendige Bild der

geſchäftigen Welt ragt die dunkle Mauer des heiligen Gebäudes hervor, das mit geſpitzten Bogenfenſtern, von denen jedes ein Meiſterwerk, geziert iſt.

Durch das Getümmel der Käufer und Verkäufer hindurch gelangen wir endlich bis zur Thür der heiligen Kirche, die aber gleich beim Eintritt die gedrängten Schaaren fanatiſcher Gläubiger uns aufweiſt. Nur durch die Hülfe zweier Conſulat-Diener (Chavaſſe), die mit ihren nervigen Armen die Peitſche um die Häupter der Gläubigen ſchwingen, gelangen wir durch die Maſſen hindurch. Wir ſteigen eine Treppe empor und nehmen dort auf der oberen Gallerie in einer Niſche unſere Plätze ein. Noch andere Zuſchauer haben ſich zu dem ſchauderhaften Schauſpiel des griechiſchen Feuers eingefunden; in einer anderen Loge der Gallerie gewahrt man mehrere Conſuln, den franzöſiſchen und den von Oeſterreich, auch der türkiſche Paſcha ſitzt da, im allerheiligſten Tempel der Chriſtenheit ſeine Pfeife ſchmauchend und Kaffee ſchlürfend, um ſich in ſeinem muhammedaniſchen Hochmuth über die tollen Ausbrüche eines trüben Aberglaubens zu ergötzen. Um uns und über uns wölbt ſich eine herrliche weite Kuppel, mit Gold reichlich verziert und mit vielen Koſtbarkeiten verſehen, in erhabener Höhe. Eine runde Fußboden-Fläche wird von der Wölbung überdacht. In der Mitte des Fußbodens dieſer Rotunde ſteht das Allerheiligſte, die Kapelle, welche das Grab des Herrn umſchließen ſoll. Auch die Kapelle iſt im Gegenſatz zu der Einfachheit und Demuth, mit der der Herr unter uns wandelte, mit Gold überladen, die Pforte ſchaut nach Oſten, und vor derſelben ſtehn zwei große Candelaber aus Silber; auf der-

ſelben ſieht man die drei Marien aus Marmor gehauen, den Erzengel Gabriel und den auferſtehenden Heiland. An den beiden Seiten dieſer allerheiligſten Kapelle ſind zwei runde Oeffnungen.

Die ganze Halle ſteht dichtgedrängt voller Menſchen, jeder trägt eine Kerze und iſt mit einer Peitſche bewaffnet. Schon wogt die Menge ganz beſonders heran an dieſe beiden Oeffnungen, ſchon iſt ein Stoßen und Drängen, doch bisher hält noch eine Reihe türkiſcher Soldaten, die in einem weiteren Kreis um das Allerheiligſte gezogen iſt, einigermaßen Ordnung. Mit Kolbenſtößen und Peitſchenhieben, welche ſie mit wahrer Luſt den frommen drängenden Pilgern zutheilen, bändigen ſie noch die wogende Menge. Nun ſchlägt es Mittag 12 Uhr. Da umziehen die oberſten griechiſchen Prieſter dreimal die heilige Kapelle; ihnen folgt meiſt der griechiſche oder ruſſiſche Conſul. Der oberſte Prieſter tritt dann in die allerheiligſte Kapelle, nachdem er vorher gezeigt, daß er keine Feuerſtoffe bei ſich trage. Jetzt weicht die türkiſche Wache zurück, und die ganze Menge drängt in ſtürmender Haſt den beiden Seiten-Oeffnungen der Kapelle zu. Was will die unſinnige Menge? Sie will ihre Seligkeit erreichen. Wodurch? Etwa durch gottgefälligen Wandel oder wahre Frömmigkeit? Durchaus nicht, ſie denkt ihre Seligkeit zu erreichen durch das Anzünden einer Wachskerze an dem heiligen Feuer.

Es herrſcht in der griechiſchen Kirche der traurige Aberglaube, der Prieſter könne aus dem Grabe des Herrn ein heiliges Feuer hervorrufen, und wer an dieſem Feuer eine Kerze ſich anzünde, der ſchütze ſich dadurch vor dem

Qualen des Fegefeuers. Die Kraft dieſes Feuers iſt um ſo intenſiver, je früher man ſeine Kerze an dem Feuer anzündet. Es harrt die thörichte Menge des Augenblicks, daß das Feuer aus der Luke hervorkomme, und wirklich kommt das Feuer hervor, durch ein Eiſennetz hindurch flammend. Kaum erſcheint es, ſo eilt ein Jeder, ſo früh als möglich die Kerze anzuzünden. Man beneidet die Vorſtehenden, welche zuerſt ihre Kerze anzünden können, ſchlägt ſie mit dem Stocke und ſucht ihr Feuer zu erlöſchen. Jene wehren ſich; ein Stoßen, Schlagen, Drängen hat nun an heiliger Stätte ſtatt, eine wahre Hunnenſchlacht des Kantſchus bietet ſich dem empörten Auge dar.

Gar mancher der armen Schwachen, welche auch gekommen ſind, ſich eine Kerze am heiligen Feuer anzuzünden, ſtürzen nieder, und über ſie hinweg ſtürmen die fanatiſchen, rüſtigeren Schaaren, ſo daß oft die Armen jämmerlich zerquetſcht und verwundet die heilige Wahlſtatt verlaſſen oder bewußtlos fortgetragen werden. Einige Flämmchen kommen aus dem Getümmel in die andere verſammelte Menge, und es verbreitet ſich das Feuer mit ungemeiner Schnelligkeit; bis Oben nahe der Kuppel in die kleineren Niſchen wandern die Flämmchen; Weiber, Männer, Kinder haben alsbald brennende Kerzen. Man weht den Dampf der heiligen Flamme mit der Hand ſich dem Munde, die Weiber oft ihrem Buſen zu, und löſcht dann mit eigen dazu mitgebrachten Tüchern das Licht aus, indem ſelbſt die Schnuppe noch mit frommer Andacht aufbewahrt wird. Andre ſuchen dagegen die Flamme zu erhalten und Manche ſollen in ihrem Glaubenseifer die heilige Flamme bis nach Conſtantinopel gebracht haben;

auch ſagt man in Jeruſalem, daß in Petersburg beim Beſchützer der heiligen griechiſchen Kirche ſtets eine Lampe von dieſem heiligen Feuer entzündet, brenne. Die ganze Scene iſt, wie man ſich denken kann, ein Gegenſtand des Spottes für die Muhammedaner. Als Ibrahim Paſcha in Jeruſalem war, wollte er dem Unfug ſteuern. Er verlangte mit einzutreten in die Grabeskapelle, um zu ſehen, ob in Wahrheit ein Wunder oder Betrug hier ſei. Die Prieſter verwehrten dies natürlich. Ibrahim Paſcha wollte nun die ganze Procedur verbieten; da entbrannte der fürchterliche Fanatismus der Menge. Ibrahim Paſcha mußte ſelbſt aus der Kirche flüchten, um nicht zerfleiſcht zu werden. Die Armeniſchen Biſchöfe, welche früher dieſe Feſtlichkeit theilten, ſind ſo vernünftig davon abzuſtehen, nur der bigotte Grieche treibt noch dieſe fromme Schande.

Solche Scenen ſind an der heiligen Stätte auch ſonſt nichts Ungewöhnliches. Gar oft entſteht Streit zwiſchen den Lateinern und Griechen wegen der Benutzung eines Altars. Oft endet mit Stöcken oder gar mit Waffen die heilige Ceremonie, und noch iſt's im friſchen Andenken, daß bei einem Streit in der Grabeskirche zwei Menſchen ſchwer verwundet wurden, ſo daß der katholiſche Prieſter ſeine Rede am folgenden Sonntag über den Text hielt: „mein Haus ſoll ein Gotteshaus ſein, doch macht ihr es zu einer Mördergrube."

Dennoch ſind dieſe öffentlichen Gräuel an heiliger Stätte noch nicht die ſchlimmſten. Schlimmer iſt noch der Gottesdienſt im Finſtern, wenn man das Feſt der Verbreitung des heiligen Lichtes als Sinnbild des heiligen Geiſtes begeht. Dann iſt die ganze Kirche von Anfang

des Abends bis um Mitternacht im dichteſten Dunkel. Der Schleier der Vergeſſenheit mag unenthüllt über der rohen, ſinnlichen Menge liegen bleiben; es genüge anzuführen, daß man als Aberglauben der Griechen ganz offen in Jeruſalem die Anſicht kund thut, daß ein Menſch, deſſen Urſprung mit der heiligen Grabes-Kirche in Beziehung ſteht, mit ganz beſonderen Fähigkeiten begabt ſei; beſonders ſoll das allerheiligſte Grab Wunderkräfte auf den Mutterleib ausüben. Es ſträubt ſich die Feder die abſcheulichen Sünden, die die Menſchen im ſchrecklichen Aberglauben begehen, niederzuſchreiben, und doch iſt's nothwendig, warnend auszuſprechen, in welchen Abgrund der Menſch ſtürzen kann, der einmal von dem Streben nach wahrer Heiligung im Geiſte abweicht und durch äußere Gebräuche ſeines Heils denkt ſicher zu ſein.

Um Mitternacht iſt dann in einem Augenblick die ganze Kirche blendend erleuchtet, und Alles erfreut ſich der Ausbreitung des heiligen Geiſtes.

Doch genug dieſer Scenen. Betrachten wir, nachdem die wilde Menge ſich verlaufen, in ruhiger Zeit die heilige Grabeskirche.

Die runde Halle um das Allerheiligſte wird von achtzehn Pfeilern gebildet, die 5 Fuß 10 Zoll breit ſind, und 4 Fuß von einander abſtehn. Nur im Weſten ſtehn zwei Pfeiler 4 Fuß 6 Zoll von einander entfernt, im Oſten hingegen laſſen zwei Pfeiler, die dreimal ſo ſtark ſind als die übrigen, einen breiten Raum von 20 Fuß zwiſchen ſich und bieten den Eingang in die Kirche der Griechen. Auf den Pfeilern der Halle ſind zwei Stockwerke von

Bogengängen, und hier hat jede Secte ihren beſonderen Gebetplatz.

Die große Kirche der Griechen, zu welcher man gerade im Oſten dem heiligen Grabe gegenüber durch die weiten Räume eintritt, iſt die geräumigſte und reichſte unter denen, die die Mittelhalle umgeben. Mit Gold, Bildwerken, mit Marmor und Lampen iſt ſie geſchmückt, und der Mittelhalle ähnlich mit einer Kuppel überwölbt.

Im Norden des heiligen Grabes geht man in eine Vorhalle, in der die Orgel der Katholiken iſt, und dann kommt man in die katholiſche Kirche. Die Vorhalle der katholiſchen Kirche führt in ihre Sakriſtei und über Stiegen geht man in die Abtheilung ihrer Bogengänge. Die Stelle, wo Magdalena den auferſtandenen Heiland für den Gärtner nahm, ſoll hier in der Vorhalle zu ſuchen ſein.

Die fromme Ueberlieferung drängt auf die paar Ellen Erde, welche die Grabeskirche umſchließt, alle die Scenen zuſammen, welche in allen Theilen der Welt den frommen Gemüthern zur Ermahnung und zum Troſt dienen. Doch tief betrübt es uns, daß man das Weſen der heiligen Wahrheit hier an einem Orte haften läßt, welchen der Menſch zwar in unterwürfigem, äußeren Glauben betritt, doch mit dem Gedanken, daß der Beſuch dieſes Orte ſchon ihn heilige und ſegne.

Es läuft im Oſten hinter der griechiſchen Kirche ein Bogengang, an dem zur Linken mehrere Kapellen angebaut ſind, zunächſt ein Altar der Armenier; dann die Pforte und der Aufgang zum angebauten griechiſchen Kloſter; dann folgt die Kapelle an dem Orte, wo die Kriegsknechte um den ungenähten Mantel des Herrn wür-

felten; dieſe, ſo wie die Kapelle der h. Helena, welche eine Stiege von 28 Stufen hinab in einer Grotte liegt und auf vier Säulen ruht, gehört den Armeniern. Hier betete jene Heilige bei der Kreuzauffindung; dreizehn Stufen tiefer iſt die Grotte der Kreuzauffindung. Am oberen Ende der Stiege ſtellt die Ueberlieferung die Schimpfſäule, zwei Fuß hoch, einen Fuß im Durchmeſſer; hier ſucht der Gläubige die Stelle, an der der Erlöſer verſpottet und mit Dornen gekrönt ward.

Geht man den Gang weiter, ſteigt man zur Schädelſtätte über zwanzig Stufen hinan, und in der nördlichen Hälfte der Kapelle zeigt man die Stelle der Kreuzigung. Eine Marmorplatte iſt hier ausgebreitet, weil die Ueberlieferung vorausſetzt, daß der Erlöſer liegend an das Kreuz geheftet ward. Gen Abend ſchaute der Gekreuzigte und an der Nordſeite ſtand das Kreuz des ſich bekehrenden Schächers. Auf dem Vorplatz iſt die Stelle, wo Johannes und Maria ſtanden.

Selbſt von dem Erdbeben, das bei des Herrn Tode nach Matth. 27 die Erde durchtobte, zeigt man den Gläubigen eine Spur; denn eine Grotte unter dieſer Kapelle zeigt noch die Spaltung des Felſens, in der man damals das Haupt Adams ſoll gefunden haben.

Auch der Stein der Salbung, eine Marmorplatte, wird dem Gläubigen gezeigt.

Dieſe Zuſammendrängung aller Stellen, die an die Kreuzigung erinnern, und dieſes Haſchen nach Wiederauffindung, hat etwas ſo Erzwungenes und Unwahrſcheinliches, daß es uns im Zuſammenhang mit den Reſultaten

einer Scheinfrömmigkeit, die nur am Orte und nicht im Geiſte haftet, wirklich anwidert.

Auf den Proteſtanten, der gewohnt iſt, ſeine Religion mehr im geiſtigen Sinne zu faſſen, macht auch der Beſuch des Allerheiligſten in der Kirche, der Beſuch des Grabes, meiſt nicht jenen gewaltigen Eindruck, welchen die Mönche ſonſt bei den Fremden vorausſetzen.

Durch die enge Pforte, die gen Oſten ſchaut, tritt man in das erſte Gemach, das ganz mit Marmor ausgelegt iſt, und das Gemach des Engels heißt. In Marmor bewahrt, zeigt man ein Stück Kalkſtein, an welches vom Engel, der zu Maria ſprach, der Schlußſtein ſoll gelegt worden ſein (Math. 28). Das zweite Gemach weiſet das Grab des Heilandes, eine Grotte in Felſen gehauen. Auf einem Steinblocke lag der Leichnam des Herrn, und dieſen Block deckt eine Marmorplatte, die unter die Konfeſſionen getheilt wird und über der man eine Maſſe ſchöner Lampen gehängt hat. In demſelben Gemach zeigt man noch den geſpaltenen Schlußſtein des Grabes.

Die einzige Kapelle der Kopten iſt außen am Grabe gen Weſten.

Man verläßt wieder die Grabeskapelle, deren heiliges Dunkel nur von einigen Lampen wenig erhellt wird, und die von Gold und Marmor glänzt. Man tritt wieder in die hochüberwölbte Kirche, geht an einigen fanatiſchen Gläubigen vorüber, tritt aus der Kirche auf den Platz, der voll iſt von Verkäufern von Heiligenbildern und Käufern, indem man ſich immer noch nicht von allen Eindrücken erholen kann, die uns hier beſtürmt haben. Die wildfanatiſche Glaubenswuth und die heilige Stille, jenes

ängſtliche Halten an den Stellen der heiligen Erzählungen, dann wieder die Erinnerung an die erhabenen heiligen Scenen, die an dieſem Orte ſollen ſtattgefunden haben, die Ungewißheit und die Gewißheit, die göttliche Heiligkeit und menſchliche Niedrigkeit, die Liebe, ſtatt der hier der Haß wohnet, Alles das in ſo engem Raum und ſo kurzer Zeit zuſammengefaßt, läßt lange unſeren Geiſt noch in ängſtlich erſchütterter Bewegung.

Derjenige, welchem es erlaubt iſt, ſelbſtſtändig nachzudenken, und der nicht der Ueberlieferung der Mönche knechtiſch zu folgen braucht, wagt es oft die Richtigkeit der Stellen zu bezweifeln. Das Einzige, was wir über Golgatha wiſſen, iſt, daß es außerhalb des Thores gelegen; dagegen finden wir die Grabeskirche mitten in der Stadt. Robinſon hat mit gründlicher Kritik daher die Lage der Grabeskirche angegriffen, und ſeitdem iſt großer Streit entbrannt über die heilige Grabeskirche. Nur ſehr ſpecielle Studien über die Lage der Stadt, genaue Ortskenntniß und architektoniſche Kenntniß können die Frage löſen, wenn ſie je gelöſt werden kann.

Die hiſtoriſche Tradition ſpricht ſehr für die Stelle der heiligen Grabeskirche, da man dieſelbe ſicher bis auf Conſtantin zurückführt; die Zurückführung der Ueberlieferung bis auf Hadrian unterliegt dann noch großen Schwierigkeiten, vgl. Robinſon II. 280. Dagegen aber ſpricht fortwährend, daß man die Mauer ſich ſehr ſchwer ſo conſtruiren kann, daß ſie die Grabeskirche ausſchließe, zumal das jetzige Jeruſalem nur einen kleinen Theil von der früheren Stadt einnimmt.

Beſonders hebt Robinſon hervor, daß der jetzige

dicht bei der h. Grabeskirche liegende Teich des Hiskia (nach Robinſon II. 136. der 2. Kön. 20, 20. 2. Chron. 32, 20 erwähnte) in der Stadt muß gelegen haben, und ſomit, wie man auch die zweite Mauer von Jeruſalem conſtruiren mag, die jetzige Grabeskirche immer mit in die Stadt falle, wenn man nicht die ganze Unterſtadt des alten gewaltigen Jeruſalem, das, wie wir wiſſen, zur Zeit der Kreuzigung volkreich und ausgedehnt war, auf ein kleines Dreieck, deſſen größte Breite zwölfhundert Fuß war, beſchränken will. Dr. Schulz, der frühere preußiſche Conſul in Jeruſalem, hat daher vom Damascusthor aus ſüdlich und vom Jaffathor aus öſtlich in die Stadt eingeſchnitten, um durch den ausgeſchnittenen Winkel die Grabeskirche außerhalb der Stadt zu bringen. Doch dienen nur die Reſte dreier Säulen, die auf dem Bazar halb begraben ſind und die er für Thorſäulen nimmt, ſeiner Anſicht zum Stützpunkt. Der gründliche Topograph E. Robinſon kehrt jetzt ſo eben von einer zweiten Reiſe nach Jeruſalem zurück. Robinſon's große Wahrheitsliebe, ſeine echt bibliſche Religioſität, ſowie ſeine Gründlichkeit im Forſchen, laſſen uns ſeinen neuen Unterſuchungen mit Spannung entgegenſehen.

Proteſtantiſche Kirche.

Wir ſetzen unſeren wandernden Fuß weiter, nur ein paar Schritt haben wir durch eine ſchmutzige Gaſſe zu gehn, da ſehen wir in ſchön gezogenen Bogen noch die Ruinen des Gebäudes, welches die Grundſtätte des heldenmüthigen Johanniter-Ordens ward. Ein Vorhof weiſt noch in traurig verwüſteten Spuren die Reſte jener glänzenden,

kräftigen Zeit, die ein christliches Ritterthum noch im verwesenden Staube schön und groß hinzeichnet. Aber voll von dem größesten Schmutz stehen die Ruinen da. Dicht bei den schönen Bogen der Johanniter spannt der Gerber die Haut der Thiere über einen Block, und reibt mit ungeschicktem Instrument die Wolle von der Haut herunter. Das ist fürwahr ein trostloser Kontrast zum Andenken an die herrlichen Reiterschaaren.

Von hier durchschneiden wir den Bazar, auf dem wir die ungeschickten Schuster in offenen Schuppen arbeiten sehn; hierauf durchmessen wir noch einige hügelige Gassen und stehen dann vor einer neuen, anmuthigen Kirche auf freierem Platze. Dies ist die neuerbaute englische protestantische Kirche. Die Reden des vielgeprüften, hochgeehrten Bischofs Gobat, sowie die mehrerer im Dienste des Herrn schon lange arbeitenden Missionäre versammeln und erbauen die neu entstandene christlich-protestantische Gemeinde. Wie verschieden ist der einfache, stille Gottesdienst, im Vergleich zu dem tobenden, empörenden Wesen der anderen Konfessionen unten in der Grabeskirche; dort der sinnliche Streit im Wahn der Heiligkeit durch die Stätte, hier die stille Vereinigung um Gott, im Geiste und in der Wahrheit zu dienen.

Preußen und England reichten sich die Hand, in der Stadt, von der das die Welt beseligende Heil ausging, auch unserer Lehre des Christenthums eine bleibende Stätte zu bereiten und einen Bischofstuhl der protestantischen Kirche zu begründen.

Der von der Heimath weit entfernte und der Kirche so lange entbehrende Wanderer vergißt gern den Unter-

ſchied zwiſchen den beiden Kirchenverfaſſungen. Die proteſtantiſchen Chriſten in Jeruſalem, einfache ſtille Leute, kennen den Unterſchied kaum, wenn ſie nur in ſtiller Einfachheit zu Gott beten können, um aus dem Glauben ihr Heil zu ſchöpfen.

Man kann es aber nicht leugnen, daß die Gemeinde in Jeruſalem, welche meiſt aus bekehrten Juden gebildet iſt, noch Vieles zu wünſchen übrig läßt. Jeruſalem iſt weder Handels- noch Gewerbſtadt, und daher iſt es für den Juden, der zum Chriſtenthum übertritt, und dadurch aller Hülfe, die ihm ſonſt ſeine Glaubensgenoſſen gewährten, entblößt wird, faſt unmöglich, ſich wieder einen neuen Nahrungszweig zu eröffnen. Den Miſſionären liegt oft die ſchwere Pflicht ob, nicht nur für das geiſtige, ſondern auch für das leibliche Wohl ihrer Convertiten zu ſorgen.

Dazu kommt, daß die fanatiſchen Juden in Jeruſalem in der gehäſſigſten Weiſe die Bekehrten verfolgen.

Wer die Juden in Jeruſalem geſehen, mit dem Feuer des Fanatismus im funkelnden Auge, den langen Bärten, und in ihrer Nationaltracht, der kann ſich ein deutliches Bild vom Synedrium machen. Hätten ſie die Gewalt, ſie ſchlügen Alle an's Kreuz, die ihrer Talmudslehre ſich nicht knechtiſch fügen. Die betrübendſten Auftritte entſtehen deshalb zwiſchen den Chriſten und Juden in Jeruſalem. Derſelbe Jude, welcher an der Mauer der Moſchee, die er für den letzten Reſt des einſtigen prächtigen Tempels hält, den Morgen mit lauter Klage weint, entbrennt einige Augenblicke darauf in leidenſchaftlicher Wuth,

um den wo möglich zu vernichten, der jenes Heil in geiſtiger nicht ſinnlicher Weiſe, wie er, ſucht und findet. Die Rabbi der Juden wollen wirklich die Geſetze des Talmuds in Jeruſalem handhaben. Nur die Gewalt fehlt, ſonſt könnte man Steinigungen an allen Ecken ſehen.

Haben ſomit die Miſſionäre von dieſer Seite mit den größten Hinderniſſen zu kämpfen, ſo drohen nicht geringere Gefahren von den anderen chriſtlichen Kirchen. Der proteſtantiſche Biſchof Gobat, in welchem chriſtliche Weisheit ſich mit feſtem Gottvertrauen verbindet, hat nach dem Grundſatze, daß das heilige Wort ſelbſt ſeinen Weg zum Herzen finde, es verſucht, die heilige Schrift unter den anderen Confeſſionen zu verbreiten.

Das Wort des Herrn gleicht dem Samenkorn, das ſchön erſprießt, aber der Feind ſäet oft Unkraut zwiſchen den Weizen. Das haben auch in Jeruſalem die Pfleger der chriſtlichen proteſtantiſchen Gemeinde zu erfahren. Es beſteht in Jeruſalem ein Verein von mehreren deutſchen Schullehrern aus Süddeutſchland, die ſittlich und äußerlich ganz verwahrloſte Kinder oft bei ſich aufnehmen, um ſie im Glauben und in der Liebe zu erziehen. Zuerſt, ſcheint es, ſind die Eltern froh, ihre Kinder loszuwerden, doch kaum entwickeln ſich in ihnen die Keime chriſtlicher Erziehung, ſo kommen die Geiſtlichen der katholiſchen und griechiſchen Kirche und reden den Eltern ein, daß ſie ihre Kinder dadurch lebendig den ewigen Qualen des Fegefeuers übergeben. Man beſtürmt die Häuſer und reißt die Kinder von ihrem Erzieher, an dem ſie innig hangen, um ſie in's düſtere Kloſter zu ſtecken und etwa zum Fanatismus des heiligen Feuers und der heiligen Nacht zu erzie-

hen. Aehnliche höchſt betrübende Erfahrungen machen die engliſchen Erzieherinnen, feingebildete Damen, die ihre ernſte, chriſtliche Ueberzeugung zur Kindererziehung im entſittlichten Orient antreibt. Es iſt eine ſehr gute Kinderſchule gebildet, meiſtens zunächſt aus den Kindern der Bekehrten, doch ſchicken auch vernünftigere Juden und Muhammedaner ihre Kinder in dieſe Schule, indem ſie einſehen, daß eine Erziehung doch jedenfalls beſſer ſei als keine. Jedoch gerade um Oſtern 1849 war durch die Stürme in Europa bei den Juden im Orient der Glaube verbreitet, daß der Meſſias nun bald erſcheinen würde. Natürlich würden dann die in Feuer verbrannt, welche in ſolche Beziehung zu den Chriſten ſich eingelaſſen hätten. Man nahm daher die Kinder aus der Schule, und nach einigen Wochen erſchien zwar nicht der Meſſias, aber doch der geldſpendende Monteſiore, der reiche Schwager von Rothſchild.

Mögen die redlichen Arbeiter für proteſtantiſches Chriſtenthum nur nicht müde werden, immer von Neuem die Lehre vom Glauben und der Liebe in jener Stadt auszuſtreuen, die Zeuge geweſen der reichſten Gnade und der reinſten Liebe des Herrn, die aber jetzt wiederklingt vom Geſchrei verführter Schwärmer faſt aller Bekenntniſſe.

Die klagenden Juden, muhammedaniſche Proceſſion.

An der ſüdweſtlichen Mauer der Moſchee des Omar, die auf der Stelle des Tempels ſteht, leſen mit lauter Stimme die jüdiſchen Männer in ihren langen Röcken, mit gelockten Haaren, langem Bart und weinenden Augen, die Klagen und

Prophezeihungen des alten Teſtaments. Sobald ſie einen Vers geleſen haben, erheben die alten Männer ein kindiſches Weinen, und Frauen und Kinder ſtimmen in den Chor dieſer Jeremiade mit ein, — ein betrübendes, erzwungenes Klagen! Sind ihre Augen von Thränen roth, kehren ſie heim in ihre ſchmutzigen Häuſer auf Zion; der Vater, die hebräiſche Bibel unter dem Arm, die Knaben an der Hand, daneben die Mutter mit dem Kleinen auf dem Arm. So nehmen die Kleinen von Jugend auf die Gedanken der Erniedrigung und des Unglücks ihres Geſchlechtes auf, doch zu gleicher Zeit ſaugen ſie den Hochmuth ein, der Meſſias werde ihnen einſt äußeres Heil verleihen. Ihr Haß gegen die Chriſten wird von früher Jugend an genährt und die Wuth gegen die Lehre des Heils immer von Neuem angeregt.

Wir verlaſſen den Klageort der Juden, gehen mit der Judenſchaar durch einige Gaſſen, da kommen wir zu einer Hauptſtraße, welche zu der heiligen Moſchee führt, und eine muhammedaniſche Prozeſſion zieht die Straße entlang, um in ihrer heiligen Moſchee Gott zu dienen. Nirgend hat dies Schauſpiel etwas ſo wild-fanatiſches als hier. Kleider und Lumpen in allen Farben und aus allen Gegenden umhüllen die Schaar der Gläubigen. Die Derwiſche, die ähnlich den Mönchen von ihrer Frömmigkeit leben, ziehen voran, in lautem Geſchrei das Bekenntniß abzuſingen. Der Fanatismus zeigt uns unter dieſer Schaar die traurigſten Erſcheinungen. Der Eine hat einen Eiſenſpieß durch die Backe geſtoßen, ein Anderer hat ſich im Arme verletzt, ein Dritter ſchleppt ſich mit ſtarkem Eiſen zur Ehre Gottes. Dies wilde Schau-

ſpiel zieht mit einer kannibaliſchen Muſik von Pfeifen, Handbecken, ungeſchickten Trommeln vorüber. In der Schaar ſelbſt ſind Einige ſtolz zu Pferde, Andere zu Maulthier, die Meiſten zu Fuß in elende Lumpen gehüllt: Alle in den verſchiedenſten Erſcheinungen, Alle in den verſchiedenſten Verhältniſſen, aber Alle gleich in dem wilden Fanatismus, der in ihrem dunklen, ſchwarzen Auge glüht. Die Juden ſehen ſie mit verachtendem Hohn an, ſie haben ja ihre heiligen Stätten inne, ſie ſind die wahren Kinder Abraham's und jene die verſtoßenen und verachteten Betrüger. Die gebildeten Chriſten hingegen werden von der fanatiſchen Schaar mit Zorn betrachtet, ſie fühlen wohl den politiſchen Einfluß, den die mächtigen Staaten auf den Oſten ausüben, aber bald, meinen ſie, würden ſie wieder Herren der Chriſten ſein. Von allen dieſen Eindrücken erfüllt, wandern wir die oft mit vielen Bogen überwölbten Straßen entlang, durchſchneiden noch einige Bazare, in denen man mit vielem Lärmen und Schwören kauft und verkauft, bis wir unſeren ermüdeten Augen und Füßen auf dem Plateau unſeres Hauſes Ruhe gönnen. Die Häuſer in Jeruſalem ſind ſehr einfach, eine Steintreppe führt in einen offenen Flur, an dem ringsherum die einzelnen Zimmer liegen. Die Häuſer haben ein plattes Dach, auf dem man umhergehen und ſich aufhalten kann.

Umkreis Jeruſalems.

Nachdem der Leſer uns auf den Gängen in der Stadt begleitet hat, mag er nun uns auch in die Um-

gegend rings um Jeruſalem folgen. Wir gehen gen Norden aus dem feſten Damascusthor. Die Thore ſind mit ſtarken Mauern gefügt und bieten in der mit vielen Ecken und Thürmen verſehenen Mauer die Mittelglieder in der Mauerkette. Sobald wir aber die Mauer verlaſſen, breitet ſich alsbald ein ſchöner Olivenhain hier rings um die Stadt aus, deſſen ſanftes Grün gegen die röthliche Erde, die beackert unter ihm liegt, wohl abſticht. Nur etwa eine Viertelſtunde ſind unſere Pferde in raſchem Schritt gen Süden gegangen, ſo reiten wir in eine Vertiefung ein. Wir befinden uns in einer Art Vorhof, der rings von einer natürlichen Felſenwand von geringer Höhe umgeben iſt, und ſehen an der einen Seite dieſes Felſens eine in den Stein eingegrabene viereckige Halle. Eine Guirlande zieht ſich über den oberen Rand, die dem Lande Paläſtina entſpricht. Sie weiſet Wein- und Olivenblätter, auch der Aehren ſegnendes Bild glaubte ich zu bemerken. Hierauf gehen wir in die mit Haufen von Steinen überfüllte, vom Felsdach überdeckte, offen ſtehende Halle. Zur Linken bemerken wir eine niedrige, viereckige Thür, durch die man tiefgebückt nur kriechen kann.

Von großem Intereſſe war es mir zu bemerken, wie an dieſer Wand ſich neben dieſer Oeffnung eine Vertiefung befand, in welche ein flacher, gerundeter Stein einſt mußte hineinpaſſen. Mein Reiſegefährte und ich erkannten ganz deutlich, daß dieſe ausgearbeitete Vertiefung einſt mußte die Stelle geweſen ſein, in der der ſchwere Schlußſtein ruhte, wenn man das Grab eröffnete. Eine recht offenbare Erklärung zu den traurigen Worten der

Maria: „Wer wird uns den Stein von der Thüre wälzen.“ Nun krochen wir durch den niedrigen Steingang ein in eine größere viereckige ganz düſtere Halle der Schatten, die nur ſpärlich von unſern Kerzen erhellt wurde. Von dieſer einen Hauptkammer, welche ein regelrechtes Quadrat bildet, gehen kleinere Grabeskammern gen Süden und gen Oſten, die einen findet man durch einen tieferen Gang zu zwei Todtenbetten getheilt, die anderen nicht. In den Wänden ſind dreieckige Oeffnungen, die einſt wohl den Lampen, die das Todtenlager beleuchteten, die Stelle geboten; auch bemerkt man an den Todtenlagern kleine Rinnen, das vom Stein abtröpfelnde Waſſer abzuleiten, um ſo die theuren Todten vor der Feuchtigkeit zu bewahren.

An der Südwand der erſten Grabeshalle gehen zwei ſolche Nebenhallen in das Geſtein ein, die noch viele Nebenkammern haben. An der Weſtſeite iſt noch eine, welche nach allen Seiten ihre Nebenkammern hin erſtreckt. Von dieſen letzteren führt gen Norden ein Gang in ein größeres unterirdiſches Steingemach. Zertrümmerte oder ganz danieder liegende Felſenthüren zeigen noch auf ihren Feldern ſchön geformte Roſetten; zertrümmerte Sarkophage und Sarkophag-Deckel betritt unſer Fuß in dieſen unterirdiſchen Todesgemächern; denn die Hand des Frevels vergreift ſich auch an den Rechten des ſtillen Todes und die Verwüſtung ſchreitet raſch vorwärts.

Von dieſer Grabesſtätte hat E. Robinſon mit ziemlicher Evidenz dargethan, daß ſie nicht als das Grabmal der jüdiſchen Könige, ſondern als das der Helena an-

zuſehn ſei. Dieſe Königin von Adiabene lebte lange in Jeruſalem und trat zum Judenthum über. *)

Wir wandten von hier aus unſere Pferde gen Oſten und kamen, nachdem wir noch einige verfallene Gräber beſehen, in das Thal Joſaphat, welches wir dann ſüdlich hinunter an der öſtlichen Mauer der heiligen Stadt entlang verfolgten. Der ſonſt als Gießbach geprieſene Kidron war ohne Waſſer, er ſchneidet tief ein. Doch erfreuten die grünenden und bepflanzten Abhänge der Berge das Auge. Auf der einen Seite erhebt ſich ſteil der Berg, der mit den Zinnen der heiligen Stadt geſchmückt iſt, auf der anderen bieten der Oelberg und die ſich daran ſchließenden Höhenzüge einen anmuthigen Anblick.

Vor dem Stephansthor, das nördlich von der heiligen Ebene der Moſcheen die Mauer durchbricht und allein gen Oſten offen iſt, liegt auf der anderen Seite des Gießbaches eine kleine Kapelle, die von den Gläubigen als das Grab der Maria verehrt wird. Dieſer Kapelle gegenüber iſt ein kleines Viereck von hohen Mauern umgeben, acht alte Oelbäume beſchatten mit ſanftem Grün dieſen Flecken Landes. Die wenigen Fuß Erde hemmen den Schritt des Wanderers und laſſen ihn mit ſtiller Wehmuth an die letzten Stunden des Erlöſers denken; denn Gethſemane hieß der Garten, der nahe an der Stadt war. Hat doch hier der Erlöſer ſich zur großen That vorbereitet, durch die er in ſeiner Liebe die Menſchen von der Knechtſchaft zur ſittlichen Freiheit erlöſete.

Auch dieſer heilige Ort dient den Mönchen als Er-

*) E. Robinſon's Paläſtina. II., S. 189.

werbsquelle. Von den acht Oelbäumen, die noch dieſelben ſein ſollen, wie zu Chriſti Zeit, verkaufen ſie zu hohen Preiſen Holzſtücke. Es iſt klar, daß das Holz von acht Oelbäumen wohl ſchon hundert Mal vertheilt iſt.

Verfolgt man den Pfad gen Süden, ſo tritt an der einen Stelle der Fuß des Oelberges ſchroff an den Weg heran. Dieſe Stelle iſt benutzt, um einige Denkmäler hier aus dem Stein zu hauen. Ein viereckiger Block, 24 Fuß im Geviert, iſt aus dem Stein gehauen, an jeder Seite mit zwei ganzen und zwei halben ioniſchen Säulen verziert, und auf dieſem Block iſt der obere Theil des Grabmals aufgemauert, da der Felſen nicht hoch genug herantrat, um es aus demſelben zu nehmen. Eine kleine Kuppel darüber läuft in einen Spitzthurm aus, der ſich oben wie eine ſich öffnende Blume auseinanderbreitet. Das ganze Denkmal iſt etwa 40 Fuß hoch, und rings herum läuft ein aus dem Felſen gehauener Gang. Das Grabmal trägt den Namen des Abſalom. Hinter dieſem Grabmal bemerkt man in der geraden Wand der Niſche das Portal zu einem Grabe, das man gewöhnlich dem Joſaphat zuſchreibt.

Geht man dann am Felſenrande weiter, bemerkt man einige Säulen, die ein Portal bilden, und zu Grabesſtätten leiten, in denen der heilige Jacobus in der Zwiſchenzeit zwiſchen dem Tode und der Auferſtehung des Herrn ſoll geweilt haben. Noch eine Todesſtätte ſteht dicht dabei aus dem Stein gehauen, das Grabmal des Zacharias, zum Andenken des Mannes, der zwiſchen dem Tempel und dem Altar erſchlagen war, Matth. 23, 35. Das Grabmal iſt dem des Abſalom ganz ähnlich. Ein vier-

eckiger Block, etwa 20 Fuß hoch aus dem Felſen gehauen, bildet den Unterbau, wahrſcheinlich iſt er maſſiv; wenigſtens bietet er nirgends eine Oeffnung. Die Seiten bieten je zwei ganze und zwei halbe Säulen; die äußeren derſelben berühren an den Ecken viereckige Pfeiler. Um den Karnies iſt eine Verzierung von Akanthusblättern, und darüber ſteht noch eine abgeſtumpfte Pyramide von etwa 10 Fuß Höhe. Die Bauart beweiſt, daß die Grabmäler falſche Namen tragen. Der gemiſchte griechiſch-egyptiſche Styl läßt ihre Entſtehung in die erſten Jahrhunderte nach Chr. ſetzen. Sie ſind den Denkmälern Petra's ähnlich.

Chriſtliche und jüdiſche Ueberlieferungen haben ſich dieſer Denkmäler noch bemächtigt, während die dem ganzen Oelberg gegenüberſtehende Mauer des Haram uns die Herrſchaft der Muhammedaner kund thut. Die öſtliche Mauer um das Haram (d. i. die h. Moſchee) betrachten die Muhammedaner als Zeichen ihrer Macht; denn ſie zeigen darin noch den abgebrochenen Schaft einer Säule, auf welcher der fromme Muslim ſich den Muhammed beim Weltgericht reitend vorſtellt. Unſer Diener ſtellte mir die ganze Poſition ſo deutlich vor, daß ich ihm wirklich lächelnd antwortete: wenn ich der Herr Muhammed wäre, würde ich mir einen bequemeren Sitz ausſuchen, auch glaubte ich nicht, daß Muhammed, nachdem er auf den Polſtern des Paradieſes geſchwelgt, mit dieſem harten Sitze zufrieden ſein würde.

Hinter den beſchriebenen Gräbern auf dem Berge iſt eine große Höhle, in der ſich mehrere Felſengräber befinden, welche man die Gräber der Propheten nennt. Die weite Höhle, die dunklen natürlichen Felſenwände weihen

dieſe Stätte, mit den Felſengräbern vereint, zu einer würdigen Stätte des Todes.

Nördlich vom Grabmal des Abſalom führt eine Brücke über das Thal Joſaphat. Nachdem wir von da aus an der ſüdöſtlichen Seite der Moſcheen-Mauer vorübergegangen, ſtiegen wir nach dem Gange von einigen Minuten 26 Felſenſtufen nieder und fanden hier ein unterirdiſches Baſſin mit friſchem Waſſer gefüllt. Man heiligt dieſe Quelle mit dem Namen der heiligen Jungfrau. Während die Eingebornen glauben, ein Drache wache hier, den Zuſtrom zu hindern, und nur wenn er ſchlummert ſtröme die Quelle.

Gehen wir noch mehrere hundert Schritte ſüdlich an dem Bergrücken Ophel entlang, der ſich ſüdlich von Moriah erſtreckt, ſo ſehen wir, nachdem wir um die Spitze des Berges umgebogen, einen Waſſerbehälter, an deſſen Mauerwänden Säulen eingemauert ſind, einige auch im Waſſer daniederliegen; das Waſſer ſtrömt hier ein aus der Felſenwand in reinem, ſchönem Strom. Ein ſtiller Ernſt feſſelt uns an dieſe Stelle; denn wir ſtehen an der Quelle Siloam, deren ſanftfließendes Waſſer ſchon Jeſaias 8, 5. u. Nehem. 3, 15. erwähnt und die beſonders durch die Erzählung, Ev. Joh. 9, 11. unſerem Gedächtniß eingeprägt iſt. Chriſten und Juden ſowohl als Muhammedaner verehren dieſen Quell mit heiliger Scheu.

Nach den Forſchungen von E. Robinſon und E. Smith (a. a. O. II. 156 ff.) iſt zwiſchen der Quelle der heiligen Jungfrau und Siloam eine unterirdiſche Verbindung.

Das Waſſer von Siloam ſammelt ſich in kleinen Waſſerbecken, von denen es dann ausſtrömt, liebliche Gärten

zu bewäſſern. Aber nicht weit davon ſtört uns eine große Anzahl lärmender Weiber, die mit Waſchen beſchäftigt ſind, in unſeren Erinnerungen, und oft beſetzt ein Gerber den Teich, ſeine friſchen Felle zu waſchen. Auch das Dorf Siloam, welches auf dem Bergesabhang, der dem Berg Ophel gegenüber liegt, ſich dahinzieht, zeichnet ſich durch den Schmutz und die Erbärmlichkeit ſeiner Hütten, die gleichſam am Berge angeklebt ſind, aus.

Südlich vom Siloam-Quell geht man durch blühende Gärten, welche unterhalb der Mündung des Thales Ben Hinnom in das Thal Joſaphat einen tiefen Brunnen einſchließen, Hiobs-Brunnen wird er von den Einwohnern, Nehemias-Brunnen von den Franken genannt. Wie Robinſon (a. a. O. II., 141.) dargethan, ſtehen wir hier an dem im alten Teſtament öfter erwähnten Brunnen En Rogel, der im Buch Joſua dazu dient, die Grenze zwiſchen den Stämmen Juda und Benjamin zu bezeichnen.

Wir ſtiegen von hier aus auf das Gebirge, welches den ſüdlichen Rand des Thales Hinnom bildet. Aus der grünen Decke hervorſpringende Felſen waren zu Grabhöhlen benutzt; denn alle Plätze rings um die Stadt des Lebens hat man dem Aufenthalte der Todten geweiht. Die Ausſicht von dieſem Berge hat etwas ungemein liebliches, durch das Grün der Oliven hindurch ſchaut man nieder auf die blühenden, fruchtbaren Gärten der Könige; auf dem grünen Teppich, der um den Berg hängt, weiden, vom ſanften Schatten der Oliven beſchützt, Rinder und Schafheerden. Weiter gen Norden ſahen wir das Thal Kidron als hellgrünen Streifen zwiſchen den Gebirgswänden. Der uns gerade gegenüberſtehende grünende

Gebirgsrand iſt mit den Mauerzinnen Zions umkränzt. Der ganze Charakter der Gegend zeigt ſich uns als eine liebliche Stätte für friedliches Hirtenleben, als ein rechtes Charakterbild der Gebirgsau Paläſtina, welche dem Hirten feſte Wohnſitze geboten, ohne ihn zu zwingen, ſeine ſemitiſche Hirten-Natur zu verläugnen. Wenn aber gerade der friedlich ſchöne Charakter dieſer Gegend uns daran erinnert, wie Gott das Volk auserleſen zu ſeinem Dienſt, ſo zeigen wieder andere Theile der uns umliegenden Gegend einen ernſteren düſteren Charakter. Die Steingräber rings um uns, gegenüber die dunkleren Züge des ſogenannten Berges des Aergerniſſes, laſſen uns daran gedenken, daß gerade gen Norden bei der Mündung des Thales Tyrapaion, zwiſchen dem Berge Ophel und dem Berge Zion, einſt das Bild des Götzen Baal geſtanden, jenes düſtere Schickſalsbild, das den Lauf der jüdiſchen geiſtigen Entwickelung ſtets ſo trübe gezeichnet hat.

Wenden wir jetzt gen Weſten unſeren Fuß, nimmt die Landſchaft einen ernſteren Charakter an. Die Grabhöhlen mehren ſich, die Steinblöcke im Verein mit den Baumſchatten werfen einen dunkleren Charakter über dieſen Bergabhang, und der röthliche Blutacker, Hakeldama, läßt uns mit denkendem Ernſte hier weilen. Wir wandeln fort mit dem ſteten Gedanken, wie tief die Marken ſind, die dieſe Stellen dem menſchlichen Leben eingezeichnet haben. Der Schatten- und Lichtſeite des Lebens vergleichbar erſcheint uns dieſem dunkleren Abhange gegenüber die in helleren Farben ſpielende bebaute grünende Decke des Berges Zion, welche ebenfalls in großer Steilheit aus dem Thale ſich erhebt, oben gekrönt mit dem Halbmond

der Moſchee Nebi Dawud. Der Berg des böſen Rathes liegt der Spitze vom Berg Zion gegenüber, und dazwiſchen ſenkt tief ſich ein das Wadi Jehennam, jenes Thal Ben Hinnom, das den Juden ſtets einen unheimlichen Schauder erregte, denn Kinderblut war hier gefloſſen zur Ehre des todten Steingötzen Moloch. Auf jenem Bergabhang des Berges des böſen Rathes bemerkten wir unter den Gräbern manche der von Anderen erwähnten Inſchriften, ſo wie auch der weſtlichen Seite von Zion gegenüber eine tiefe mit hohen Bogen überwölbte Ciſterne, die jetzt leer ſtand und nur Steinblöcke und losgeriſſenes Mauerwerk auf ihrem Boden wies, von Robinſon für den unteren Gihon-Teich gehalten.

Wir gingen dann gen Norden die Stadtmauer entlang, bis wir das Jaffathor erreichten. Von hier aus verfolgten wir die ſich nordweſtlich ziehende Mauer, welche da, wo ſie gen Oſten wieder abbog, uns noch die Spuren der alten Ringmauer verfolgen ließ. Dieſen Spuren folgend trifft man einen größeren Schutthaufen und Spuren von Grundbauten, die von Robinſon als der Thurm Pſephinos beſtimmt werden. Die Spuren der Mauer leiten uns weiter, bis wir wieder auf den Weg, der uns zuerſt nach dem Grabmal der Helena geführt, zur Stadt hin einlenken.

Umgegend von Jeruſalem.

Der Leſer hat uns freundlichſt bei einem Gang rings um die Stadt begleitet, möge er nun auch die Umgegend von Jeruſalem mit uns durchſtreifen. Die für zehn

Piaſter (zwanzig Silbergroſchen) auf den Tag gemietheten Pferde tragen uns mit großer Gewandtheit über das durchlöcherte, ſchmutzige Pflaſter der Stadt. Wir reiten die Via Doloroſa hinunter, dem Stephansthore zu, von dem ſüdlich ein großes Waſſerbehältniß, ein längliches ausgemauertes Viereck, ſich uns zeigt. Birket Israel iſt jetzt ohne Waſſer, mit Schutt angefüllt, einige Stellen werden ſogar mit Gewächſen bebaut. Nicht weit kann man hier nahen, ſo ſtürzen auch ſchon von der Thür des Haram einige fanatiſche dunkle Gläubige, um den Ungläubigen auch keinen Blick in den Vorhof ihres Heiligthums werfen zu laſſen. Die Mönche halten dies für den Teich Bethesda. Wir reiten nun durch das Stephansthor im Oſten der Stadt, und nachdem wir das Thal Joſaphat in nordöſtlicher Richtung durchſchnitten haben, eilen die Pferde flüchtigen Hufes den Berg hinan. Von der Spitze des Höhenzuges wirft man noch einen Blick nach Jeruſalem, das ſein Panorama in vollſtändiger Schönheit vor uns ausbreitet, und eilt dann in der einmal eingeſchlagenen Richtung vorwärts. Wir durchſchneiden ein Thal und ſehen dann vor uns auf einer Anhöhe ein elendes Dorf, Anata jetzt genannt, das alte Anathoth, den Geburtsort des Propheten Jeremias.

Kleine Häuslein in ekelhaftem Schmutz zeigen ſich uns auf der Stätte, von welcher der Prophet ausging, um mit ernſter Warnungsſtimme die Jahrtauſende hindurch die Menſchen zur Gottesfurcht zu rufen. Die Reſte einer ſtärkeren Mauer erinnern an die frühere Größe dieſes Fleckens. Aber ſehr charakteriſtiſch iſt die Ausſicht von dieſem Berge. Rauhe Thäler und Höhenzüge mit

dunklem Grün bedeckt, zeigen uns den ernſten Charakter dieſes Tafellandes. Die Gebirgszüge gehen gen Oſten, wo ſie bei der Jordanebene auslaufen.

Die Spitzen der kegelförmigen Berge ſehen wir meiſt gekrönt mit den Reſten der Städte, die auf dieſen Höhen einſt wie Warten des Landes ſich erhoben. So liegt Rama vor uns, gleichſam die Mauerkrone eines ſpitzen Felſenkegels; auch Gibeah ragt mit ſeinen Zinnen aus den Bergen hervor, während gen Südweſt das Auge hinſchweift, über die Höhenzüge bis zum grünen Baumrande des Jordan hin, und dem todten Meere zu.

Der Ernſt der Gegend, vereint mit jenen Spuren der alten Zeit, liefert einen lebendigen Kommentar zu jener Stelle des Jeſaias 10, 28, in der er den verheerenden Zug des Aſſyrers Sanherib, der Schickſalsruthe in der Hand des Herrn war, bezeichnet: „Er kommt nach Ajath, zieht durch Migron; in Michmas läßt er ſein Geräth. Sie paſſiren den Paß; zu Geba machen ſie Nachtquartier; es zittert Rama, Gibeah Sauls flieht. Kreiſche laut auf Tochter Gallims! Horch nach Lais hin, armes Anathoth! Madmena flieht, Gebims Bewohner flüchten. Noch dieſen Tag raſtet er in Nob, dann ſchwingt er ſeine Hand gegen den Berg der Tochter Zions, den Hügel von Jeruſalem.“

Faſt glaubt man die wilden Schaaren durch die Schluchten und Thäler ſtürmen zu ſehn.

„Aber der Herr Jehovah der Heerſchaaren ſchlägt ab die Zweige mit Schreckensgewalt, und die hohes Wuchſes ſind, werden umgehauen und die Hohen geſtürzt.“

Weiter gen Norden durchſchnitten wir von hier aus

das Thal es Selam, am Dorfe Hizmeh vorüberziehend, und von hier aus ritten wir nach Durchſchneidung des Thales Farah auf Gibeah zu, das hoch auf dem Berge uns entgegen winkte. Gibeah iſt jetzt ein kleines erbärmliches Dorf, nur einige größere Steine und die Reſte eines viereckigen Thurmes zeigen noch die Spuren des Alterthums. Der Berg iſt, wie faſt alle um ihn ſtehende, terraſſirt, und jeder Abſatz, den das Kalkgeſtein bietet, iſt mit Wein oder Oliven bepflanzt. So erbärmlich dies Dörflein iſt, ebenſo intereſſant iſt es für die alte jüdiſche Geſchichte. Gibeah Saul's iſt dieſe Bergesſchöne in ihren verwüſteten Zügen. Ringsherum ſcheinen die Spitzen der Berge ebenfalls von Reſten alter Bauten geſchmückt. Das alte Michmas, jetzt Muchmas, liegt gegenüber, jenſeits des Thales es Suweinit. Die ſchroffen Seiten des Thales laſſen uns hier den Paß von Michmas wiederfinden, ja man kann ſelbſt in zwei gegenüberſtehenden Bergen die Stelle erkennen, wo der heldenmüthige Jonathan hinaufſchlich, mit ſeinem Knappen allein wider die Philiſter zu ſtreiten. (1. Sam. 14, 5.)

Ebenſo verſetzen uns hier andere Trümmer auf den Spitzen der Berge Deir Diwân, Burka, Tajjibeh und das hoch erhabene Rummon, das alte Rimmon, wohin die letzten Benjaminiten nach der Niederlage ihres Stammes (Richt. 20, 45, 47. 21, 13) zogen, mitten in die Scene der alten jüdiſchen Geſchichte.

In Gibeah des Stammes Benjamin war Saul geboren; hier reſidirte er als König, als ſtarker Hirtenheld gegen die Feinde des Volkes Israel; von Gibeah wird uns der Frevel (Richt. 19, 14) erzählt, und ebenſo war

Gibeah, als die Gibeoniten die ſieben Nachkommen Sauls aufgeknüpft hatten, Zeuge von der rührenden Mutterliebe der Rizpa, die einen Sack nahm und ihn auf dem Felſen ausbreitete, bis Waſſer über ſie vom Himmel träufelte. Sie ließ keinen Vogel des Himmels auf ihnen ruhn des Tages, und kein Wild des Feldes des Nachts, bis David ſich der Trauernden erbarmte und die Gebeine ihrer Kinder begrub. (2. Sam. 21.)

Von Gibeah ritten wir den Berg herab, doch alsbald ſahen wir einen anderen Berg, deſſen Spitze mit Häuſern gekrönt war. Auch dieſe Anhöhe erklimmten bald unſere an die Berge wohl gewöhnten Pferde und wir waren in er Ram, einem jetzt von griechiſchen Chriſten bewohnten Dorf. Die Ausſicht von dieſer Anhöhe gewährte einen weiten Blick gen Weſten, über die mit dunklem Grün bekleideten Höhenzüge. Er Ram hat eine alte Moſchee mit Säulen, die wohl einſt eine Kirche geweſen war.

Wir beſtiegen bald wieder unſere Thiere, eilten den Berg hinab und etwa nach einer halben Stunde ſtanden wir auf dem Gipfel eines anderen Berges, der von ſehr unregelmäßig aneinander ſtehenden Häuſern beſetzt war. Das war das heutige el Dſchib, die traurige Erbin des alten Gibeon, das als eine königliche Stadt im alten Teſtament uns dargeſtellt wird, die die umliegenden Städte Biroth, Kaphira, Kiriath Jearim beherrſchte. Dieſe Stadt ſpielt eine Hauptrolle im Buche Joſua. Hier fand der große Sieg Joſua's über die fünf Könige ſtatt, wodurch der Beſitz des gelobten Landes Israel gewonnen ward. (Joſ. 9. 10, 1—14.)

Der Stamm Benjamin hatte ſpäter dieſe Stadt; ſie war den Leviten geweiht, und viele Jahre ward hier die Stiftshütte unter David und Salomo aufbewahrt. Salomo brachte hier die reichen Brandopfer dem Herrn dar, der dem jungen Könige im Traum erſchien. Der weiſe Herrſcher Israels erbat ſich hier von ſeinem Herrn ein weiſes verſtändiges Herz, anſtatt Ehre und Reichthum. Hier fand auch nach Sam. 2, 12—32 der Streit zwiſchen den Anhängern Saul's und denen David's, zwiſchen Abner und Joab ſtatt. Viele erhabene Erinnerungen ſchließen ſich an dieſen Ort, aber wie erbärmlich iſt das Dorf jetzt und wie ſtumpf der Sinn des hieſigen traurigen Volkes! Die Ueberreſte eines alten Gemäuers ſind das Einzige, welches an frühere Zeiten noch erinnern möchte.

Von hier erblickten wir gen Süden auf der Spitze eines Berges ein hohes Minaret, Nebi Samwil von den Eingebornen genannt. Hier iſt eine Moſchee, die ſich einer älteren in Kreuzform gebauten lateiniſchen Kirche bemächtigt hat. Um die Moſchee ſtehen nur noch einige verfallene Hütten und nur einige Familien, die den Stempel des Elends zur Schau tragen, ſind die Einwohner dieſes Fleckens. Ohne Schwierigkeiten konnten wir in die Moſchee eingehen, welche jetzt zu Magazinen, wie es ſcheint, benutzt wird, und erreichten auf einer ſchlechten hölzernen Treppe hinaufſteigend, das platte Dach dieſes Gemäuers, das in ſeinen Spitzbogen überall den europäiſchen Gründer beurkundet. Die Ausſicht, welche man von Nebi Samwil über die ganze Umgegend hat, iſt eine höchſt intereſſante. Der Charakter des jüdiſchen Landes liegt wie ein ſchönes Tableau vor unſeren

Augen. Gen Südweſten ſchaut man über das tiefe Thal Beit Hanina hinweg, bis hinüber nach Jeruſalem und dem Oelberg; das bewaffnete Auge reicht bis zum Abfall der Berge jenſeit des todten Meeres. Eine dunkle Bergesgruppe nach der andern tritt dem Auge hier entgegen, alle dunkelgrün umkleidet, nur die Berge jenſeits des todten Meeres ziehen einen bleichen Streifen als Grenze. In Nordweſten liegt zu unſeren Füßen die üppige Ebene von el Dſchīb und jenſeits derſelben ziehen wieder die Höhenzüge hintereinander auf. Bis zu den Grenzen des Landes kann man hinſchauen, bis wo die dunkeln Hügel von dem Silberreif des Meerwaſſers umgürtet ſind.

Die Höhenzüge ſcheinen belebt von den Dörfern und Ortſchaften jetzt freilich in der kläglichſten Armuth, einſt aber mächtige Feſten, das Wohl Juda's zu ſchützen. Ueberall zeigt ſich der Charakter des jüdiſchen Landes; die dunkel umgrünten und terraſſirten Höhen boten die Weideplätze den Hirten, und die Thäler zwiſchen den Bergen gewährten dem Ackerbau eine Stätte unter den Hirtenvölkern des Stammes Juda.

In der Moſchee wird ein bretterner Kaſten als das Sarg des Propheten Samuel gezeigt. Es gehört die Leichtgläubigkeit der jetzigen Bewohner des heiligen Landes dazu, um dies für wahr zu halten. Robinſon zeigt, daß dieſe Lage als die Geburts- und Grabesſtätte des Propheten wegen des Grabes der Rahel nicht paſſe und hält den hervortretenden Punkt im jüdiſchen Lande für das alte Mizpah. (a. a. O. II., 358—361.)

Wir kehrten über Liſta nach Jeruſalem zurück. Liſta iſt jetzt wegen ſeiner Maulthiere bekannt, hier ſtillten wir

unſeren und unſerer Pferde Durſt bei einem Steinbaſſin, das durch reichliche Quellen geſpeiſt wird. Das überſtrömende Waſſer bildete dann ein größeres, flaches Baſſin, in welchem gerade zur Zeit die Weiber wuſchen; man nannte dieſe Quelle nach dem Namen Samuel's *). Wir erreichten Jeruſalem am Abend, indem wir glücklich noch in die offenen Thore der heiligen Stadt einzogen.

Ausflug nach dem todten Meere.

Wir hatten mehrere Tage in der heiligen Stadt verweilt, als es hieß, die Karawane gehe nach dem Jordan. Wir hatten uns nun zwar entſchloſſen, nicht mit derſelben zu ziehen, doch gingen wir hinab zum Stephansthor, um vor demſelben den Abzug der Karawane mit anzuſehen. Im Laufe der Zeit iſt es eine Art heiliger Verpflichtung, beſonders bei den Anhängern der griechiſchen Kirche geworden, nach dem heiligen Feſt herabzuziehen an den Jordan, ſich in den heiligen Fluthen zu baden. Der Aberglaube meint, daß durch dieſes Bad der heilige Geiſt auf die Badenden herabſteige.

Es heißt in der Erzählung vom barmherzigen Samariter: „Es zog ein Mann hinab von Jeruſalem nach Jericho, und fiel in die Hand von Räubern". Das gilt auch noch heute, der Weg zwiſchen Jeruſalem und Jericho iſt unſicher; deshalb iſt der Paſcha verpflichtet, mit einer Cohorte leichter türkiſcher Reiterei den Zug zu beſchützen. Unten im Thal Joſaphat hält der

*) Vgl. Robinſon Paläſtina, II. 363.

Paſcha mit ſeinen ſchönen Roſſen, und hinab ziehen nun aus Jeruſalem die merkwürdigſten Geſtalten. Ein ſtarkes Maulthier trägt auf beiden Seiten eine Art Korb, in dem zu jeder Seite eine dicke, ruſſiſche Bäuerin ſich ſo gut wie möglich hineingeklemmt hat, während oben auf dem Rücken des Thieres noch ein kleiner Burſch ſitzt, das Familienbild zu vollenden. Es folgt ein ruſſiſcher Bauer, bei der größten Hitze mit einer Pelzmütze, rings um ſeinen Sattel hat er ſeine Reiſegeräthſchaften herumgehängt, beſonders Zinnflaſchen, in denen er von dem heiligen Waſſer ſchöpfen will. Seine bunten Lumpen rings um den Sattel machen einen ſpaßhaften Kontraſt zu der ſonſt ſo ernſten Figur. Gleich hinter dieſer Erſcheinung, dem trefflichſten Bild des Stumpfſinns, folgt auf leichtem Pferd frank und frei ein engliſcher oder nordamerikaniſcher Herr. Er hat natürlich ſein Pferd für ſich; denn ein ihm nachfolgender Diener trägt die Geräthſchaften zur Reiſe.

Darauf erblicken wir eine dicke Frau, die ein Maulthier für ſich und ihre Familie gebraucht; denn vor ihr auf dem großen Packſattel ſitzt ihr kleiner Sprößling, auch hat ſie ein anderes kleines Ebenbild von ſich im Arm, und darauf ſehen wir wieder eine europäiſche Frau auf engliſchem Frauenſattel reitend. Ein Grieche ſitzt in ſeinen weiten Beinkleidern zu Pferde, in ſeinem Reiſeſack hat er ſeine Proviſion, und eine kleine Matratze iſt hinter ihm aufgerollt; dazu erſcheinen Türken und Araber auf ſchönen Pferden, in ihre Chabaja, den bunten Beduinen-Sack-Ueberwurf, gehüllt. Das Ganze iſt ein reiches Lebenspanorama für den Maler und den Menſchenfreund, der über die verſchiedenartigſten Nationalitäten hinwegſieht.

Zwiſchen dieſen bunten Figuren erſcheint uns dann auch noch eine andere Geſtalt, der deutſche wandernde Handwerksburſch. Ein ſchlechter Rock, der an mehreren Stellen ſchon die Zugluft durchläßt, zerriſſene undſchiefgelaufene Stiefel machen ihn kenntlich. Sein Ränzel auf der Schulter, den dicken Knotenſtock in der Hand, marſchirt er friſch fürbaß. Aus ſeiner Taſche guckt natürlich eine etwas zu groß gerathene Branntweinflaſche und die Spitze ſeiner Pfeife, ganz wie bei uns. Alles reitet, er bleibt ſeinem Charakter treu und geht zu Fuß. Der Zug geht den erſten Tag bis in die Jordanebene, am anderen Morgen iſt Alles in der Frühe auf und mit Sonnenaufgang eilt Alles ſo ſchleunig wie möglich dem Jordan zu. Die ganze, etwas ſehr gemiſchte Geſellſchaft ſtürzt ſich von den Pferden und ſitzt alsbald in bunter, profaner Reihe in den heiligen Fluthen. Wir vermieden es, dieſe Reiſe in einer ſo bunten Geſellſchaft zu machen. Zwar bezahlt jeder Fremder, wenn er allein reiſt, auf dieſer Reiſe für den Schutz der Beduinen hundert Piaſter, etwa 7 Thlr., dafür aber iſt er in ſeiner Reiſe nicht durch die vielen Reiſegefährten geſtört.

So hielt denn Montag den 24ſten April unſer Führer, ein Beduine auf einer ſchönen arabiſchen Stute, an unſerer Thür. Nicht ſo ſchnell waren wir reiſefertig; denn eine Abreiſe erfordert im Orient immer erſt längeren Zank. So war auch diesmal langer Streit, da der Pferde-Verleiher Omar Bey uns durchaus mehr Thiere aufdringen wollte, als wir nöthig hatten. Erſt um acht Uhr waren wir in den Sätteln und ritten zum Stephansthor hinaus. Unſer Weg zog ſich zunächſt ſüdlich durch leidlich bebaute

grüne Felder. Nach anderthalb Stunden fanden wir ein aus alter Zeit noch wohl erhaltenes steinernes Bassin, das von frischem Quellwasser gespeist wurde.

Von hier aus zog sich der Weg ostwärts in die Gebirge. Die Kultur hörte immer mehr auf, und dürre, spärlich bewachsene Hügel beweisen den Verfall des einst so blühenden jüdischen Landes. Immer düsterer und öder wurden die Gebirge, je mehr wir uns der Jordanebene nahten. Gegen Ende zog sich oft der Weg an Klüften entlang, welche steil sich hinabsenkten und in dem schroffen Felsen Höhlen hatten. Tief unten im Grunde waren diese Einschnitte von kleinem Gesträuch grün umsäumt. Die grüne Einfassung bezeichnete den Lauf der Gießbäche, welche von den Bergen aus in die Ebene sich ergießen. Am Nachmittage kamen wir zur Jordan-Aue, welche allmählich, als wir aus den Bergen kamen, sich vor unseren Augen ausbreitete.

Von öden Bergen, deren tiefe Risse und Klüfte uns schrecken, sind wir noch umgeben; da sehen wir vor uns die grünende Ebene, die von Bächen durchschnitten und mit Bäumen hier und da geschmückt ist. Uns zur Linken lag die Quelle Ain es Sultan, die einen lieblichen Garten, von üppigen Bäumen bewachsen, bewässert; dahinter breitet sich die anmuthige Aue, aus der die Ruinen von Richa hervortauchen, aus. Der Jordan bezeichnet seinen Lauf mit dem grünen Laubkranz, den die Bäume an seinen Ufern entlang flechten, wogegen das todte Meer, seinem Wesen entsprechend, sich mit bleichen schauererregenden Gebirgen umgürtet hat; denn die Berge von Moab erheben ihre wüsten Häupter, die ganze Landschaft im Süd-

oſten zu begrenzen. Die ganze Jordanebene zeigt ſich ſo als ein grüner Streifen, mit dem Schatten verſchiedener Bäume geziert und hier und da von der lieblichen Welle durchrieſelt. Zwei öde Gebirgsketten ziehen ſich zu beiden Seiten an grünen, fruchtbaren Feldern entlang, bis das Ganze im Südoſten in dem vollſtändigen Todesbilde der Natur, dem bleichen Asphaltmeere mit ſeinen wüſten Einfaſſungen ſich endet.

Nachdem wir einige Felder durchritten, ſchlugen wir unſer Lager bei Ain es Sultan auf, ſo daß der Bach dicht bei unſeren Zelten vorüber rieſelte. Unſer Beduinenführer ſtieg vom Pferde, und legte demſelben Fußfeſſeln an, ſo daß es nur in ganz kleinen Schritten gehen konnte. Die Maulthiertreiber banden die Pferde und Maulthiere in einer Reihe an einem Seile feſt, während der Koch das Eſſen bereitete, und der Diener ſeine Waſſerpfeife in gemächlicher Ruhe rauchte. Ein kleiner Höhenzug, ein Vorläufer des weſtlichen Gebirgsrandes zieht ſich am weſtlichen Rande des kleinen Baumgartens entlang, während ähnliche höhere Hügel ſich hinter dieſer Reihe erheben. Dieſen kleinen Höhenzug, den wir mit Trümmern früherer Gebäude wie beſäet fanden, gingen wir einige Minuten entlang, bis zur Quelle, die am Fuße dieſer Hügelreihe entſpringt, und alsbald ein Baſſin, das noch zum Theil erhalten iſt, füllt. Von hier aus gehen dann die Bäche in den natürlichen dichten Baumgarten.

Unvergeßlich bleibt dem Reiſenden der Eindruck der Jordanebene, wenn er gegen Abend dieſelbe von der Anhöhe aus betrachtet. Das liebliche Grün der fruchtbaren Felder liegt vor ihm, in den verſchiedenen Schattirungen

von den Bäumen, Büſchen und den Bächen vielfach unterbrochen. Wenn allmählich die dunkleren Schatten ſich auf der Ebene lagern, und die Ruinen bei Richa immer mehr dem Auge entſchwinden, ebenſo die wilden Berge am todten Meer ſich mit dem Abendnebel umhüllen, malt die Phantaſie dem Wanderer Jericho, die ſo bevorzugte Palmenſtadt, hin; doch aus den Träumen, die uns in die Vergangenheit hinübertragen, reißt uns die traurige Wirklichkeit der Gegenwart. Zu unſeren Füßen ſitzt zuſammengekauert, in ſeinen Mantel gehüllt, der Beduine neben der ſchönen, weidenden Stute, finſtern Blickes niederſchauend, eine Schaar trauriger Geſtalten, nur in zerlumpten Hemden gekleideter Einwohner des heutigen Richa umgeben unſere Zelte und lagern ſich um das Gaſtfeuer, das unſere Diener angezündet. Nur Stumpfſinn und Armuth drückten ihren Stempel dieſen Erſcheinungen auf. Der finſtere Blick des Beduinen allein verrieth noch Charakter, wenn auch ſeine Geſichtszüge ſein wildes Leben wiederſpiegelten. Lange feſſelte dieſe maleriſche Gruppe unſere Blicke, als der Mond heraufzog und ſein bleicher Schein die ganze Gegend mit ſeinen Silberfäden überzog. Die große Stille ward nur unterbrochen von dem Rauſchen der Bäche und hier und da von dem lauten Ruf unſerer Gäſte.

Am andern Morgen zogen wir fort in die Ebene nach dem heutigen Richa, einem elenden Dorfe, meiſt nur aus offenen Schuppen gebildet. An die geprieſene Palmenſtadt erinnert nur noch eine einſame Palme. Unter einem Laubdach ſchenkte man hier Kaffee, einige Soldaten lagen hier in orientaliſcher Ruhe. Nachdem ſie ihrer Säbel

und sonstigen Waffen sich entkleidet, ergötzten sie sich mit der Pfeife, dem Friedenswerkzeug, während die edlen Pferde noch gesattelt in der Nähe weideten. Um diese Krieger sah man einige dem Ansehn nach ziemlich nette Frauen. Richa ist bekannt wegen der Untreue der Weiber. Wir eilten hier vorüber dem Jordan zu. Unser Beduinenführer ergötzte uns mit seinen Reiterübungen; oft sprengte er mit seinem Roß, das mit vielen bunten Lappen geschmückt war, in stürmischer Carriere dahin, und hielt es dann auf ein Mal an. Nach dem schnellsten Lauf stand es plötzlich still; in solcher Gewalt hatte der Araber sein treues Pferd.

Nach einer kleinen Weile setzten wir unsere Pferde in Lauf, und nachdem wir durch eine mit Gebüschen wohl bewachsene Fläche hindurchgeritten, hielten wir vor einem Strom, der zwar gar nicht groß ist, aber mit mächtiger Gewalt seine gelbliche Woge in raschem Lauf dahintreibt. Wir standen am Jordan, dem Strom, an dem die heiligen Erinnerungen eines religiösen Gemüthes mit stiller Andacht haften. Auf beiden Seiten ziehen Gebüsch und Bäume, deren Wurzeln der Strom umspült, eine grüne Guirlande, und zwischen den grünen Reihen treibt pfeilschnell die Woge fort, oft kleinere Strudel bildend. Auf beiden Seiten bilden die im Stromsand wachsenden Gebüsche noch heute eine Art Wildniß. Wohl war dies ein Ort, an dem der gottergebene Bußprediger Johannes seine strafende Ermahnung an die sündigen Menschen richten mochte. Denkt man sich die einst so blühende Ebene mit den reichbevölkerten Städten, und hier am wildeinhertreibenden Strom die Wildniß, mit natürlichen Rohr- und Baumgewächsen, und in der Nähe das todte Meer, das

ewige Beiſpiel der ſtrafenden Rache Gottes, ſo war wohl dieſer Landſtrich beſonders geeignet, das Volk, welches ſchon das erſcheinende Heil dunkel ahnte, zur Buße zu ermahnen und den damals nur auf das Aeußere gerichteten Sinn der Juden auf die Flecken im eigenen Innern hinzuweiſen.

Lange weilten wir an den Ufern des pfeilſchnell ſtrömenden Jordan, der hier in einem Bett von etwa 50 Fuß Breite eingeengt iſt. Wie eigenthümlich iſt es doch, daß der einzige Strom Paläſtinas mit ſolcher Schnelle dahintreibt, daß er die Schiffahrt ſehr erſchwert, und daß dieſer Strom des Lebens in dem bleichen Meer des Todes verrinnen muß, um ſo das Volk der Erwählung von der Welt abzuſchneiden, und das in den Gebirgstriften und Saatfeldern eingeſchloſſene Leben dem Gedanken an Gott vorzüglich zu weihen.

Von hier wandten wir uns gen Süden, und nachdem wir die Ruinen eines größeren Gebäudes, die Ueberbleibſel einer von den Chriſten hier zum Gedächtniß des Johannes erbauten Kirche zu unſerer Rechten hatten liegen laſſen, da endete das friſche Bild des Lebens mit dem fürchterlichſten Kontraſt, mit dem Bilde wüſten Todes.

Schon lange hatte unſer Auge ſich daran gewöhnt, über Wüſten oder nackte Felſen ungeſchreckt dahinzuſchweifen, aber eine ſolche Todesſcene der Natur hatten wir noch nicht geſehen. Bleiches Entſetzen, furchtbare Schrecken, wilde Vernichtung, Alles hier in einem Blick zur Erinnerung an die Strafen des Herrn. Wie eine weit hingegoſſene Bleimaſſe liegt der todte See rings von Wüſten-

bergen eingeſchloſſen, und der Sonne blendendes Antlitz ſpiegelt ſich todtenbleich hier wieder. Bei der Windſtille und der drückenden Mittagshitze war der Anblick des todten Meeres grauſenhaft.

Der todtenbleichen Waſſerfläche entſpricht in paſſender Weiſe die Umgebung. Nur da, wo der Jordan ſeine gelblichen Fluthen weithin in die unheimliche weißliche Fläche hineintreibt, ſehen wir ein wenig Grün, das die Lebenswelle in ihr Grab hineingeleitet, ſonſt aber irrt ringsherum der ſcheue Blick, und ſucht vergebens ein Plätzchen des Lebens, auf dem er von der Wanderung in dieſem Todtenreich der Natur ausruhen könnte. Wie eine bleiche Todesſchleppe ziehen ſich die Ufer ringsherum, ſie ſind nur von den Spitzen öder Berge beſetzt. Was aber die Ufer dieſes Meeres noch ſchreckender macht, iſt, daß das Geſtein vom Waſſer ringsherum gebleicht iſt, und dazu einen ſich die Baumſtämme, die vom Jordan hineingeſpült, und dann von der Aſphaltwoge gewaſchen und herausgeworfen ſind. Auch ſie ſind vom Aſphaltwaſſer durch und durch gebleicht und ſtrecken ihre Aeſte, bleichen Gerippen gleich, uns entgegen.

Ein Chaos der Verödung bietet uns das Geſtade des todten Meeres. Ueberall ſind die Berge, welche das Geſtade umſäumen, öde, aber den ergreifendſten Eindruck vom Zorne Jehova's bietet uns doch der öſtliche Theil des todten Meeres, denn da erheben die Berge von Moab ihre dunkeln Kegel noch mit dem Nebelſchleier umhüllt. Todte, finſtere Gebirgsrieſen halten hier die Wacht am bleichen Aſphaltmeer. Alles Leben ſcheint dieſe Grabesſtätte zu fliehen; denn die wenigen Zeichen

vom Pflanzenleben, welche der Jordan in dieſen See hineingeſpült hatte, erinnern durch ihre bleiche Farbe an die Salzſäule der Schrift, (1. Moſ. 19, 26.)

An der Nordſeite geht eine Landzunge tiefer hinein ins todte Meer, welche ebenfalls von bleichenden Steinen und Stämmen bedeckt iſt. Wir konnten der Verſuchung nicht widerſtehen, uns zu baden. Bald waren wir entkleidet und lagen im See. Nur die geringſten Bewegungen genügten um zu ſchwimmen, und leicht bewegte man ſich auf der Oberfläche hin und her; dennoch müßte ich lügen, wenn ich das Gefühl ein angenehmes nennen wollte; das ſcharfe Waſſer ätzt die Haut, und beſonders empfindlich fühlte man dies da, wo die Haut etwas gereizt war. Angenehmer iſt das Gefühl nach dem Bade, da alle Theile des Körpers dann geſchmeidiger erſcheinen.

Gar mancher Verſuch, den todten See zu befahren, war mißglückt, bis in neueſter Zeit der erfahrene nordamerikaniſche Kapitain Lynch mit Glück dieſes Meer unterſucht hat.

Vom nördlichen Geſtade des todten Meeres ritten wir einen ſteilen Bergabhang hinan. Berge folgten auf Berge, bis wir nach zwei Stunden, die den Arabern ſo heilige Moſchee Nebi Muſa erreichten; denn hier meinen die Araber, ſei die Stelle, an der der große Geſetzgeber verſchieden. Den Ungläubigen iſt der Eingang verwehrt, da jedoch das muhammedaniſche Heiligthum nicht bewacht war, beſichtigten wir die äußeren Hallen, die die Moſchee rings umgeben.

Unſere Maulthiertreiber bemerkten dies und waren

in ihrem Religionseifer ganz außer ſich, daß Ungläubige dieſe Stelle betreten hatten; wir ſetzten ihrem gekränkten Religionsſtolz nur Gleichgültigkeit entgegen.

Es muß jedem Fremden auffallen, daß in Syrien der Muhammedaner viel fanatiſcher iſt, als in Egypten. Dies rührt beſonders von der heiligen Moſchee in Jeruſalem und dem Rigorismus der dortigen Derwiſche her.

Nach der Erzählung im alten Teſtament hat Moſe nur das heilige Land von Ferne geſchaut und jeder, mit dem alten Teſtament Vertraute, ſieht hin zum Lande jenſeits des Jordan, als der Stelle, wo der große Geſetzgeber verſchied, nachdem er ſeine Augen an dem Anblick des heiligen Landes geweidet hatte. Der Muhammedaner will aber alle die Orte, welche von dem Propheten geheiligt ſind, beſitzen, indem er ſchon dadurch den göttlichen Schutz, der über ſeiner Religion waltet, zu haben meint. Somit hat denn die Ueberlieferung ſich der Gläubigen bemächtigt, und große Wallfahrten geſchehen von den Muhammedanern zu Fuß und zu Pferde hierher, um in der Moſchee des Herrn Moſe zu beten.

Gegen Abend hatte ſich der Himmel umwölkt, und ein ſtarker Regen hatte uns die Nacht in unſeren Zelten getroffen. Auch den ganzen Morgen über dauerte der Regen, erſt um neun Uhr ließ derſelbe nach, doch bedrohten uns die am Himmel hangenden Regenwolken immer mit neuen Spenden.

Unter dieſen Umſtänden war es für uns gar nicht rathſam, unſeren Rückweg über das am Bergesabhang liegende Kloſter St. Saba zu nehmen, da die Aſtreſe der dortigen Mönche gegen die faſt überall anerkannte

Gastfreundschaft den Sieg davon getragen, und man Frauen dort nicht unter das gastfreundliche Klosterdach aufnimmt. Wir schlugen deshalb, Mrs. Blaine wegen, den direkten Weg nach Jerusalem ein. Noch einige Berge ging es hinauf und hinab, als ich am Ende einer Einsenkung zwischen zwei Bergen eine tiefe Höhle gewahrte; ich ritt dahin und fand hier eine tiefe Halle, die in der Mitte mit großen viereckigen Pfeilern gestützt war. Sie war vorn mit einer Felswand von etwa 6 Fuß geschlossen, und stand ganz mit klarem Wasser gefüllt, so daß das Ganze ein tiefes verdecktes Wasserbassin bildet.

Als wir die Höhenzüge überschritten, breitete sich vor uns ein weiter Moorgrund aus, auf dem das dunkle Grün viele Tausende von grauen Felsblöcken, welche aus der Fläche hervorragten, umkränzte. Meine Reisegesellschaft fand sich für einige Zeit in ihre Heimath, in die unbebauten bergigen Strecken Englands und Schottlands zurückversetzt. Dieser weite Moorgrund war im Hintergrunde mit Gebirgsketten rings umgeben. Bei dem regnichten Himmel, der nur bisweilen von einigen Sonnenstrahlen durchbrochen ward, erschien diese Landschaft romantisch und düster. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als wir gegen Mittag bei den Ruinen einer alten Feste anlangten, die auf einer Anhöhe die Gebirgsebene überwachte, ein verlassenes trauerndes Wachthaus einstigen Glanzes. Wir konnten noch ganz große Stücke einer alten Mosaikfläche bemerken, tiefe Brunnen, fast noch erhaltene Gemächer gaben uns ein lebendiges Bild der Vergangenheit in dieser düsteren Felsenebene. Wohl erinnerte uns Alles an jene Zeit, als der Franken religiöser Hel-

denmuth dieſe Ebene beherrſchte, und die ſchön gewappneten Ritter auf dieſen Flächen einherſprengten.

Nach zwei Stunden kehrten wir zu den bebauten Flächen Juda's zurück, und ritten das Thal gen Norden durch Bethanien nach dem Oelberge. Bethanien, das doch ſo heiligen Andenkens bei allen Chriſten iſt, iſt jetzt ein trauriger Flecken. Wir hatten zuerſt daran gedacht, hier zu übernachten, aber ſtarke Regenſchauer trieben uns wieder in die Stadt.

Jeruſalem bis Nazareth.

Der Regen hielt mehrere Tage an, ſo daß wir gezwungen waren, mit unſerer Weiterreiſe noch einige Tage zu warten, bis endlich Sonnabend, den 28. April gegen Mittag ſich das Wetter aufklärte; ſogleich riefen wir den Pferdeverleiher um aufzubrechen. Der Mukari war ein vornehmer Mann, er nannte ſich von ſeinem alten Stamme noch her Omar Bey; nichtsdeſtoweniger übernahm er ſelbſt in höchſteigener Perſon das Packen, in der liebenswürdigen Abſicht, durch ein ſehr ſchlaues Arrangement des Gepäckes uns zu zwingen noch mehr Maulthiere zu miethen.

Wir hatten nämlich, da wir eine weitere Reiſe durch Paläſtina machen wollten, mit Omar Bey, nachdem wir ihm unſere Sachen gezeigt, den Kontrakt geſchloſſen, für 5 Pferde und 4 Maulthiere je zehn Piaſter täglich zu bezahlen. Die Sachen aber, deren wir nicht ſo dringend bedurften, ſandten wir auf zwei Maulthieren direkt nach

Beiruth, 150 Piaſter für das Thier bezahlend. Große Mühe hatte es uns gekoſtet, ehe wir den ſtolzen Herrn dazu gebracht, dieſe Bedingungen anzunehmen, und doch, wiewohl er alle unſere Sachen geſehen, bevor wir den Kontrakt ſchloſſen, wußte er es durch ſein Packen dahin zu bringen, daß wir noch ein Thier mehr nehmen mußten. Wir ſträubten uns zwar lange, aber um den ewigen Schwüren, Betheuerungen, ſelbſt erheuchelten Thränen endlich zu entgehen, verſtanden wir uns dazu.

Beſonders war ich Gegenſtand ſeines Unwillens; denn ich hatte mir erlaubt, meine Sachen noch einmal etwas anders zu arrangiren, und er rief mir immer entgegen: ana muslim la abduk, „Ich bin ein Muslim, nicht dein Diener.“ Ich erwiderte ihm aber ganz kalt: „Du nimmſt Geld von den Chriſten, drum handle nach Deinem Wort; denn wir dürfen Alle nicht vor Gott lügen.“ Es machte mir Spaß, den Eindruck meiner Worte zu beobachten, wie der ſtarke Mann in ſeinen weiten Beinkleidern daſtand, die Hände unterſchlug, mich keck anblickte, mit ſich ſelbſt faſt in Zwieſpalt, ob er noch einmal den Wortſtreit beginnen ſollte, da ſeine Muslimehre ihm gekränkt ſchien. Als er jedoch mich ruhig auf der Thürſchwelle ſah, ihn feſt anblickend, mit einer neuen wort bereit, hielt er es für gut, ruhiger gegen mich zu ſein.

Dieſe Zankſcene nach geſchloſſenem Kontrakt war nun ſchon die fünfte, die ich erlebte, und immer hatte ſich der beſondere Charakter der Leute darin gezeigt. Der egyptiſche Bootsmann war ſchlau, ſchmeichelnd, klagend, der Tawarah-Araber Mitleid anflehend, jammernd, der Alawi war tobend, trotzig; in Hebron war der Syrer grob und

unverſchämt, nun kam gar dieſer Mann mit ſeinem Religionsſtolz. Dieſe Schule muß jeder Reiſende durchmachen.

Erſt am Nachmittag ritten wir zum Damascusthore heraus. Wir hatten die Freude vor den Thoren Jeruſalems dem vielverehrten Biſchof Gobat mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Schwager Zeller zu begegnen. Wir blickten mit ihnen zurück auf die trauernde Schöne Zion; ihre Herrlichkeit iſt geſchwunden, und ihre Paläſte ſind in Staub geſunken! Aber ein Sproß brach aus Iſais Wurzel hervor, der errichtete ein Panier den Völkern und ſammelte die Vertriebenen. Der Wolf und der Parder lagern friedlich bei dem Lamme! Die Leidenſchaft und Rache verſtumme, nur Liebe knüpfe das Bruderband um alle Nationen der Erde! Wie iſt doch wehmüthig und erhaben der letzte Blick auf Jeruſalem.

Der direkte Weg von Jeruſalem nach Nazareth zieht gerade nach Norden und zeigte den allgemeinen Charakter der Gegenden von Paläſtina. Die Thäler zwiſchen den Bergrücken waren bebaut und ſtachen mit ihrer röthlichen Farbe gar ſehr gegen die mit dunkelgrünen Decken umhüllten Höhenzüge ab. Nach einem kurzen Marſch ward in der Nähe von Ramah das Lager aufgeſchlagen, indem wir zu unſerer Lagerſtätte einen kleinen Bogen in einem Höhenzuge uns auserſahen. Bald nachdem das Lager aufgeſchlagen, erſchien ein anderer Reiter bei uns, der in arabiſcher Tracht reiſte, und mit jedweden Scheich an Ehrbarkeit hätte ſtreiten können; ich erkannte gar bald den mir ſchon von Egypten her wohlbekannten abeſſyniſchen Reiſenden d'Abbadie. Herr d'Abbadie bewies ſogleich bei ſeiner Erſcheinung, daß er ein weiterfahrener Reiſen-

der war; denn ſein Diener hatte nichts als eine kleine Reiſetaſche über ſeinen Sattel gehängt; das war die ganze Ausſtattung. In der einen Manteltaſche war eine Haut zum Nachtlager; ſein ganz in Leder gebundenes Tagebuch, das er um ſeine Schultern zu hängen hatte, bildete das Kopfkiſſen, und ein paar andere Reiſeutenſilien füllten die andere Reiſetaſche. Einige Tage begleitete uns Herr d'Abbadie auf der Reiſe, ſeine Reiſeſchilderungen von Abeſſynien waren uns ſehr intereſſant, wiewohl ſeine ſtrengkatholiſche Auffaſſung vom Chriſtenthum uns um ſo unangenehmer berührte, als uns von anderer Seite her bekannt war, daß er beſonders darauf hingewirkt, die proteſtantiſche Miſſion aus Abeſſynien zu verdrängen.

Am folgenden Tage hielten wir nach anderthalb Stunden bei Bireh, nach Robinſon das alte Beeroth der Schrift.

Bireh kann man ſchon von fern her ſehen, es iſt wie jetzt faſt alle Flecken Paläſtinas, nur von erbärmlichem Anſehn und die Reſte einer ſchönen, mit Spitzbogen gefügten Kirche, erinnern uns hier an das heldenmüthige Geſchlecht der chriſtlichen Streiter, indem die Tempelritter dem Anſcheine nach dieſe Kirche hier erbaut.

Nach dreiviertel Stunden führte der Weg bei dem Flecken Beitin vorüber, das nach Robinſon's deutlicher Darſtellung das alte Bethel, die Grenzſtadt zwiſchen Ephraim und Benjamin iſt. Die Ruinen zeigen noch zur Hälfte ſtehende Mauern; auch kann man die Ueberreſte mehrerer Kirchen erkennen, die die ganze Spitze des Hügels einnehmen. Wie heilig erſcheint nicht dieſer Ort ſchon aus den älteſten Zeiten der jüdiſchen Geſchichte!

Auf den ſchönen Weideplätzen, welche mit der dunkelgrünen Grasdecke der Gebirge, wie dem Grau der Felſen durchbrochen ſind, weidete Abraham (1. Moſe 12, 8.), und Jakob, der Stammvater Iſrael's, ſchlief hier auf ſeiner Flucht vor dem Zorn des Bruders. Ein Stein diente ſeinem Haupte zum Kiſſen, während der Traum der Himmelsleiter ſein Gemüth erhob und ihn bewog, den Platz ein Haus Gottes zu nennen. Einige Araber, die bei den Ruinen ihr Vieh weideten, erinnerten uns an die alten patriarchaliſchen Scenen.

Der Hügel, welcher Bethel trug, hat dem wahren Gottesdienſt des auf Gott ungetheilt hingerichteten Gemüthes gedient, und eine feſte Stätte der ſemitiſchen Gemüths-Entwickelung gewährt. Der weiſe Samuel wählte dieſen Ort für ſeine Richterſprüche. Aber ebenſo finden wir hier den Götzendienſt unter Jerobeam eingebürgert, bis der fromme Joſia den Gräuelaltar zerſtörte. Schwer würde es uns jetzt, bei dieſen Ruinen, welche aus dem Dunkelgrün hervortauchen, an jene denkwürdige Geſchichte der Vergangenheit uns zu erinnern, wenn nicht die ganze Umgegend den Charakter eines fetten Weideplatzes für den Hirten darböte.

Der Charakter einer Gebirgsau zeigte ſich noch lange, nur da wurde er unterbrochen, wo in einem weiteren Keſſel eine Ortſchaft ſich angeſiedelt und mit einem Kranze von Olivenbäumen und Weinreben rings umgeben hatte, wie in Dſchebrun, einem Flecken, den wir gegen Mittag erreichten. Das Gepäck hatte einen anderen Weg genommen, und ſchon waren wir in nicht geringer Verlegenheit. Der Weg ging indeſſen auf der anderen Seite

des Kessels den Berg hinan, und in einem Thale zwischen zwei Höhenzügen bei einer Quelle, welche den Namen der Spitzbuben-Quelle führt (ain el haramijjah), lagerten unsere Diener, mit dem Gepäck auf uns wartend.

Der Weg schlängelte sich jetzt zwischen niedrigen Höhenzügen dahin, die meist von Feigenbäumen bepflanzt waren, dann folgte wieder ein ebneres Terrain, welches sich im Norden vom Flecken Sindschil durch einen höheren Bergeszug schloß. Oefter mußten wir vom Pferde steigen. Den Abhang des Berges Lubban konnten die ihres Reiters entledigten Thiere schwer hinabgehn. Von diesem Bergabhange schauten wir weit hin gen Norden, und über den dunkleren Höhenzügen erblickten wir ein hohes Gebirge, dessen Spitze in dem blauen Aether wie mit einem funkelnden Hermelinpelze umhüllt zu sein schien. Dschebel esch Scheich, den greisen Berg, nennen ihn die Araber, oder Dschebel et taldsch, den Berg des Schnees. Dieser Berg, von den Hebräern als das erhabenste Bild der Allmacht des Herrn verehrt, erscheint hier besonders ergreifend; denn am Fuß des Berges von Lubban sprudelt eine Quelle, um die sich Thiere, Männer und Weiber versammeln. In der Nähe zeigen Trümmer von Säulen noch die Lage des alten Siloh, jenes Ortes, an dem die heilige Stiftshütte der Juden von Josua's bis Eli's Tagen aufbewahrt war. (Jos. 18, 1—10.) Hier feierte man das Jahrfest zu Siloh, während die Töchter zum Reigen und Tanz hinausgingen auf die grüne Ebene. Hier weihte sich Samuel schon als Kind dem Dienste des Herrn. (1. Sam. Kap. 1—4.)

Nachdem der Durst gestillt war, ging der Zug wie-

der durch Ebenen, die mit Feigenbäumen bepflanzt waren, bis wir am Abend bei Havara, einem ſchmutzigen Flecken, Halt machten. Dicht am Städtchen mußten unſere Zelte aufgeſchlagen werden, da die Maulthiertreiber ſich ganz beſtimmt dem Befehle widerſetzten, in weiterer Ferne von dem Flecken zu übernachten; die Gegend ſei unſicher und würde von Räubern durchſtrichen, dicht an der Stadt aber müßten die Bewohner für unſer Heil einſtehn.

Den Einwohnern ſchien es etwas neues, daß man bei ihnen lagerte, und eine große Zahl von Neugierigen hatte uns alsbald umringt. Männer von wildem Ausſehn, Kinder mit halb zerlumpten Kleidern, Weiber keuſch verhüllt, umgaben uns, und viele Leidende beſtürmten den ehrwürdigen Scheich d'Abbadie um Heilmittel, die er ihnen denn auch in Bädern, Gebeten und dergleichen mehr beſtimmte.

Den anderen Morgen eröffnete ſich vor unſeren Augen ein größeres Thal, rings von ſanft ſich neigenden Bergen eingeſchloſſen. Nur der weſtliche Felſenrand erhob ſich ſteiler aus der Ebene. An dieſer Felſenwand zog der Weg ſich hin, und immer weiter breitete ſich das fruchtbare Thal von Kornfeldern überdeckt aus, bis wir an einem Hügel in dieſer grünen Ebene abſtiegen, der ganz mit Steinen bedeckt war, auch bemerkt man die Ueberreſte von mehreren Granitſäulen. Hier liegt der Brunnen Jakob's, eine gewölbte Mauerdecke ließ uns durch eine Oeffnung hineinſchauen und von dort aus geht der Brunnen tief hinein in den Fels gegraben. Nach Maundrell's Meſſungen iſt er 105 Fuß tief. Lange weilt der Wanderer an dieſem Flecken; denn viele Erinnerungen

aus dem alten und neuen Teſtamente ſtellen ſich ſeinem erregten Geiſte in lebendigen Farben dar. Die wogenden Kornfelder vor ihm ſind im Hintergrunde mit ſanft anſteigenden Hügelketten umgrenzt, deren in das Thal auslaufende Einſenkungen mit dem dunkleren Grün der Oliven-Bäume gezeichnet ſind.

Hinter dieſer Gebirgs-Einfaſſung zeigen ſich in blauen Nebelſtreifen die Gebirge jenſeit des Jordan; die Fruchtbarkeit der geſegneten Fluren Paläſtina's liegt wie auf einer bunten Decke gemalt, vor uns. Die Sommervögel fliegen hin und wieder, die Käfer und ſummende Inſekten umſchwirren uns, Heerden kommen von den ſanften Abhängen herunter und ganze Züge von Maulthieren ziehen ſchwer beladen die Straße. Der friedliche Charakter der ganzen Umgegend harmonirt treu mit den Bildern, welche wir von Jugend auf aus der Schrift dem Geiſte eingeprägt. Hier ſpielt die idylliſche Scene, daß Jakob der Hirtin Rahel begegnet und ihre Schafe tränkt, und dann wiederum ergreift uns die Erinnerung an des Erlöſers Wort, das er zur Samariterin vom Waſſer des Lebens ſprach, wie auch jene Hinweiſung des Herrn auf das wogende zur Erndte reife Kornfeld mit der Aufforderung an ſeine Jünger als die Schnitter der Geiſtes-Erndte. Alle dieſe Erinnerungen bekommen an dieſer Stelle für uns eine neue Belebung.

Dicht bei uns liegt ein einfaches Gemäuer, das ein weiß gemauertes Grab, das von einem Baume beſchattet wird, umſchließt. Die Iſraeliten wallfahrten oft hierher, und ihre Thränen gelten dem Andenken ihres

Patriarchen Joseph, dessen Asche hier begraben sein soll. Ihre Ueberlieferung ist alt und glaubwürdig. *)

Wenden wir unser Auge von dem tiefen Brunnen Jakob's zurück, so treten uns wiederum andere Erinnerungen aus dem alten Testament vor die Augen. Der steile Bergesrand, welcher die Ebene im Osten begrenzt, ist zerrissen und bietet ein weites Thal. Zwei Berge erheben ihre Kuppen als die Eckpfeiler der Gebirgsmauer, und der eine, uns zur Rechten, zeigt sein hohes Haupt mit Ruinen noch geziert. Es ist dies der Berg Garizim, und ihm gegenüber ist der Berg Ebal. Es ward nach 5. Mose 27, 1—13. den Juden geboten, wenn sie den Jordan überschritten, auf dem Berge Ebal große Steine aufzurichten und einen Altar zu bauen; auf dem Berge Garizim sechs Stämme aufzustellen, um bei den Geboten zu segnen, und sechs auf dem Berge Ebal, bei den Verboten zu fluchen. Das gewaltige Brüderpaar von Stein zeigt sich uns noch heute in seiner Erhabenheit, mit der es die fruchtbare Ebene überwacht, und natürlich mußten sie dem wandernden Hirten den Eingang in das Thal von Sichem deutlich kund thun.

Wir ritten zwischen den beiden Bergen hindurch das bewachsene Thal entlang, und erreichten nach einer halben Stunde das heutige Nablus, welches der Nachkomme des alten Sichem ist. Die Stadt mit gut gebauten Häusern macht einen guten Eindruck. Zwar giebt es auch des Schmutzes hier noch genug und die Gassen sind auch hier sehr eng, aber doch ist diese Stadt eine der besseren.

*) Vgl. E. Robinson's Palästina II. 331.

In den offenen Schuppen, welche den unteren Theil der Häuſer bilden, fütterten die Arnauten ihre ſchönen Pferde, welche uns mit lautem Wiehern begrüßten. Wir durchritten die Stadt; denn unſere voraufgeſandten Diener hatten jenſeits der Stadt in den Gärten unſere Zelte aufgeſchlagen. In einem blühenden Garten, über einem Thale, welches voll duftender Obſtbäume war, lag unſere Wohnſtätte. Die Natur ſchien mit allen ihren Segnungen dieſen Platz beſchenkt zu haben. Bäche rieſelten hier entlang, blumige Grasteppiche breiteten ſich über die Erde, und die Baumwipfel zeigten die verſchiedenſten Schattirungen zu unſeren Füßen.

Wir beſuchten alsbald die kleine Synagoge der Samaritaner, die indeſſen wenig Intereſſantes darbietet. In einem einfachen Gemache waren Teppiche ausgebreitet. Eine ſamaritaniſche Handſchrift, welcher man ſich mit größter Ehrfurcht nahte, wurde uns als ein drei Jahrtauſend altes Buch gezeigt. Auch fragte man uns, ob es nicht noch Samaritaner bei uns gäbe; denn ſeit der große Orientaliſt de Sacy durch einen ſamaritaniſchen Briefwechſel einige werthvolle Handſchriften der fünf Bücher Moſe von dieſer Secte erhielt, glauben ſie, daß weit jenſeits der Meere das Häuflein ihres Glaubens noch viele Genoſſen habe. Der Reiſende bekommt daher Grüße an die vermeintlichen Glaubensgenoſſen mit.

Nur eine kleine Erhöhung des Fußbodens zeichnete die Stelle aus, auf der die Prieſter ſtanden; das Ganze aber war in einer höchſt einfachen Weiſe. Höchſt merkwürdig erſcheint uns das kleine Häuflein dieſer Religionsſecte. Aus jenem Unglück, das die Juden traf, als vom

Gebirge Ephraim und von Samaria Salmanaſſar die Nachkommen Jakobs in's Exil führte, leitet dieſe Secte ihre Entſtehung (2. Kön. 17, vergl. 6, 24. ff.).

Urſprünglich Fremde vom Lande Aſſyrien, wandten ſie ſich zum Theil den iſraelitiſchen Prieſtern zu, durch Löwen, die hier hauſeten, erſchreckt, und als die Juden zurückkehrten in das Land der Väter, wollten auch ſie mit Hand anlegen, eine Stätte dem Herren zu bauen, Esra 4, 2. Doch der Stolz der Juden ſtieß ſie von ſich, und von da an pflanzt ſich der Haß zwiſchen beiden, der nun ſchon ſo viel Jahrtauſende währt.

Auf der Spitze des Berges Garizim bauten ſie eine Stätte für ihre Andacht, und noch heute zieren die wüſten Trümmer die Spitze des Berges, der ſich wie ein König erhebt über die Ebene von Sichem und die ſie umgränzenden Bergesrücken. Der Religionsdienſt, welcher in Jeruſalem ſeine Stätte fand, und jene Religion der Samariter, die auf Garizim ihre Stätte hatte, befehdeten ſich die Jahrhunderte hindurch.

Blut zeichnet die Entwickelung der beiden Religionen, und um 129 v. Chr. zerſtörte Johannes Hyrcanus den Tempel auf Garizim. Zum Schimpfnamen ward das Wort Samariter, und von dem Haſſe zwiſchen beiden Stämmen giebt es der Spuren im neuen Teſtament genug, weshalb in der Erzählung vom barmherzigen Samariter Jeſus der hartherzigen Rechtgläubigkeit der Phariſäer den Spiegel vorhielt.

Die Stätten beider Glauben ſind vernichtet, vom herrlichen Tempel Jeruſalems blieb kein Stein auf dem andern, und auf Garizim ſind nur noch durcheinander

geworfene Steine. Weithin ſind die Stämme des einen Stammes durch die Welt zerſtreut, und vom andern iſt nur noch ein kleines Häuflein geblieben, aber der Haß und die Verachtung Beider gegeneinander dauert fort. So hart auch Beide Gott geſtraft, ein milderes Herz zu einander haben Beide nicht gewonnen.

Der Weg durch die Stadt führt durch einen orientaliſchen Bazar. In den in einer Reihe folgenden offenen Schuppen lag Taback und Pfeifen, Apfelſinen und Feigen, dann wieder engliſcher und ſchweizer Kattun und Kleider, Alles in bunter Abwechſelung aus, und in jedem Schuppen ſaß der bedächtige Krämer, ſeine Pfeife in träger Ruhe rauchend. Das alte bibliſche Sichem hat den Namen ſelbſt verloren, und die alte jüdiſche Stadt heißt heute Nablus, die Neuſtadt Neapolis, wahrſcheinlich von Vespaſianus ſo umgetauft.

Ein kräftiges Mahl in jenem friſchen Garten unter dem Schatten der Bäume ſtärkte uns, doch wollte ein junger Samariter, der uns begleitete, daran nicht Theil nehmen. Hierauf ritten wir auf den Berg Garizim.

Der Weg, der ſich zuerſt an blühenden Gärten entlang zog, ward allmählich ſteiler und rauher; der Berg iſt kahl und unfruchtbar. Der junge Samariter betete an zwei Stellen, die beſonders ihm heilig ſchienen, das Antlitz nach Garizim zu gerichtet. Die Ruinen auf der Spitze des Berges machen den Eindruck einer gewaltigen Feſte: 93 Schritt lang und 68 Schritt breit decken die Ruinen die Spitze des Berges, die Mauer iſt 9 Fuß breit. Die Samariter, ihrer Religion wegen verachtet, vergalten mit Erbitterung und Haß der übrigen

Welt, und viel waren der Aufstände und Angriffe gegen die Christen. Nach blutigen Auftritten, welche sie verübt, wurden sie unter Zeno 474 von ihrem heiligen Berge Garizim vertrieben und eine Kirche, der Jungfrau zu Ehren, hier erbaut. Doch ihre Wuth glühte fort und unter Justinian bemächtigten sich die Samariter der Kirche. Neue Mauern mußten die Stätte christlichen Gottesdienstes auf dem mit alter Verehrung von den Samaritern geweihten Ort schützen, so daß noch heute die Ruinen der Kirche den Eindruck einer Festung gewähren.

Von den Ueberresten der alten Mauern staunt man lange Zeit die Gegend rings herum an. Unter uns gen Osten lag das weite Thal mit dem Brunnen Jakob's und dem Grabe Joseph's, rings von Bergen eingefaßt, und gen Westen sahen wir über die bald mit hellerem Grün, bald in dunklem Grau sich hinziehenden Berge hinweg, bis wo die feine Silberlinie des Meeres die Gebirgslandschaft begrenzte. Rings um uns waren die traurigen Ueberreste jenes Tempels, der den Sitz für die Religion eines so merkwürdigen Volkes bot. Nur ein kleiner Rest von den Anhängern dieser nur die fünf Bücher Mose anerkennenden Secte dauert noch aus. Zwiespalt und Rachsucht zeichnet ihre Geschichte, ein Volk der Verachtung sind sie gewesen durch die hartherzige Glaubensgerechtigkeit ihrer Nachbarvölker.

Nur einmal umzieht jährlich diese kleine Schaar mit frommen Gesängen den mit Ruinen besäeten heiligen Berg. Traurig saß der junge Samariter nieder über den Verfall seines Volkes klagend, doch der Messias, hoffte er, werde auf Garizim erstehn und diesen Berg zum Mittel-

punkt ſeines neuen herrlichen Reiches machen. Mit Strenge hielt er die zehn Gebote, er hatte, wie es ſchien, einen ſanften Charakter, und war von ſchöner, ſchlanker Geſtalt.

Das liebliche Thal von Nablus erſchien am Abend im Mondſchein wie eine Stätte der Elfen, jener Sommerabend bleibt mir unvergeßlich.

Der Weg zwiſchen Jeruſalem nach Nazareth, und von da nach Beirut iſt ſehr beſucht; ſo hatte ſich auch in demſelben Garten, in welchem unſere Zelte ſtanden, eine ganze Schaar übernachtender Reiſenden eingefunden, die in den Mantel gehüllt unter den Bäumen ihre Nachtruhe hielten, und ſomit nicht in ihrer Bewunderung der ſchönen Natur unterbrochen wurden. Schon am frühen Morgen zeigte ſich ein reges Leben in dieſer Geſellſchaft, und es machte mir nicht wenig Vergnügen, den Aufbruch dieſer Reiſenden mit anzuſehen. Hier war ein Lärm und Zank mit den Maulthiertreibern, und dann wieder unter der Geſellſchaft ſelbſt; denn über das Mein und Dein ſchienen die Begriffe nicht ganz feſtzuſtehn. Dem Einen fehlte eine Decke und er nahm ſich zur Entſchädigung die eines Andern, doch die Einführung dieſer Gütergemeinſchaft hatte einige Schwierigkeit. Ein Schreien, Fluchen und Schimpfen füllte den Ort an, griechiſch, arabiſch, italieniſch, Alles durcheinander, und dann hörte mein erſtauntes Ohr plötzlich deutſche Schimpfworte. Einige deutſche Juden reiſten von Jeruſalem nach Tiberias und ſetzten, wenn ſie ihren arabiſchen Wortſchatz verausgabt hatten, den arabiſchen Zank ganz ungenirt auf deutſch fort.

Die Treiber zogen mit dem Gepäck den geraden Weg nach Dschenin, wir machten aber den Umweg über Sebustieh oder Sebasteh, das alte Samaria.

Samaria.

Es war der erste Mai; eine angenehme, reine Morgenluft wehte uns an, am ungetrübten Horizont erhob sich die Sonne und beleuchtete mit ihren Morgenstrahlen das schöne Thal von Nablus, das hinauf unser Pfad führte. Reiche Quellen sprudeln überall hervor, und rieseln als liebliche Bäche das Thal herunter. Mit frischem Grün geschmückte Bäume beschatteten den hellgrünen Grasteppich, auf dem die Hufe unsrer Pferde die in demantnen Farben spielenden Thautropfen niedertraten. Oft wendet man den Blick zurück nach Nablus, dem alten Sichem; das lieblich umkränzte Städtchen erschien uns fürwahr in anderem Lichte, als es jener Stadt, in der Dina's Schande mit so vielem Blut gesühnt ward, ziemte (1. B. Mose 34.). Hatten doch Simeon und Levi hier ihre Hände im Blute Unschuldiger gebadet, was später noch den Lippen des sterbenden Vaters die harten Vorwürfe abdrang.

Die Pferde bogen bald vom Thal ab nördlich und durchschnitten ein mehr bergiges Terrain. Doch waren Berge und Thäler mehr bebaut und vielfach erschienen uns Dörfer und Flecken auf den Höhen und in den Thälern, indem ihre weißen Häuser von den grünen Feldern umgeben waren.

Einige solcher Höhenzüge waren schon durchschritten,

als ſich der Pfad in ein rings von Bergen umſchloſſenes Thal ſenkte. Voll der Verwunderung hemmten wir hier die Pferde. Ein üppig blühendes Thal breitete vor uns ſeine friſch grünenden Felder aus, und dichtbelaubte Bäume durchbrachen hier und da die grüne Decke, auch die Berge ringsherum hatten mit dunklerem Grün ſich überdeckt. Das Thal war durchſchnitten von einer Waſſerleitung, die noch heute über Mauerbogen den Waſſerſtrom leitete, und uns gegenüber ſtand ein Berg, einen Vorſprung aus der hinter ihm ſtehenden Bergeskette bildend. Natürliche Terraſſen, die dann von Menſchenhand erweitert waren, umzogen wie mit weißen Reifen den grünenden Berg, und das liebliche Panorama zu vervollſtändigen, erhoben ſich die noch wohl erhaltenen hellen Mauern der Johanniter-Kirche auf der Spitze des grünenden Berges.

Die Ruine, welche mit hohl einliegenden gewölbten Fenſtern das kräftige Mittelalter, das von Weſten aus die Blüthe ſeiner Kraft hierher ſandte, bekundete, iſt inmitten der Lieblichkeit und Anmuth der Gebirgsau Paläſtina's ſo maleriſch, daß es lange den Blick des Wanderers gleichſam bannt. Einige Beduinen, die in ihre dunklen Mäntel gehüllt, das Haupt vom bunten Kopftuch umwunden, auf den ſchnaubenden arabiſchen Pferden durch die Ebene des Thales jagten, während die Spitzen ihrer langen Lanzen in den Sonnenſtrahlen erblitzten, erinnerten an die leichte Reiterei, mit der Saladin die ſtolze ſchwer bewappnete Ritterſchaar nicht weit von dieſem Orte vernichtete. Nun ſteht noch trauernd die Ruine jener Kirche, die die Johanniter zu Ehren ihres Schutzheiligen

erbauten, hier; aber der Stolz und die Pracht jener Ritterschaar hat sich noch in diesen Trümmern bewahrt.

Die Diener waren ganz ängstlich und zitterten, als wir der Kirche uns nahten; denn die Einwohner von Sebustieh stehen noch heute in dem Ruf eines widerspenstigen, rebellischen und räuberischen Charakters. Nichts desto weniger gelangten wir ohne das geringste Hinderniß zur Kirche.

Die Nische für den Altar, die den östlichen Theil der Kirche einnimmt, ist ein Prachtwerk, meist in griechischem Stil erbaut. Die oberen Bogen der Nische sind zugespitzt, die Bogen der Fenster hingegen rund. Säulen tragen die Bogen im Schiff der Kirche, die mit Verzierungen, dem Stamme des Palmbaums ähnlich, ausgeschmückt sind. In einigen großen Marmortafeln, die jetzt in einer modernen Mauer angebracht sind, sieht man noch viele Kreuze des Johanniter-Ordens, auch bemerkte man in der schön überwölbten Nische das Wappen eines fliegenden Rosses.

In der Kirche war ein kleines von Stein gefügtes Häuschen (Weli), aus dem einige arabische Knaben den Fremden verspotteten; ein alter Scheich aber verbot ihnen dieses. Man steigt hier auf einundzwanzig Stufen herab zu einer im Felsen ausgehöhlten Kammer, welche von den Arabern uns als das Gefängniß und das Grabmal des Propheten Jahja, d. i. Johannes, gezeigt wird, da die Ueberlieferung beide Orte in einen vereinigt.

Die südliche Mauer hat noch große Strebepfeiler, die wir auf der nördlichen nicht bemerkten. Das ganze ist dem Charakter der kräftigen Religionsstreiter ent-

ſprechend; denn eine ſo feſt gebaute Kirche ſcheint ſowohl zur Vertheidigung als zum Gottesdienſt paſſend.

Gleich hinter den Ruinen der Kirche zieht ſich eine Reihe von Kalkſteinſäulen, nur noch im traurigen Zuſtand erhalten, hin, und hier hat man einen Blick auf die Gegend von Samaria. Ein Bild der Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des heiligen Landes lag als ein von verſchiedenem Lichte beleuchtetes Panorama vor uns und erſtaunt erblickt man gen O.S.O. die Spuren einer weiten, das Auge ermüdenden Kolonade. Mitten im gepflügten Acker ſtehen dieſe Säulen halb begraben. Wohl 3000 Fuß lang zieht ſich der Säulengürtel rings um den Berg bis zu dem jetzt ſo erbärmlichen Dörflein Sebuſtieh hinab. Wahrſcheinlich ſind dies die traurigen Reſte jener Pracht, die Herodes der Große hierher verpflanzte. Römiſcher und jüdiſcher Glanz ſchmückte den Thron dieſes Großen. Samaria ward von ihm wieder erbaut und mit prachtvollen Gebäuden geſchmückt.

Wie der grauſame Herodes, der gegen das göttliche Wort ſich erhob, dieſes Thal zu ſeinem Sitz erkor, ſo war auch Samaria als Hauptſtadt der zehn Stämme zwei Jahrhunderte hindurch Sitz des Götzendienſtes. Die Fruchtbarkeit, Anmuth und Feſtigkeit des Thales bewog Omri, König von Israel, 925 Samaria zu bauen (1. Kön. 16, 23. 24.). Gegen dieſen Wohnſitz der den Glauben ihrer Väter verlaſſenden Stämme richteten die begeiſterten Seher ihre Reden. Wie ward uns da nicht die Wahrheit der Prophezeihung kund! Jene verſtümmelten Säulenreihen gleichen dem häßlichen Knochengerippe früherer Pracht. „Bei alledem läßt ſein Zorn nicht ab und noch

iſt ſeine Hand ausgeſtrecket." (Jer. 9, 8.) Mit Blut ſind die Felder getränkt, und die Schaaren der Stolzen wurden gefeſſelt davon geführt, ausgerottet ward „Israel's Kopf und Schweif." Die Pflugſchaar geht über den Ort einſtiger Herrlichkeit. Auch des Tyrannen Herodes Pracht iſt geſchwunden, aber die wahre Gottesverehrung in Demuth und Liebe wird immer herrlicher ſich offenbaren. Abgötterei und Unſittlichkeit hatten auf dieſem anmuthigen Hügel ihren Sitz, aber die Todesſchleppe bedeckt alles Menſchliche, und nur ein elendes Dörflein ſteht an der Stelle der einſtigen Herrlichkeit Samarias.

Von dem Berge führt der Weg gen Norden durch gepflügte Aecker, die mit dichten Feigenbäumen bepflanzt ſind. Die Gegend war viel belebter, als wir es ſonſt in Paläſtina bemerkt. Von den maleriſchen Höhenzügen ſteigt man nieder und der Weg geht mehr durch Ebenen, welche von ſanft ſich neigenden Bergen umgränzt ſind. Auch hatten ſich kleine Baſſins, von dem von den Bergen herabrinnenden Regenwaſſer geſammelt, weshalb man dieſe Wieſen Mardſch el Ghuruk, Schlammwieſen, nannte. Der Pfad war belebt durch Züge von Reiſenden, welche ſich bisweilen auf dem grünen Raſen in bunter Reihe niedergelaſſen hatten, während die Laſt- und Reitthiere auf den Wieſen weideten. Wandernde Juden in ihren weiten Kaftanen, die nach dem heiligen Tiberias und Safed reiſen und von Damascus kommende muhammedaniſche Pilger, die, nachdem ſie Mecca beſucht, auch im heiligen Jeruſalem anbeten, und meiſt nur mit weißen wollenen Decken umhüllt ſind, gehen hier oft auf ihren Wanderungen mit gegenſeitigem Stolz und gegenſeitiger Verach-

tung vorüber, beide im Bewußtſein ihrem Gott gedient zu haben, beide in der Meinung Gott werde ſie beſonders auszeichnen.

Aus der Ebene erhebt ſich ein ſteiler Berg, auf deſſen Spitze man noch Ruinen bemerken kann; der Berg beherrſcht die ſchöne rings um ihn in Bogen ſich ziehende Ebene. Es iſt der Berg Sanur, und war bis in die neueſte Zeit mit einer Feſtung beſetzt. Die Anlage des Ganzen verräth eher den Charakter einer mittelalterlichen Burg, doch wiſſen wir nur von der neueren Zeit, daß einer der tapferen Scheich in Paläſtina ſich hier feſt ſetzte. Abdallah Paſcha belagerte den Ort 1830 und nahm ihn nach drei Monaten ein; er ſchleifte die Feſte und wüſte Trümmer beweiſen die Rache des Eroberers.

Noch einige Stunden ging es bald bergauf, bald bergab, wir hatten die Gebirgsgrenze im Norden der Ebene zu durchſchneiden. Manchmal zeigte ſich eine weite Fläche, grünend und blühend, und verwundert hörten wir vom Diener „ſchuf (ſieh) Dſchebel ed Duhi.“ So lag denn vor uns die welthiſtoriſche Ebene Esdrelon und der wüſte Berg ed Duhi, der kleine Hermon, begrenzte die Fläche. Nach anderthalb Stunden ſtiegen wir nieder, und machten bei Dſchenin, einem größeren Städtchen, dem Dſchenina des Joſephus in einem mit Gurken bepflanzten Garten Halt. Ein großer öffentlicher Brunnen ſpendete der ganzen Gegend ſein Waſſer, auch bei unſerem Lager rieſelte ein Bach vorüber.

Donnerſtag, den 2. Mai, brachen wir in der Frühe von Dſchenina auf, denn es galt heute die weite Ebene Esdrelon zu durchſchreiten, welche von den Zeiten Juda's

an bis auf unſere Tage als die blutgetränkte Arena bekannt iſt, auf der man um den Beſitz des gelobten Landes geſtritten hat. Von einer Anhöhe bei Dſchenin konnten wir die Höhenzüge deutlich unterſcheiden, welche gen Weſten faſt in gerader Linie hinziehen; dann biegt in weiter Ferne der Zug gen Norden, und zieht als blauer Nebelſtreif dahin, bis ſeine letzte Verlängerung, der Berg Karmel, ſein Steinhaupt über dem Meeresſpiegel erhebt. Näher dem öſtlichen Gebirgsrande dieſer weiten Ebene, welche durch drei verſchiedene Bergrücken gebildet wird, führte der Weg. Zunächſt zieht das Gebirge Fukūah, die Berge von Gilboa, von Südoſt nach Nordweſt ſeinen Steinrücken in die Ebene, und begrenzt ſo die ſüdöſtlichen Ausläufer der weiten grünen Fläche. An der Nordweſtſpitze dieſes Bergrückens fand Robinſon im heutigen Dörflein Zerin, das alte Jezreel und dicht dabei in der ſprudelnden Quelle Ain Dſchalud die Quelle von Jezreel wieder, welche den lechzenden Kriegern ſo vielfach Erquickung geboten. Nördlich von dieſem Gebirgsrücken ſtreckt die Ebene Esdrelon einen weiten Arm hin, der bis zum Jordan hinabreicht. Im Norden wird dieſes Thal von dem nackten, wüſten Höhenzug ed Duhi, d. i. dem kleinen Hermon, begrenzt. Dieſes Thal zwiſchen den beiden Höhenzügen und die Stadt Jezreel mit der Quelle, führen unſeren Geiſt mitten in die Gräuelſcenen und das Schlachtgewühl des alten Teſtaments.

Jezreel, dem Stamm Iſaſchar's zuerſt angehörend, Joſ. 19, 18, ward nachher ein Theil des Königreichs Isboſet's, 2. Sam. 2, 8. 9., des Sohns Saul's, während David in Hebron noch weilte. Später ward es

eine Stätte des Götzendienſtes unter Ahab und Iſabel. Als Elia auf dem Karmel gegen die Lüge des Baal gezeuget, und nach langer Dürre die ſegensreiche Wolke aufſteigen ſah, eilte Elia hierher mit dem raſſelnden Wagen des Ahab. (1. B. Kön. 18, 44. 45. 46.)

Der ſchwankende König ward durch Iſabel, ſein Weib, hier verführt, wegen des Weinbergs dem frommen Naboth zu zürnen, und die lügneriſche Königin bereitete den Tod dem Manne durch Lügenzungen. Schon drohte deshalb das Strafgericht des Herrn dem Ahab, als er es noch durch ſeine Demuth vor Gott abwandte. (1. Kön. 21.)

Das vergeltende Strafgericht traf in der ſpäteren Generation den Joram, Sohn des Ahab. Durch die Ebene raſſelte der Streitwagen des von Eliſa geſalbten Jehu, von deſſen Pfeil durchbohrt, der fliehende Königsſohn darniederſank, und die ſündige Iſabel ward niedergeſtürzt aus ihrem hohen Pallaſt, ſo daß ihr Blut an den Roſſen des Siegers verſpritzte. (2. Kön. 9, 14—37. 10, 1—11.)

Auch das Thal, welches ſich nördlich von Jezreel zwiſchen den Bergen von Gilboa und dem kleinen Hermon entlang zieht, iſt voll hiſtoriſcher Erinnerung. Hier lagen die Schaaren der Midianiter wie Heuſchrecken, als des Nachts der Held Gideon mit 300 Mann von dem wüſten Hermon herabſtieg, und das in Schrecken gejagte Heer vor ſich dahin trieb (Richt. 6, 33. 35.).

Das Zeitalter der Könige wiederum weiſt uns hier die Scene eines Trauerſpiels. An der Quelle lag der König Saul, ausziehend gegen die Philiſter. In ſeinem

Gewiſſen gepeinigt und von Angſt getrieben, daß ihn ſein Gott verlaſſen, zieht er in den Mantel gehüllt heimlich bei dem Nebel der Nacht über das nackte Geſtein des Duhi, um durch die Hexe von Endor den Geiſt des Samuel aus dem Schatten der Erde hervorrufen zu laſſen. Nur eine Unglücksbothſchaft ruht auf der finſteren Stirn, als er wieder niederſteigt von den Bergen, und am folgenden Tage deckt er nebſt Jonathan und vielen Erſchlagenen die Berge Gilboas.

Wohl kein Wanderer zieht hier vorüber ohne daß ſich nicht die ganze Trauerſcene mit lebendigen Farben ſeinem Geiſte auf dem Felſentheater wieder darſtelle. Sind doch die wüſten Züge des Duhi recht entſprechend dem von Gewiſſensbiſſen geplagten Geiſte des Saul, und daran liegt die liebliche Ebene, die uns an den jugendlichen Jonathan wieder erinnert. Der ergreifende Klagegeſang David's 2. Sam. 1, 19—27 wird noch heute vom Wanderer hier vielfach wiederholt: „Die Gaſelle, o Israel, iſt erſchlagen auf deinen Höhen, ach gefallen ſind die Helden. Berge Gilboas, nicht Thau nicht Regen ſei auf euch, noch Gefilde der Erſtlingsopfer."

Nachdem wir um die Spitze des Duhi gekommen waren, breitete die Ebene wie ein Teppich ſich vor uns aus, aber leider iſt die Ebene faſt unbebaut; denn dieſelbe wird vielfach von Beduinen durchſtürmt, und den Bebauern iſt weder ihre Erndte, noch ihr Leben ſicher. Mancher unſerer deutſchen Handwerker, der hier ruhig ſeines Weges zog, ward von dieſen Räubern überfallen und verlor ſeine paar Habſeligkeiten, wie dies oft ſehr eigenthümlich von den Beraubten im Fremdenbuche in

Nazareth geschildert steht. Diesem Grunde ist es wohl auch zuzuschreiben, daß auf der ganzen Ebene fast kein Dorf gefunden wird, sondern alle Flecken auf den Bergrändern der Ebene angebaut sind.

Weiter auf dem Wege vorschreitend, kann man den dritten Arm, welchen die Ebene zwischen die Berge nach dem todten Meere zu ausstreckt, deutlich verfolgen. Wir sehen dieselbe geschlossen durch einen runden Berg, der mit dem dichten, dunklen Grün der Zwergeichen bedeckt, sich malerisch erhebt. Erstaunt hemmt man den Schritt der Pferde; denn der Tabor, jenes Bild der Fruchtbarkeit im alten Testament, steht vor den Augen des Wanderers. Mit seinem Dunkelgrün trat er herrlich unter den kahlen Gebirgszügen hervor, als ob die Natur unter den benachbarten Höhen ihn ganz besonders bevorzugt habe. Lebendig erinnert dieses Thal mit dem grünen, runden Grenzberg an die Dichtung der Hebräer. Die hebräische Poesie, welche überall jenen ursprünglichen Hirten-Charakter noch beibehält, mußte an der Anmuth dieses Berges mit großer Liebe haften. Vgl. Ps. 89, 13. „Nord und Süd, du hast sie geschaffen. Tabor und Hermon jubeln über deinen Namen." Vielfach ergötzte sich das Auge an diesem Anblick, bis die Diener ängstlich auf einige Reiter hinwiesen. Der Aengstlichkeit spottend, ritten wir denselben in der Ebene entgegen; es waren diesmal keine Räuber, sondern nur friedliche Einwohner von Nazareth, welche von der Ebene mit großen Grasladungen auf ihren Pferden heimkehrten.

Nach einem Ritt von sechs Stunden hatten die Pferde von Dschenin aus die ganze Ebene durchschritten,

nun ging es einen etwas steilen Pfad hinan; doch wie überrascht waren wir, als wir den Kamm des nördlichen Gebirgsrandes der Ebene überschritten und in einem anmuthigen, kleinen Felsenkessel eine zierliche Stadt mit weißen Häusern, gleichsam am Bergesabhang angeklebt sahen. „Nasirah," riefen unsere Begleiter, und die Stadt des Herrn lag vor uns.

Nazareth.

Das Pferd anspornend erreichte ich bald Nazareth, um dort im Kloster um Erlaubniß für uns nachzusuchen, in dem für Reisende errichteten Hospiz zu wohnen. Ein sehr lustiger Mönch in seiner Kapuze, der so eben bei einem Weinfaß beschäftigt war, empfing mich sehr freundlich. Il signore beve vino, „Der Herr trinkt Wein," rief er mir entgegen, und setzte mir große Becher Wein vor, um mich in eine ähnliche Laune, als die seine, zu versetzen. Doch die Eindrücke, welche heute die Reise auf mich gemacht, und der Ernst, den die ersten Augenblicke in Nazareth auf den christlichen Wanderer machen, stimmten mich wenig empfänglich für den frommen Spaßvogel. Bald war die Stätte in dem neuen Hospiz bereitet, und ein Klosterbruder ward beordert uns zu bedienen. Ein einfaches Mahl hatte uns gestärkt, als wir hingingen, die Stadt und das Kloster zu besichtigen. Die Stadt unseres Herrn gewährt uns einen lieblicheren Anblick als die meisten orientalischen Städte. Aus reinem weißen Kalkstein gefügt, mit etwas breiteren und reineren Stra-

ßen läßt ſie den Wanderer befriedigter an den Läden und Werkſtätten der Handwerker entlang gehen. Die Häuſer ſcheinen im Ganzen feſter gegründet; man muß hinunter bis auf den Felſen graben, wenn das Haus hier am Bergesabhang den Stürmen widerſtehen ſoll. Ein jedes Haus bietet noch heute eine deutliche Erklärung zu jenem Bilde des Herrn, von dem auf dem Felſen gegründeten Hauſe und dem auf dem Sand gebauten.

Von Intereſſe waren für uns die einfachen Zimmermannswerkſtätten. In offenen Werkſtätten, im unteren Theile des Hauſes, arbeiten noch heute hier die Holzarbeiter das einfache Ackergeräth mit den einfachſten Werkzeugen. Es wird uns ſchwer die dem Gedächtniß mit heiligem Glanze eingeprägten Perſonen in dieſer Umgebung zu denken.

Das lateiniſche Kloſter iſt das größte Gebäude in Nazareth. Zwei Höfe leiten zu demſelben. Im erſten Hofe fanden wir eine Apotheke, in der ein Mönch als Arzt und Apotheker arbeitete; derſelbe hatte ohne Zweifel hier den thätigſten Wirkungskreis; ein anderer vertrieb ſich dagegen die lange Zeit mit Vögelausſtopfen; überhaupt ſah man in den Zellen die Spuren mehrerer Lieblingsbeſchäftigungen, um die entſetzliche Langeweile einigermaßen zu kürzen. Der luſtige Kloſterbruder, welcher ſchon am Morgen in ſehr heiterer Weinlaune mich begrüßt hatte, fand uns alsbald wieder auf; er war bei der Oekonomie des Kloſters angeſtellt, wiewohl er mit dem Wein nicht gerade ſehr ökonomiſch umzugehen ſchien. Mit der größten Geſchäftigkeit und Geſchwätzigkeit führte er uns durch alle Wirthſchafts-, Wohn- und Betge-

nachbart der Krieg voll roher Leidenschaft und Selbstsucht mit dem erhabenen Frieden des in Gott gesegneten Gemüthes!

Von Nazareth nach Tiberias.

Das schwerere Gepäck ließen wir in Nazareth und beschränkten uns nur auf das Nothwendigste, welches wir den kräftigsten und schnellsten unserer Lastthiere aufluden. Wir wollten von hier aus unsere Reise bis nach Gerasa unternehmen und hierher dann zurückkehren. Tiberias, am See Genezareth, war das Ziel der ersten Tagereise. Der Weg führte aus der nordöstlichen Ecke des Felsenkessels von Nazareth, und nachdem wir über mehrere Höhenzüge geritten, lag in blühender Ebene, von Bergen umgeben, daß Dorf Kefr Kana vor uns, welches die Mönche als den Ort bezeichnen, an dem das Wunder der Weinverwandlung stattgefunden habe. Robinson hat hingegen die Ruinen eines anderen Fleckens als das alte Kana wahrscheinlich gemacht.

Von hier aus zieht sich eine weite Fläche zwischen den Bergen bis nach Tiberias. Hier erwartete uns ein eigener Anblick. Es kam uns ein starkes Maulthier entgegen, welches auf seinem Rücken ein förmlich aufgeschlagenes rothes Zelt trug, andere folgten. Auf die Frage, was dieser Zug vorstelle, erwiederte man uns, „Sidscheh“, eine Hochzeit. Man geleitete die Braut in die neue Wohnung. Sobald wir näher heran wollten, zog man mit sichtbarer Besorgniß die Vorhänge noch enger zusammen, um vor dem bösen Blick gesichert zu sein. Die

der Braut in ebenfalls verdeckten Reitzelten folgenden Freundinnen ſtimmten einen Geſang an, um mit demſelben die Verſchleierte in's Eheglück einzuführen.

Gegen Mittag erhob ſich etwas das Thal, und wir hielten bei zwei Brunnen an, welche durch ihr altpatriarchaliſches Anſehen unſere Aufmerkſamkeit feſſelten. Ein großer runder Stein war ausgehöhlt und umſchützte ſo die Mündung der Ciſterne. An dem oberen Rande des ausgehöhlten Steines ſah man vielfach Einſchnitte, welche durch das Reiben von Tauen, an denen man die Krüge herabgelaſſen, entſtanden waren.

Erfriſcht beſtiegen wir die Pferde wieder, allmählich zog ſich der Pfad bergan. Schon waren wir dem Kamme der ſanft anſteigenden Erhöhung nahe, als hinter dem Berge Lanzen auftauchten, und alsbald erſchienen die hellrothen und gelben Kopftücher, unter denen die gebräunten bärtigen Beduinen-Geſichter uns mit funkelnden Augen entgegenſchauten. In dunkle, golddurchſtickte Mäntel waren die Figuren der ſchönen Reiter gehüllt, welche alsbald ganz ſichtbar waren, und auf den muthigen, wiehernden Pferden uns entgegen kamen. Beſorgt nahmen wir die Flinten von unſeren Schultern, doch war dies durchaus nicht nöthig; die ſtolzen Beduinen warfen nur einen Blick der Verachtung auf den Fremden.

Unwillkürlich trat uns die Erſcheinung dieſes Reitertrupps mit der Stelle in Verbindung, an der wir uns befanden; denn wir waren hier ganz nahe bei Hattin, jenem Flecken, wo Saladin mit der Blüthe der orientaliſchen Kämpfer gegen die ſchwer bewappneten Helden des Kreuzes im wilden Kampfe um den Beſitz Paläſtina's

und Syriens ſtritt. Durch die Leichtigkeit und Beweglichkeit ſeiner Truppen hatte Saladin einen großen Vortheil gegen die ſchwer bepanzerten Ritter, welche vom Waſſer abgeſchnitten und von allen Seiten angegriffen waren. Die leicht beweglichen Streiter des Oſtens wichen dem ſchweren Andrang der Ritter aus, um ſie ſogleich wieder an andrer Seite anzugreifen, ſo ermattete die Kraft der heldenmüthigen Ritter. Auf der Spitze des Berges Tell Hattin war noch der letzte Kampf, doch der Saracenen wilder Muth überwältigte die vom Durſt gequälten, ermatteten chriſtlichen Streiter, und der Glanz des occidentaliſchen Ritterthums ward hier begraben im Jahr 1187. Der edelmüthige Saladin ehrte die übrigen Gefangenen, doch Reinald von Chatillon, die Templer und Hoſpitaliter wurden kalten Blutes getödtet. Mit dieſem Siege war das heilige Land dem chriſtlichen Weſten verloren.

Hat man den Kamm der Anhöhe überſchritten, wirft unſer Auge den erſten Blick auf die friedlichen Wellen des Sees von Genezareth, ſo weit es die weite Oeffnung des Thales geſtattete. Am Abhange des ſüdlichen Bergrandes ging unſer Weg entlang, bis ſich allmählig die ganze Gegend ausbreitete und vor uns lag, von hohen Mauern noch umſchützt, Tiberias an den Wogen des heiligen Sees Genezareth.

Tiberias, von den Arabern Tabarijjeh genannt, liegt dicht am Ufer des Sees von Genezareth, die Form eines länglichen Vierecks etwa bildend. Von den Bergen ab ziehen ſich die ſanften Abhänge wellenförmig etwa drei Viertelſtunden bis zu der Stadt hin, die uns an der nordweſtlichen Seite noch mit hohen Mauern umgeben

erſcheint. Durch das ſehr feſte, alterthümliche Thor reitet man ein, das, wie die Mauer, den mittelalterlichen Charakter verräth. Die Häuſer hingegen in Tabarijjeh ſind elend und klein, überall ſah man Armuth. In offenen Läden ſaßen die Einwohner, Araber und Juden, um Kaffee zu trinken. Rohrmatten waren in einer Höhe von zwölf Fuß über der Erde queer über die Straße geſpannt, um die Einwohner vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Zunächſt ritten wir durch die Stadt bis an den See, welcher die offene Stadt im Weſten beſpült und in deſſen Fluthen noch ein gewaltiger Thurm ſich zum Schutze derſelben erhebt. Von hier aus gen Süden gewandt, kletterten die Pferde über die Ruinen und Trümmer der alten Stadtmauern hinweg; denn die Spuren von dem gewaltigen Erdbeben, welches dieſe Stadt 1837 zerſtörte, waren noch nicht verſchwunden. Es war hier ein ſchwieriger Weg für die Pferde; denn ſehr dicht zuſammengewachſenes Ginſter-Geſträuch, ſo wie die durcheinander liegenden, loſen Steine hemmten ihren Schritt. Ein großes, länglich-viereckiges Kaſtell ſtand hier in dieſem wüſten Felde. Es hat an ſeiner weſtlichen Wand eine arabiſche Inſchrift. Dicht bei den Bädern von Tiberias war die Lagerſtätte.

Die warmen Bäder von Tiberias, welche Plinius ſchon erwähnt, ſind noch heute von der ganzen Umgegend als ein Hauptheilquell aller Krankheiten beſucht. Es giebt hier zwei Bäder, ein älteres, welches meiſt nur von den Aermeren noch benutzt wird, und ein neueres, welches von Ibrahim Paſcha erſt erbaut iſt und als ein Bild der Zweckmäßigkeit und Eleganz in dieſer Gegend gerühmt wird.

Eine große Menge von Leuten, Pferden, Maulthieren und Eseln war hier versammelt, und des Lärmens und Geschreis war kein Ende. Es baden hier abwechselnd, eine Stunde um die andere, Männer und Frauen, und da das schöne Geschlecht sich gerade jetzt in den warmen Fluthen ergötzte, harrten die Männer draußen. Jude, Christ, Muhamedaner, alle waren hier beisammen, und erwarteten mit Ungeduld den Eintritt. Da wir die Badeordnung noch nicht kannten und von Neugierde getrieben waren, die Bäder zu sehen, kamen wir dem Thore zu nahe, um einzutreten, als uns von allen Seiten von der entsetzten Menge „Harim, Harim", zugeschrieen wurde. Beinahe hätten wir die Grenzen des Anstandes überschritten.

Bald öffneten sich aber die Thore und allmählich tauchten die neugewaschenen Schönen, in ihre weißen, bunten oder schwarzen Ueberwürfe gehüllt, wie die Nymphen, aus dem Wassernebel hervor, schritten aus der Thüre und luden sich auf ihre Pferde, Maulthiere oder Esel, um friedlichen Ganges nach Hause zurückzukehren.

Jetzt zog das männliche Publikum ein, und da unsere Diener und Maulthiertreiber nicht versäumten, die Gelegenheit zu benutzen, gingen auch wir hinein. Ein mit einer Kuppel überwölbter Badesaal hatte in seiner Mitte, von Marmorplatten eingefaßt, ein großes Bassin, das ganz mit heißem, dampfendem Wasser gefüllt war. Als ich meine Hand hineinstreckte, mußte ich gleich dieselbe, wie halbgesotten, herausziehen, doch die Araber befanden sich darin sehr behaglich, und ihre dunklen Gestalten jubelten uns aus dem Wasser entgegen. Wir wa-

ren zufrieden, als wir dieſe lärmende Badegeſellſchaft verlaſſen konnten. Es giebt noch Privat-Badezimmer, die mit feinen Marmorplatten ausgelegt und mit orientaliſcher Pracht ausgeſtattet ſind.

Froh, der lärmenden Geſellſchaft entronnen zu ſein, ſaßen wir am See nieder, um in ſtiller Betrachtung uns an dem See Genezareth zu ergötzen, an deſſen Ufern die Hauptlehrthätigkeit unſeres Heilandes ſtattfand. Still und ſanft zogen die Wellen ihre Kreiſe und der ſcheidenden Sonne Strahlen ſpiegelten ſich in ſanfter Schönheit wieder. Die Abhänge von den höheren Gebirgsrändern ziehen ſich in lieblichen, grünen Bogen bis zu den Fluthen des Sees nieder. Die Gegend iſt gerade nicht eine maleriſche, aber ſie hat einen höchſt friedlichen Charakter, und die erhabene Einfachheit der mit friſchem Grün bedeckten Hügel wie die ſanfte Anmuth des Sees erinnern uns vielfach an die Einfachheit und Erhabenheit, mit der der Erlöſer den kummervollen und beladenen Herzen die Hoffnung und den Troſt der göttlichen Liebe ſpendete und Gottes Vaterliebe hier der ſtaunenden Menge vortrug.

Lange weilten wir dicht an den Wogen des Sees, und mit immer größerer Aufmerkſamkeit und Wärme laſen wir die Bergpredigt, die der Erlöſer an den Geſtaden dieſes Sees gehalten. Wie ergreifend und erhaben iſt doch dieſe Kette himmliſcher Gedanken!

Die Sonne war untergegangen, und das Dunkel war heraufgezogen, als wir durch ein widerliches Geheul, das uns rings umgab, aus unſrer Betrachtung geriſſen wurden. Die Schakale, die wilden Bewohner der Steppen und Wüſten, hauſen hier in reicher Zahl. Die Be-

trachtung vom Leben des Erlösers zeigte uns an diesem See die reichen Fluren wohlbebaut und mit Städten bevölkert. Doch wie ist Alles dahingeschwunden; nur Gesträuch deckt die Ebene, und der Schakal, der Gräuel der Zerstörung, hat hier seine Wohnung aufgeschlagen. Der Weheruf des Erlösers ist verwirklicht.

Die Schakale schienen einen Mondesreigen um unsere Zelte halten zu wollen, und kamen denselben oft so nahe, daß wir sie mit Stöcken schlagen konnten.

Die Jordanebene.

Am fünften Mai waren früh die Reit- und Reisethiere bereit; denn von hier aus sollte die Reise in das östliche Gebiet des Jordan beginnen. Ein lieblicher Pfad zog sich an dem See entlang; zur Linken lag die friedliche, spielende Woge des Sees, welche mit einem dichten Kranze von vollblühenden Oleandersträuchen umsäumt war, während zu unserer Rechten die wellenförmigen Hügel sich lieblich bis zu dem Bergesrande hinaufzogen. Gar oft dachten wir bei den vollen Blumen an jenen Ausspruch: „Sehet die Lilien auf dem Felde; fürwahr Salomo in all' seiner Herrlichkeit war nicht so gekleidet, wie eine derselben." So gelangten wir bis zum Ausfluß des Jordans an der südwestlichen Ecke des Sees. Mit Macht drängt hier der neugeborene Strom seine blendend weiße Welle durch die grünenden Felder. An der westlichen Seite ist eine kleine Erhöhung, auf der das elende Fischerdorf el Kerak liegt. Durch den vom Abfluß des Jordans gebildeten natürlichen Graben war es von uns getrennt, und wir konn-

ten jetzt nicht dahin gelangen. In ganz geringer Entfernung von der Ausströmung des Jordan liegen noch die Ruinen von alterthümlichen Brückenpfeilern, an die noch heute die Wellen des Stromes mit Macht anstürmen und schäumend hindurch treiben.

Unser erster Plan war gewesen, nach dem Dorfe Semak, welches an der anderen Seite des Ausflusses des Jordan liegt, zu kommen, indem wir auf der einzigen Barke, welche auf dem See jetzt segelte, uns und unsere Bagage übersetzen, und die ihrer Last entladenen Reit- und Lastthiere neben uns durch den Jordan führen wollten. Da aber die Barke jetzt nicht auf diesem Theil des Sees war, so mußten wir unsern Plan ändern und auf der drei Stunden weiter südlich gelegenen Brücke über den Jordan gehen, um von dort aus diesen Tag Um Keis, das alte Gadara, zu erreichen. Wir hatten keinen Grund, die Aenderung unseres Entschlusses zu bereuen; denn die Jordan-Ebene, in welcher wir jetzt gen Süden reiseten, war sehr lieblich und angenehm.

Eine der fruchtbarsten Ebenen muß dieser Streifen grünen Landes, der auf beiden Seiten den Jordan begleitet, gewesen sein. Auch jetzt, wo des Menschen Hand nur einzelne Theile dieses fruchtbaren Landstriches bebaut, beweist der üppige Pflanzenwuchs die Vortrefflichkeit des Bodens. Einzelne Vertiefungen in der Ebene dienen den Bächen von den Bergen her zum Flußbett; manche derselben waren mit frischem, fließendem Wasser belebt, während andere schon trocken standen. Der vollblühende Oleanderstrauch umsäumte diese Vertiefungen und trug nicht wenig dazu bei, die Anmuth der Gegend zu erhöhen.

Etwa eine Stunde ſüdlich vom Ausfluſſe des Jordan ſieht man auf einem einſamen, ſteilen Hügel, den der Jordan auf drei Seiten beſpült, ein Dorf, welches noch heute in ſeinem traurigen Zuſtande den Anblick einer Ritterfeſte gewährt. Nur von einer Seite iſt hier ein Zugang auf einem ſehr ſteilen Pfade, dies Dorf heißt el Abadijjeh. Rings an dieſem Berge waren die Felder mehr bebaut.

Eine Stunde weiter drängten ſich die Berge näher an den Jordan heran, und der Pfad zog ſich über die Bergesſpitzen, an deren Fuß der Jordan ſeine pfeilſchnelle Woge dahin treibt. Bisweilen erinnerte eine an den grünen Ufern des Jordan lagernde Heerde von Kühen, Schafen und Ziegen an die ländlichen Bilder der Heimath.

Nach einem Ritte von drei Stunden gelangten wir zu der Brücke, auf welcher wir über den Jordan ſchritten. In einem großen Bergesbogen treibt kurz vorher der reißende Jordan ſeine Strudel, und die raſche Welle ſcheint hier ſeine Kraft zum Theil zu brechen. An den ſchroff abfallenden Ufern führt der Pfad den Bogen entlang. Da lag vor uns eine Brücke ganz aus ſchwarzen Steinen gefügt, unter der die ſchäumende Woge des Jordan toſend einhertreibt. Es erregt Staunen, mitten in der verlaſſenen, öden Gegend ein ſolches Denkmal hoher Baukunſt zu finden. Die Steinbrücke bildet in der Mitte einen ſtumpfen Winkel, wie es ſcheint, um dadurch der andringenden Gewalt des Stromes nicht in einer Fläche entgegenzutreten. Die ſchräge Wand leitet die Wogen zu einem Hauptbogen, der der Welle den Durchgang gewährt; doch aus Vorſicht, daß die Woge zu hoch ſteige,

und dann auch das festeste Gebilde der Menschenhand nicht widerstehen kann, finden sich zu jeder Seite des Hauptbogens in dem oberen Theile des Gemäuers noch kleinere Halbbogen, um so auch der hochsteigenden Fluth den Durchgang zu gewähren.

Man erkennt gar bald die Meisterhand der Römer, die dies Kunstwerk geschaffen hat. Die siegreiche Hand der Römer unterjocht noch bis heute den tobenden Strom, mag er auch tosend und brausend seinen Unwillen über die Herrschaft der Kunst uns kund geben. Die Macht des Stromes bricht sich an der schrägen Grundmauer, welche das Wasser zu dem offenen Bogen hinleitet. Die Brücke heißt jetzt Dschisr Medschâmicah. Wir überschritten die Brücke, welche mit platten, schwarzen Steinen gedeckt, eine fast spiegelglatte Straße gewährt, die durch kein Geländer, sondern nur durch einen anderthalb Fuß hohen Rand von beiden Seiten geschützt wird. Auch ist die Oberfläche der Brücke ziemlich steil, so daß die starken Regen keine Gewalt über dieselbe haben, sondern machtlos herniederrinnen. Eine Ziegenheerde kam uns auf dieser Brücke entgegen, welche oben nur zehn Schritt Breite hat, doch die Geschicklichkeit unserer Pferde brachte uns glücklich hinüber.

Nun gelangten wir in die östliche Jordanebene, welche sich in einer Breite von zwei Stunden dahinzieht. Einst muß dieses Stück Landes eins der fruchtbarsten und blühendsten Kornfelder gewesen sein, ist aber jetzt eine Distel-Wildniß, doch auch die Disteln bekunden noch durch ihre gigantische Gestalt die Vortrefflichkeit des Bodens; denn sie erheben hoch die vollen Kapselblüthen in solcher Höhe,

daß ſie Roß und Reiter beinahe ganz verbergen. Durch den dichten Diſtelwald ging nun unſer Pfad; nachdem wir bei der Brücke nur mit vieler Mühe einen Mann dazu vermocht, uns nach Ma'ad, dem der Brücke faſt gegenüber liegenden Orte zu führen. Als wir mitten in dieſer Ebene waren, ſahen wir plötzlich rings um uns einen dampfenden Feuerſtreif gezogen, rings um uns kniſterten die dicht über der Erde brennenden Diſteln und über uns kreiſten Geier, die oft niederſchoſſen, die vom Feuer aus ihren Schlupfwinkeln heraus getriebenen Schlangen und Eidechſen zu verzehren. Dies iſt die einzige Art, wie man die einſt ſo blühende Jordan-Ebene jetzt bebaut. Man wirft während der trockenen Hitze das Feuer in die dorrenden großen Diſtelſtauden, um durch deren Aſche das Land zu düngen und im folgenden Jahre eine ſpärliche Erndte an den ausgebrannten Stellen zu ſammeln. Durch dieſe brennenden Diſteln mußten wir die ſcheuenden Pferde eilig hindurch treiben, welche den dampfenden Boden ſtampfend und das ſcheue Auge wild im Kopfe drehend, doch dem Zügel und dem Schenkel gehorſam folgten.

Unſere Feuerprobe auf der öſtlichen Ebene des Jordans hatten wir glücklich überſtanden und das Auge zurückwendend, weideten wir öfter noch den Blick an jenen wandernden, qualmenden Feuerbogen. Wir erreichten glücklich das aus einigen Hütten am Berge beſtehende Dorf Ma'ad. Man weidete hier die Schafe, doch unwillig und rauh war man gegen Fremde, und nur mit großer Mühe bewirkten wir, daß ein ſchwarzer Sklave uns nach Um Keis, dem alten Gadara führe. Sechs

Piaſter erweichten das Herz des rauhen Schwarzen, der aber fortwährend uns bat, das Geld ihm auszuzahlen, ſei es, daß er bange war, wir würden unſer Verſprechen nicht halten, ſei es, daß er im Schilde führte, uns dann auf den Gebirgswegen zu entwiſchen; doch wir blieben feſt, ihm nichts zu geben, als bis wir Um Keis ſelbſt ſähen. Der Pfad ging erſt gen Norden, am Gebirg entlang, dann aber gen Weſten in die öden Berge hinein. Auf ſteilen, ſchlängelnden Wegen erklimmten die Pferde allmählich die Berge, und bei jedem Halt, den wir machten, breitete ſich die Landſchaft weiter vor uns aus. Nachdem der ſteile Pfad erklommen war, gingen wir auf dem Kamm der Berge entlang. Immerfort drängte der Führer uns zu verlaſſen, indem er auf einen Ort hinwies, das ſei Um Keis, doch konnten wir nicht recht einen Ort erkennen, der einem bewohnten Flecken ähnlich ſähe; endlich entließen wir ihn und gingen der angedeuteten Richtung nach.

Gadara. Um Keis.

Bald betraten die Reitthiere eine alte Hauptſtraße, die mit breiten Steinen gepflaſtert war und in denen noch die Spuren der Räder zu bemerken waren, welche vor mehreren Jahrtauſenden die Räder der römiſchen Wagen dem Steine eingeprägt haben. Bald bemerkt man auch den Ort, an dem einſt das Thor mag geſtanden haben, noch ragt da ein Strebepfeiler wohl acht Fuß lang empor. Von dieſer Straße, die am Bergabhange von Weſt nach Oſt entlang geht, erſtreckte ſich einſt gen

Süden eine Reihe von Gebäuden, die nur in wüſten Ruinen uns entgegentreten, jedoch bisweilen noch die Bogen zeigen, auf denen ſie gegründet waren. Dieſe Reihe von Ruinen zieht ſich bis zu einem Theater hin, welches noch heute in einem ganz wohl erhaltenen Zuſtande den Blick feſſelt. Zunächſt gingen wir die Straße gen Oſten entlang bei einem kleineren ganz zerfallenen Theater, vielleicht einem Odeum vorüber, bis auf einen weiteren Raum, der von leeren Steinſärgen wie beſäet war. Noch zeigten ſich deutlich die Verzierungen an den Seiten dieſer Steinſärge, einzelne Kränze oder auch Figuren, die durch Guirlanden mit einander verbunden ſind. Hier auf der Todtenſtätte ſteht ein großer ſchattiger Baum. Wir wollten unter ſeinem Schatten das Lager aufſchlagen, doch der ſteinige Boden ließ die Zeltpflöcke nicht eindringen, und wir waren genöthigt, in der Nähe auf einem kleinen Stück Land, das mit Taback bepflanzt war, unſer Lager aufzuſchlagen.

Kaum hatten wir die Arbeit begonnen, als plötzlich eine ganze Schaar trauriger Geſtalten uns umringte; Mädchen und Knaben, nur mit zerlumpten Hemden bedeckt, voller Schmutz, Weiber mit dunklen Geſichtszügen, ebenfalls nur mit den Lumpen eines blauen Hemdes umhüllt, mit wilden, funkelnden Augen und ſtruppigem, ſchwarzem Haar, dann Männer mit Narben im Geſicht, nur mit einem Hemd und etwa einem, auf der Schulter zuſammengehefteten Hammelfell bekleidet, ſtellten ſich uns in einem wilden, ſchmutzigen Lebensdrama vor Augen. Alles ſtaunte uns erſt an und ſchrie darauf. Mit großer Ruhe ſtellte ich mich der neuen Geſellſchaft

vor und verlangte dann von einem Hauptſchreier die Urſache des Lärmens. Dies war der Beſitzer des Tabacksfeldes, auf dem wir uns anſiedeln wollten, und ſein Geſchrei war ſomit gerechtfertigt, doch mit einigen Piaſtern war ſeine Gemüthsruhe wieder hergeſtellt. Wir arbeiteten deshalb an unſeren Zelten ruhig fort und betrachteten das bisweilen noch ausbrechende Geſchrei als einen Beifallsruf für unſere Geſchicklichkeit.

Die Zelte waren aufgeſchlagen, und wir ſetzten uns nieder, die Gegend und das Leben rings um uns zu betrachten. Dicht bei uns ſtanden in bunter Reihe die Steinſärge, die an die einſtige Bevölkerung von Gadara erinnern, und dazwiſchen drängten ſich die traurigen, zerlumpten, wilden Geſtalten einer erbärmlichen Gegenwart. Wo kamen dieſe Geſtalten ſo plötzlich her, da nirgends eine Spur von Häuſern war? Aus den Grabhöhlen von Gadara: die Grabhöhlen von Gadara, ſchallte es in uns wieder, und die Scene der heiligen Schrift, Mrc. 5; Matth. 8, 38, tritt mit den lebendigſten Farben uns vor die Seele.

Tief unter uns liegt der See Genezareth, über den der Erlöſer ſchiffte, nachdem er die Bergpredigt vor der mächtig ergriffenen Menge gehalten hatte. Nun kommt er hierher, und aus den Gräbern ſtürmt der unglückliche Beſeſſene hervor, der hatte in den Gräbern ſeine Wohnung und ruft ihm entgegen: „Was habe ich mit Dir zu ſchaffen, o Jeſu, Du Sohn Gottes des Allerhöchſten? Ich beſchwöre Dich bei Gott, daß Du mich nicht quäleſt". Noch heute hat der Menſch in den Gräbern ſeine Wohnung aufgeſchlagen, und mit ſchmutzigem, verſtörtem

Antlitz, in erbärmlichen Lumpen, taucht er aus den Gräbern wie ein unterirdiſches Geſchlecht hervor. Die Schlöſſer und die Wohnungen der Lebendigen ſind geſchwunden, aber die von der Felſenhülle geſchützten Stätten der Todten ſind geblieben.

Wir beſuchten viele dieſer Grabhöhlen, unter denen beſonders eine große die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich zu lenken vermag. Mitten in dem Todtenbereich von Gadara liegt unter der ſanften, gewölbten, natürlichen Steindecke eine weite Höhle, zu der man von verſchiedenen Seiten herabſteigen kann. Steinſtufen bis zu zwanzig an der Zahl, die aber von Geſträuch dicht überwuchert ſind, führen zu einer jetzt offenen Thür; deren Form ſehr einfach iſt. Ueber den Seitenpfeilern liegt ein Querbalken aus Stein gehauen, und auf deſſen Mitte ſteht oft noch ein kleiner Querblock mit einer griechiſchen Inſchrift; ſo laſen wir den Namen des Theodoros und Pamphilos. Durch dieſen Thorweg, deſſen ausgebrochenes Steinthor innerhalb der Höhle liegt, tritt man in eine weite, ganz düſtere Halle, die auf beiden Seiten die Stelle der Gräber noch aufweiſt. Andere ausgebrochene Felſenthüren führen in andere düſtere Grabgemächer, nur hier und da hing noch eine dieſer Felſenthüren in ihren Angeln. Sarkophage findet man nicht mehr hier, ſie ſcheinen Alle auf jenen Vorplatz herausgebracht zu ſein. Jedoch bemerkt man über den einſtigen Todtenlagern noch dreieckige kleine Einſchnitte in der Wand, offenbar für Lampenbehälter. Der Todtengemächer liegen oft viele nebeneinander. Viele dieſer Gräber ſind nicht bewohnt, andere Höhlen findet man aber von den ſchmutzigen Familien der Einwohner von Um Keis beſetzt.

Unsere erste Neugier war befriedigt, und wir setzten uns nieder auf dem von Sarkophagen besäeten Platz, um in stiller Ruhe die Gegend gen Norden zu beschauen. Der Eindruck, welchen diese Gegend auf den Reisenden macht, kann nur mit dem Tod erlöschen; denn nirgends sieht man wohl die Zeugen der verschiedensten Lebenssphären in so charakteristischer Weise vergegenwärtigt. In weiter Ferne, uns gerade gegenüber im Norden, erhob der Dschebel esch-Scheich, der Hermon, hoch in den blauen Aether seine Spitze. Diesen Berg, den Repräsentanten erhabener Hoheit in den alten hebräischen Dichtungen, hatte der Schnee mit einem weißen Königsmantel umgeben, der mit funkelnden Diamanten rings besetzt zu sein schien. Vor diesem herrlich umkleideten König der Berge zogen sich in bunter Reihe die niederen Vorberge herab, bis das Auge unten auf der Fläche des See's von Genezareth ruht. Ein lieblicher Spiegel liegt vor uns, von dem aus zu beiden Seiten in sanfter Wölbung sich die Ufer an den Bergen hinaufziehen, mit einfachen, grünen Matten bedeckt. Der Eindruck gewaltiger Hoheit, den der Hermon uns gewährte, vereint sich hier mit lieblicher Anmuth. An den Ufern dieses See's zog der Welterlöser jene Perlenreihen leuchtender Gedanken, die, den himmlischen Gestirnen gleich, die Nacht des menschlichen Lebens verklären. Hier ward Jehovah, der strafende Herr, als ein liebender Vater der Menschheit verkündet.

So still und sanft ist der Charakter dieser Gegend; dagegen liegt dicht unter uns ein jäher Abgrund, durch den der Bergstrom el Mandhur, der römische Hieromax, dahinstürzt, und rings um uns rufen die Steinsärge und die Ruinen mit

den Theatern die Erinnerung an das gebildete und gewaltige Heidengeschlecht hervor. Der Heide, der Jude und der Christ kann das Bild seines Lebens hier wiederfinden.

Wir hatten eine etwas unruhige Nacht; denn der Wind hatte sich erhoben, und sein Geheul nahm durch die Klüfte und Höhlen der Berge einen eigenthümlichen, schaurigen Ton an. Das Zelt brach über mir zusammen, so daß ich frei auf unserem Lagerplatze lag. Ganz in der Nähe standen in großer Unordnung die alten Steinsärge, aus welchen in dem bleichen Schein der durch die Wolken gebrochenen Mondesstrahlen eine grauenerregende Todtenscene leicht der Phantasie erstehen konnte. Endlich war das Zelt wieder befestigt und einige Stunden Schlafes stärkten noch die matten Glieder.

Von der Stadt, welche jetzt in tiefen Trümmern begraben ist, zeigt sich dem Fremdling besonders nur noch die nordwestliche Ecke als höchst bemerkenswerth. Wir gingen den Hauptweg, welchen wir gekommen waren, und der die Richtung von Osten nach Westen verfolgt, entlang. Wenngleich durch die dunklen, viereckigen Quadern, welche die römische Hand kunstgerecht zusammen gefügt, das Gras hindurch wucherte, so war doch die große Kunst, die diese Straße angelegt, dem Auge klar. Noch bemerkt man in diesem Pflaster die Spur der Räder. Stücke von Säulen, sowie die Ruinen mehrerer Gebäude, besonders die des kleineren Theaters oder Odeums, versetzten ganz den Geist in die Zeit des weltbeherrschenden Römers. Kein geringer Kontrast bot sich daher, als ein Beduine mit wildem Antlitz, in seinen Mantel gehüllt und mit langem Speer

verſehen, uns auf ſchönem Roſſe auf dieſer Querſtraße entgegen kam. Er erwiderte unſeren Gruß und gab mir auf meine Frage, woher er käme, die Antwort, er käme von Tiberias, wo er Reis für den Muſallim, d. i. Gouverneur, gekauft hätte. Da wir mit dem Gouverneur für unſere weitere Reiſe verhandeln mußten, und wir noch nicht wußten, wo er gerade ſich aufhielte, führte ich ein längeres Geſpräch mit dem Beduinen; doch wußte er ſelbſt nicht, wo der Gouverneur ſich gerade jetzt aufhielte, da er im Kreiſe herumzöge, die Steuern einzutreiben.

Als wir uns hierauf von dieſer Hauptſtraße gen Süden, an der langen Reihe von Ruinen entlang wandten, lenkten die Trümmer eines großartigen Gebäudes unſere Augen auf ſich. Eine lange Reihe von Bogen zeigt die Grundfeſten eines weiten Gebäudes, doch die Trümmer laſſen nur ſchwer auf die urſprüngliche Geſtalt und den Zweck deſſelben ſchließen. Die Piedeſtale von Säulen laſſen hier die Trümmer eines Tempels vermuthen. Das Gebäude hatte noch an hundert Schritt in der Tiefe und etwa ſiebenzig in der Breite. Noch einige Zeit mußten wir über Trümmer klettern, bis wir zu dem Theater gelangten, deſſen Halbbogen gen N.-W. zu geöffnet iſt. Die Vorderſeite, die den Halbkreis einſt ſchloß, liegt jetzt darnieder, aber in ſchöner Ordnung ſtehen noch wohl erhalten die ſchwarzen Steinbänke, mehrere zwanzig an der Zahl. Auf der oberſten Bank ſetzten wir uns nieder, und lange ſchweifte unſer Blick über die Ruinen hinweg zum lieblichen Gewäſſer des See's von Genezareth, von dem man einen Theil von hier aus ſehen kann. In der Hinterwand des Theaters ſind noch die

Eingänge, und nachdem wir durch einen von ihnen über die Steine geklettert, befanden wir uns in den gewölbten Gängen, von denen aus man auf die Bänke und Sitze hinausgelangt. Hier war Alles in der beſten Ordnung erhalten. Dies trug nicht wenig dazu bei, uns das Lebensbild der Römer in ihren Theatern zu vergegenwärtigen, während, wenn wir hinüberſchauten, uns aus dem See von Genezareth ein ſanfter Geiſtesfriede entgegenzuwehen ſchien. Wir kehrten gegen Mittag quer über die Trümmer der Stadt nach unſerem Lagerplatz zurück.

Hier hatte ſich unſeres dicken, ſtarken Berbers, der den Dienſt des Kochs bei uns verſah, eine nicht geringe Angſt bemächtigt; denn es waren, wie er ſagte, die Beduinen auf ihren Pferden bis dicht an unſere Zelte gekommen, und da ſie einen kleinen Kaſten bemerkten, in dem das Tiſchgeräth aufbewahrt war, hatten ſie behauptet, daß derſelbe voller Geld ſtecke. Nun ſtand bei ihm feſt, wir würden am folgenden Tage beraubt werden. Auch die Maulthiertreiber, dicke, ſtarke Kerle, waren in der größten Angſt, und wir konnten uns lange nicht des Lachens enthalten, daß in ſo kräftigen Körpern ſo wenig Muth ſtecke. Mit der größten Ruhe baten wir den Scheich von Um Keis, der am Abend auf einer prächtigen Fuchsſtute heimkehrte, uns einen Führer zum Gouverneur zu geben, der, wie es hieß, in einem nahe liegenden Flecken ſei, die Steuern einzutreiben. Am folgenden Morgen wurden die Zelte abgebrochen, und von einem einfachen Führer zu Fuß geleitet, zog die Karawane gen Oſten.

Man hatte uns geſagt, daß ſich der Gouverneur des Diſtrikts Dſchebel Adſchlun, welchen wir jetzt durchreiſen wollten, in einem Orte, den man Malke nannte, befände, und dahin wollten wir zunächſt unſere Schritte richten. Der Weg führte uns durch ſteiniges Hügelland, welches meiſt mit dem dunklen Grün der Zwergeichen bedeckt war. Bisweilen ſahen wir auch Stücke bebauten Landes da, wo zwiſchen den Bergen eine größere Fläche gebildet war. Auf einem der Felder trafen wir mehrere Frauen beſchäftigt, welche uns anzeigten, daß der Gouverneur nicht in Malke, ſondern in einem andern Ort gen S.W., welchen man uns als Wuſtijjeh bezeichnete, ſich befinden möchte. Wir wandten uns jetzt dieſer Richtung zu, doch war der Weg dahin kein angenehmer, wie man überhaupt bemerken mußte, daß, wiewohl das Land öſtlich vom Jordan leidlich angebaut war, es dennoch der Straßen und guter Wege gar wenige gab. Die ſteilen Hügel ging es hinab und dann wieder die Hügel hinauf, wo oft der Weg ſo zwiſchen Felſen hindurchdrängte, daß zwar der Fußgänger dazwiſchen hinaufklettern konnte, die beladenen Maulthiere aber öfter von ihrer Laſt befreit werden mußten, um dieſe ſchwierigen Stellen zu paſſiren.

Die Maulthiertreiber murrten gegen den Führer über den entſetzlichen Weg, der dagegen behauptete, daß es keinen anderen Weg gäbe; dadurch entſtand Streit, den wir oft nur mit vieler Mühe durch Stoßen und Auseinanderdrängen unterdrücken konnten.

Gegen Mittag kamen wir endlich in ein Dorf, welches einen leidlichen Anschein hatte. Hier vermutheten wir den Gouverneur, doch auch hier war unsere Hoffnung getäuscht. Viele Männer mit ihrem buntgestreiften, kurzen syrischen Mantel und bunten Kopftüchern kamen aus den Häusern und machten keinen geringen Lärmen, als sie uns sahen. Auf unsere Frage, wo der Gouverneur sei, wies man uns gen Süden, ohne jedoch die Richtung und das Dorf uns genauer zu bestimmen. Wir waren hier Zeugen von dem revolutionären Charakter der Leute. Unser Führer nämlich, welcher gehofft hatte, den Gouverneur dicht bei Gadara zu finden, hatte sich 10 Piaster, 20 Sgr., ausbedungen, uns dahin zu führen. Da sich nun der Weg in die Länge zog, war er damit nicht zufrieden, und um höhere Preise von uns zu erzwingen, wiegelte er die Leute des Dorfes gegen uns auf. Eine große Anzahl dieser finsteren, aber schönen Gesichter umringten uns, manche faßten in die Zügel unserer Pferde, und erst als wir die Hähne unserer Flinten spannten und den Eingriff in unsere Rechte hart zu rächen drohten, ließ man dieselben los. Dennoch waren wir von einer großen Masse Volks umringt, die laut verlangten, wir sollten unserem Führer den wohlverdienten Lohn geben und dann mit ihnen verhandeln, uns weiter zu führen. Der Gouverneur mußte ganz in unserer Nähe sein, und es war also von diesen Leuten nur darauf abgesehn, in unserer Verlegenheit Geld von uns zu erpressen.

Wir wählten einen Mittelweg, dem Führer gaben wir zwar die 10 Piaster, da bei seinem böswilligen Charakter er wahrscheinlich uns ganz in die Irre würde ge-

führt haben. Wir ſuchten indeß ſeinen Namen zu erforſchen und wollten beim Gouverneur uns über ihn beſchweren. Man ſagte uns viel verſchiedene Namen, abſichtlich uns zu verwirren, doch war unſer Führer deutlich genug gezeichnet durch eine Schmarre, die ihm quer über die linke Backe ging. Vom Führer verlaſſen, wandten wir uns gen Süden. Das Land war hier ganz gut bebaut, und trotz der entſetzlichſten Angſt der Diener und Maulthiertreiber, die jeden Augenblick einen Ueberfall fürchteten, erfreuten wir uns doch unſeres Rittes. Die Landſchaft war grade nicht unangenehm, indem die mit friſchem, grünem Teppich bedeckten Berge in angenehmen Wölbungen ſich auf- und niederſenkten, und wo immer eine größere Fläche ſich darbot, auch Kornfelder wogten. Wir mußten die eine Seite der Berge hinabreiten und glaubten hier das W. el Tajjibeh, welches man uns früher öfter genannt hatte, zu erkennen. Als wir an der anderen Seite wieder empor geritten waren, zeigte ſich unſerem Auge eine größere Fläche, auf der wir mehrere Dörfchen bemerkten. Gänzlich des Weges unkundig, befahl ich Einigen unſeres Zuges, an das eine derſelben hinanzureiten und nach dem Weg zu fragen, doch die großen ſtarken Männer wollten das nicht wagen, indem ſie ſchrieen, ſie werden uns tödten.

Meiſt ſuchte ich ſelbſt mich dort nach dem Weg zu erkundigen, ohne jedoch den richtigen Weg erforſchen zu können; keiner von den Leuten, die wir antrafen, wollte ſich bewegen laſſen, uns zu führen, keiner wollte Auskunft geben; wir waren ein Gegenſtand der Furcht und des Verdachts. Dazu kam, daß uns das Waſſer ausgegan-

gen war. In unſerer peinlichen Verlegenheit kamen vier Bewaffnete auf uns zu geritten. Die Kapuze ihres dunklen Burnus war über den Kopf gezogen, daß ſie gleichſam wie ein Helm den Kopf ſchützte, jeder hatte einen krummen Säbel am Sattel hängen, einige hatten Flinten, andere lange Speere. Als ſie noch in der Ferne waren, glaubten wir wirklich, Feinde vermuthen zu müſſen, und machten uns zur Abwehr bereit. Doch erkannten wir ſie bald als Leute von der unregelmäßigen leichten Reiterei des Gouverneurs und bewogen bald zwei von ihnen, uns für 15 Piaſter zum Gouverneur zu führen, der ſich nicht, wie wir vermutheten, wie gewöhnlich in Tibni ſondern in einem Orte, den man uns Dſchumha nannte, befinden ſollte.

Dieſe Reiter waren wirklich unſere Helfer in der Noth; denn ſchwer würde es uns geweſen ſein, den kleinen Flecken, in dem ſich gerade jetzt der Gouverneur auf ſeiner Steuer-Rundreiſe befand, durch uns ſelbſt aufzufinden. Es breitete ſich vor uns eine weitere Bergebene aus, auf der wir beſonders ein größeres Dorf bemerkten, welches noch deutliche Spuren alterthümlichen Gemäuers an ſich trug; man ſagte uns, dies ſei Jabes, in welchem man das alte Gilead erkennen will. Da wir ſehr vom Durſt gequält waren, führte man uns hierher; wir fanden hier einen tiefen, wohlgemauerten Brunnen, in den wir an langen Stricken den Ledereimer hinabließen und uns dann am friſchen, ſchönen Waſſer labten. Nachdem wir weiter mehr der ſüdöſtlichen Richtung zu zogen lenkten wir, als wir einige kleinere Höhenzüge überſchritten hatten, einem Dörflein zu, welches man uns Dſchumha

nannte, in dem, wie man uns ſagte, der Gouverneur ſich jetzt aufhielt.

Es regnete, als wir ankamen. Einige kleinere, ungeordnet ſtehende Häuſer waren um ein größeres Gebäude herum zerſtreut, das mit ſeinem Vorhofe durch eine Mauer eingezäunt war. Ein lautes Wiehern und Stampfen der Hengſte, welche hier feſtgebunden waren, verkündete uns ſogleich, daß hier der Gouverneur mit ſeiner Reiterſchaar weilen müſſe, und alsbald blickten auch die rauhen Geſichter der Krieger über die Mauer, indem ſich in ihren dunkelfunkelnden Augen Neugierde und Erſtaunen malte. Es war unter uns ausgemacht, daß ich, da ich der arabiſchen Sprache mächtig war, mit dem Diener zuſammen zum Gouverneur gehen ſollte. Ich ſtieg daher ab, während der andere Theil unſerer Geſellſchaft draußen blieb. Durch den mit Roſſen und Reitern angefüllten Vorhof führte man mich in das Gebäude, welches eigentlich nur ein überbauter Schuppen genannt werden konnte; hier war auf der bloßen Erde ein kleiner Teppich ausgebreitet. In brauner Effendi-Tracht, das ganz nach egyptiſcher Weiſe gemacht war, ſaß hier der Gouverneur. Er bot mir einen Platz an, und es ſetzte mich nicht wenig in Erſtaunen, als er mir, da ich ihn in dem egyptiſch-arabiſchen Dialekt anredete, in demſelben Dialekt ſehr fein antwortete. Als ich ihm darüber meine Bewunderung zu erkennen gab, ſagte er mir, daß er eigentlich ein Egypter ſei und mit Ibrahim Paſcha nur nach Syrien gekommen wäre. Er mußte ein ſehr gewandter Mann ſein, daß er ſo mit doppeltem Winde zu ſegeln gewußt, und eine vortreffliche Kamäleonnatur, da

er ſo bei ſeinen früheren Feinden die Stufe der Ehren herangeklettert war. Das bewies ſowohl ſein ganzes Benehmen, als auch ſeine Geſtalt. Er war eher ein kleiner, aber hübſcher Mann, ſeine Augen waren ein Abbild der Schlauheit, und öfter beneidete ich ihn wegen des ſchlauen Blicks, den er mir während der Unterhaltung zuwarf und der mich beinahe bisweilen außer Faſſung brachte.

Es war gerade um Mittag, die Tafel aufgetragen. Auf dem Boden lag eine längere Strohmatte und darauf ſtanden Schüſſeln verſchiedenen Inhalts. Eierkuchen, ähnlich wie bei uns zubereitet, Reis, mit Fett und Zucker zubereitet, dann auch Hammelfleiſch, einige Süßigkeiten, Alles ſtand à l'anglaise mit einem Male auf der Tafel, und dazwiſchen lagen runde, flache Brode wie runde Lappen dünn. Ich wurde natürlich nach orientaliſcher Gaſtfreundſchaft zur Tafel geladen, hockte nieder neben dem Gouverneur mit untergeſchlagenen Beinen, und herum lagerten die Kriegsknechte in weite, dunkle Mäntel gehüllt. Einige in Stiefeln, Gott weiß woher ſie dieſelben bekommen, Andere in Schuhen. Die ganze Scene hatte etwas Maleriſches, und ich mußte bisweilen an die in der Schrift oft erwähnten Hauptleute mit ihren Kriegsknechten denken. Beim Diner war die alte Erſcheinung, die Kriegsleute riſſen ein Stück von jenem Brode ab und wiſchten damit ſich eine Portion Reis oder ſonſtige breiartige Speiſe heraus. Da die Hände der Kriegsleute bei ihrem rauhen Handwerk nicht gerade zart zu nennen waren, ſo war das Diner nicht ſehr einladend. Dennoch beleidigte ich nicht die Gaſtfreundſchaft des hohen Herrn,

ſondern nahm einige Stückchen Brod und riß mir dazu einige Stückchen Eierkuchen ab, wobei ich am wenigſten mit meinen Reinlichkeitsgrundſätzen in Colliſion kam, und benutzte die erſte Gelegenheit, mich zu meinen Gefährten zu entfernen, nachdem der Gouverneur mir verſprochen, uns in unſeren Zelten zu beſuchen.

So kurz aber auch mein Aufenthalt dort in dem Hauſe war, ſo reichte doch die Zeit hin, daß ich von dem Ganzen den Eindruck einer legitimen Räuberhöhle mitnahm. Die türkiſchen Verwaltungsprinzipien ſind einfach, aber ſchrecklich; denn der türkiſche Staat gleicht einem reichen Manne, der zu träge ſcheint, mit ſeinem Capitale zu arbeiten, und ſtatt deſſen in gemächlicher Ruhe von ſeinem Capitale nimmt. Das Capital iſt ſomit die lange Reihe von Jahren hindurch ſehr geſchwunden; aber dennoch will der reiche Mann noch nach alter Weiſe leben. Kurz, das Gouvernement braucht Geld, viel Geld, doch ſind die Provinzen ſehr verarmt. Die Verwaltung der Provinzen iſt daher eigentlich nur eine Verpachtung. Von dem und dem Diſtrict, ſagt das Gouvernement, muß ich ſo und ſo viel haben; finden ſich nun Leute, die dieſen hohen Preis bezahlen wollen, werden ſie zum Gouverneur oder gar Paſcha gemacht, und ihnen bleibt es überlaſſen zu ſehen, wie ſie zu ihrer Rechnung kommen. Stock und Prügel ſind die Handwerkszeuge der Gouverneure, und ſie prügeln und pfänden ſich ihre Abgaben zuſammen. Dazu zieht der Gouverneur im Kreiſe herum mit ſeinen Reitern, einer legitimen Räuberbande vergleichbar, die durch Erpreſſungen und Schläge die Einkünfte eintreiben. Wie groß die Willkührlichkeiten dabei ſind, mag Jeder ſich

abnehmen, und zu bemerken iſt, daß Beſchwerden nur nominell aber nicht wirklich bei dieſem Syſtem exiſtiren können. Das Geſchrei der Unglücklichen iſt längſt verhallt, ehe es das Ohr des Mächtigen erreicht. Bei dieſem Finanzſyſtem iſt der Gouverneur, welcher das Geld zur rechten Zeit giebt, der beſte Beamte, wie er es aber ſchafft, iſt ganz ſeine Sache.

Der Gouverneur, deſſen Bekanntſchaft ich hier zunächſt machte, war fromm, er heulte vor Allen ſeine Gebete ab, während zu gleicher Zeit unter ſeinen Augen den armen Landvolk das letzte Stück Vieh abgepfändet wurde. Ich erholte mich von den Eindrücken der dumpfen Halle bald in der friſchen Luft, während wir die Zelte auf einer ſanft anſteigenden Anhöhe vor dem Dorfe aufſchlugen.

Kaum war das Mittagbrod in unſeren Zelten eingenommen, als auch ſchon der Gouverneur von Adſchlun uns beſuchte. Sein Benehmen war im Ganzen das eines gebildeten Effendi, doch ſchaute bei jedem ſeiner Worte der Eigennutz nicht wenig durch. Ein Reiſender, welcher vor uns dieſe Gegenden beſucht, hatte ihm eine alte Flinte geſchenkt, und er konnte nun nicht genug den Werth dieſer Flinte rühmen, um uns zu einem ähnlichen Geſchenk zu veranlaſſen. Dabei ſprach er viel von ſeiner Gewalt, der Scheich von Suf, in deſſen Diſtrict Dſchiraſch liegt, ſei wie ein Hund wenn er befehle. Wir hoben dagegen unſere Beziehung zu dem engliſchen Conſul von Damaskus hervor, welcher ſeine Stellung als Vertreter des mächtigen Englands durch ſeine Sprach- und orientaliſche Weltkenntniß zu einer großen Macht ausgebildet

hatte, ſo daß er eine unumſchränkte Gewalt auf den Paſcha von Damascus ausübte. Die Unterhaltung bewies alsbald, wie gewaltig der Name des Conſuls auf den Gouverneur wirkte; denn derſelbe hielt ſich nun mehr an den Edelmuth der Fremden.

Endlich kamen wir auf folgende Bedingungen überein. Dem hohen Herrn ſchenkten wir ein Paar engliſche Piſtolen; für vier Reiter, welche uns bis Dſchiraſch und von da zum Jordan geleiten ſollten, ſetzten wir fünfhundert Piaſter (fünfunddreißig Thaler) feſt, und für den Scheich von Suf bewilligten wir ein Geſchenk von zweihundert Piaſtern (vierzehn Thalern). Nun wurde der Gouverneur liebenswürdig und angenehm, und da der Diener mich gewöhnlich als Doktor anredete, vermuthete man alsbald in mir einen Arzt und der Herr ſprach im Geheim zu mir: „Du ſollſt mein Herzensfreund ſein, und ich ſchenke Dir meine beſte Stute, wenn Du mir hilfſt. Siehe ich habe dreimal geheirathet, doch noch keinen Sohn erhalten; kannſt Du nicht mir helfen, daß ich einen ſolchen bekomme?“ Hatte ich nun gleich auch auf meiner Reiſe in Egypten manchmal Mittel ausgetheilt, natürlich ohne die Erfolge meiner Kur abzuwarten, ſo hätte denn doch Hippokrates ſelbſt hier nicht helfen können. Ich erwiderte ihm, ich übe meine Praxis nur Gottes wegen, d. h. umſonſt, und Kinder ſeien ein Geſchenk Gottes. Doch gab ich ihm einige gleichgültige Mittel für ſeine allgemeine Geſundheit, verordnete Waſchungen, ein Mittel, das bei den Orientalen immer ſehr hoch geſchätzt wird, weil es mit den Glaubensſatzungen übereinſtimmt, und befahl ihm, in das Bad bei Tiberias zu reiſen. Der Gouver-

neur war höchſt glücklich, und ich galt alsbald für einen Wunderdoktor. Glücklich war es nur für mich, daß ich die Erfolge meiner Kur nicht abzuwarten brauchte, die gewiß nichts geſchadet, ſchwerlich aber auch etwas genützt haben wird.

Gegen Abend ſtiegen wir die ſanfte Anhöhe entlang, an deren Fuß unſere Zelte aufgeſchlagen waren. Hier weideten die Mutterſtuten mit ihren Füllen, und eine Freude war es, die Thiere dort umhergaloppiren zu ſehen, während die kleinen Füllen ihren Müttern ſchon im Laufe zuvorzukommen ſuchten. Es iſt nämlich hier auf dem öſtlichen Ufer des Jordan ein ſteter Verkehr mit den Beduinen, beſonders mit den rauhen Beni Sachr, und man kann hier die ſchönſten arabiſchen Roſſe oft für ein Geringes kaufen.

Auf der Spitze der Anhöhe, welcher aus einer kleinen Ebene beſtand, fanden wir eine bisher uns noch nicht bekannt gewordene Erſcheinung. Es ſtanden hier nämlich ganz rohe Steinhütten. Zwei große rohe Granitplatten bilden die Seitenflächen, eine eben ſolche die Rückſeite, und ebenfalls eine rohe ſtarke Granitfläche bildete das Dach. Man ſcheint hier in die älteſte Zeit der Kultur zurückverſetzt. Das Einfache mit dem Gewaltigen war hier vereint, und das Ganze hatte nur die Höhe, daß ein Menſch gebückt darin eingehen konnte. Die Eingebornen nannten dieſe rohen Steinhütten, welche jetzt offenbar den Hirten zum Aufenthalt dienten, Kubur Ejjub, Gräber des Hiob. Kann man auch gleich nicht daran denken, dieſe Steinhütten mit jenem Namen in wirkliche Verbindung zu

bringen, ſo hatte doch das Ganze den Charakter des einfachen, urſprünglichen Hirtenlebens.

Am folgenden Morgen (den 8. Mai) kam unſere militairiſche Bedeckung, vier Reiter auf ſehr edlen Roſſen. Der Hauptmann Ali hatte einen ganz ſchwarzen Burnus und ritt einen ausgezeichneten Schimmelhengſt, der in ſeine Zügel ſchäumte und ſeine Nüſtern wild aufriß. Mich freute das ſchöne Pferd, ich unterhielt mich alsbald mit dem Reiter über daſſelbe, er lobte es mit dem Ausdruck: Jimſik Gaſal, „er greift eine Gaſelle.“ Von den Reitern waren zwei mit leichten Flinten bewaffnet, und der dritte hatte einen gewaltig langen Speer. Alle waren ſehr leicht gekleidet, ſie hatten die orientaliſche Jacke an, doch waren die Beinkleider um ein Bedeutendes enger, als man dieſelben ſonſt ſah.

Der Weg, welchen unſere Begleiter uns führten, zog ſich gen Südoſten über Hügelreihen, die in friſchem Grün prangten und öfter auch Flächen bebauten Landes hatten. Wir waren anderthalb Stunden in dieſer Weiſe geritten, als unſere Führer uns in der Ferne den Ort Enabeh zeigten; doch führte man uns nicht dahin, ſondern unſere Begleiter zwangen einen armen hinkenden Hirten, den ſie auf dem Felde trafen, uns nach einem Dorfe Maſar zu führen. Einen ſchweren, ſchwarzen Stock, auf dem der arme hinkende Führer ſich ſtützte, nahm man ihm fort, um ihn damit zu prügeln. Ueberall trat uns die rohe Gewaltthätigkeit der türkiſchen Soldaten vor die Augen.

Um eilf Uhr erreichten wir das Dorf Maſar, welches auf einer Anhöhe gebaut iſt, und ſehr feſt aus weißen

Steinen gefügt ſchien. Man ſah aus der Lage und der Bauart des Ganzen, daß die Landbebauer ſich hier durch ihre Häuſer gegen leichtere Ueberfälle der Beduinen zu ſchützen gedachten. Unſere Reiter wollten hier uns einen Führer erpreſſen, doch waren die Leute von rauhem Ausſehn und widerſetzlichem Charakter, und wie es mir ſchien, viel mehr den Beduinen, als den bewaffneten Reitern zugethan. Wir vermittelten endlich und bewogen durch ein Trinkgeld einen ſtarken Mann, uns wenigſtens bis an einen Punkt in die Berge, wie ſie ſagten, bis zur Höhle, zu führen.

Der Weg zog ſich jetzt durch dichter mit Bäumen bewachſene Hügel, und wir wurden immer mehr an eine Waldgegend unſerer Heimath erinnert. Bald verließ uns unſer Führer, und wir gingen nun der einmal gegebenen Richtung nach. Der friſche, üppige Grasteppich zu unſeren Füßen bewies immer mehr die Fruchtbarkeit dieſes Landſtrichs; wiewohl auf der anderen Seite die dichter bewachſenen Berge einen ganz anderen Eindruck auf uns zurückließen. Die Natur erſcheint hier wilder und ſtrenger, viel mehr für Hirten, als für Landbewohner geeignet. Dieſe Berge waren die natürliche Schutzwehr gegen alle Feinde von Südoſten her. Es heißt von Gad, deſſen Stamm ſüdlich von hier wohnte: Schaaren drängen auf ihn ein, er aber dränget ſie auf der Ferſe.

Bei unſerem weiteren Vorſchreiten beobachtete der Hauptmann unſerer Bedeckung größere Sorgfalt, er ritt mit einem der Soldaten öfter voran, um ſich umzuſehen, und ließ den Zug enger aneinander halten; denn es hieß ja,

und er wiederholte es immer mit Sorge, daß die Beduinen zur Heuernte in dieſe Gegenden gekommen ſeien. Das ſeien wilde Leute, aber mit ihrem Blute würden ſie uns vertheidigen. Wir lachten innerlich recht herzlich dazu; denn ſchon durch die rohe Grauſamkeit, die ſie gegen die Schwachen und Unbewaffneten ausübten, wie aus anderen Charakterzügen, die wir bemerkten, war unſer Vertrauen zum Heldenmuth und der Treue unſerer bewaffneten Gefährten ſehr gefallen; überhaupt kam es uns ſo vor, als ob man nur große Gefahren vormale, und wir waren nach unſeren früheren Erfahrungen nicht geſonnen, uns darüber ſehr zu beunruhigen. Ueberhaupt aber würde es uns viel lieber geweſen ſein, mit dem natürlichen Geſchlecht der Beduinen, als mit unſerer von aller Menſchlichkeit entarteten arabiſchen Wache zu verkehren.

So kam denn der gefürchtete Moment, der uns aber in einer höchſt lieblichen Scene vor Augen trat.

In einer fruchtbaren Senkung zwiſchen zwei Bergen enthüllte ſich vor uns das wahre Nomadenleben in ſeiner lieblichſten Geſtalt. Eine Reihe von ſchwarzen Zelten war aufgeſchlagen, und die Frauen und Mädchen, die ſich ein wenig bei unſerer Ankunft verhüllten, weideten die Schafe und Ziegen auf der grünen lieblichen Grasflur. Sie warfen neugierige, aber ſehr gutmüthige Blicke aus ihren ſchönen ſchwarzen Augen auf uns. Nicht fern von den Zelten weideten einige prächtige Stuten, freilich geſattelt, um bei einem Ueberfall gleich gebraucht zu werden. In einiger Entfernung ſtand ein ſchöneres Zelt von weißem Linnen, wahrſcheinlich die Behauſung des Scheich. Die jüngeren Beduinenburſchen ſaßen auf den Krupen

der Kameele, welche das Laub von den hohen Bäumen herunterfraßen. Es war mit einem Male ein vollständiges Nomadenleben in den lieblichsten Scenen uns vor die Augen gemalt, ein Leben, wie es in seinen natürlichen Formen in die alte Zeit der Nomaden versetzte. Ganz unwillkürlich riefen wir alle sogleich: „Nun weiß ich, wie Abraham lebte.“ Die Zelte standen gruppenweise zwischen den Bäumen auf der Ebene zerstreut. Nur bisweilen schien das liebliche Hirtenleben etwas unruhiger zu werden, einige Männer eilten aus den Zelten, sprangen in ihre Sättel und rissen die langen Speere aus der Erde. Doch senkten sie bald wieder die Speere, als sie bemerkten, daß wir friedlich unsere Straße zogen. Wie es schien, hatte der Anblick der Soldaten sie in den Harnisch gebracht, indem sie meinten, es gelte einen Ueberfall; doch waren sie vollständig beruhigt, sobald sie unsere friedliche Absicht erkannten. Die Beduinenburschen beantworteten sogar unseren Gruß recht freundlich, zum Zeichen, daß sie kein Arg gegen uns hatten.

Die Berge wurden dichter bewaldet, aber auch wasserreicher, besonders als wir nach einer starken Tagereise dem Dorf Suf nahten. Das Dorf liegt in einem wasserreichen Thale, und der Scheich befahl uns dicht beim Dorfe, auf einer kleineren Anhöhe, die sich an die Berge lehnte, unsere Zelte aufzuschlagen.

Wir hatten nach dem längeren Ritt recht gut geschlafen, wiewohl unsere Diener und Maulthiertreiber von großer Angst um ihr theures Leben erschüttert schienen, und ließen am andern Morgen früh die Pferde zäumen, um unseren ersten Ausflug nach Gerasa zu machen.

Bevor wir indeſſen aufbrachen, erſchien der Scheich von Suf, ſich die zweihundert Piaſter auszubitten, für ſeine gnädige Erlaubniß, daß wir die Ruinen beſuchen könnten.

Er beklagte ſich bitter über die geringe Summe, die der Gouverneur ihm beſtimmt, gab uns indeſſen einen Führer mit.

Geraſa.

Von Suf nach Dſchiraſch führt ein Gebirgsweg über die Berge, ein weiterer Weg zieht ſich um den Fuß des Gebirges von Suf aus herum. Der kürzere Weg, den wir einſchlugen, war etwas ſteil und zog ſich über eine Stunde zwiſchen Felsſtücken, die mit Gras umſäumt waren, entlang. Wir waren ganz im Leben der Natur, und keine Spur der bildenden Hand war irgend wie ſichtbar. Doch nun erreichten wir den Kamm des Gebirges, und ein weites, grünendes Thal lag vor uns, in dem eine gewaltige Maſſe von Säulen und weiten Ruinen, wie aus einem Schleier der Vergangenheit, ſich vor uns enthüllte. Der erſte Anblick preßte uns den Ausruf der Verwunderung aus, unwillkürlich hielten wir die Pferde an; denn die ſo wohl geordneten Säulenmaſſen malten mit prächtigen Farben das Bild früherer Heldengeſchlechter dem Geiſte aus. Schon vom Gebirgskamm ſieht man die weite mit Säulen umgebene Ellipſe, die einſt das Stadium bildete, um dort an den Säulenzaun entlang, die ſchäumenden Roſſe mit kunſtgeübter Hand von zweirädrigen Wagen aus zu lenken. Von dort aus zog ſich ein weiterer Säulengang in gerader Linie

wohl um den ſtolzen Römer in dieſer Pracht einherwandeln zu laſſen.

Aus den Gedanken an das Leben der Römer riß uns ein zu unſrer Linken ſtehender Sarkophag, der uns noch die Züge einer verwitterten griechiſchen Inſchrift ſehen ließ. Die Felſen hier rings herum boten den Aufenthalt den Todten, deren Leben im lieblichen, fruchtbaren Thal dahin gefloſſen war. Wir ritten den Berg hernieder und je mehr wir uns dem Thale nahten, deſto reichlicher trat die Maſſe der Ruinen uns entgegen. Geraſa, von den Einwohnern Dſchiraſch genannt, iſt noch eine von den am meiſten erhaltenen Ruinen, und der ganze Plan der großartigen Säulenſtadt liegt noch vollkommen erhalten vor uns. Möge daher der gütige Leſer uns auf dem kleinen Ritt begleiten, den wir durch die Ruinen unternehmen, um an unſerer Erinnerung an die Pracht des Alterthums Theil zu nehmen.

Die anmuthige Säulenſtadt bildete in dem vor uns liegenden üppig grünenden Thal ein längliches Viereck, der Form des Thales wohl entſprechend. Dieſes längliche Viereck wird von einem fließenden, kleinen Bach der Länge nach durchſchnitten. Der Lauf des Baches trat vor unſeren Augen unter den Ruinen deutlich hervor; denn er war von beiden Seiten durch eine Guirlande des blühenden Oleander bekränzt. Das dunkle Grün dieſer Gebüſche mit den anmuthigen rothen Blumen bildet in ſeiner Friſche einen lieblichen Gegenſatz zu dem Säulengange des Alterthums, welcher an dem Bach ſich die ganze Länge der Stadt entlang zieht, bis er in das mit Säulen umgebene Stadium mündet.

Den Weg, der von den Bergen herabführt, entlang reitend, durchſchnitten wir den Bach, der dort ein kleines liebliches Baſſin, von höheren Gebüſchen umgeben, bildete, und gingen dann auf dem öſtlichen Ufer deſſelben entlang. Der vornehmere Theil der Stadt war offenbar auf dem weſtlichen Ufer concentrirt, doch traten auf dem öſtlichen beſonders noch zwei größere Trümmerhaufen uns entgegen. Der eine von ihnen in der Nähe einer Brücke, welche auf fünf Bogen über den Bach leitete, ſchien ein öffentliches Bad zu ſein. In der Mitte war dieſe Brücke zuſammengeſtürzt, doch waren noch ganz deutlich die Anfangsbogen von beiden Seiten wohl erhalten. Bei der Lage und dem Umfang des großen Gebäudes ſchien es uns, als ob es wohl einſt als Bad gedient haben möchte.

Wir ritten nun den ſüdöſtlichen Kreis entlang und überſchritten den Bach am Ende der Stadt, wiewohl ſich unſere Pferde nur mit Mühe durch das dichte Oleandergebüſch hindurcharbeiteten. Am ſüdöſtlichen Theile der Stadt ſteht ein noch faſt ganz erhaltenes Thor, ſo daß man heute noch ruhig dort hindurchziehen kann. Das Hauptportal iſt durch zwei Säulen begrenzt, bei denen wir aber zu unſerem Staunen bemerkten, daß die Kapitäler unten waren, daß alſo die Säulen eigentlich umgekehrt ſtanden. Das Portal iſt ſchwer überbaut und bietet zu beiden Seiten neben dem Haupt-Eingange noch zwei kleine überwölbte Neben-Eingänge. Tritt man durch dieſes Thor, ſo ſehen wir zu unſerer Linken, alſo auf der weſtlichen Seite zwei Baſſins, von denen das eine größer iſt, als das andere, und welches durch drei terraſſenförmige, von Quadern gebildete Stufen begrenzt

iſt; das zweite Baſſin liegt etwas tiefer. Wir zweifelten nicht, daß wir hier die Naumachia vor uns hatten, und daß hier um dies Baſſin die Römer einſt ſaßen, um an dem Kampfe auf Kähnen ſich zu ergötzen. Das große Baſſin bildete eine gen Süden abgeſchnittene Ellipſe und war einige ſiebenzig Schritt in dem langen Durchmeſſer.

Hiernach treten wir durch ein zweites Thor, dem Vorthor genau entſprechend, und von hier aus zieht ſich eine große Trümmerkette gen Oſt und Weſt hin und beweiſt noch heute dem Wanderer die einſtige Stärke der Mauer, um des Ammianus Marcellinus Urtheil zu rechtfertigen, der (XIV. 8. 13.) dieſe Stadt neben Boſtra und Philadelphia als eine durch ungemeine Feſtigkeit der Mauern beſchützte, bezeichnet.

Sobald der Wanderer die Stadt von Süden aus betritt, feſſelt ihn ſogleich eine Reihe von Gebäuden, welche ſich gen Weſten an der Mauer entlangzieht. Hier liegen zunächſt die Ruinen eines Tempels. Da die Stadt gen Weſten ſich den Bergabhang hinaufzieht, ſo mußte der Grund durch Kunſt geebnet werden. Eine Plattform mit einer Art Damm als Vorbau gab die Grundlage zu dieſem Tempel, der einſt rings mit Säulen, je eilf an den Seiten, umgeben war, und ſein Thor, das ein edler Portikus mit zwei Reihen von acht Säulen einleitete, gen N.-O. öffnete. Das Thor war gerade gegen die in der Tiefe liegende, von Säulen umgebene große Ellipſe zu gerichtet. Der Tempel zeigt im Innern nur glatte Wände mit je neun Niſchen, den Säulen entſprechend, und davor Pilaſter. Wir maßen die Ruinen 55 Fuß tief und 20 Fuß breit.

Dicht dahinter liegt in der Südweſt-Ecke der Stadt ein faſt noch ganz erhaltenes Theater. Ein vollkommener Halbkreis iſt durch die Steinbänke von grobem Marmor gebildet. Steht man davor, ſo ſieht man dieſelben in zwei Abtheilungen ſich ſteil erheben, deren jede funfzehn Bänke zählt. Die Mitte iſt durch einen deutlichen Aufgang bezeichnet, und bei der erſten Hälfte ſind noch zwei Nebenwege im Stein, ſo daß dieſer untere Halbkreis in vier Theile getheilt iſt. Die höhere Abtheilung der Bänke iſt von der niederen durch einen ebenen Rundweg von vier Fuß Breite getrennt. Neben dem mittleren Aufgange war dieſer große Halbkreis durch je drei Aufgänge getheilt, ſo daß derſelbe in acht gleiche Theile zerfiel.

Stand man auf dieſem Rundwege, ſo zeigten ſich hier vier Eingänge, die aus dem dunklen Gange, welcher hinter der oberen Reihe der Bänke herumlief, hier mündeten. In dieſen dunklen Gang gingen die Zuſchauer von außen herein, und traten dann hinaus in den ebenen Rundweg; von hier konnten ſie auf oder niederſteigen je nach ihren Sitzen.

Während ſo der Gang unter der oberen Reihe der Bänke den Zuſchauern beſtimmt war, lief ein anderer Gang unter der unteren Reihe durch und mündete am Ende der Bänke zur Seite der Bühne.

Die Bühne iſt vorn geſchloſſen, und ſomit gewährt das Ganze den Eindruck des wohl Erhaltenen. Drei Eingänge leiteten auf die Bühne: ein mittlerer viereckiger Haupt-Eingang und zur Seite zwei kleinere Neben-Eingänge mit Bogen. Vier Niſchen neben und zwiſchen dieſen Eingängen verzieren dieſe Vorwand. Der Eindruck,

den das Ganze auf uns machte, war großartig und würdevoll. Das Gebäude vergegenwärtigt uns deutlich jene Weltbeherrſcher, die mit dem Eiſenarme ihrer Herrſchaft die Völker zermalmten, deren Geſchichte der Krieg war, die aber ihre gewaltige Kraft mit hoher Bildung zierten.

Mit dieſen Bildern treten wir heraus, da liegt unter uns in der Ebene des Thales eine große Ellipſe von gewaltigen Säulen rings umkränzt, und von da zieht, ſo weit das Auge reicht, ein hoher Säulengang an dem mit blühenden Büſchen begrenzten Bache entlang. Da wandelten die Römer, in die Toga gehüllt, unter den erhabenen Säulen; das Bewußtſein der Weltherrſchaft, Größe und Schönheit, Alles malt ſich deutlich vor uns in Geraſa.

Die Weſtſeite der Stadt liegt wie auf einem Plane vor uns. Säulengänge, die ſich unter rechten Winkeln durchſchnitten, theilten dieſelbe deutlich in drei Theile. Das erſte Drittheil verbarg durch den Tempel und das Theater die etwas ſchräg gen S.-W. weichende Mauer. Das zweite Drittheil lag auf einem Hügel und ward ganz beherrſcht durch eine große Tempel-Anlage, welche vom Hügel herab ſich zog bis zum Säulengange hinunter. Die letzte Abtheilung iſt voll von Häuſertrümmern, und hat ein zerfallenes kleineres Theater, wahrſcheinlich ein Odeum, in welchem Cyklen von lyriſchen Dichtungen vor getragen wurden. Unter vielen bemerkt man hier ein größeres Gebäude, das wohl mehr zur Bewachung der Mauer diente. Wir ſteigen jetzt nieder zu jener großen Ellipſe und wandeln von da aus den Säulengang von Süd nach Nord entlang.

Die große Ellipſe iſt von einem gigantiſchen Säulenkranz umgeben. Schon von ferne her feſſelt ſie das Auge. Die Säulen, deren wir noch 56 zählten, tragen auf ihren wohl gewundenen Kapitälern ein Geſims, und, ſind gleich manche aus dem Kreiſe dieſer Kunſtſteine gewichen, ſo macht doch das Ganze einen großartigen Eindruck. Die Säulen ſtehen ohne Piedeſtale auf dem Boden und ſind je aus drei Stücken zuſammengeſetzt.

Man kann zweifeln, ob der eingeſchloſſene Raum zu einem Markt oder zu einer Rennbahn diente; doch man glaubt noch an dem Schafte einer jetzt darniedergeſunkenen Säule, die zwanzig Fuß innerhalb der Hauptlinie des Bogens genau auf die Linie der großen Straße gerichtet iſt, das Ziel zu erkennen, wohin die kühnen Wagenlenker in raſchem Lauf die ſchäumenden Roſſe trieben, um ſie mit gewaltigem Arm aus der ſchnellſten Carriere hier wie eine Mauer feſt zu bannen. Jetzt iſt der Boden dieſer Rennbahn mit dickem Ginſtergeſträuch bewachſen; doch geht ein unbewachſener Weg quer hindurch, wir vermutheten hier die Erhöhung (spina), um welche die Wagen im raſchen Flug herumeilten. Bisweilen tummelt noch auf einem kleinen Raume in dieſer Ellipſe der rauhe Beduine ſein feuriges Roß.

Die große Säulenſtraße, welche hier mündet, bildet einen weiteren Zwiſchenraum zwiſchen den Säulen der Rennbahn, wie auch da, wo die Rennbahn dem ſüdlichen Thore naht, ein weiterer Zwiſchenraum den Ausgang anzeigt.

Wir wenden uns gen Norden und betreten eine mit großen Quadern gedeckte und von Säulen gebildete

römiſche Straße. Aus den Ritzen zwiſchen den Quadern keimen Halme hervor und umgeben jeden dieſer Steine des Alterthums mit einem kleinen grünen Kranze der Gegenwart.

Auf dieſer Straße, deren linke Säulenreihe weit vollſtändiger iſt, als die rechte, fortwandelnd, leiteten zu unſerer Linken zwei höhere Säulen zu einem größeren Gebäude, das aber jetzt ganz in Schutt liegt. Dicht dahinter ward die große von N. nach S. ziehende Säulenſtraße durch eine andere, von Weſt nach Oſt gehende Querſtraße durchſchnitten. Man bemerkte vier viereckige Blöcke an den vier Ecken. Viele Bruchſtücke von Säulen rings umher ließen vermuthen, daß dieſe Blöcke eine mit Säulen umgebene Statue mochten getragen haben. In den Blöcken waren kleinere Niſchen ſichtlich zur Aufnahme kleinerer Statuen beſtimmt. Die Querſtraße führt hinab zum Bach, der mit Mauerbogen überbrückt war. Auf einer abgebrochenen Säule fanden wir eine griechiſche Inſchrift, welche beſagte: „Von hier begann die Bedeckung des Grabens unter der Herrſchaft des Aurelius Sarapodoros (Serapodoros) auf dem Vierweg". Aus dem Namen Aurelius, welcher erſt nach jenem Kaiſer allgemeiner wurde, kann man ſchließen, daß dieſe großartige Pflaſterung in den Zeiten der Antonine geſchah *).

Geht man von dem Mittelpunkt dieſes Vierwegs

*) Buckingham (Reiſen durch Syrien und Paläſtina, Weimar 1827) legt hierher einen Aquädukt, der zur Naumachie führte, doch ſpricht er ſelbſt S. 336—37 von zwei Brücken.

die große Straße gen Norden, ſo wird immer mehr der Blick an den gewaltigen Bau des Haupttempels gefeſſelt, wiewohl wir zu unſerer Linken Ruinen von Gebäuden finden, welche einen heiteren Charakter zu haben ſcheinen.

Zur Linken bemerkt man noch Säulen eines früheren Portikus, dem gegenüber vier viereckige Piedeſtale Statuen getragen zu haben ſcheinen. Auch einen Halbcirkel bemerkt man daneben, der mit einem Portikus nach der Straße zu verſehen war. Reicher Schmuck zierte dieſe Vorhalle. Piedeſtale, die wohl einſt Statuen trugen, lagen hier umgeſtürzt. Noch bemerkt man am oberen Theil dieſes Cirkels Spuren von Farben. Dieſer Halbcirkel an der Straße war wohl nur der Vorläufer eines größeren Gebäudes, welches gen Weſt dahinter lag. In ſeiner Nähe fanden wir auf einem Sims eine vierzeilige griechiſche Inſchrift in Verſen.*)

*) Dieſe Inſchrift iſt von mir dem H. Geh.-Rath Böckh mitgetheilt worden. Der weltberühmte Gelehrte hat mit bekanntem Scharfſinn die fehlenden Buchſtaben ergänzt. Die Inſchrift thut kund, daß hier ein früher heidniſcher Tempel zum chriſtlichen Gottesdienſt geweiht ward. Sie enthält ein ſehr feines und elegantes Epigramm, etwa folgenden Inhalts:

„Staunen und Wunder ergreift die Vorbeigehenden, anſtatt des früheren Verfalls umgiebt mich jetzt die göttliche Anmuth.

Früher entſtand von dem hierher geworfenen Aas ein entſetzlicher Geruch, ſo daß ein Vorübergehender ſich an die Naſe faſſend vorbei eilte, den Geſtank vermeidend.

Jetzt aber faſſen die den göttlichen Fluß Ueberſchreitenden mit der rechten Hand an ihre Stirn, das heilige Zeichen des Kreuzes machend.

Dieſe Schönheit verlieh mir der weiſe und fromme Prieſter Aineias.“

Wahrſcheinlich fällt dieſe Inſchrift in's vierte Jahrhundert

Auf der Säulenſtraße bemerkten wir jetzt zu beiden Seiten Tempelbauten. Ein korinthiſcher Tempel mit einem halbcirkelförmigen Ende gen Oſten zu, bedeckte zu unſerer Rechten das Feld bis zum Bache hin.

Auf der weſtlichen Seite der Säulenſtraße ſieht man Trümmerberge über einander ſich erheben, und dahinter ſteht im majeſtätiſchen Glanz auf weiter Treppe eine Doppelreihe von je fünf großartigen, goldgelben Säulen, wohl funfzig Fuß hoch und etwa ſechs Fuß im Durchmeſſer. Das Gebäude bildet ein längliches Viereck, etwa hundertundfünfzig Fuß tief und ſiebenzig Fuß breit. Rings herum um das große Tempelhaus gingen Säulen, den noch ſtehenden Vorderreihen deutlich entſprechend. Stufen leiteten zu dem gewaltigen Prachttempel, der ſeine Propyläen bis zur Säulenſtraße mag erſtreckt haben. Die gewaltigen Säulen und Pfeiler ſind umgeſtürzt und nur noch die glänzende Reihe des Porticus iſt erhalten. Das Tempelhaus iſt eingeſtürzt, es zeigt an ſeinen noch ſtehenden Mauern nur einfache Wände mit Niſchen, die mit Seitenpfeilern und Wölbungen umgeben waren. Die Außenſeite der noch ſtehenden Mauern zeigt nur noch graue Trümmerwände.

Die gewaltige Tempelanlage hinauf durch Säulen- und Vorhallen wallten hier die gläubigen Anhänger des ſinkenden Heidenthums, und während einige Schritte davon die Kühnen zu Wagen einhertobten, ſo beugten die Weltherrſcher demüthig ihren ſtolzen Nacken unter ihren

---

nach Chr. und beweiſt den Spott, mit welchem die Anhänger der neuen Lehre, ſobald ſie mächtiger wurden, die Anhänger des ſinkenden Heidenthums verhöhnten.

Aberglauben. Eine Naturerſcheinung, den Zeus Helios, den Sonnen-Zeus, vergötterten ſie in angſtvoller Scheu, aber dem Gotte, dem Geiſte der Wahrheit, dem Geiſte der Liebe wandten ſie das Herz ab. Wie erſcheint hier doch der Römer erhaben und doch wieder geſunken.

In einem Reiche der Verwüſtung ſteht dieſes Denkmal hoch erhaben als das Sinnbild ordnender Kunſt. Aber geſchwunden iſt die Schaar der wallenden Pilger, und jene Naturvergötterung, welche einſt durch die ganze gebildete Welt erſtrahlte, iſt in Staub daniedergeſunken. Nur die Geſchichte bewahrt noch ihr Andenken. In jenen Paläſten und heiligen Hallen der Weltherrſcher hauſen jetzt nur noch giftige Schlangen und Vipern, ſo daß die Eingebornen mit Sorge und Angſt dieſe Stätte betreten.

Hinter dem Tempel gen Norden zog ſich eine neue Säulenquergaſſe von der Weſtſeite die Mauer herab und begrenzte ſo, die Hauptſäulenreihe rechtwinklig ſchneidend, das zweite Drittheil des weſtlichen Stadttheils. Auch dieſe Querſtraße zog ſich hinab zu dem Bache, in deſſen Nähe die Ruinen eines großen öffentlichen Bades lagen.

In dem nördlichſten Stadttheile iſt noch ein zweites Theater. Auch hier waren die Bänke in zwei Abtheilungen über einander, die untere derſelben zählte ſieben, die obere neun Steinbänke. Ueber dieſen Bänken bemerkt man kunſtvolle Niſchen in der Wand. Die Scene war hier offen und viele Trümmer von Säulen lagen in chaotiſcher Verwirrung vor demſelben umher. Es lag deutlich derſelbe Plan, welchen wir in dem nördlicheren bemerkt haben, auch dieſem Theater zu Grunde, wiewohl das ganze Gebäude kleiner iſt. Es ſcheint dieſes zweite Theater ein

Odeum zum Vortrag lyriſcher Dichtungscyklen geweſen zu ſein.

Ringsum umgeben uns in dieſem letzten Drittheil die Trümmer in großer Verwirrung, doch bemerkt man nahe dem eingefallenen Thore der großen Säulenreihe parallel die Trümmer eines größeren Gebäudes, das uns nach ſeiner Lage ein Wachthaus zu ſein ſchien.

Die Stadt Geraſa lag mitten im Grunde eines Thales; der Grund, durch welchen der Bach rieſelte, war eben, doch gen Weſt und Oſt zog ſich die Stadt an den Bergabhängen herauf. Der weſtliche Bergabhang, welchen wir ſo eben durchmeſſen, war ſanfter als der öſtliche. Ihn, ſcheint es, wählten daher die Römer zu ihren öffentlichen Prachtbauten, der öſtliche Abhang iſt dagegen bei weitem ſteiler. Zwar iſt zu vermuthen, daß auch hier Säulen die Straßen bezeichneten, doch finden ſich davon nur wenige Spuren; denn die Trümmerberge, welche von dem öſtlichen Abhang allmählich ſich herunterſenkten, haben faſt Alles in ihrer Wucht begraben. Auch hier liegen indeß im nördlichen Theil die Trümmer eines korinthiſchen Tempels, der von einer weiten Colonade umgeben war, doch iſt von demſelben gar wenig zu erkennen. Ein Quell rieſelt hier unter einem Felſen hervor, der Stadt Waſſer zu ſpenden. Einen Aquaduct nach der Naumachie hin kann man nur mit Mühe verfolgen.

An den Felſenabhängen im S.-O. und im Weſten liegen zertrümmerte Sarkophage. Hier waren auch in den Felſen die Gräber eingehauen.

Als wir gegen Abend die Säulenſtadt verließen und ſchon das Abenddunkel zwiſchen den Säulen ſich lagerte,

beſchlich uns eine unendliche Wehmuth. Die Ruinen von Geraſa breiten ſich in dem friſch und kräftig grünenden Thale aus. Auf den Bergeszügen ſind die grauen Felſen mit dunklen Grasmatten umkränzt und mit dem noch dunkleren Grün der Zwergeichen überſchattet. Lange weilt der Blick auf dieſem Kontraſt friſcher Jugend und lang geſchwundener Pracht.

Der Stamm Manaſſe's, des Sohnes Joſeph's, hatte hier bei der Beſetzung Paläſtina's durch die Juden nach weiſer Anordnung feſten Fuß gefaßt. Der Segen, welchen der ſterbende Jakob ſeinem Sohne Joſeph vermacht hatte (1. Moſe 49, 23—26) malt ſich in dieſen Gegenden charakteriſtiſch vor unſeren Augen. „Vom Gott deines Vaters, der dir half, vom Allmächtigen, der dich ſegnete, komme Segen des Himmels von oben, Segen der Tiefe, die unten liegt, Segen der Brüſte und des Mutterleibes. Der Segen deines Vaters überſteigt den Segen der alten Berge, die Luſt und Zierde der ewigen Hügel". Ein mächtiger Stamm war Manaſſe. „Es reizen ihn und ſchießen und es verfolgen ihn die Pfeilſchützen, aber es bleibt feſt ſein Bogengelenk, die Kraft ſeiner Hände". Manaſſe, der große Stamm ſollte mit den kleineren, Gad und Ruben, die Schutzwehr gegen alle Feinde, die von Oſt und Südoſt Iſrael nahten, bilden. Ein rauhes Gebirgsleben ließ in dieſer Gegend ein kräftiges Geſchlecht auf den bewaldeten Bergen erwachſen.

Die Macht der Juden war geſchwunden und ihre Blüthe ſchon verwelkt. Ueber die wunderbare Säulenſtadt berichtet uns die Geſchichte nur gar wenig. Die Stadt, heißt es, ſoll von den Veteranen Alexander's des Großen

gegründet und bevölkert ſein *), da Alexander der Große nach Jericho kam, mag er auch in die Peräa gedrungen ſein. So folgte denn dem mächtigen Stamme der Juden das Heldengeſchlecht der in dem Kriege ergrauten Kämpfer.

Als die Macht der Römer dieſe Gegend ſich unterwarf, bildeten ſie hier eine gewaltige Stadt zu einer Feſte in der ſogenannten Decapolis. Vielfach waren die Städte in den früheren jüdiſchen Staaten Zeugen blutiger Auftritte, ſo oft die fanatiſirten Juden vom Gedanken der Erſcheinung eines gewaltigen Meſſias ergriffen, aufſtanden, das ſchwere Joch abzuſchütteln. Doch ſcheint Geraſa noch am wenigſten von dem Blute der ſich haſſenden Parteien befleckt worden zu ſein.

Von Geraſa nach Tiberias.

Wir kehrten von den Ruinen Geraſas auf dem weiteren Weg durch das Thal, welches von Geraſa aus ſich um den Berg nach Suf herumzieht, zurück. Dies Thal läuft anmuthig zwiſchen den Bergrücken entlang und iſt ſo waſſerreich, daß von den Quellen in den Bergen meiſt natürliche Berieſelungen ſtattfinden, und der ſo reichlich genährte Boden ganze Reihen der vortrefflichſten Weizenfelder hervorbringt. Doch war hier das Korn noch nicht der Reife ſo nah wie in der Jordan-Ebene.

*) Vgl. Ritters Erdkunde 15ter Thl. 2te Abthl., (S. 1089 bis 1094.) der beſonders Berkel Not. zu Stephan. Byzant. Lugd. Bat. 1694 f. 269 und Etymolog. magnum Gerasenos anführt.

Suf iſt ein größeres Dorf, es liegt in dem fruchtbaren Gebirgsthale und zieht ſich zum Theil am Berge hinauf. Die Moſchee, welche hier iſt, macht durch ihre Lage wahrſcheinlich, daß ſie einſt dem chriſtlichen Gottesdienſt gedient habe. Auch iſt noch eine griechiſch-chriſtliche Familie hier, und eines von deren Mitgliedern wurde mir als meines Gleichen vorgeſtellt. Die religiöſen Begriffe dieſes Mannes waren ſehr verwirrt, ſo daß er eigentlich an die Stelle des Herrn Muhammed nur den Herrn Iſa ſetzte. Ueberhaupt findet man in Syrien, daß, wo die griechiſchen Chriſten nur ſpärlich unter die Muhammedaner zerſtreut ſind, die religiöſen Anſichten derſelben immer mehr verkümmern.

Es war mir intereſſant, die äußeren Verhältniſſe dieſer Bergbewohner kennen zu lernen. Die Einwohner von Suf theilten die Bewohner dieſer Gegend ſehr einfach in drei Klaſſen, Städtebewohner, Landbebauer und Beduinen. Die ganze Thätigkeit in dieſen Diſtricten concentrirt ſich um die größere Stadt als die Vermittlerin mit dem übrigen Leben. Die Landbebauer nehmen ihre Exiſtenz durch den Verkauf ihrer Produkte, des Kornes und Simſim nach Damaskus; wogegen ſie von Damaskus Kleider und andere Bedürfniſſe des Lebens beziehen. Ebenſo ſagte man, bilde auch Damaskus den Mittelpunkt, um den ſich das Leben der Beduinen drehe; denn ſie zögen Vieh, Pferde und Kameele auf, die ſie nach Damaskus verkaufen; wogegen ſie die Fabrikate der Stadt nähmen. Der Viehverkauf neben der Beſchützung der Hadſchkarawane ſeien die Hauptexiſtenz-Mittel der Beduinen. Daher klagen die Beduinen auch am meiſten

über die jetzt einreißende Gottloſigkeit der Muslim, wiewohl ſie ſelbſt eigentlich nur dem Namen nach dieſer Religion angehören; denn die Karawanen nach Mekka werden immer kleiner und ſomit auch ihr Verdienſt für den Transport der Lebensmittel.

Es war unſer Wunſch, von Suf aus noch nach Tekitti zu gehn, um dort einen römiſchen Triumphbogen, der ſchon in der Ferne ſich zeigte, zu beſehen; doch wollten unſere türkiſchen Helden uns nicht dahin begleiten. Zwar hielten wir dem Hauptmann Ali vor, daß er ja dem Gouverneur verſprochen, uns überall, wohin wir wollten, zu begleiten. Der kühne Reiter ſprach denn in großem Heldenmuth: „ja, wer Euch feindlich naht, den ſchieß ich nieder, aber dort hilft mein Schießen nicht, da der feindlichen Beduinen viele ſind.“ Der Nachſatz, den man ſich wohl denken konnte, war, darum bleibe ich lieber hier. Feigheit und Grauſamkeit gehen bei dieſen Miethsſoldaten Hand in Hand.

Wir mußten ſomit ſchon den Plan aufgeben und wandten die Pferde nordweſtlich den Bergen von Adſchlun zu. Der Weg zog ſich in einem Thal zwiſchen den Bergen entlang, welches immer anmuthiger und romantiſcher wurde. Der Grasteppich zu unſeren Füßen war auf beiden Seiten von den Bergen eingefaßt, deren dunkelgraues Geſtein von dunklerem Grün umgeben und von Zwergeichen überſchattet war. So gelangten wir zu einem friſchſprudelnden Quell, Ain el Dſchenneh, Quell des Gartens, genannt, wo ſich das Thal umbog und ſich immer romantiſcher vor unſeren Augen dahin zog. Ein Bach durchrieſelte das Thal und wies auf beiden Seiten friſche Grasteppiche oder bebaute

Strecken. Die Bergwände erhoben ſich höher als bisher; an der nördlichen Seite liegen die Häuſer des Dorfes Adſchlun, an dem Berg hinauf, und darüber erglänzt im Weſten auf einem hohen Felſen eine Ritterburg in dunkelröthlicher Farbe. Erſtaunt bleibt der deutſche Wandrer ſtehn, er glaubt ſich in eine der romantiſchſten Gegenden ſeines lieben Vaterlandes verſetzt. Die Burg, von den Arabern Kalat er Rubud, Burg der Finſterniß, genannt, beherrſcht das ganze Thal und erinnert uns unzweifelhaft an die Zeit, als die Ritter des Weſtens im heiligen Lande feſten Fuß gefaßt hatten.

Wir hielten beim Dorfe Adſchlun an; doch war es uns nicht möglich, den ſteilen Berg zur Burg hinanzuklimmen, und nachdem wir auf die ſüdliche Seite des Thales übergeſetzt waren, ging ein ziemlich geebneter Pfad an dem Abhang des Gebirgrandes entlang. Unter uns zur Rechten lag immer das blühende Thal, während der Weg zwiſchen Felsblöcken hindurch ging und fortwährend anſtieg. Das Thal trug vielfache Spuren früherer Civiliſation, öfter ſtrömte durch einen wohlgemauerten, gewölbten unterirdiſchen Kanal brauſend ein neuer Zufluß dem im Thale rauſchenden Bache zu. Auch die Straße an beiden Felsrändern entlang verrieth die in früheren Zeiten angewandte Sorgfalt, da in der jetzigen Zeit des Verfalls der Gedanke an eine Wegeverbeſſerung den Türken und Arabern noch nie eingefallen iſt.

Nach zwei Stunden erreichten wir gegen Mittag das Dorf Kefrendſchi, welches aus größeren, weißen, viereckigen Steinen wohl gefügt, faſt wie eine Art Burg uns vorkam. Neugierigen Blickes ſchauten uns die Einwohner

von den flachen Dächern ihrer Häuſer entgegen; beſonders als wir unter den Feigenbäumen, die rings das Dorf umgeben, Halt machten und ausruhten.

Von hier ab gings den Bergabhang hinab und wir ſetzten über den Bach dicht hinter einem Hauſe, welches am Bache ſtand und uns als eine Mühle vorkam.

Unſer Zug wandte ſich nun gen Norden einen ſteilen Gebirgspfad hinauf. Dicht mit Eichen bewachſen bot das Gebirge zwiſchen ſeinem rauhen Geſtein uns einen höchſt beſchwerlichen Weg für die Pferde und Maulthiere. Oft warfen wir unſeren Blick zurück, und als wir den Kamm mit Mühe erreicht, blickten wir froh hinüber gen Süden, wo die gewaltigen grauen Bergkuppen des Vortrabs der Berge von es-Salt durch die Zweige der Bäume uns entgegenſchimmerten. Es war 4 Uhr Nachmittags, und wir zogen nun gen Norden bald bergab und bald bergauf. Mehr oder weniger waren jetzt die ſich uns darbietenden Flächen bewaldet, auch hier und da etwas bebaut, bis wir am Abend bei dem Dorfe Helaweh Halt machten. Der Scheich des Dorfes bot uns ſein flaches Dach als Lagerſtätte an, doch zogen wir vor, an einem ſanften Bergabhang unſere Zelte aufzuſchlagen. Der Lagerplatz lag an dem Wege, welcher von Helaweh zur Jordan-Ebene hinabführte, und wir hatten zwiſchen die Gebirgsabhänge hindurch einen freieren Blick in die Ebene. Ein dichter Nebel ſchien uns in der Abendſtunde auf der Ebene zu ruhen, und als es Nacht wurde ſahen wir Flammen durch dieſen Nebel hindurchflackern.

Die Bewohner von Helaweh eilten jetzt in nicht geringer Sorge der Ebene zu. Ein Brand, wie der, wel-

chen wir, als wir die Jordan-Ebene durchritten, um uns geschaut, schien sich zu sehr verbreitet zu haben, und die Bewohner von Helaweh waren in nicht geringer Sorge, daß der Brand auch ihre Felder, welche am Gebirgsabhange dicht an der Ebene entlang lagen, vernichten möchte. Auch wir sahen mit Besorgniß dem sonst schönen Schauspiel der Feuerkreise zu und mußten Wache halten, ob das Feuer nicht durch die Ginstergesträuche seinen Weg zu uns finden möchte. Glücklicherweise war diese Besorgniß vergebens, auch kehrten die Leute nach einigen Stunden zurück mit der frohen Botschaft, daß ihre Felder verschont geblieben wären. Helaweh ist ein größeres Dorf, ist aber offenbar nicht so solide gebaut als die übrigen Dörfer, welche wir in den Bergen von Adschlun gefunden. Die Felder um Helaweh, welche meist zwischen den Bergen liegen, sind sorgloser bestellt; wie man uns sagte, bestand ihre Haupterndte aus den Feldern, welche sie am Saume des Gebirgsrandes dicht an der Jordan-Ebene hatten.

Da wir Tubakat Fuhil besuchen wollten, um die Ruinen vom alten Pella zu sehen, gingen wir am andern Tage nicht sogleich zur Ebene sondern zogen durch das Gebirge. Die Berge bildeten hier mehr kleinere, kesselartige Thäler, die mit Gras bewachsen waren und hier oder da einen Baum hegten. Als wir durch einige solcher Thäler gezogen, gewahrten wir ein aus einigen Häusern gebildetes kleines Dorf. Hier wollte unser Hauptmann Ali einen Führer für uns besorgen. Ein nur mit einem Hemd erbärmlich gekleideter jüngerer Mann wollte fliehen als er uns sah, wurde aber von Ali gezwungen, neben seinem

Pferde herzugehn. Wir waren etwa einige Hundert Schritt vorauf, als plötzlich ein Schuß fiel, und als wir uns umdrehten, bemerkten wir, wie die türkiſchen Reiter über den armen Mann, der aus dem Munde blutete, herſtürzten und ihn knebelten. Eine Frau, die klagend und vom Schreck beſtürzt dabei ſtand, machte die Scene noch trauriger. Wir eilten gleich zurück und ſahen, wie die Soldaten auch ſie auf die grauſamſte Weiſe mißhandelten. Ich erfuhr bald die Sünde des Deliquenten: der arme Mann hatte verſucht zu entfliehen, da hatte Ali nach ihm geſchoſſen und glücklicher Weiſe ihn verfehlt, doch hatte man den Armen bald eingeholt und mißhandelte ihn mit beſtialiſcher Wuth. Wir unterſagten ſogleich ſolche Brutalitäten in unſerer Gegenwart, banden den Geknebelten los, und ſuchten einen anderen Mann durch ein Trinkgeld dazu zu bewegen, uns zu führen, der ſich auch dazu verſtand. Wir konnten nicht recht begreifen, warum der eine Mann ſich ſo ſehr ſcheute, den geringen Dienſt uns zu thun, zu dem ſich der Andere bald verſtand; doch erklärte ſich das Räthſel. Der Eine hatte ſich früher einmal über die Bedrückungen, die ihm von den Soldaten waren zugefügt worden, beſchwert, und deshalb hatten die Soldaten ihn zum Führer nehmen wollen, wahrſcheinlich um im Gebirge ihre Grauſamkeiten an ihm zu verüben, denen der Arme durch die Flucht zuvorzukommen ſuchte. Grauſamkeit und Feigheit waren die Haupt-Charakterzüge unſerer Schutz-Cohorte.

Der Weg nach Pella war ſchwer zu finden. Durch mehrere Gebirgsthäler führte der Weg, in denen die Vegetation, wenn auch nicht reichlich, doch nicht ſpärlich

war, wogegen die Bergrücken kahl und öde sind. Nach anderthalb Stunden bogen wir gen Westen an einem Gebirgsrücken entlang reitend und sahen die Jordan-Ebene vor uns. Die Bergrücken gingen mehr aus einander, und da, wo der eine in die Ebene ausläuft, wies uns unser Führer auf einem weiteren Raum Tubakat Fuhil. Wir fanden uns getäuscht in unseren Erwartungen; denn auf der weiten Bergfläche, auf der wir uns befanden, sind nur Trümmerhaufen sichtbar, welche eigentlich wenig von früherer Größe verriethen. Ziegel und Lehmmassen ließen uns eigentlich nur mehr hier die Ruinen von einer schlechten arabischen Stadt vermuthen, dennoch erstreckten sich diese Trümmerhaufen weit hin, wohl eine Achtelmeile. Nur drei Säulenschafte von schwarzem Gestein, welche in einem Bach lagen, der am Fuße des Hügels sich gesammelt und von da in die Ebene ausströmte, gewährten ein Andenken an die einst starke römische Stadt.

Der Anblick von diesen Hügeln über die Jordan-Ebene ist ein recht angenehmer; zwar kann man den Jordan selbst kaum bemerken, doch beweist die weite Ebene auch heute in ihrer Verwüstung die Ueppigkeit dieses einst so gesegneten Landstrichs. Die weite grüne Fläche ward jenseits durch einen Höhenzug begrenzt, auf dem wir Beisan zu entdecken glaubten, welches in weißlicher Farbe hervortauchte.

Von Tubakat Fuhil aus ging der Weg nördlich zwischen den Distelwäldern hindurch, oder an dem die Ebene begrenzenden Bergrücken entlang. Es drängte uns, bald wieder die bewohnten Felder zu erreichen, da

das Benehmen unſerer Schutzwache immer unangenehmer wurde. Einzelne kleine Bäche fließen von den Bergen in die Ebene und ſcheinen mühſam ihren Weg zu den Fluthen des Jordan zu finden. Dieſe Bäche bilden Fortſetzungen der in die Berge einſchneidenden Thäler, und an dieſen Bächen war meiſt ein kleines Stückchen Land beſtellt. Einige in rauhen, härenen, ſchwarzen Gewändern gehüllte Frauen, die wir an dieſen Bächen beſchäftigt fanden, wieſen uns einzelne Wege durch die Diſteln, da der Diſtelbrand doch nur an einzelnen Stellen die Wege dargethan, und eine unendliche Anzahl lieblicher Turteltauben hatte ringsum in den Diſteln ſich eingeniſtet. Wir waren froh, am ſpäten Nachmittage wieder die ſchwarze Steinbrücke überſchreiten zu können, und wollten ſchon jenſeits derſelben, am weſtlichen Ufer des Jordan unſer Lager aufſchlagen, als die Diener ganz erſchreckt zu uns kamen und uns baten, ja weiter zu reiſen; denn ſie hätten ſüdlich von der Brücke auf derſelben Seite des Jordan eine unzählige Maſſe von Beduinen geſehen; wir würden beraubt oder erſchlagen werden. War nun gleich unſere Unruhe gerade deshalb nicht groß, ſo fürchteten wir doch viel mehr von unſerem durchaus tückiſchen und unzuverläſſigen Hauptmann Ali in dieſem entlegenen Winkel, und, wiewohl ſehr ermüdet, zogen wir nördlich noch zwei Stunden des Weges, bis wir am Fuß jener natürlichen Feſte el Abadijjeh Halt machten.

Die vier Reiter ſchienen nicht zufrieden mit unſerem Entſchluß und verlangten ihr Geld. Auch ſtanden wir keinen Augenblick an, ihnen daſſelbe zu geben; denn wir

konnten nun gar wohl den Weg allein finden; als aber Ali noch große Trinkgelder in Anſpruch nahm, bezahlten wir zweien der Soldaten einen Thaler, aber ihm, dem Hauptmann, und dem anderen unſerer Begleiter, welche ſo rauh und tückiſch mit dem armen Mann umgegangen waren, gaben wir wegen ihrer Grauſamkeit kein Geſchenk.

An dieſem Tage waren wir lange zu Pferde geweſen und erholten uns durch langen Schlaf. Bei einigen gigantiſchen Kaktus, die dem burgähnlichen Dorfe gegenüberſtanden, dicht am reißenden Strom des Jordan, ergötzten wir uns am anderen Morgen beim Frühſtück. Die Landleute waren gerade jetzt, Mitte Mai, mit der Erndte beſchäftigt. Doch ſtatt der bei uns gewöhnlichen ſchwerbeladenen Kornwagen bedient man ſich hier einfacherer Mittel. Das Korn wird auf dem Felde durch die Hufe der Thiere ausgetreten und das Korn ſowohl als das kurz getretene Stroh dann in großen Säcken auf dem Rücken der Eſel heimgebracht. Während wir dem ſyriſchen Lebensbilde zuſchauten und uns an den ſo abenteuerlich gekleideten Schaaren der Arbeiter ergötzten, erhielt unſer Zelt plötzlich heftige Rucke, ſo daß einige Zeltſtricke riſſen. Ueber dieſe Störung unſeres Reiſeſtilllebens eilten wir, mit der Flinte bewaffnet, heraus, und vermutheten ſchon böswillige Anſchläge. Diesmal beſtanden die eingebildeten Feinde nur in einigen blinden Eſeln, welche ſich zwiſchen die Zeltſtricke verirrt, und in dieſer ungewohnten Situation durch Zerreißen der Stricke den gordiſchen Knoten löſten. Ein nicht geringes Gelächter ward mir zu Theil, der ich,

Feinde vermuthend, mit fertiger Flinte und Piſtolen die Schmach des verletzten Gaſtrechts rächen wollte.

Tiberias und Umgegend.

Wir brachen bald auf, zogen noch einmal die Jordan-Ebene und dann an den Oleanderbüſchen, die den See von Genezareth bekränzen, entlang, bis wir vor den Thoren von Tiberias um 11 Uhr Mittags unſere Zelte aufſchlugen.

Am Nachmittage beſtiegen wir noch einmal die Pferde und durchritten die elenden Gaſſen bis zu der dem Petrus geweihten Kirche. Ein längliches, gewölbtes Gebäude iſt dies, dicht an dem See, geſchmacklos und roh. Am weſtlichen Ende liegt ein kleiner Vorhof, wo gewöhnlich die Fremden ihr Lager aufſchlagen. Doch klagen die meiſten Fremden, daß hier zwar ihr Gepäck, doch nicht ihr Blut geſchützt ſei, da die Araber ſelbſt behaupten, daß der König der Flöhe ſeinen Thron in Tiberias aufgeſchlagen habe. Die Legende behauptet, dieſe Kirche ſtehe an der Stelle, wo Petrus den wunderbaren Fiſchzug gethan.

Wir ritten von hier aus näher dem Meere entlang, am vorhererwähnten Thurm vorüber, durch das Judenviertel, das in ſeinem Schmutz und Elend uns gar wenig an den Glanz jüdiſcher Gelehrſamkeit, die hier einſt blühte, erinnerte.

Tiberias wird im neuen Teſtament (Ev. Joh. 6, 23.) erwähnt. Dieſe Stadt trägt den Namen des grauſamen Kaiſers Tiberius, da Herodes Antipas, ihr Gründer, zu Ehren deſſelben ſie ſo benannte. Als dann im jüdiſchen

Kriege die Einwohner ſich dem Titus willig unterworfen, wurden hier dem armen unterdrückten Volke ſichere Wohnſitze gewährt. Hier in Galiläa ſcheinen die ſchauervollen Kataſtrophen, welche die Juden in die ganze Welt zerſtreuten, weniger Macht gehabt zu haben. Der hohe Rath, Sanhedrin, dieſer Nation ließ ſich in Tiberias nieder. Die jüdiſche Gelehrſamkeit faßte hier Fuß und erreichte ihren Glanzpunkt unter Rabbi Juda, welcher die große Maſſe traditionellen jüdiſchen Geſetzes ſammelte, d. i. die Miſchnah 220. Im dritten Jahrhunderte compilirte (230—270) R. Jochanan die Gemara, Supplement und Commentar der Miſchnah. Auch ſoll die große kritiſche Sammlung der Maſora, welche den hebräiſchen Text uns rein erhielt, hier entſtanden ſein; der berühmte Kirchenlehrer Hieronymus lernte hier hebräiſch. So bildet Tiberias wirklich den Glanzpunkt der ſpäteren jüdiſchen Gelehrſamkeit, und mancher Jude wandert oft gegen Ende ſeines Lebens hierher, um hier in der für ihn ſo denkwürdigen Stadt in Ruhe das Ende ſeines Lebens zuzubringen. Die alten jüdiſchen Gelehrten und Familienhäupter ſieht man hier oft, doch ein Blick genügt, ihr Elend im rechten Gegenſatz zum früheren Glanze zu zeigen. Tiberias und Safed, als Sitz gelehrter Schulen, dann Jeruſalem und Hebron ſind die vier heiligſten Städte für den frommen Juden.

Konſtantin aber ließ ſchon nicht mehr den Juden den ausſchließlichen Beſitz von Tiberias, eine chriſtliche Kirche ward erbaut. Juſtinian führte die Mauern von Tiberias wieder auf; doch fiel die Stadt 637 den ſiegreichen arabiſchen Waffen des Omar zu.

Die Kreuzfahrer richteten, ſobald ſie im heiligen Lande feſten Fuß gefaßt, alsbald auch ihre Augen auf die reiche Gegend Galiläas, und Tiberias wurde von Gottfried von Bouillon dem Tankred zum Lehen angewieſen. Doch 1187 kam die Stadt nach dem Siege bei Hattin durch Saladin (d. i. Salah ed din) wieder in die Hand der Muhammedaner, die ſeitdem ihnen bis heute verblieb, nachdem die Franzoſen bei ihrem Einfall in Syrien unter Napoleon 1799 auf kurze Zeit in Tiberias geherrſcht.

Die jetzige Stadt gewährt gar wenig Erinnerungen an ihre frühere Geſchichte, ein feſtes Thor, der Thurm am See und die hohe, düſtere Mauer, welche am Nordrande der Stadt noch ganz erhalten iſt, laſſen uns freilich noch an die Kämpfe abendländiſcher Rittertugend denken. An das Gemiſch der Nationen, welches die Heere der Kreuzritter gewährten, erinnert uns noch eine Sprachenverwirrung im Judenviertel; franzöſiſch, italieniſch, polniſch, ruſſiſch wird hier im Kauderwelſch vernommen, auch hörte ich meine geliebte Mutterſprache von einigen polniſchen Juden in ſchlimmer Weiſe mißhandeln.

Wir kehrten am Nachmittage zu unſeren Zelten zurück, wo wir einen gewaltigen Aufzug bemerkten. Der Sohn eines reichen Mannes in Tiberias hatte Hochzeit, und ein Schauſpiel ſaraceniſcher Reitergewandtheit fand unter den Mauern dieſer ritterlichen Stadt ſtatt. Dies war freilich nicht ein Turnier mit Speer und Schild, wohl aber ein Reiterſpiel auf arabiſchen Pferden mit Stöcken. Zwei Reihen Reiter ſtellen ſich in gewiſſer Entfernung auf, jeder einen leichten Stock in der Hand. Von der einen Seite reitet der eine Reiter der feindlichen Reihe

zu, worauf ihm ein feindlicher entgegenkommt; ſchnell iſt das Pferd des erſten gewandt und läuft im Galopp ſeiner Linie zu, doch ein anderer ſeiner Partei iſt dem zuletzt ausgerittenen Gegner entgegen gekommen, da nur der zuletzt ausgerittene das Recht hat, ſeinen Stab auf den Gegner zu werfen. So wechſeln die Reiter hin und wieder, ähnlich unſerem Turnſpiel, dem Paarlaufen. Wiewohl die Pferde gerade nicht die ſchönſten waren, konnten wir doch nicht genug die Gewandtheit der Thiere bewundern, welche der Hand des Reiters folgend, im vollen Galopp ſogleich um die Hand umbogen. Ebenſo waren auch die feſten Reiter durch ihre Gewandtheit und Kraft, mit der ſie den Stab ſchleuderten, unſeres Beifalls würdig. Denke man ſich im Hintergrunde die alte ritterliche Feſte, dann die arabiſchen Reiter in ihren leichten Mänteln, mit dem ſehr romantiſch ausſehenden, helmähnlich gebundenen Kopftuch, den gewandten, raſchen Lauf der Pferde, die jubelnde und Beifall rufende Menge, beſonders wenn Einige getroffen wurden, ſo wird man dieſes Reiterſpiel gerade nicht unangenehm finden.

Am folgenden Tage ritten wir von Tiberias gen Norden, um die Ufer des Sees genauer zu betrachten. Der Pfad geht von Tiberias aus auf dem Berge entlang, während rechts die Woge des Sees von Genezareth dicht heranſpült. Nachdem der Bergpfad überſchritten war, ſtiegen wir in eine weite Fläche nieder, welche in fernen Halbbogen von den Bergen umgeben wird. Eine blühende, fruchtbare Ebene muß hier einſt geweſen ſein, mit großen Städten und bevölkerten Wegen; doch jetzt iſt ſie halb zur Wüſte herabgeſunken. Ginſtergeſträuch beherrſcht

die reiche Ebene; einige Stücke bearbeiteten Landes ſind von Unkraut durchwuchert; durch Büſche von Oleander zieht ſich der Weg nahe am See, um unſeren betrübten Blick ein wenig zu tröſten. Hier wo das Ufer des Sees einen weiten Bogen macht, liegt ein erbärmliches Schifferdorf halb in Ruinen. Das iſt el Medſchdel, Magdala, die Geburtsſtadt von Maria Magdalena; wie iſt in Staub geſunken die einſt ſo ſchöne blühende Stadt! Weit hin breitete ſich nun vor uns die Ebene aus, die den früher ſo fruchtbaren Landſtrich Genezareth umfaßt; eine traurige öde Wildniß iſt es jetzt. Vergebens ſucht man Kapernaum, wo der Erlöſer das Heil der Welt verkündete. Vergebens ſpäht das Auge des Reiſenden nach einigen Ruinen der einſt ſo hoch bevorzugten Stadt, und immer drängen ſich uns die Worte der Schrift auf: „Und du Kapernaum, die du biſt erhaben bis an den Himmel, du wirſt bis in die Hölle hinunter geſtoßen werden; denn ſo zu Sodom die Thaten geſchehen wären, die bei dir geſchehen ſind, es ſtände noch heutigen Tages.“

Da wo das Ufer des Sees ſich mehr gen Nordoſten zieht, ſteht in einiger Entfernung ein verfallener Khan und zwiſchen dem Khan und dem Ufer ſtrömt eine Quelle unter dem Felſen hervor; ein großer Feigenbaum beſchattet dieſelbe. Hier mag wohl einſt Kapernaum geſtanden haben, hier war der paſſendſte Ort für eine Stadt; aber eine dunkle Ungewißheit iſt noch bis heute über die Lage dieſer Stadt verbreitet; die Finſterniß ſcheint ihre Macht über die Undankbare, die das Licht verſchmähte, ausgebreitet zu haben.

Nachdem wir uns hier einige Zeit erholt, ritten wir

an dem nördlichen Ufer des Sees von Genezareth entlang. Oede und wüſte ſind die Ufer. Nach einer Stunde befanden wir uns bei großen Ruinen, in die die Waſſer hineinſpülten; wohl hundert Fuß iſt die nördliche Mauer lang und achtzig Fuß die weſtliche. Noch reitet man durch die ausgemauerten, feſten Bogen; es ſind dies die Ruinen, welche Tell Hum genannt werden (Robinſon 3, 555). Eine Menge von Capitälern und Säulen liegen noch hier in wilder Verwirrung umher.

Der Weg ging dann an dem öden, ſteinigen Ufer entlang. Einige ſchwarze Zelte der Araber, die hier ihr Vieh weiden, ſind die einzigen Spuren des Lebens an dieſen Ufern, die einſt ſo reich bebaut und bevölkert waren. Auf den Wogen, die vordem von Schiffen wimmelten, zeigt ſich kein Segel. Ihr einförmiges, dumpfes Rauſchen ſtimmt zu dem melancholiſchen Eindruck, den dieſe Gegend auf den Reiſenden macht. Leider konnten wir nicht bis zu dem Einfluß des Jordan vordringen und kehrten am Nachmittage nach Tiberias zurück. Auf unſerem Heimwege erhob ſich der Wind, und, während wir uns badeten, ſahen wir die Wellen immer höher ſich heben; dumpf und düſter zogen die Wolken über das jenſeitige Ufer herauf, und die weit hin ſchäumenden Wellen brachen ſich brauſend am Geſtade. Wie alle Binnenmeere, iſt auch der See von Genezareth tückiſch; das Herz beginnt zu bangen, und wir gedachten der Angſt, mit der die Jünger den ſanft ſchlummernden Erlöſer weckten.

Nazareth und Umgegend.

Auf dem Rückwege von Tiberias nach Nazareth ritten wir zunächst das grünende, weite Thal entlang, auf dem wir gekommen, doch bogen wir nach anderthalb Stunden gen Norden, da wir gern Kana el Dschalil besuchen wollten, den Ort, wo wahrscheinlich der Herr seine Wunderkraft am Wasser offenbarte (Robinson Palästina III. 443—49).

Als wir einen Höhenrücken überschritten, breitete sich vor uns ein weites, leidlich bebautes Thal aus. An dem Höhenrande, der die Ebene südlich begrenzte, lagen mehrere kleinere Dörfchen im Schatten der Feigenbäume. Wir durchschritten quer die Ebene und gelangten am Nachmittage zu den Ruinen von Kana el Dschalil. Am Rande des Bergzuges, welcher im Norden die Ebene begrenzt, liegen diese Ruinen. Noch sind einige Bogen unter den Ruinen zu bemerken, doch liegen sonst die Bausteine in wilder Verwüstung umher. Nur Schlangen und Scorpione bewohnen jetzt die Ruinen der Stadt, in der nach dem Ev. Johannes der Heiland seinen wunderbaren Heilsplan begann.

Von Kana zogen wir südlich auf Bergpfaden, die mit dunkeln Büschen überwachsen waren, bis wir gegen Abend in dem Felsenkessel von Nastrah einritten und unsere Zelte auf einem mit Rasen bedeckten und mit Feigenbäumen überschatteten Platz, dicht am Brunnen der Maria, aufschlugen.

Der folgende Tag war dem Besuche des Tabor be-

ſtimmt. Am frühen Morgen ſtanden die Pferde ſchon geſattelt, und wir durchritten den Gebirgskeſſel, in welchem Naſirah liegt, gen Südoſten, bis wir den Gebirgspaß, auf dem wir früher nach Naſirah gekommen, überſchritten hatten und die weite Ebene Esdrelon ſich vor unſeren Augen ausbreitete. Der Weg ging an dem Gebirgsrande, welcher mit ſeinem düſteren Geſtein im Norden die weite, grünende Ebene begrenzt, entlang, indem unſere Augen immer über die in der Geſchichte ſo berühmte weite Fläche ſchweiften. Bald aber zogen andere Gebirgsrücken dem, an deſſen Saum wir ritten, parallel, ſo daß von beiden Höhenzügen begrenzt, ſich gleichſam ein Arm der Ebene gen Nordoſten ausſtreckte. Allmählich ſchien ſich auch der nördliche Gebirgszug mit Grün zu überkleiden, und bald bemerkten wir, daß dieſer Arm der Ebene im Oſten geſchloſſen werde durch den Tabor, jenen heiligen Berg, einſt das Sinnbild von Fruchtbarkeit und Anmuth unter den Juden. Ein prächtiger Gebirgskegel erhebt ſich aus der grünen Ebene in voller Rundung, ringsherum iſt er wie mit einem dunkelgrünen Gewande von Zwergeichen bedeckt, und durch dieſe grüne Bekleidung zog ſich ein weißer Schlangenpfad, auf dem wir emporſtiegen. Der Weg iſt ziemlich wohl gebildet, ſo daß man ohne Bemühung hinaufklimmen mag; dennoch iſt's dem Reiſenden zu rathen, wenn er ſeinem Pferde nicht große Geſchicklichkeit zutraut, von demſelben zu ſteigen und theilweis zu gehen. Mein Pferd, das jedoch das ſchwerſte und ungeſchickteſte des ganzen Zuges war, fiel zwei Mal, da die Felſen, auf denen der Weg entlang geht, oft glatt und abſchüſſig ſind.

Nach anderthalb Stunden war die Spitze erreicht. Der Berg Tabor bildet einen abgestumpften Kegel und hat oben eine Fläche, die etwa zwanzig Minuten im Durchmesser hat und von Ueberresten großer Bollwerke und Ruinen bedeckt ist. Zwischen die Steine haben die Bäume ihre Wurzeln gedrängt, und so gewähren die vom Grün durchbrochenen dunklen Trümmer einen schönen Kontrast. Ein kleines Becken hat die Natur auf der Bergspitze eingesenkt, wohl zwölf Minuten lang und sieben breit. Im Süden dieses Felsenbeckens sieht man die Trümmer in wilder Verwirrung aufeinander gehäuft, während östlich von hier die Spuren einer Festung deutlich hervortreten. Noch kann man die Mauern verfolgen, und der wohl zugespitzte, schlanke Bogen eines saracenischen Thorwegs wird von den Arabern als Bab-el Hawah, Windthor, bezeichnet. Wieviel der Windesstürme mögen hier auch vorübergebrauset sein! Noch zeigen sich hier Schießscharten, und der aus dem alten Testamente wegen seiner Lieblichkeit und seines Segens besungene Berg erinnert in seinen Trümmern an wilde Kriegesstürme.

Eine kleine Kapelle, oder vielmehr eine Art Keller mit einem Altar und Seitengewölben, dann Altäre am südöstlichen Theil der Bergspitze zeigen, daß noch bisweilen christliche Pilger hierher wallfahrten, um auf diesem in ältester Vorzeit viel bewunderten Berge ihre Andacht zu verrichten. Schon seit dem vierten Jahrhundert ward in der Legende der Mönche dieser als der Berg der Verklärung betrachtet.

Eine sehr umfassende und schöne Aussicht breitet sich

hier vor den Augen des Wanderers aus, wenn er den Gipfel des Berges erreicht hat; denn wie eine Karte liegt die Gegend unter ihm hingebreitet, und jene denkwürdige Ebene Esdrelon, in der die Mäntel der Krieger mit Blut sich färbten, liegt in lachendes friedliches Grün gekleidet vor ihm. Wie von einer Warte aus übersieht man das Schlachtfeld, auf dem so viele Nationen mit einander rangen. Zwar liegt südlich, dem Tabor gerade gegenüber, der Bergzug ed Duhi; doch sieht man gen Südwesten, gerade an diesem Bergzug vorüber, weit hin über die Ebene und die sie im Westen begrenzenden Höhenzüge zum Berge Karmel hin. Konnte man auch nicht sehen, wie um jenen Bergrücken des Karmel sich die Meereswogen herumziehn, so sahen wir doch zu unserer Rechten über Nazareth weg, wie der Silberstreif des Meeres die dunklen Bergeszüge lieblich umgürtete.

Gen Norden schweift der Blick über die Höhenzüge hinweg bis nach Safed hin, der Stadt auf dem Berge, während dicht unter uns die Ebene sich um den Fuß des Tabor herumzog und in ihrem Grün einige Dörfer aufwies. In dieser Ebene erhebt sich der Berg von Hattin, jener Berg, der von Manchem mit dem Andenken der sieben Seligpreisungen geschmückt wird. Es ist ein niedriger Bergrücken, der zwei Spitzen wie Hörner erhebt. Geht der Blick an diesen Spitzen vorüber, gewahrt man das Becken des Sees von Genezareth, dessen liebliche Silberfläche einen reizenden Kontrast bietet. Geht so das Auge immer mehr herum gen S.-W., so sieht man, wie die grünende Ebene sich immer weiter nach dem Jordanthal zu ausbreitet.

Dieſer Berg gewährt ſomit eine herrliche Ausſicht auf Paläſtina, und die in unſer Gedächtniß am meiſten eingeprägten Erinnerungen finden hier in der unter uns ausgebreiteten Gegend ihre Heimathſtelle. Die grüne Ebene, jene Bühne ſo vieler Begebenheiten im alten Teſtamente, der heilige See Genezareth, die Jordan-Ebene und die Berge um Naſirah, Alles kurz zuſammengedrängt zeigt ſich in dem Panorama vom Berge Tabor. Lieblich und zugleich doch ernſt iſt die Gegend, anmuthvoll und ſchreckenvoll zugleich, je nachdem der Blick auf die düſteren Gebirgszüge oder die liebliche Ebene oder auf den See fällt. Sammelten hier doch Deborah und Barak ihre Streiter gegen die raſſelnden Wagen des Siſſera (Richt. 4.), und die ſchöne Ebene ward vom Blute hier getränkt, während auf der anderen Seite die begeiſterten Sänger Iſrael's dieſes anmuthvollen Berges oft gedenken (Pſ. 89, 13.)

Die Heiligkeit dieſes Berges bewog wohl die Mönche, in ihm den Berg der Verklärung wiederzufinden, und als die Ritter durch ihre Tapferkeit das heilige Land beſetzt hatten, baute der Held Tankred hier Kirchen, ſeinem Herrn zu ſingen. Als aber im Jahre 1187, nach der Schlacht bei Hattin, die Macht der Ritter gebrochen ward, wurde auch dieſer Berg vom Feuerſchwerdt muhammedaniſcher Wuth verheert, und bald darauf, 1212, mußte dieſer im Gedächtniß der Pilger ſo hoch verehrte Berg ſeine Spitze einer Feſtung leihen, die Melik el Adel, der Bruder Saladin's, hier gegen die chriſtlichen Truppen in Akka errichtete. Vergeblich war die Belagerung der chriſtlichen Pilger-Heere. Doch ſchleifte Melik el Adel ſelbſt die Feſte, bis, als Sultan Bibars 1263 am Fuße des Berges la-

gerte, auf ſeinen Befehl das Werk der Zerſtörung und Verwüſtung vollendet wurde.

Wir zogen vom Tabor herab auf dem in ſeinem Kalkſteine gebildeten Pfade, ritten am nördlichen Gebirgsſaume der Ebene Esdrelon wieder entlang, und einen kürzeren Weg wählend überſchritten wir den Kamm des Gebirges auf einem ſehr ſteilen und mit Felſen überſäeten Pfade, wo wir von den Pferden ſtiegen, die oft mit merkwürdiger Gewandtheit über die Felſen, den Katzen ähnlich, kletterten, und erreichten am Nachmittage unſer Lager wieder.

An der Quelle war reges Leben. Viele der Frauen, ſchöne, große Geſtalten, nahten mit ihren Krügen. Sie haben eine eigene Tracht, lang hinwallend iſt das Gewand und um den Mittelleib zierlich gefeſtigt. Auf dem Kopfe tragen ſie eine Art Barett, das ihrem meiſt ſchön geformten Antlitz ſehr wohl ſtand. Unſere Reiſegefährtin ſkizzirten mit wohl geübter Hand einige der Geſtalten. Die Frauen ſchienen das ungern zu ſehn, aber kleine häßliche Burſche riefen uns oft an: „jā sitte sawwirnī, o Herrin male mich!“ Doch waren dieſe Modelle gerade nicht unſere Wahl.

Nazareth bis Beirut.

Nachdem Nazareth längere Zeit der Mittelpunkt unſerer Reiſe geweſen war, verließen wir gegen Ende des Mai dieſen Ort. Noch einen Blick warfen wir auf das nied-

liche Städtchen, das mit ſeinen weißlichen faſt thurmähnlichen Häuſern an dem ſanften grünen Abhange des Gebirgskeſſels ſich hinaufzieht und uns immer wieder durch den friedlichen Anblick an das Leben des Herrn erinnerte, der ſeine Jugend hier verlebte. Wohl iſt hier jeder Blick durch das Andenken an ihn geheiligt, bei jeder Stelle denkt man, daß ſein Fuß ſie betreten, bei jeder Ausſicht denkt man, daß ſein Auge ſich an ihr geweidet.

Das Gepäck ging am folgenden Tage auf dem direkten Wege von Nazareth nach Akka, der auf acht Stunden berechnet wird, während wir ſelbſt auf unſeren Pferden den Karmel beſuchen wollten.

Nachdem wir die Naſtrah umſchließenden Höhenzüge überſchritten hatten, breitete ſich vor uns eine fruchtbare Ebene aus, und gar bald zeigte man uns gen N.-W. den Bergrücken Karmel, welcher dieſe Ebene zu begrenzen ſchien. Der Pfad zog ſich die Ebene entlang bis wir gegen Mittag über mehrere von Zwergeichen und anderem Gebüſch bedeckten Höhenzüge ſchritten. Jetzt erſt konnten wir genauer den gewaltigen Bergrücken des Karmel betrachten; denn das Auge ſchweifte an ſeinen zum Theil übergrünten Gebirgsmaſſen entlang, bis wo der Fuß des dunklen Berges von den klaren Meereswogen umſpült wird. Wir befanden uns in einem weiten fruchtbaren Thal, welches von Südoſt nach Nordweſt ſich hinzog. Die ſüdliche Grenze bildet in einer gewaltigen Felſenlinie der Karmel, wo hingegen auf der nördlichen Seite verſchiedene kleinere Höhenzüge den Blick beſchränkten. Das Thal ſelbſt war von hohen Grasgewächſen überwuchert, aber bald bemerkten wir zu unſerem Leid, daß ſich eigent-

lich nur ein weiter Sumpf vor uns ausbreitete. Nur mit Mühe brachten uns die treuen Pferde durch dieſes ſumpfige Land, bis wir uns immer mehr am Rande des Karmel hielten, wo ein feſterer Pfad ſich ihren Füßen bot. Dieſes Thal bildet, wie deutlich zu ſehn, den Hauptausfluß der in der weiten Ebene Esdrelon ſich ſammelnden Gewäſſer, doch oft verſiegt im Sommer der Ausfluß, Nahr el Mukatta genannt, und von ihm bleiben nur noch Sümpfe übrig.

Einen gewaltigen Anblick gewährt der Bergzug des Karmel; rauh und düſter zog er ſich vor unſeren Augen dahin, bis da, wo das dunkle Gebirge den dunklen Schatten in dem hellen Spiegel der See zu baden ſchien.

Karmel.

Wir ritten durch die Thore der Stadt Haïfa, in welcher ſich ein reges Leben zeigte, und zogen dann den Pfad am Berge entlang. Ein geebneter Pfad ging am Felſen entlang und einige Grotten waren in demſelben eingehauen. Auf der Spitze des Berges ſtanden wir vor den Thoren eines gewaltigen Gebäudes. Dieſes iſt das Kloſter, auf dem Karmel in einem großen Quadrat gebaut. Das große Gebäude iſt ganz neu und verdankt ſeine Entſtehung dem regen Eifer des Bruders John Baptiſt, eines einfachen Mönches. In Rom hatte der fromme Mann den Befehl erhalten, das Karmeliter-Kloſter zu errichten; er kam in's heilige Land und ſah die Reſte des Kloſters von Abdallah, dem General der Pforte, in die Luft ſprengen. Nichts konnte ſeinen Unterneh-

mungsgeiſt brechen. Er machte den Plan und zog durch alle Lande, immer für ſein Kloſter bettelnd. In der Mitte des großen Gebäudes liegt die Kirche, in der Runde gebaut, und ich konnte unter den Wohlthätern des Kloſters hier auch den Namen meines Herrſchers verehren.

Weit blickt man vom gaſtlichen Kloſter auf das Meer. Der rauhe gewaltige Berg wird von ſtürmender Woge umbrauſt. Ringsumher iſt das Gebirge wüſt und öde und erſt weiter gen S.-W. beginnt eine üppige Vegetation. Hier an dem rauhen Abhang ſtand vor dem Volke der gewaltige Mann Gottes Elia am Altar; hier verſuchten die falſchen Propheten mit blutiger Selbſtpeinigung die Macht des Baal zu beſchwören und büßten unten am Bache mit ihrem Blute für ihren Götzendienſt. Jedoch das Opfer Eliä entzündete ſich.

Auf den Berg ſtieg der Diener hinauf, hinzuſchauen nach dem Meer, ſiebenmal, bis eine Wolke ſich zeigte, wie die Hand eines Mannes, der Himmel ward ſchwarz und der wankelmüthige König fuhr hinab auf dem raſſelnden Wagen gen Jesreel. Da tränkte der Segen Jehovah's das dürſtende Land.

Die düſtere, gewaltige Scene ſpielte auf dieſem rauhen, wüſten Berge. Als ein Gewaltiger offenbarte ſich Gott hier ſeinem Volke, das dem Baal nachbuhlte, wie es ſich am Sinai das goldene Kalb gebildet. Der Karmel und der Sinai ſind geheiligt durch das Andenken des gewaltigen Gottesmannes Elia. Und wie Elia am Sinai Gott geſchaut, ſo hat ſich auch der Herr geoffenbart in Israel. Wie ein ſtarker Wind Berge zerreißend und

Felſen zerſchmetternd, geſchah das gewaltige Wort Jehovah's, die Grundfeſten der Erde ließ er erbeben für ſein Volk. Mit Feuereifer wurden die Abtrünnigen geſtraft, doch in alle dem erſchien Jehovah nicht, im Ton eines leiſen Wehens war der Herr.

Akka.

Von den liebenswürdigen, gaſtfreien Mönchen entlaſſen, lenkten wir die Reitthiere den ſteilen Pfad hinab, und nachdem wir noch einmal das kleine Städtchen Haïfa, wo kleinere Fahrzeuge in großer Menge lagen, durchmeſſen hatten, ritten wir an dem Geſtade entlang, immer dicht am Ufer hin, ſo daß oft die heranrauſchenden Wogen die Hufe der Pferde benetzten. Oede liegt jetzt das kleine Land des einſt ſo mächtigen Volkes der Phönicier. Nach einem Ritte von vier Stunden erreichten wir die Feſtung Akka, das alte Ptolemais, wo auf den Wällen unſere Zelte aufgeſchlagen waren.

Die dunklen Mauern und Thürme der Feſtung werden von den Meereswogen umſpült und vielfach zeigen ſich noch die Spuren der letzten Beſchießung durch den engliſchen Admiral Napier. Mit einer gewiſſen Genugthuung beſchaute mein engliſcher Reiſegefährte die Verwüſtungen durch die Kanonenkugeln.

Damals ward das Vertrauen auf Frankreich dem Ibrahim Paſcha zum Unglück, während einige Jahrzehnte früher der Kriegsruhm Frankreichs unter Napoleon hier weithin erſchallte. In Akka ſelbſt zeigte ſich Napoleon wahrhaft als Held, indem er furchtlos das Peſtkrankenhaus betrat

und die Kranken ſowohl anredete als anrührte. Durch ſeinen Muth befreite er die Soldaten von der Furcht vor Anſteckung.

Die Feſten am Geſtade des Mittelmeeres, die einſt im Alterthum faſt als unüberwindlich galten, können einer wohl geordneten Flotte in ihrem jetzigen Zuſtand und in den Händen der jetzigen Beſitzer kaum einige Tage Widerſtand leiſten.

Einen erfreulicheren Anblick des Landes gewährten uns am folgenden Tage die erſten Stunden unſeres Rittes, indem wir bei dem Flecken ez Zib, welches man für das Achſib der Schrift hält, vorbei zogen (Joſ. 19, 31; Richt. 1, 31). Man ſah das Land beſſer bebaut, bald aber klimmten unſere Reit- und Laſtthiere den ſteilen unwegſamen Felſenpfad im Rås en Nakura hinauf. Im Gebirge hatten ſich ſchon durch den vielen Verkehr tiefe Stapfen gebildet, in denen die Thiere bei der mühevollen Arbeit die Hufe einſetzten. Als wir indeß das Gebirge erklommen hatten, zog ſich auf dem Gebirge entlang eine ſchöne, breite Felſenſtraße in ſchwindelnder Höhe, während unter uns die blaue Woge den Fuß der Berge umſpülte. Wir waren auf der römiſchen Straße. Das Siegel der Größe iſt allen dieſen Werken eingeprägt.

Tyrus.

Wir machten darauf Halt an einer rieſelnden Quelle, durch feſte Felſenrinnen ward das Waſſer in Baſſins geleitet, und noch ſieht man die eine Felſenwand dicht am Meeresgeſtade mit kleinen zierlichen Säulen verſehen, den

einſtigen Ausfluß einer Trinkquelle, mit davor liegendem Baſſin. Man nannte dieſen Quellort Iskanderûna, indem man ſie wie den vor uns liegenden ſteilen Felspaß dem Alexander zuſchreibt.

Ein neuer Kalkſteinzug drängte ſich uns quer über den Weg, aber eine hohe, breite Kunſtſtraße führte in kunſtvoller Windung über die jähe Höhe des Râs el abjadh, des weißen Vorgebirges; tief unter uns in jäher Tiefe umſpülten die blauen Wogen den rauhen Fuß des Gebirges mit Brauſen. Der großartige und romantiſche Felſenweg iſt ſchon in alter Zeit bekannt. Wahrſcheinlich iſt das die gewaltige Leiter von Tyrus (Josephus bel. jud. II, X. 2.) Alexander der Große ſoll ſie für ſeine ſiegenden Züge angelegt haben, doch hatten wohl die regſamen Phönicier ihm vorgearbeitet. Hier herüber zogen die Jahrtauſende hindurch die Phönicier, die Griechen, die Römer und nach ihnen die ſchwächeren Geſchlechter.

Kleine Küſtenflüßchen benetzten bisweilen die Hufe unſerer Pferde, dann aber zog ſich vor uns die Küſte in weiten Bogen vor unſeren Augen, bis wo eine gewaltige Spitze der Küſte ſich in's Meer drängte, unſere ſpähenden Augen zu beſchränken.

Nachdem wir noch eine kurze Zeit fortgeritten waren, bemerkten wir ein liebliches Plätzchen und eine Menge Bäume. Unter Feigenbäumen ruhten wir ein wenig. Wir ſahen in geringer Entfernung vier große Waſſerbehälter, und von dem letzten aus zieht ſich noch die alte Waſſerleitung gen N.N.O. bis zu dem Berge Maſchuk, von wo aus eine neue Waſſerleitung das friſche Quell-

waſſer zur alten Stadt Tyrus führte. Das Geſchlecht der Zwerge, das im Oſten dem Geſchlecht der Heroen folgte, hat den wohlberechneten Bau zerfallen laſſen, und die Hauptmaſſe des Waſſers fließt ungenutzt dem Meere zu, während dem Berge Maſchuk zu ein Theil der Waſſerleitung noch zur Bewäſſerung einiger Gärten dient.

Wir erreichten den Iſthmus, deſſen Grund Alexander der Große aufwerfen ließ, um die übermüthigen Seefahrer zu zügeln und ihre im Meer liegende Feſte zu zerſtören. Jetzt hat das Meer über den einmal gelegten Grund den Sand geſpült. Man reitet durch den Sand an einem alten Thurm vorüber und zieht ein in die Thore des uralten Tyrus, jener kühnen Beherrſcherin des Mittelmeeres im höchſten Alterthum. Aber wie iſt herabgeſunken von ihrem Thron die Meereskönigin, wie liegt im Staube ihre einſtige Herrlichkeit!

Einige ſchmutzige Gaſſen nahmen uns auf; nur eine Art Werder im Meere iſt Tyrus geworden, darauf man Fiſchgarne ausſpannt. Dies iſt die Inſel, die einſt mit Paläſten gefüllt war, deren Schiffe herüber und hinüber fuhren, „deren Kaufleute Fürſten waren, die Kronen ſpendete.“ Nur elende Schuppen, halb zerfallene Häuſer, Elend und Schmutz an allen Ecken, ſieht man auf der Stätte der einſtigen Seebeherrſcherin. „Nicht wird ſie fürder frohlocken die geſchändete Jungfrau, Tochter Sidons“ (Jeſ. 23, 12).

Wir ritten durch mehrere traurige Gaſſen und ſchlugen auf der Weſtſeite der Stadt, wo eine weitere Ebene ſich bot, unſer Lager auf. Schroffe, maleriſche Felſen ſtehen hier wie eine gewaltige Mauer unter uns und die Woge des Meeres rauſcht da heran. „Sieh, ich will

an dich Tyrus" rief Jehovah, „und führe heran wider dich zahlreiche Völker, wie heranführt das Meer seine Wogen (Ez. 26, 13).

Die Tochter Sidons, Tyrus, überflügelte die Mutterstadt, und schon tausend Jahre vor Chr. waren diese Wogen gefüllt mit den Tarsis-Schiffen; Tyrus war der Markt der Nationen. Der Reichthum machte die Einwohner hochmüthig, nur Gewinnsucht erfüllte sie. Die Naturkräfte verehrten sie und spotteten Jehovah's.

So kalt und finster Baal war, so düster war auch ihr Leben; Menschenhandel und Sittenlosigkeit herrschten in dieser Burg im Meere. Weithin an die Küsten des Mittelmeeres verpflanzte sie ihre Töchter. In Cypern, Cilicien, Creta, Carthago, Sicilien, Sardinien, Malta und Spanien (Tarteſſus) hatte der Welthandel dieser Stadt seine Lager, und weit über alle damals bekannten Meeresgrenzen zogen dahin ihre vollen Segel.*) Mit reichen Schätzen kehrten ihre Kiele heim, aber den Segen der Welt brachten sie nicht. Unermüdlich war das Treiben der Phönicier, Erwerb auf Erwerb zu häufen, doch zu Gott richteten sie nicht ihren Sinn. Die Feuerzungen der Propheten verklagten sie, aber sie wandelten fort in ihrer Thorheit. Deshalb hat der Herr jene Thüre der Völker zerbrochen, die Mauern sind zerstört, die Thürme abgebrochen, sie ist geworden zu einem nackten Felsen, auf dem man Netze trocknet. (Ez. 26, 5.) Wie ist in die Grube gesunken jene stolze Stadt, die da sprach, ich bin vollkommen an Schönheit! (Ez. 27, 4.)

*) Auch Bernstein und Zinn waren ihre Handelsartikel, was auf einen Handel bis zur Ostsee schließen läßt.

Schon Salmanaſſar bändigte Phönicien, doch widerſtand die Inſel Tyrus noch. Nebukadnezar ſtürmte an, Alt-Tyrus am Geſtade fiel, doch die Inſel Tyrus ſprach dem Wüthen des gewaltigen Chaldäers Hohn. (In den Jahren 585—72.)

Dennoch ſchwand die Blüthe von Tyrus, es ergab ſich den Perſern unter gelinden Bedingungen und ward wieder frei. Da zog Alexander heran, nichts konnte den kühnen Fuß ihm hemmen, wie mit Ketten ſchien Tyrus am Himmel gefeſſelt, für den der keine Flotte hatte. Sieben Monate widerſtand es dem gewaltigen Macedonier, doch der durchdämmte die ſchützende Woge der Feſte, und dahin ſank das Felſenſchloß im Meer, um nie wieder zu erſtehen. „Es ſtiegen von ihren Thronen herab alle Fürſten des Meeres, warfen ab ihre Mäntel und zogen aus die buntgewirkten Kleider, in Schrecken kleideten ſie ſich, auf der Erde ſaßen ſie und erhoben ihr Klagelied.“ (Ez. 26, 16.)

Zu jener Höhe der Seebeherrſcherin erhob ſich Tyrus nimmermehr.

Antigonus beugte noch einmal den Stolz von Tyrus. Es gehorchte den Seeuciden, und Auguſtus nahm ihr alle Macht.

Doch in jener Stadt, dem Sitze menſchlichen Hochmuths, fand Paulus Jünger für die Lehre der Demuth. Ap. Geſch. 21, 34.

Wohl erhob ſich Tyrus wieder ein wenig unter den Muhammedanern; die Kreuzesritter pflanzten 1124 hier ihr Panier auf.*) Doch ſeit 1291, als die Franken Ty-

*) An das Chriſtenthum erinnern uns in Tyrus noch die Trümmer einer großen Kathedrale, von der nur noch Trümmer

rus feig geräumt, ſank unter den Saracenen dieſe Stadt tiefer und tiefer bis zu ihrem jetzigen kläglichen Zuſtand.

Wir gingen am folgenden Morgen noch einmal an der Küſte entlang, wo bisweilen ein ebener großer Felſen, von den Wogen ganz überſpült, ſich vom Ufer aus weithin erſtreckte, durchſchritten dann den Markt, wo ein Feilſchen um die kleinſten Gegenſtände unſer Ohr ermüdete, und ritten ſo am Nordende der Stadt hinaus. Ein großer ſchöner Hafen lag hier, von kleinen arabiſchen Barken bevölkert. Einige Felſeninſeln liegen noch gen Norden in den Hafen hinein, und wir ſahen dort auf der Höhe des Hafens zwei engliſche Kauffahrer wohl getakelt, ihren dunklen Rumpf in der hellen Woge abſpiegelnd. Einige Seeleute von der Bemannung dieſer Briggs begrüßten uns und ſagten, daß ihre Schiffe die erſten großen Fahrzeuge wären, welche ſeit langer Zeit in dieſem einſt ſo weltberühmten Hafen eingefahren. Der engliſche Conſul in Tyrus hatte deshalb auch die Flagge gehißt. So begrüßte die Flagge der jetzigen Seehelden die in Staub geſunkene Thronenſpenderin. An der Nordſeite der Stadt, wo einſt der dicht bevölkerte Hafen den Tarſis-Schiffen, welche auf ihren Kielen die Saat des Nils, und die Schätze der Welt heimbrachten, ſichere Zuflucht gewährte, war über den Wellen auf Bogen eine Mauer gegründet, und

---

des öſtlichen und weſtlichen Theils ſich erheben. Ihre Länge mochte 250 und ihre Breite 150 Fuß ſein. Zwiſchen den Trümmern und den noch ſtehenden Mauertheilen des erhabenen, etwa im vierten Jahrhundert errichteten Prachtbaues, haben ſich die ſchmutzigen Hütten der jetzigen Bewohner wie Schwalbenneſter eingeniſtet. Kein Andenken haben die jetzigen Bewohner von der einſtigen Weihe dieſer Stätte. Vergl. Robinſon a. a. O. III. 673.

noch kann man einige traurige Reste der Richtung nach verfolgen, die einst die kühnen Seebeherrscher dem gewagten Bauwerk gaben.

Sidon.

Wir ritten um den Hafen von Tyrus herum, weiter nördlich in der phönicischen Ebene; die Gestade des Mittelmeeres wurden in kurzer Entfernung, etwa eine halbe Stunde vom Meere, durch Hügelreihen, die äußersten Vorläufer des Libanon begrenzt. Der Strand verleihet den Füßen der Thiere sicheren Weg. Wenn einst zur Zeit der Blüthe Phöniciens die Schaaren der Geschäftsleute hier entlang zogen, so kommen jetzt nur selten Reisende, ein Reitthier dem andern folgend, dieses Weges. Auch der Eingeborene sitzt auf dem bepackten Pferde oben auf, und bisweilen reitet eine verhüllte Frau in derselben Weise auf bepacktem Maulthier; wogegen hier und da ein berittener Soldat auf einem Pferd, kriegerisch mit der Flinte und dem Yatagan bewaffnet, den jetzt friedlichen Weg rascheren Schrittes durchmißt. Wie erstaunt waren wir daher, als wir nach der Durchschreitung des etwas tieferen und reißenderen Flusses Kasimijjeh, *) am Gestade wandernde Leute in etwas abgerissener fränkischer Tracht bemerkten, den Tornister auf dem Rücken, den dicken Knotenstock in der Hand, die Pfeifenspitze aus der Tasche hervorguckend und ein flaches, rundes Fläschchen, die Trostesspenderin, zur Seite. Alles wie bei uns. „These are

*) Robinson hält dies für einen Ausfluß des alten Leontes, a. a. O. III. 687.

germen", „das ſind Deutſche", riefen meine liebenswürdigen Begleiter, und ich konnte ſie nur getroſt deutſch anreden. Tuchmacher waren es, und kamen aus Berlin. Nur eine kurze Zeit konnte ich ihnen widmen, eine Spende gaben wir ihnen, einige Erfriſchungen und gut Glück auf die Reiſe. Manche Handwerker ziehen in dieſer Weiſe dieſe Straße in Reiſeluſt, aber auch wohl in Sehnſucht nach Jeruſalem. Aber gar Manche verlieren in den Drangſalen und Entbehrungen ihr beſſeres Theil. Den auf ihre Seele lauernden Mönchen fallen ſie oft wegen der Koſt einiger Wochen in die Hände, oft finden ſie ſtatt des Segens, den ſie ſuchen, nur den Fluch.

Den Weg zwiſchen Tyrus und Sidon durchmeſſen die Reitthiere bei ruhigem Schritt in acht Stunden. Nur bisweilen ſind Spuren der früheren Bevölkerung zu bemerken, ſo ſind im W. Abu el Aswad noch verfallene Brückenbogen zu ſehen.

Die phöniziſche Ebene, welche wir durchſchritten, und die ſich von dem großartigen Felſenpaß, der Leiter von Tyrus, bis eine Stunde nördlich von Sidon, zum Nahr el Auli erſtreckt, liegt jetzt verwüſtet, und nur hier und da iſt ein Fleckchen bebaut. Dieſe Ebene, von 10 bis 11 Stunden Länge und höchſtens einer halben Meile Breite, war der Mittelpunkt des einſt ſo gewaltigen phöniziſchen Staates. Sie barg jene großartigen Städte, die den Handel der Welt ſich unterwarfen. Auf dem kleinſten Grundbeſitz, eines etwa 25 Meilen langen und oft nur eine Meile breiten Küſtenſtriches, begründete das großartige Volk die Beherrſchung der See.

Nachdem wir vier Stunden geritten waren, traten

die Felſen mehr ans Geſtade, und wir bemerkten in dem Felſen eingehauene Grotten. Einige verworrene Steinhaufen und Brunnen bezeichnen die alte Ortslage Adlan.*)

Der Weg ging in der Ebene weiter, bis er ſich wieder an einem kleinen Stationshaus, Khan el Kudr genannt, vorüberzog. Nahe dabei liegen Trümmer, und in der Nähe auf einer Anhöhe, erfragte Robinſon ein Dorf Surafend, in welchem der genaue Forſcher die Namensform des mehr im Gebirge dem Meere zu liegenden Zarpath des alten und des Sarepta des neuen Teſtaments wiederfand. Da weilte Elia, der Mann Gottes, und nahm den Kummer von dem Herzen der treuen Mutter. (1 Kön. 17.)

Um Nachmittag ſtiegen unſere Pferde eine Anhöhe hinan, und als wir zur Höhe derſelben gelangt waren, ſahen wir in der Ferne vor uns am Geſtade, in einem Kreis gezogen, Sidon, die liebliche Mutter des das Meer bändigenden Tyrus.

Ein Hain, der die Mauer umgab, ſchien jene uralte Stadt wie mit einem jugendlichen Kranze zu umflechten. Auch die Felder rings um uns waren bebaut. Die Araber ſchrieen laut auf, „ha Saida“, und wir hielten ein Weilchen an, bis Mſs. Blaine mit Künſtlerhand den erſten Anblick von Sidon auf dem Blatte niederlegte. Leute vom Felde ſammelten ſich um uns, und ſtarrten ſtaunend dem entſtehenden Bilde zu. Wir erreichten in kurzer Zeit Sidon, und ſchlugen vor der Stadt, auf grüner Wieſe, dicht an einem lieblichen Hain unſer Lager auf. Grana-

*) Robinſon, a. a. O. III. 690., erinnert an die „tyriſche Höhle“, bei Wilhelm von Tyrus erwähnt, und an die Joſ. 13, 4. erwähnte Mearahöhle der Sidonier.

ten, Aprikoſen, Feigen, Orangen, Mandeln wachſen hier in kräftiger Friſche. Große Tamarisken und Cypreſſen, wie auch Maulbeerbäume, zieren das Land.

Sidon liegt auf dem N.W.-Abfall eines kleinen Vorſprungs, der nach S.W. ein wenig ins Meer hineinragt. Auf dem höchſten Punkte dieſes Vorſprungs liegt ein großer viereckiger Thurm, vielleicht vom frommen Ludwig erbaut, jetzt aber von den Kanonen der Türken beſetzt. Dieſer Thurm mag noch am beſten von den türkiſchen Feſtungen verſehen ſein, aber doch ſind die hölzernen Unterlagen der Kanonen faſt alle verfault. Ein niedriger, dem Geſtade parallel laufender Höhenzug im Meer bildete den alten Hafen, der aber jetzt nur noch Boote aufnehmen kann. Außerhalb, im Norden dieſer Felſenſchlucht, iſt noch mitten im Meer auf einem Felſen gegründet ein Kaſtell mit düſteren Mauern und Zinnen, dahin führt ein ſteinerner Brückendamm, der auf neun Bogen ruht, und ſomit den inneren und äußeren Hafen verbindet. Die Barken der arabiſchen Küſtenſchiffe ankern hier in langer Reihe. Es iſt hier einiges Treiben auf dem Steindamm, die Früchte der Gärten rings um Sidon werden von hier der ſyriſchen Küſte zugeführt. Nur geringen Binnenhandel treibt jetzt jene Stadt, die älteſte und einſt gewaltigſte Beherrſcherin der Wogen, die die Mutter jener Heldentochter Tyrus war, deren Kiele furchtlos die Woge zertheilten und die den Geſtaden mit Herrſchermund ihren Willen kund that.

Als wir vom Hafen zu unſeren Zelten zurückkehrten, mußten wir durch enge, krumme und ſchmutzige Gaſſen

wandeln, die da wiederhallten vom Geſchrei elender Krämer.

Sidon, die älteſte phöniciſche Stadt, deren Einwohner ſchon Homer die Kunſtgeübten nannte, theilte die Schickſale ihrer Heldentochter Tyrus, nur daß ſie nicht ſo kühn, wie das vom Meer rings umwogte Tyrus, Widerſtand zu leiſten wagte. Die Chaldäer, Perſer, Alexander der Große beſetzten nach einander die Stadt, doch hatte ſie auch die Wuth der Eroberer nicht gereizt und kam, nachdem ſyriſche und egyptiſche Regenten es beherrſcht, immer noch als eine reiche Stadt unter die römiſche Herrſchaft. Der Erlöſer wandelte in der Umgegend von Sidon, wo jenes kanaanäiſche Weib durch ihren großen Glauben das Leben ihrer Tochter rettete, (Matth. 15, 21); es fand auch das Chriſtenthum hier eine Stätte, wo Paulus von den Freunden gepflegt ward.

Als die begeiſterte Schaar der Kreuzfahrer das heilige Land einnahm, pflanzte nach mehrfacher Belagerung 1111 der König Balduin das chriſtliche Banner auf den Zinnen der alten Meereskönigin auf. Kaum 80 Jahre hindurch hegte die Heldin der Woge die Heldenſtämme des Weſtens, da knickte in der Schlacht von Hattin Saladin dieſe Heldenſtämme und Sidon fiel in ſeine Hand. Der ſchleifte die Feſte, welche einſt den Wogen geboten. Noch eine Weile rangen die Ritter mit den Saracenen an dem welthiſtoriſchen Strand. Die Chriſten bauten die Stadt wieder auf, doch während der fromme Held Ludwig IX. Damiette (1249) belagerte, hauſten wiederum an dieſer Stelle die wüthenden Saracenen, und Sidon ward noch einmal geſchleift. Wiederum begannen einige Jahre

ſpäter die Chriſten die Stadt zu erbauen, als noch einmal die Saracenen heranſtürmten und an 2000 Bewohner erſchlugen und 400 als Sclaven nach Damaskus führten. Ludwig IX., der fromme Held, faßte zwar noch einmal hier feſten Fuß, und umgab die Stadt mit gewaltigen Thürmen 1253, worauf wiederum die Heldenſchaar der Templer Sidon auf dreißig Jahre beſaß. Doch nach der furchtbaren Berennung und Zerſtörung von Acca durch Sultan el Aſchraf, wagten ſie nicht mehr den heranſtürmenden Saracenen die Stirn zu bieten, und verließen das Land, in dem ſie zur Ehre Chriſti ſo lange vergeblich gerungen.

Bei dem lieblichen Anblicke der Sidon rings umgebenden Haine, muß man an das blutige Schauſpiel denken, das hier beinahe zwei Jahrhunderte hindurch ſpielte, und bei dem fanatiſchen Kampfe dieſe Stätten mit dem Blute der Edlen tränkte.

Von den Hufen feindlicher Roſſe ſind die Straßen Sidons zerſtampft, und ſein Volk ward erwürgt; vom Getümmel der Reiter und Räder und Wagen erbebten die Mauern. O wie iſt doch geſunken die gewaltige Schöne am Meer!

„Erröthe Sidon; denn es ſpricht das Meer, des Meeres Feſte alſo: „Nicht kreiſte ich und nicht gebar ich, nicht zog ich Jünglinge groß und Jungfrauen auf.“ (Jeſ. 23, 4.)

Beirut.

Von Sidon bricht man früh auf; denn die Reiſe bis nach Beirut wird auf neun Stunden angegeben; zuerſt

ſieht man die Geſtade in einiger Ferne mit Gewächſen aller Art umgeben. Man kommt bald zu dem Bergſtrom nach dem Nahr el Auli, der ringsumwachſen von Feigen- und Maulbeerhainen und anderen Bäumen ſeine Welle dem Meere zutreibt. Hinter jenem Baumkranz, der das Geſtade in der Ferne umgiebt, ſieht man die höheren Spitzen des Libanon gebieteriſch ihr Haupt über die niedrigeren Vorläufer hinweg erheben. Der Strom bildet hier die Grenze der lieblichen Ebene von Sidon, nördlich davon nimmt die Gegend einen rauheren Charakter an.

Iſt man die erſte Anhöhe hinter dem Strom hinangeritten, ſchaut man rückwärts, da taucht in dem wohl bebauten, mit Baumſchatten gezeichneten Lande Saida feenartig aus dem Meere hervor, ſo daß der letzte Blick uns noch an den alten Glanz der kühnen Seefahrerin erinnert.

Ueber ſteile Gebirgsrücken klimmen dann die ſicheren Reitthiere hinweg. Man ſieht bisweilen dicht daneben in jäher Tiefe das Meer, und bei dem rauhen Pfad denkt man, wie wenn das Thier ſtürzte! aber man überlaſſe ſich nur ruhig dem gewandten Pferdchen, das wie eine Katze hinauf und herab zu klimmen gelernt hat.

In der türkiſchen Verwaltung exiſtirt wohl ſchwerlich ein Etat für Wegeverbeſſerung, und wo nicht die gewaltige Hand früherer Heldengeſchlechter das harte Geſtein ihrem Zwecke unterworfen, muß das Volk ſo gut es gerade geht, mit den Hinderniſſen der Natur ſich zu verſtändigen ſuchen. Es muß der Syrer ſeinem Pferd und ſeinem Maulthier überlaſſen, wie es ſchwerbeladen die ſteilen Gebirgspfade auf und ab klimmen möge. Mir ſagte

einſt ein hochgeſtellter Mann in Konſtantinopel, daß als einſt der Sultan dicht bei ſeiner Hauptſtadt ein bis zwei Meilen ebenen Landes zu einer fahrbaren Straße umgewandelt, er ſich bei dieſem gigantiſchen Unternehmen faſt dem Napoleon gleichgeſtellt, der die Straße über die Alpen geleitet, und den ſteilen Simplon überbaut hatte.

Der Pfad ging bergauf, bergab, und zwiſchen den Bergzügen ziehen größere aber ſandige Buchten in die rauhen Gebirge hinein. Hier und da finden ſich größere, einfache Gebäude, in denen der Reiſende ausruhen mag; denn dieſe Khan, Karavanſereien, bieten zwar Aufenthalt, doch wird erwartet, daß der Reiſende ſeine Lebensmittel ſelbſt mitbringe. Dieſe Khans ſind wenigſtens von einem Wirthe bewohnt, der Gelegenheit bietet, etwas zu kochen, während die, welche wir früher antrafen, zwar große aber ganz leerſtehende Gebäude waren.

Gegen Mittag, als wir einen Bergpfad herabgeſtiegen, rauſchte ein reiſſender Bergſtrom zu unſeren Füßen; es iſt dies der Nahr ed Damur, der Tamyris der Alten, der einſt bei jenem blutigen Kampfe des Antiochus gegen die Truppen des Ptolemäus unter dem Feldherrn Nicolaus (218 vor Chriſto) ſeine Wellen mit Blut färbte. Jenſeits dieſes Bergſtromes zieht der Weg noch einige Zeit am Geſtade entlang.

Von Khan Khalda ab verläßt der Reiſende das Geſtade. Das Land drängt hier in einem Dreieck, auf deſſen Nordoſtſeite Beirut liegt, ſich in's Meer hinein. Die Wellen überfüllen hier die Geſtade mit Sand, und immer mehr treibt der Wind dieſe öde Decke über die be-

bauten Lande. Der Huf der Pferde war bei jedem Schritt mit Sand überdeckt.

Eine trockene Einsenkung, W. esch Schuweifât, zeigte uns das matte Grün der Oliven wieder. Von hier aus erstreckt sich ein dichter Olivenhain von S. nach N., gleichsam wie Vorkämpfer der Bildung gegen die anstürmenden, Alles verhüllenden Sandwogen.

Nachdem wir noch zwei Stunden den Sandweg, der links und rechts bisweilen von Maulbeerbäumen umgeben war, entlang geritten, befanden wir uns in einem stattlichen Hain von Fichten, und ich glaubte mich plötzlich in die Gegenden Deutschlands versetzt. Sobald wir den Hain durchritten hatten, lag vor uns, rings vom Meer umgeben, die Handelsstadt Beirut. Die bläuliche Woge, das frische Grün der Maulbeerbäume, und die weißlichen Mauern der Stadt, erfreuten uns mit wohlthätigem Eindruck. Die Stadt liegt rings um den Hafen, auf dessen gepflasterten Steinrand ein reges Leben beim Aus- und Einladen der Schiffe stattfand. Am Hafen steht das englische Hotel, in dem meine geehrten Reisegefährten nach langem Weilen unter dem Zelte, in bequemen Zimmern sich von den Mühen der Reise erholen konnten. Der gastfreie Konsul Weber nahm mich dagegen freundlich in einem Landhause außerhalb der Stadt auf.

Gar oft weilten wir hier auf dem platten Dache in traulichen deutschen Gesprächen. Vor uns lag die Stadt und auf den bläulichen Wogen schaukelten große Schiffe, ihre feinen Raen hoch erhebend; das war das Treiben des jetzigen Lebens; rings um uns lagen mit frischen

Maulbeerbäumen bepflanzt und von gewaltigem Cactus umzäunt die Gärten und Landhäuser terraſſenförmig über einander. Doch hinter uns ſchauten wir den Berg hinauf. Eine gigantiſche weißliche Mauer bildet das Gebirg, von jähen Schluchten wild durchklüftet. Das iſt jener weiße Berg, den Hebräern ein Sinnbild der allmächtigen Gewalt des Herrn. Mitten unter den Bildern vom Handel und Treiben der jetzigen Welt werden wir wieder an das jüdiſche Alterthum erinnert. Die betriebſamen Menſchen haben in unzähligen Dörfern ſich hier in dem wilden Geſtein angebaut und bringen durch die Bildung von Terraſſen dem Steinboden die Früchte ab.

Ausflug von Beirut nach Damaskus.

Nach wenigen Tagen der Ruhe ſtanden wiederum die Reitthiere reiſefertig vor den Thüren und alsbald ging es öſtlich zur Stadt hinaus. Der direkte Weg zwiſchen Beirut und Damaskus wird in zwanzig Stunden durchmeſſen. Die treuen Thiere beginnen bald vor der Stadt den erſten ſteilen Berg hinanzuklimmen, ihre Füße in die Stapfen im rauhen Kalkſtein ſetzend. Ganze Züge von reiſenden Kaufleuten auf ſchönen Pferden, in feinen Gewändern, ziehen dieſe ſteile Felſenleiter auf und nieder, und ganze Karavanen laſttragender Eſel beleben den öden Felſenpfad. Wo das Gebirge einige Spannen Landes im Felſenſchooß birgt, wächſt der Maulbeerbaum, in gerader Linie gepflanzt, und in kurzen Zwiſchenräumen ſteht ein

einfaches, größeres Haus mit offenem Schuppen, um den Reiſenden Schutz zu gewähren.

Nach ſechs Stunden mühevollen Hinanklimmens machten wir hinter einem Bergeszuge Halt. Wir waren hier auf der erſten Höhe des gewaltigen Gebirges; unter uns lagen im erhabendſten Farbenſpiel die niedrigeren Höhenzüge der Vorberge und das düſtere Felſenſchauſpiel ward begrenzt von der klaren Meeresfläche. Staunend erwarteten wir hier, daß der Goldpurpur der ſcheidenden Sonne die weite Fläche durchglühte und das Felſentheater unter uns mit den verſchiedenſten Farben malte.

Von Neuem mußten den folgenden Morgen die Pferde auf- und abklimmen, bis nach drei Stunden eine grünende, weite Ebene vor uns lag, von den funkelnden Thautropfen erfriſcht. Mitten zwiſchen den rauhen Gebirgszügen des Libanon hat die Natur dieſe liebliche, weite Ebene gebildet zu einer freundlichen Heimath der Menſchen mitten im wilden Felſenſchooß. In drei Stunden durchmißt man in ſüdöſtlicher Richtung die Ebene; hier und da zieht man bei einem Khan vorüber, in deren Nähe die von ihrer Bürde befreiten Laſtthiere weiden, auch hat ſich hier und da ein Bächlein klaren Waſſers in dem grünen weiten Felſenthale gebildet.

Doch darauf befindet man ſich wieder im Geſtein, der Pfad wird öde und rauh, nur bisweilen iſt an einem Gebirgsbogen ein wenig Grün vom Waſſer einer Quelle erfriſcht. An dieſem Tage waren wir mit unſeren Pferden den bepackten Maulthieren vorangeeilt, ſchon dunkelte es, als wir Halt machten, und vergebens warteten wir lange, ob nicht bald unſer Gepäck nachkommen würde.

In der rauhen Hohlgaſſe der Felſen war allmählich dichte Finſterniß, es war Grund zu fürchten, daß die Maulthiertreiber uns nicht bis hierher nachgefolgt wären.

Eine kleine Bucht in der Felſenwand ward mit den Pferdedecken alsbald zu einem Lager für Mſs. Blaine bereitet, ihr Gemahl und ich hielten auf einem Felſenvorſprung vor dieſer Bucht, in unſere Beduinen-Mäntel eingehüllt, die Wache. Dennoch war unſere Lage eine ſchwierige; denn ein großer Zug von Laſtthieren und Treibern wollte ebenfalls hier raſten, und die rauhen Syrer wurden unwillig, daß die Ungläubigen ſich das beſte Plätzchen erwählt; ſchon kam es zum Wortſtreit. Glücklicherweiſe erſchien noch am ſpäten Abend der Koch mit dem Gepäck; raſch ward, trotz der Finſterniß, das Lager aufgeſchlagen, und Ruhe folgte den ſorgenvollen Stunden.

Als am folgenden Tage der Morgen die Felſenſchlucht, in der die Zelte ſtanden, erhellte, trugen auch ſchon die treuen Pferde ihre Reiter, und die bepackten Maulthiere gingen friſchen Muthes ihren Weg. Mühevoll war immer noch einige Stunden der Weg, rings um uns war noch ödes Geſtein; der Schnee der Höhen war kaum von den Hufen der Pferde getrocknet, da öffnete ſich plötzlich der Gebirgsrand, wir glaubten, ein Feenſchleier ſei plötzlich vor unſeren Augen zerriſſen; denn vor uns lag, ſo weit das Auge reichte, eine dunkel grünende unabſehbare blühende Ebene des Haurân, gleichſam in ewige Frühlingspracht gekleidet. In der ſchönſten Beleuchtung malen ſich die Zinnen, die hohen Minaret, die vom Gartenlaub rings umkränzten platten Dächer einer

höchſt romantiſchen Stadt. Damaskus, der Schönheitsapfel des Oſtens, liegt vor uns, um deſſen Beſitz die drei Geſchwiſter, Europa, Aſia und Afrika, ſich viele Jahrhunderte geſtritten. Schön iſt der Kontraſt der hellen Mauern der Stadt mit ihren zum Himmel emporſtrebenden Minaret gegen den dunkel grünenden Grasteppich. Doch, was das Bild noch mehr belebt, iſt der ſtürmende Steppenſtrom Barada, welcher eine hellglänzende Schlangenlinie durch die Fluren dahinzieht.

Damaskus.

Je mehr man der Steppenkönigin Damaskus naht, deſto mehr entfaltet ſie ihre Reize; denn an dem Wege liegen rechts und links große Gärten von friſchem Waſſer durchrieſelt, und gewaltige Fruchtbäume aller Art beweiſen die Kraft des Bodens.

Sobald man aber die Stadt betreten hat, zeigt ſich rings um uns ein höchſt lebendiges Treiben. Die langen Reihen der Baſare ziehen ſich unabſehbar entlang, und in den zu beiden Seiten aufgeſchlagenen Läden ſieht man die mit Gold und Silber durchwebten Seidenſtoffe, die golddurchwirkten Mäntel, die einſt ſo weit berühmten damaſcener Säbel. Man ſtaunt rechts und ſtaunt links; denn die Schätze des Oſtens und des Weſtens ſcheinen ſich hier zu begegnen. Ein anderer Laden iſt ganz mit Kattunen gefüllt, die auf den erſten Blick ihr Vaterland, England oder die Schweiz, verraten. In grellen Farben und Streifen ziehen ſie die Augen Aller an. Da kommt der Beduine geritten auf edlem, ächtarabiſchen

Roß, er hat den weiten golddurchwirkten Mantel um, ein blendend ſchönes, mit Gold und Silber geziertes Tuch iſt um ſein Haupt gewunden; er ſtaunt mit verwunderten Augen hier auf die bunten weit hergekommenen Stoffe. Er lehnt die Lanze an den Laden und fragt nach dem Preis. Die Stoffe ſind alle ſehr billig; doch blenden ſie auf den erſten Augenblick. Der wilde durch die Ebene ſtürmende Reiter der Steppen kauft, kauft engliſche Kattune, nicht ahnend, welches Urſprungs ſie ſein mögen, und jagt damit hin in ſeine Heimath. Mit den Fabrikaten Mancheſters oder Liverpools werden die Weiber und Kinder auf der weiten Steppe umkleidet.

Von den Baſaren aus leitet ein düſtrer, weiter Eingang zu einer großen, hochgewölbten, domartigen Halle, die mit Gallerieen verſehen iſt. Das Licht fällt von oben, und der Fußboden iſt mit Quadern ausgelegt. Hier lagern die noch bepackten ſtarken Steppen-Kameele, und dabei ſtehen, nur in eine Decke gehüllt, ihre Führer. Das iſt ein Khan, würdig der großen Handelsſtadt zwiſchen Oſt und Weſt.

Faſt iſt das Auge ſchon ermüdet von dem bunten Treiben auf dem Baſar; der Jude, der Grieche, der Muslim, der Levantiner, alle in ihrer orientaliſchen Tracht, wogen da auf und nieder; alle ſind verſchieden in Kleidung, Sitte und Religion, aber alle ſind gleich darin, daß ſie im Handel lügen und den Lügen mißtrauen. Die Unredlichkeit im orientaliſchen Handel tritt hier auf den erſten Blick Allen entgegen.

Endlich halten die Führer an einem unſcheinbaren Hauſe an, und man ſteigt im Gaſthofe ab. Ein dunkler

Flur führt in einen offenen, mit Quadern gepflasterten Hof, in dessen Mitte ein Bassin mit Goldfischen sich befindet. Immer frisches Wasser sprudelt hier aus der Röhre in das Bassin, um bei der Hitze Kühlung zu verbreiten. Eine offene Halle gewährt kühlen Schatten, und rings um den Hof liegen die Zimmer.

Damaskus ist noch die Stadt wahrer orientalischer Pracht; das zeigt jedes Haus mehr oder weniger. Besonders aber trat uns dies bei einem Besuche bei dem englischen Consul Wood hervor. Man trat hier in einen weiten Hof, mit Marmor ringsum gepflastert. Große Blumenbeete mit Marmorblöcken berändert zeigten in bunter Ordnung allen Blumenschmelz, den das liebliche Klima hier hervorruft. Fontainen sprangen in denselben und kleine Bassins flimmerten von Goldfischen. In einer der lieblichen orientalischen Hallen, die ringsum das kleine Paradies umgaben, bemerkte man eine wohlgebaute, orientalisch gekleidete Dame, aus vergoldeter Rauchflasche durch die mit Diamanten besetzte Bernsteinspitze den Rauch ziehend. An die Schilderungen der tausend und einen Nacht ward man erinnert. Wir wurden in einen herrlichen Salon mit sprudelnden Fontainen geführt, ganz mit Marmor war derselbe ausgelegt und mit orientalischer Pracht ringsum ausgeschmückt. Die occidentalische Gesellschaft befand sich unter der Herrlichkeit des Orients sehr wohl.

Das englische Konsulat in Damaskus ist von großer Wichtigkeit, zunächst für den Handel, da die meisten Bewohner der weiten Steppen jenseits Damaskus in englische Stoffe, d. i. den so gewöhnlichen Shirting, sich kleiden; dann aber wird auch von Damaskus aus ein großer

Pferdehandel eingeleitet, da die arabiſchen Pferde den von England ausgeſandten Kavallerie-Regimentern in Indien ihren Rücken leihen müſſen. In großen weiten Schiffen werden die in den Steppen aufgewachſenen und erſtarkten Roſſe über den perſiſchen Golf nach Indien gefahren.

Der preußiſche Konſul, Dr. Wetzſtein, hatte die Güte, einen kleinen Ritt durch und um die Stadt vorzuſchlagen und die Geſellſchaft ſelbſt zu begleiten. Einige engliſche Kapitaine der oſtindiſchen Kompagnie ſchloſſen ſich an. Dieſe Kapitaine hielten ſich zu ihrer Erholung in Damaskus auf, da ſie, ſo lange ſie Aſien nicht verlaſſen, ihren ganzen Sold erhalten.

So romantiſch uns Damaskus von fern her erſcheint, ſo einfach und unintereſſant zeigt es ſich in den weniger belebten Gaſſen. Jedoch fehlt es auch hier nicht an Abwechſelung, der reiche Türke mit ſeinen ſchwarzen Sklaven, der Perſer mit ſeiner Pyramidalmütze, der wilde, kühne Araber, der feige Grieche, der ſchlaue Armenier, der verachtete Jude, Alles geht hier durcheinander, Alle an ihrer Kleidung und ihrem Benehmen kenntlich.

Die Stadt theilt ſich in das muhammedaniſche Viertel, das chriſtliche und das jüdiſche. Im erſten findet man die Straßen breiter und reiner. In ihrer Mitte iſt ein beſonderer Weg für die Reitthiere, doch auch hier ſieht man nichts als kahle Wände. Die aus Holz geſchnitzten Fenſter nach vorn heraus ſind hier ſelten. Im Juden- und Chriſten-Viertel aber herrſcht mehr Armuth und Schmutz. Wandert ein Muslim hier durch, ſieht man ſeinem Gange die Verachtung ſchon an. Hier kann man ſich fürwahr nicht an den Ausdruck der türkiſchen Schrift-

ſteller erinnern, die Damaskus das Gefieder der Paradieſes-Pfauen nennen. Das Bild des Elends zu vollenden, liegt bisweilen ein todtes Thier auf der Straße, und eine Schaar ſchmutziger, gieriger Hunde übernehmen das Geſchäft, die Straße davon zu reinigen.

Durch überwölbte Gaſſen, in denen die Pferde geſchickt über das unebene Pflaſter klettern, ritten wir hindurch. An einigen Häuſern hielten wir an, und beſahen uns die höchſt bequem eingerichteten Wohnungen einiger reichen Juden. Oben an der Wand waren Läden gezogen, an denen viel ächtes blaues Porcellan aufgeſtellt war. Große Höfe leiteten zu anderen Gemächern; denn in dem weiten Hauſe wohnten meiſt viele Familien. Die Eltern mit den verheiratheten Kindern wohnen hier beiſammen, doch ſo daß jede Familie ihre beſondere Abtheilung in dem weiten Hauſe hatte.

Die vermögenden Juden finden in Damaskus, als dem Sitz eines Paſchaliks, reiche Erndte, die Pforte verlangt, wie oben erwähnt iſt, für einen Diſtrikt ſo und ſo viel Geld; der, welcher dieſes Geld der Regierung zu geben verſpricht, erhält das Paſchalik. Die Verwaltung iſt ein reines Geldgeſchäft, ähnlich, wie dies bei den Generalpächtern vor der erſten franzöſiſchen Revolution der Fall war. Der Jude lebt im Orient rein vom Wucher. So dienen ſie auch in Damaskus als Mittel der Obrigkeit, zur Erlangung des Geldes. Alle Ortſchaften ſind der Regierung längſt verſchuldet. Der reiche Jude ſchießt zur Zeit der Steuern dieſelben vor, und treibt nachher die Schuld auf jede kluge Weiſe ein. Natürlich bleiben die Ortſchaften immer in der Schuld; denn man leiht in Damaskus zu

2 bis 3 pCt. pro Monat. Daß der Ruin des Landes dadurch wie eine Lawine wächst, ist klar. Dem reichen Schuldherrn muß ganz besonders daran liegen, unter dem Schutze eines anerkannten Konsulats zu stehn, da sie dadurch auf der einen Seite ihre Reichthümer gegen die Türken schützen, und auf der anderen Seite die Diener des Konsulats zur Eintreibung ihrer Wucherschuld verwenden können. Es ist zu bedauern, daß diese Mißbräuche vielfacher Art vorkommen.

Wir wandten uns hierauf dem östlichen Thore der Stadt zu; hier wird in der Nähe des Thores das Haus des Ananias gezeigt, mit einer Felsenhöhle, die jetzt eine katholische Kapelle ist. Das östliche Thor ist ein altes römisches mit drei Eingängen. Es ist stark und fest, wie fast alle Spuren der Römerherrschaft.

Man zeigt dem Wandrer, der südlich von hier aus der Mauer folgt, bei einem jetzt zugemauerten Thore ein Fenster, aus dem einst die Christen den bekehrten Saulus im Korbe herabließen, auch zeigt man ihm nicht weit davon, wenn er über eine kleine Brücke geritten, nahe an dem jetzigen Kirchhofe der Juden, die Stelle der Bekehrung.

In der weiten, grünen Ebene vor uns, die von vielen Flüßchen durchschnitten war, sprengten Einige unserer Begleitung auf ächtarabischen Pferden dahin, oft durch ein Bächlein hindurch, daß das aufspritzende Wasser Roß und Reiter bedeckte. Das kühne Spiel dieser Steppe bot einen eigenen Gegensatz gegen die anmuthigen Baumgärten, die vom Wasser durchrieselt sind und von Oliven-, Maulbeer- und großen Aprikosen-Bäumen strotzten. Wie kräftig der Boden hier ist, beweist eine gewaltige Pla-

tane von 35 Fuß Umfang, die mitten in einer Straße von Damaskus steht. Gigantische Nußbäume in den Gärten erinnern oft an die Heimath. Das paradiesduftende Dimischk umgab uns ringsum, vor dessen Schönheit Muhammed gebangt haben soll, da der Mensch nur ein Paradies haben solle, und die Engel ihre Fittige über diese Stadt gebreitet hätten. Das südliche, d. i. Gottes Thor (Bab allah), leitete uns in einen geraden Basar, der wohl eine Stunde lang sich dahinzog und an die grade Straße (Ap. Gesch. 9, 11.) erinnert.

Damaskus hat recht eigentlich den Charakter der orientalischen Stadt bewahrt. Die Werkstätten der Gewerke liegen dicht an einander, und besonders sind die so berühmten Goldschmiede, Perlen- und Juwelen-Händler alle in einer großen Halle beisammen.

Damaskus ist eine fanatisch muhammedanische Stadt, und nur unwillig und gezwungen duldet man die Christen. Dazu kommt, daß die billigen Fabrikwaaren, mit denen England und die Schweiz diese Stadt überschütten, den einheimischen und mit der Hand arbeitenden Handwerkern den Verdienst gar sehr kürzen. Die Greuelthaten in Aleppo haben seitdem bewiesen, wie sehr die christlichen Obrigkeiten bedacht sein müssen, ihre Rechte in diesen Theilen Syriens zu behaupten. Es steht den Fremdlingen nicht frei, hier, wie in Cairo und Constantinopel, die Moscheen zu besuchen. Die große Moschee der Omajjaden, die wohl 550 Fuß lang und 150 Fuß breit ist, darf man nur von ferne anschauen. Ueberall flammt hier das Auge der Muhammedaner, wenn sie mit Christen verkeh-

ren, in Haß, und das iſt die Stätte, in der Paulus ſeine große Wirkſamkeit begann.

Dennoch wurden auch wir in dieſer Stadt am Sonntag, an jene erſten Tage der Heilsverkündigung erinnert. Ein nordamerikaniſcher Miſſionär hielt hier in ſeinem Hauſe Gottesdienſt. Die Frau und Kinder und einige Anhänger des Proteſtantismus vereinigten ſich hier in Innigkeit. Ein Kapitel der Bibel ward verleſen, und darauf hielt der Hausvater eine eindringende chriſtliche Anſprache. Die nordamerikaniſchen Miſſionäre, die ohne alles Formenweſen Chriſto dienen, entwickeln in dem ganzen Norden Syriens, bei ihrer Einfachheit und Liebe, eine höchſt ſegensreiche Wirkſamkeit.

Nach einem Aufenthalt von vier Tagen in dieſer Stadt orientaliſcher Pracht, ſtanden die Pferde reiſefertig vor dem Hotel. Derſelbe Weg, auf dem wir gekommen, leitete uns von Damaskus fort. Als wir aber nach es Salihijjeh gekommen, wo der Weg in's Gebirg uns die feenartige Schönheit von Damaskus verhüllen ſollte, hielten wir noch einmal längere Zeit an. Immer noch haftete der Blick wie feſtgebannt an dieſer Stadt, rings vom Dunkelgrün umgeben. Ihrer Schönheit ſieht man es ſchwer an, daß ſie eine der älteſten Städte der Welt ſei.

Schon in der Geſchichte Abraham's ſpielt dieſe Stadt eine Rolle (1. Moſ. 14., 15. 15., 2.) Und von dieſer Hauptſtadt Syriens erſtanden vielfach die Streiter gegen Iſrael. Der Heldenkraft des David mußte (2 Sam. 8., 6, 7.) ſie ſich beugen, doch nicht lange trug ſie das Joch; ſie blieb die gefährliche Nachbarin der Juden, bis Tiglatpileſar, der mächtige Aſſyrer, heranzog, und es

unterwarf. Da ward die herrliche Stadt ein Trümmerhaufen, und die ſtolzen Bewohner wurden als Knechte davongeführt. Wieder erſtand die geſunkene Stadt, doch erhob ſie ihr mächtiges Haupt nicht mehr in derſelben Weiſe. Die nach einander in der alten Geſchichte erſtehenden Heldenvölker, die Babylonier, Perſer, Griechen und Römer bändigten die mächtige und ſchöne Stadt. Als der Sturm von Süden nahte, und die kühnen Horden der Wüſte zum Feuereifer entbrannt waren, zogen die Befehlshaber Abu Ubeidah und der rauhe Krieger Chalid, auf Abu Bekr's Geheiß, gegen Damaskus heran. Von beiden Seiten ward geſtürmt, und während man Abu Ubeidah das eine Thor eröffnete, bahnte ſich Chalid durch das andere ſchon mit bluttriefendem Schwerte den Weg.

Damaskus ward jetzt die Hauptſtätte des neuen Glaubens, bis nach 130 Jahren Bagdad in ſeinem Feenglanze Damaskus überſtrahlte. Nach dem Fall der Abaſſiden hatten die Fatimiden in Egypten die Herrſchaft über Damaskus, bis die Söhne der Steppen, die Türken, im zwölften Jahrhundert Damaskus beſetzten.

Die Tartaren ließen im funfzehnten Jahrhundert wiederum die Straßen dieſer herrlichen Stadt von Blut trieſen.

Seit der Herrſchaft der Türken erhebt Damaskus wieder ſein Haupt als Sitz eines Paſchaliks, und leidet mit die Schickſale Syriens. Mehemed Ali erwarb es den egyptiſchen Herrſchern, doch mit Ibrahim Paſchas Rückzug ward Damaskus wieder den Türken untergeben. Jetzt iſt der Reichthum von Damaskus ſehr im Hinſchwinden; denn der ferne Weſten überfluthet auch dieſe Stadt mit ſeinen Produkten. Die weſtliche Induſtrie bereitet mit ih-

ren Fortſchritten auch der weſtlichen Bildung, hier im Herzen des Oſtens, eine Stätte. Es iſt nicht zu leugnen, daß die chriſtliche Bildung, die einſt von Oſten auszog, neugeſtärkt einſt wiederkehren werde, in jene Stätten, die dieſelbe vergeſſen und verachtet haben.

Der Antilibanon.

Der Weg, den wir einſchlugen, war zunächſt rauh und öde, bergauf und bergab klimmten die ſicheren Pferde, und oft erfreute uns die ſtürmende Welle des Bergſtroms Barada. Eine Brücke leitete uns beim Dörfchen Dummar herüber, und unſer Felſenpfad ward immer romantiſcher. Der Nußbaum, die Maulbeerbäume und die Pappel beſchatten bisweilen die reißende Woge, und jedes Fleckchen Landes, das in den Einbuchtungen der Berge liegt, iſt bebaut. Bei el Fidſcheh ſchlugen wir an einem Bergabhang die Zelte auf.

Dies iſt eine höchſt romantiſche Gegend; unter einem großen Felſen, der auf ſeiner Oberfläche ganz eben iſt, ſtürmt weißlich ſchäumend in gewaltigem Drange der Strom Fidſcheh hervor, und beſpritzt mit weißem Schaum die in ſeinem Bett liegenden dunkeln Felſen. Brüllend ſtürmt der Fluß aus dem Felſen hervor und in pfeilſchnellem, rauſchendem Lauf vollendet er ſein kurzes, aber ſtürmiſches Leben; denn einige hundert Schritte weiter ſtürzt ſeine brauſende Woge in den Barada. Den Barada nennen die Araber hier den weißen, aber den rings von dichtem Gebüſch umgebenen Fidſcheh den ſchwarzen Fluß. Man ſieht, wenn man nicht weit den Bergpfad entlang

geht, eine grünende Ebene vom Waſſerpfad umſchlungen, mit gewaltigen Bäumen, wie Pappeln und Nußbäumen, beſetzt. Das Abendglühn malte dies friedliche Paradies mit zauberiſchem Glanze vor uns, während der toſende Unmuth der gebrochenen Woge noch das Ohr durchdröhnte.

Den Felſen ſind lateiniſche Inſchriften eingegraben. Man ſieht hier in der Nähe bei Suk el Barada die Reſte einer großartigen Waſſerleitung, von der die Führer ſagen, daß ſie nach Palmyra hin die klare Welle leitete. Eine Spitzbogenbrücke leitet über den Strom und Felſengräber waren den Todten im Geſtein bereitet. Auch auf den Theilen der gewaltigen römiſchen Straße, die den Felſen abgerungen iſt, geht noch heute der Huf der Pferde. Den ſiegreichen Adlern ſeiner Legionen entſprechend, hat der Römer es verſtanden, die ſtarren Felſen ſich dienſtbar zu machen.*) Bisweilen hat der alle Frühjahre mit Gewalt anſtürmende Strom eine jähe Kluft geriſſen.

Immer ſteiler zog ſich jetzt der Pfad in die Berge hinauf. Doch hatten am Barada, der zu unſeren Füßen, eines Gebirgsſtroms würdig rauſchte, viele Dörfer ſich gebildet, deren Bewohner jedes Stück Landes eifrig beſtellen. Von ez Zebedani aus geht es die rauhen Berge hinauf, man erklimmt den Kamm des Antilibanon und befindet ſich auf der grünenden Hochebene, welche den Rücken des Libanon entlang zieht und von rauhen Bergen auf beiden Seiten eingeſchloſſen iſt. Die Araber zeigen hier ein

*) Vergl. Lepſius Briefe S. 389, die Inſchrift; Wilsons Lands of the bible II. 374.

muhammedaniſches Grab, das ſie ihrem Stammvater Seth zutheilen, und den Ort Nebbi Schit nennen.

Baalbek.

Dieſe Ebene ritten wir den folgenden Tag entlang, da erhoben ſich vor uns die erhabenen Wände einer Ruinenſtadt, doch über ſie hinweg leuchtete uns eine Reihe von ſechs gigantiſchen, erhabenen Säulen entgegen.

Rings um dieſe gewaltigen Erſcheinungen liegen erbärmliche Hütten und rings herum ſind zerſtreute Säulen, Trümmer und Blöcke in trauriger Verwüſtung. Auf den grünen Wieſen rings um die Ruinen hatten Arnauten ſich gelagert, und ihre weidenden Roſſe begrüßten mit hellem Gewieher unſere Reitthiere. Die Trümmer der berühmten Sonnenſtadt Heliopolis lagen vor uns, und der gewaltige Sonnentempel erhebt ſich noch zum Staunen der Nachwelt in der grünen Matte. Wir ritten in den Tempel ein und ſchlugen hier auf dem rings von den Tempelmauern umgebenen grünen Boden das Lager auf. Die Diener und Treiber ängſtigten ſich nicht wenig; denn in dem Sitz der früheren heidniſchen Pracht niſtet jetzt vielfach eine ſchwarze, in Syrien ſehr häufige Schlange. Dicht bei unſeren Zelten eilte ein ſolches widerliches Thier bei unſerer Annäherung in ſeinen Schlupfwinkel unter dem Felſen.

So widerlich auch dieſe Nachbarſchaft uns war, ſo zogen wir es doch vor, hier zu bleiben, da die jetzigen Bewohner von Baalbek und die dort jetzt lagernde unordentliche

Reiterei uns eine größere Vorsicht in Betreff unseres Gepäckes geboten.

Die weite Ausdehnung der Tempelruinen lassen uns über die Großartigkeit erstaunen, aber der Architekturstil erscheint schwer und überladen.

Man reitet durch eine Säulenhalle, die aber von Thürmen aus arabischer Zeit verunstaltet ist, ein in den ersten Hof, der ein Sechseck bildet, und ringsumher an den Mauern sieht man, wie in einer Gallerie, Nischen an den Seiten mit Säulen verziert, die Bedachung derselben ist aber den Zeiten gewichen. Ein zweiter großer, viereckiger Hof folgt, dessen Mauern gen Norden eine besondere Höhe erreichten. Hier sind gigantische Steinblöcke eingefügt, einige von 69 englische Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 13 Fuß Tiefe. Ringsherum zieren Nischen mit rohen Säulen diesen Hof, in dessen Mitte einst der gewaltige Sonnentempel stand. Nur sechs Säulen, in majestätischer Höhe (70 Fuß hoch) erheben sich noch in einer Reihe, um an die Großartigkeit des früheren Baues zu erinnern. Je aus drei Stücken gefügt, sind sie oben mit einem Architrav überdeckt. Ihre Farbe ist eine golden gelbliche geworden; kräftig kühn in die Luft sich erhebend, sind sie ein Sinnbild des kühnen römischen Charakters.

Ergreifend spiegelten sich an diesen Säulen gegen Abend die Sonnenstrahlen wie an den goldfarbigen Marksteinen geschwundener Heldenkraft; die paar einzelnstehenden Säulen flößen, während ringsumher die Trümmer ihrer Genossen liegen, tiefe Wehmuth über das Hinsinken der Heldenstämme dem Wanderer ein.

Der kleine Tempel, welcher gen Südweſten vor den Trümmern des großen ſteht, iſt dagegen noch ziemlich erhalten. Der Bau iſt viereckig. Säulen umgeben ihn ringsum, die ein eleganter Architrav bedeckt. Dreißig Säulen ſtanden an jeder Seite und acht bildeten die Front; gen Oſten hatte die Façade ein breites Thor. Dieſer Tempel wird dem Caracalla zugeſchrieben.

Lange war Heliopolis die Stätte heidniſcher Verehrung geweſen; hier ſtand der gewaltige Sonnentempel des Zeus. Wahrſcheinlich war dieſer Gottesdienſt erſt einem anderen phöniziſchen Cultus gefolgt, worauf der Name Baalbek führt. Da weihte Conſtantin oder Theodoſius dieſe Stätte zum Sitz chriſtlicher Gottesverehrung.

Doch nicht lange blieb ſie eine ſo geweihte Stadt; denn die Muhammedaner verwandelten die Kirche zu einer Stätte des Krieges, und die rohen Mauern mit Thürmen zwiſchen den Säulen beweiſen vielfach, daß der Ort, dem man früher mit heiliger Scheu ſich nahte, ſpäter dem blutigen Kampfe zur Heimath diente.

Libanon.

Schon während der Wanderer in Baalbek weilt und rings herum um die Mauern ſchweift, ſchaut ſein Auge oft gen Nordweſten, da wo das Gebirg mit feinen, weißen Streifen gezeichnet iſt; denn jenen Abhang ſoll er hinan, um ein Bild ſich zu machen von dem Gebirg, deſſen Cedernſtämme durch die hebräiſche Dichtung verherrlicht, in der ganzen Welt berühmt ſind.

Den folgenden Tag, es war der vierte Juni, lenkten wir unſere Pferde jenem Abhange zu. Gen Nordoſten führte unſer Weg und nach vier Stunden hielten wir in einem traurigen Dorfe Deir el achmar, das rothe Kloſter genannt, an. Die Erde hatte hier wirklich eine röthliche Farbe, und während wir das Zelt aufſchlugen, umgaben uns ringsum die Männer, Weiber und Kinder des Dorfes. Die meiſt in Lumpen gehüllten Geſtalten, die finſteren, umhüllten Geſichter, machten gerade keinen wohlthätigen Eindruck auf uns; doch leiſteten ſie hülfreichen Beiſtand, und mancher nahte ſich zutraulicher, da viele Chriſten hier im Dorfe ſind.

Am anderen Morgen war früh Alles beſchäftigt; denn dies war der ermüdendſte Tag der Reiſe. Gleich hinter dem Dorfe begann der ſteile Weg, welcher ſich zunächſt durch dicht bewachſene Berge hindurch zog. Die Schlucht, der wir zuerſt folgten, verlaſſend, klimmten die Maulthiere und Pferde mühſam den ſteilen Berg hinan; doch war dieſer noch dicht bewachſen. Aber bald hörte die Vegetation auf; ein kahler Felſenrücken bot ſich uns dar, der in ſeinen Riſſen noch ganz mit Schnee angefüllt war. Dieſen Rücken ſchräg hinan zu klimmen, war unſere Aufgabe. Durch den in den Riſſen des Gebirges liegenden Schnee waren die Spuren früherer Reiſenden ſichtbar, denen unſere Treiber folgten. Bis an die Knie ſanken die armen Thiere oft ein; unter der aufgebürdeten Laſt konnten oft die Maulthiere ſich im Schnee nicht wieder erheben, ſie wurden abgepackt und von den Leuten ihre Laſt über die Schneeſtellen herübergetragen.

An den Abhängen der Berge aber klimmten ſie ſicheren Hufes hinan.

Schon nahten wir dem Gipfel, aber noch einmal mußten wir eine Schneeſchlucht paſſiren. Als wir aber mit Mühe dieſe überſchritten, eilten wir raſcher dem Kamme zu, und hemmten wie gebannt die Hufe der Pferde; denn der Abhang des Libanon, eine romantiſche Gebirgsgegend, lag vor uns. Eine tiefe Schlucht zog ſich dahin, doch kräftige Stämme ſtrebten an den Thalwänden entlang. Rings·herum zog ſich in weiten Bogen das grünende Gebirge, von Bergwaſſer durchſtrömt, und dicht unter uns am Gebirge lag ein dunkelgrünes Wäldchen, welches vor Allem ſich auszeichnete. Das ſind die Reſte jener gewaltigen Vegetation, das ſind die gerade empor ſtrebenden Cedern, ſchlank und erhaben ſind ſie ein Bild jugendlicher Kraft im Bereiche der Pflanzenwelt. Nicht weit von dieſem Dunkelgrün waren noch Schneelinien im Gebirg gezogen, ſo daß durch den Gegenſatz das ernſte Dunkelgrün recht hervortrat.

In zwei Stunden ſtiegen wir von den Pferden, um unter dem Schatten der Cedern einige Zeit zu weilen. Aus dem Erdenſchoß erheben ſich ſenkrecht dieſe Stämme gewaltig hoch mit ihrem kühnen Wipfel, und die ſenkrecht von ihm ausgebreiteten Aeſte, von denen die kleineren Zweige, mit dem Dunkelgrün bekleidet, ausgehn, gewähren das Bild majeſtätiſcher Pracht und jugendlicher Kraft. „Der Gerechte grünet wie die Palme, wächſt wie eine Ceder auf dem Libanon.“

Einige ältere Stämme gewähren ein ehrwürdiges Anſehn, und mancher der Stämme breitet nur noch matt

vom gespaltenen Stamm seine Aeste aus. In der Mitte des kleinen Cedernhains liegt eine kleine Kapelle der Maroniten. Der Boden war mit Gras bekleidet, und wir lagen nieder, indem rings um uns Heerden weideten, und bei dem dunklen Grün der Cedern erinnerten wir uns vielfach an die Tannenwälder der Heimath.

Herrlich und gewaltig schön muß einst der Libanon gewesen sein, als seine Berge ganz bedeckt waren mit dieser majestätischen Baumpracht. Jetzt sind etwa nur noch dreihundert Stämme hier übrig und wenige alte darunter. Die Stürme hausen oft in dem Wäldchen und große Aeste waren vor Kurzem herabgebrochen, so daß unser Kaffee mit Cedernholz gekocht ward. Mit dem Falle des Landes sank auch die großartige Vegetation. Der Baum, welcher in ältester Zeit seine Stämme den kühnen Seefahrern lieferte, dessen Holz später als ein besonderer Schmuck den heiligen Tempel zierte, steht nur noch in geringer Zahl und beklagt den Fall des Landes, zu dessen Zierde und Seemacht er vielfach seine Stämme hergegeben hatte. „Aber Jehovah's Stimme zerschmettert Cedern, Jehovah zerschmettert die Cedern Libanons."

Nach einigen Stunden Aufenthaltes ritten wir an den Bogen entlang, die die Gebirge hier oft bilden. Unter uns lag die tiefe Schlucht, die ein Bergstrom, hier Bscherreh genannt, durchbraust. Das Glühen der Abendsonne erleuchtete die dunkelgrüne Vegetation in der tiefen Felsenschlucht mit prächtigen Farben, eine der lieblichen höchstromantischen Alpenlandschaften lag vor uns. Es war schon sehr spät, als wir nach der anstrengenden Tagereise in Ehden die Zelte aufschlugen. Ein Theil un-

feres Gepäcks, das voraufgesandt war, war angefallen worden, doch hatten die Nachfolgenden die Angreifer mit leichter Mühe zerstreut. In den Felsen lauern oft einige Drusen, die durch Raub sich bereichern wollen.

Ehden ist ein Dörfchen, seines Namens würdig. In dem romantischen Gebirgsrand liegend gewährt es, von starken Bäumen beschattet, einen lieblichen Aufenthalt, und oben auf dem Berge lag eine kleine Kapelle. In dieser lag eine aufgeschlagene syrische Bibel, die in Rom gedruckte, der Vulgata entsprechende Ausgabe. Als ich in derselben ein wenig las, kam der Priester. In der Unterhaltung sagte er mir, daß die Kirche im Libanon viel von den rohen Drusen, die den Religionseifer zum Deckmantel ihrer Raubsucht nehmen, zu leiden hätte. Die Maroniten erkennen den Papst an. Meine Frage, ob er verheirathet sei, bejahte er. Dann bist du kein wahrer katholischer Priester, erwiderte ich ihm; doch behauptete er, daß die Priester der Maroniten hierfür von Rom aus die Absolution hätten.

Die Bewohner Ehdens schienen uns brave, liebe Leute zu sein, und wo nur im Gebirge ein Eckchen Land sich zeigte, war es sorgsam bebaut.

Der Pfad von Ehden nach Terablus zog sich noch längere Zeit durch die höchstromantischen Gebirge hin, bis wir an den letzten Kamm des Libanon gelangt waren. In dem weißlichen Kalkstein ging in Windungen nun der Weg hinunter, so steil, daß wir es vorzogen, zu Fuß zu gehn, da der Rücken der Pferde ganz schräg war. Als wir aber den Pfad hinabgestiegen waren, durchritten wir Gärten, die mit wohlgereihten Maulbeerbäumen ge-

ſchmückt waren. Der Strom, welcher aus dem Libanon hervoreilt, dort Bſcherreh und in der Ebene Kadiſcha heißend, bewäſſert vielfach das Land. Viehheerden weideten auf den grünen Flächen und die ganze Landſchaft gewährte den Blick friedlichen Segens.

Geſtade von Tripolis nach Beirut.

Bald waren wir vor den ziemlich feſten Thoren der Stadt Tripolis, arabiſch Terablus, an deren Nordweſt-Seite wir auf einer Anhöhe die Zelte aufſchlugen. Tripolis iſt jetzt ein Haupthandelsplatz an dieſer Küſte; Seide, Schwämme, Wachs, werden von hier ausgeführt, wogegen wir in den Baſars engliſche Kattune vielfach eingeführt fanden. Mſs. Blaine kaufte ſich hier in Tripolis für ihre Zeichnungen engliſche Kattune, da dieſelben zwar in England gemacht werden, aber erſt im Orient zum Verkauf kommen.

Die Häuſer ſind reinlich weiß und die Straßen wohl gepflaſtert und reinlich. Der Hafen von Tripolis liegt etwa eine Viertelſtunde von der Stadt, er heißt el Mina, iſt klein, doch durch fünf Thürme befeſtigt. Von unſerem Lager aus, das auf einer Anhöhe lag, hatten wir gen Weſten den Blick über die blaue, anmuthige Fläche des Meeres, gen Oſten ſchauten wir auf die liebliche weiße Stadt, die von einer Feſte überwacht wird. Das friſche Anſehn der Stadt verrieth gar wenig ihr Alter, worauf ihr Name Dreiſtadt uns hinweiſt, da wir durch Diodo-

rus Siculus, Plinius und Strabo erfahren, daß ſie von den drei alten phöniziſchen Städten, Arad, Sidon und Tyrus gegründet ward, und hier die Senate der Städte zuſammenkamen, um über die gemeinſamen Angelegenheiten zu berathen. Gen Süden von uns lag ein mit Bäumen vielfach überſchatteter Kirchhof.

Nordamerikaniſche Miſſionare, wie auch der engliſche Konſul, welcher zugleich der preußiſche war, beſuchten uns und nahmen unſern Gegenbeſuch an. Im Hauſe des Konſuls ſahen wir, mein engliſcher Reiſegefährte und ich, unſere Staatswappen dicht nebeneinander. Wir konnten nicht umhin, dies als ein Sinnbild unſeres freundſchaftlichen Einverſtändniſſes zu betrachten, das wir nun auf einer Reiſe von beinahe vier Monden bei allen Schwierigkeiten derſelben ſtets erhalten.

Der Weg zwiſchen Tripolis und Beirut am Geſtade entlang, wurde von uns in aller Ruhe durchmeſſen. Wir lagerten am erſten Tage nach einem Ritte von fünf Stunden vor dem Vorgebirge Ras en Nûrijeh, dem Lichtvorgebirge, welches ſeine Felſen weit in's Meer hineinſtreckt. Dies Vorgebirge gilt als das von Strabo erwähnte theoū prosōpon, d. i. das Antlitz Gottes.

Man verläßt hier das Geſtade, indem man in einer Felsſchlucht das Gebirge durchſchneidet. Inmitten dieſes Paſſes iſt auf einem einzelnſtehenden Felſen eine Burg, die uns vielfach an die Ritterburgen in den heimathlichen Gebirgen erinnerte. Sie bewacht den Felſenpaß, wäre aber ganz unhaltbar, da die angrenzenden nahen Gebirge höher ſind. Der Felſenpaß führt an das Ufer, an dem vielfach einzelne Dörfer liegen. Unter dieſen iſt

auch jetzt el Batrun, einst eine bekannte große Stadt, Botrys.

Ueberall bei den Dörfern sind Gärten mit Maulbeerbäumen, und überall hörten wir das schnurrende Rad der Seidenspinner. Trotz seines offenbaren Elends spinnt in Syrien jeder Bauer Seide. Die Cocons werden im heißen Wasser gesotten, der Faden auf ein großes, sich drehendes Rad geleitet und unter der Mitte desselben liegen heiße Kohlen, die Fäden durch ihre Glut zu wärmen.

In Dschubail, dem alten Byblos, macht der Wanderer gewöhnlich Halt; denn manche Trümmer von rosa und grauen Säulen erinnern an das Alter dieser Stadt. Ein moderner Khan ist noch heute auf solche Denksteine des Alterthums gestützt. Auch sieht man einen sehr alten Thurm, welcher vielleicht noch theilweise den Phöniziern zugeschrieben werden muß. Wir werden an die Worte des Propheten Ezechel hier erinnert, der die Herrlichkeit von Tyrus schildert, 27, 9.: „Die Aeltesten Gebals und ihre Kundigen waren in dir, um deine Risse auszubessern, alle Schiffe des Meeres und alle Seeleute waren in dir, um deine Waaren einzutauschen."

Das Gestade südlich von Dschubail behält ganz denselben Charakter; wir durchritten auf unseren Pferden den kleinen Bergstrom Nahr Ibrahim, der früher mit dem Namen des Adonis geehrt war, und verfolgten wiederum das Gestade, das hier und da durch die näher herantretenden Felsen rauher ward. Da bogen wir endlich in eine in den Felsen gehauene Straße ein, die sich an dem Gestade eines reißenden Bergstroms kunstgerecht

entlang zog. Eine Brücke führt über den Strom, und auf der anderen Seite geht die in den Fels eingehauene Felsenstraße weiter. Eine Tafel in der Felswand verherrlicht den Gründer des Weges, den Kaiser Antoninus Pius.

Während unten am Felsen der römische Kaiser dem Stein seinen Namen eingeprägt hat, erblicken wir oben in einer Felsenwand Spuren anderer älterer Völker. Die verwitterten Züge lassen noch das Bildniß eines Mannes mit spitzer Mitra erkennen, und ringsherum sind die räthselhaften Schriften in Keilen dem Steine eingegraben, auch unten am Felsen jenseits der Brücke den Strom hinauf, sind zwei solcher verwitterten Tafeln. Die Gelehrten, welche jetzt mit gründlichem Scharfsinn den dunklen Schleier enthüllen, der die Jahrtausende hindurch das Leben der persischen und assyrisch-babylonischen Stämme deckte, und die schon in Bisitun und am Euphrat wichtige Documente der Geschichte aufgedeckt haben, unterwerfen auch diese Steintafeln ihrer Prüfung.

Der Charakter der Schrift auf diesen Tafeln stimmt im Wesentlichen zu der späteren assyrischen Keilschrift,*)

*) Ueber die verschiedenen Gattungen der Keilschriften hat am besten Rawlinson gesprochen (Journal of the Royal Asiat. Socioty of Great Britain and Irland, vol. X. Lond. 1847, Seite 12—52.), der selbst eine höchst bedeutende Stelle in der Entzifferungsgeschichte derselben bezeichnet. Nach seiner Darstellung ordnen sich die Systeme in drei Hauptgruppen: eine babylonisch-assyrische, eine medisch-scythische und eine eigentlich persische. Die erste Gattung findet sich auf den babylonischen Backsteinen und Cylindern, in assyrischen Inschriften besonders der Ruinen des alten Ninive, dann am See Van, auf den noch nicht hinlänglich bekannten Denkmälern von Elymais, welche Layard besucht hat; endlich als die dritte in den Reihen der dreisprachigen Inschriften der Achä-

und man kann mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß den Feldzügen der Aſſyrer gegen die Juden dieſe Inſchriften ihre Entſtehung verdanken. Sie ſind alſo Denkſteine von jenem Volk, das zur Schickſalsruthe ward in der Hand des Herrn und das heranwogte wie das Toben des Meeres. Wir mußten hier an die hochpoetiſche Schilderung der Schlacht im Propheten Nahum denken. „Schall der Peitſche und Schall des Raſſelns der Räder, jagende Roſſe und hüpfende Wagen. Reiter im Anzug und Schwertes Flamme und Speeres Blitz und Menge Erſchlagener, Haufen Todter. Kein Ende der Leichen". Vgl. Nahum 3, 2, 3. —

Hat man die Felſenſtraße um die Mündung des

---

meniden. Sie iſt in ſich nicht ſo gleichförmig, ſondern zeigt wieder drei Hauptnüancen: das eigentliche Babyloniſche (welches ſich wieder in zwei Unterabtheilungen zerlegen läßt), das Aſſyriſche, (ein älteres und ein jüngeres), endlich das Elymaiſche, zu dem ſich der Charakter der Inſchriften vom See Van ſtellt. Dieſe Gattung zeigt ſo viele Gruppen, daß in ihr eine umfangreiche Silben-, ſogar Wortſchrift vorauszuſetzen iſt. Ihre Entzifferung hat Rawlinſon begonnen, und auch Grotefend hin und wieder verſucht. Die zweite Gattung iſt die rein ſyllabariſche mediſch-ſcythiſche, die zweite Reihe in den dreiſprachiſchen Achämenideninſchriften. Trotzdem, daß Weſtergaard, de Saulcy und Holtzmann mancherlei, ſogar ſcheinbar Alles für ihre Entzifferung gethan haben, ſo iſt man doch noch nicht einmal über den eigentlichen Charakter der Sprache, welche ſie reden, im Klaren. Endlich die einfachſte Gattung iſt die, welche in den achämenidiſchen Inſchriften von Perſepolis beſonders und von Biſitun die erſte Stelle einnimmt: ſie ſteht auf der äußerſten Grenze der Silbenſchrift und iſt faſt vollſtändig Lautſchrift geworden. Ihre Sprache iſt das dem Zend noch verwandte ſogenannte Altperſiſch, und durch Laſſen's, Holtzmann's und beſonders Rawlinſon's Bemühungen ganz entziffert.

Bergſtroms, den die Römer Lycus nannten, die Araber aber mit dem Namen Nahr el Kelb „Hundeſtrom" beehren, überſchritten, ſo eilen die das Ziel der Reiſe ahnenden Pferde an dem Strand entlang, und in etwa zwei Stunden ſteigen wir ab von den treuen Thieren, die ſechs Wochen hindurch uns ſicher getragen hatten. Die Reiſe iſt vollendet, die Mühen ſind überſtanden und die Sorgen, die uns manchmal bedrängten, ſind vergeſſen.

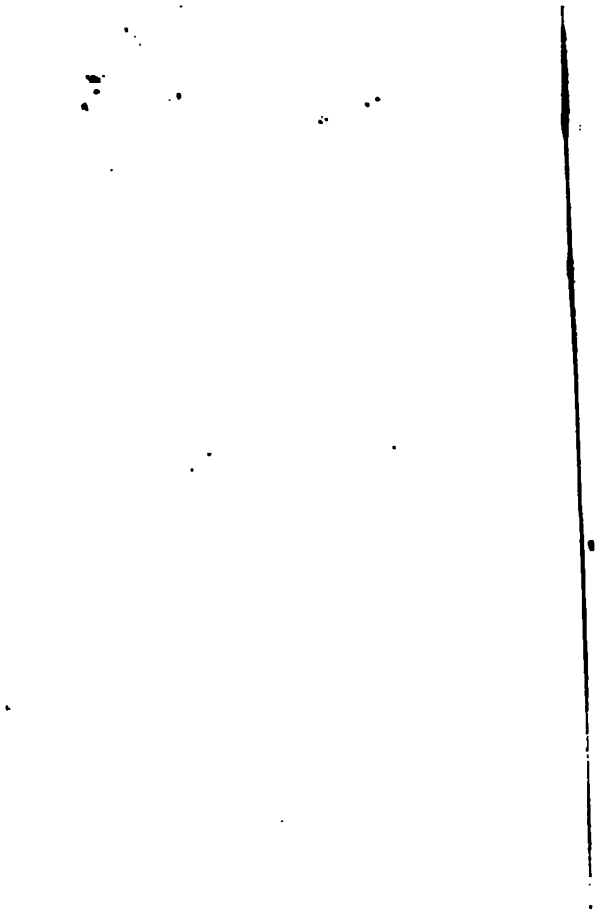
Wir ſcheiden vom gelobten Lande, in welchem wir mehrere Monde geweilt. Oft traten uns die Bilder der heiligen Schrift mit lebendigen Farben entgegen, und ſo ſchön und herrlich dieſes Land einſt war, eben ſo wüſt und geſunken erſchien es uns jetzt. Aber jene Entwickelung des Gemüthes und Geiſtes, welche dieſes kleine Land in ſeinem Schooß gehegt, wird immer wieder mit neuer Kraft erſtehn, und Glück und Heil der Welt verleihen.

Völker vergehen, Menſchengebilde ſtürzen zuſammen, aber die Liebe des Herrn währet ewig!

Schon liegt im Hafen das rauchende Dampfſchiff, das uns davon trägt, die lieblichen Geſtade Klein-Aſiens entlang, da wo aus dem Nebelſchleier der See die Gebirgsinſeln Rieſengleich hervorſteigen. An Rhodos, der Meeresfeſte, eilen wir vorüber bis nach Smyrna, der lieblichen Stadt, die vom Grün rings umkränzt und durchbrochen, an den Bergen des Geſtades ſich hinaufzieht.

Wiederum tragen die raſtloſen Schaufeln durch die enge, von Feuerſchlünden beſetzte Waſſerſtraße der Dardanellen den Wanderer. Noch ſchaut er hin auf die dunkeln Nebel, da zertheilt der frühe Sonnenſtrahl wie

ein goldner Zauberſtab die Wolken und vor ihm liegt die Sultanenſtadt in feenartiger Pracht; ſie erſcheint wie der Diamant unter den Städten.

Von neuem zieht durch die Fluthen das ſchnaufende Dampfſchiff und nach zwei Tagen umgeben ihn ringsum die begrünten, welthiſtoriſchen Berge, welche Athen, die ſchöne Mutter der klaſſiſchen Bildung, umſchließen. Vom Iſthmus, an dem die Erbin der Heldenſtadt Corinth am Berge hinaufklimmt, trägt ein neues Dampfſchiff den Heimkehrenden hin nach Trieſt, der Stadt, in dem der Deutſche mit dem Italiener ſich verbindet, und weiter bringt der Poſtwagen oder das eilende Dampfrad den Reiſenden in die geliebte Heimath.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.